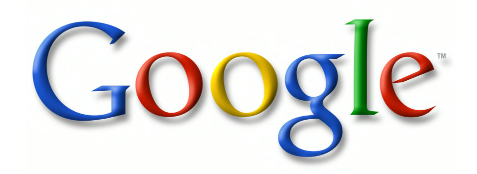
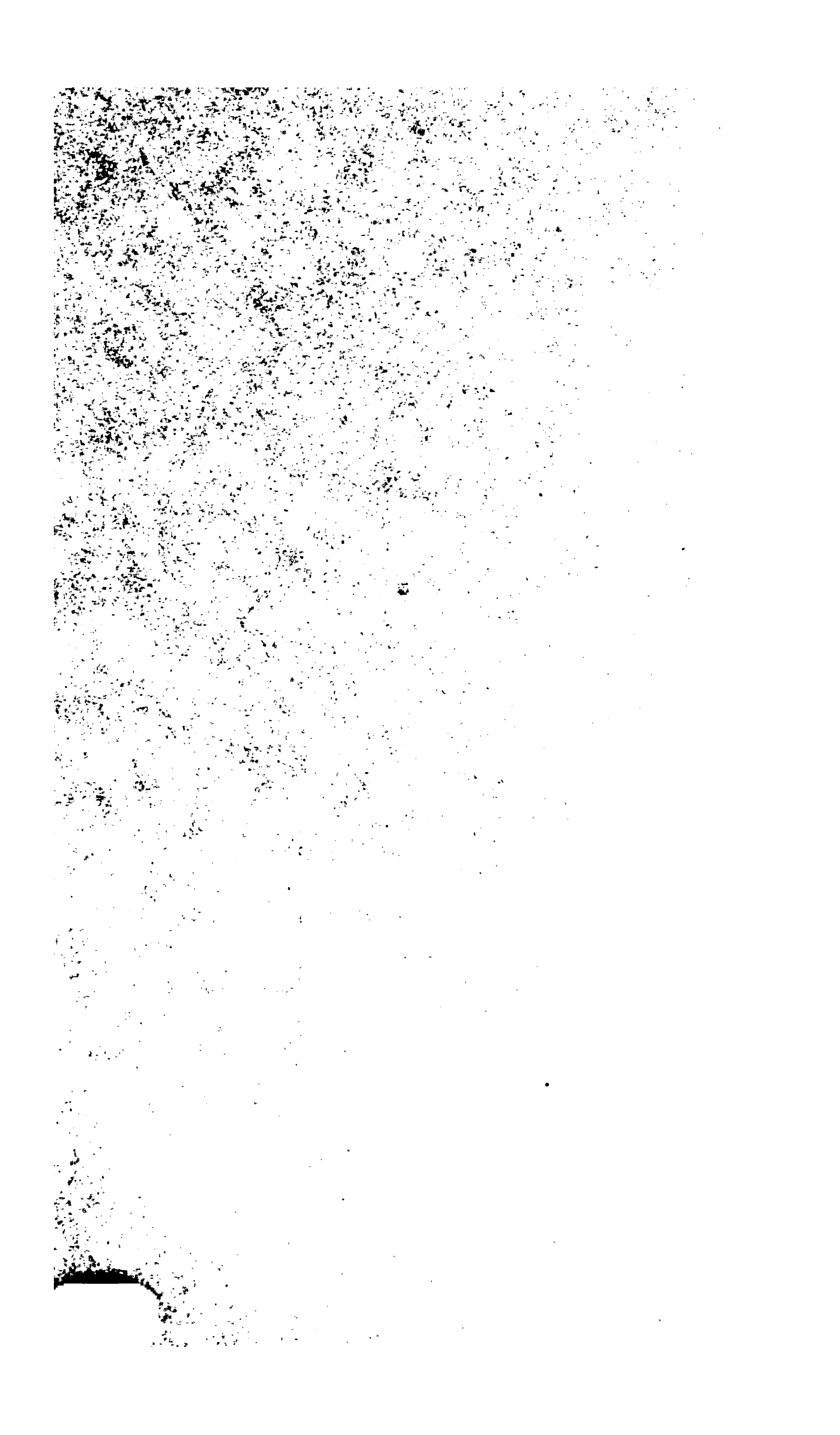



3 3433 07493500 2



George Bancroft







Geschichte

des

geistigen Lebens in Deutschland

von Leibnitz bis auf Lessing's Tod

1681—1781.

Von

Julian Schmidt.

Zweiter Band.

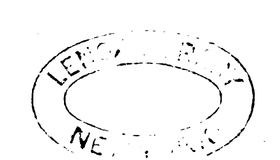
Von Klopstock bis auf Lessing's Tod.

1750—1781.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1864.



Inhalt.

Seite

Der siebenjährige Krieg.

Der Friede.

Geschichte

des

geistigen Lebens in Deutschland

von Leibnitz bis auf Lessing's Tod

1681—1781.

Von

Julian Schmidt.

Zweiter Band.

Von Klopstock bis auf Lessing's Tod.

1750—1781.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1863.



An

August Koberstein.



Dies Buch widme ich Ihnen, nicht blos aus herzlicher Freundschaft und Achtung, sondern weil es mir Freude macht zu zeigen, daß wir in dem wichtigen Theil der Geschichte, den wir beide behandeln, wenn auch auf verschiedenem Wege, in Eintracht demselben Ziel zugehn.

Ueber diesen Weg nur ein Paar Worte.

Gervinus hat für die Literaturgeschichte das große Verdienst, gestützt auf eine seltene Gelehrsamkeit, die bisherigen Urtheile des Publicums einer strengen Revision unterworfen und die Neigung zum Urtheilen geweckt und befruchtet zu haben. Daß er mitunter zuviel voraussetzte, daß er voraussetzte, Bücher, die er eben selbst zum Behuf seines Werkes gelesen, seien dem Publicum bekannt, läßt sich aus seiner Tendenz erklären und völlig entschuldigen.

Aber die Wirkungen blieben nicht aus: die Virtuosität im Urtheil überwucherte die Neigung sich zu belehren, und die Urtheile von Gervinus gingen bald als geprägte Münzen um.

Dadurch ließen sich die späteren Literaturhistoriker verleiten, sich billigend oder mißbilligend, ergänzend, berichtigend auf diese Urtheile zu beziehen, und bei ihrem Publicum ebenso die Kenntniß des Werkes von Gervinus vorauszusetzen, wie Gervinus die Kenntniß der von ihm besprochenen Bücher vorausgesetzt hatte.

Ich selbst bekenne mich schuldig, und es scheint mir, als ob spätere Historiker es mit meinen Urtheilen ebenso gemacht haben, wie mit den Urtheilen von Gervinus. Wenn das so fortgeht, so bildet sich zuletzt ein Dunstkreis von fertigem Raisonnement, der die ursprünglichen Thatsachen mehr verhüllt als zeichnet.

In diesem Bande habe ich den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: ich habe mich bemüht, wie es der politische Historiker thut, ein wirkliches Bild von dem, was vorgefallen ist, zu geben. Das Urtheil wird sich ja wohl aus den Thatsachen selbst herausstellen.

Ueber die Einwebung des biographischen Elements in das eigentlich literarische habe ich mich schon in der Vorrede zum ersten Band ausgesprochen.

Leben Sie wohl, und setzen Sie Ihre segensreiche Wirksamkeit in alter Weise fort!

Berlin, 16. October 1863.

Julian Schmidt.

Einleitung.



Die Bildung nimmt in Deutschland einen durchaus andern Verlauf als in Frankreich, Spanien oder England. In diesen Ländern zieht ein starkes Königthum, gestützt auf einen kriegerischen aber allmälig dem Hofdienst unterworfenen Adel, alle lebendigen Kräfte des Volks an sich: die Wissenschaft wird von Staatswegen geordnet, die Künste, Poesie, Theater, Malerei arbeiten für den Hof, der Geschmack des Hofes ist entscheidend für den Geschmack der Nation, außerhalb seiner Lebensinteressen giebt es keine andern im Volk, er ist das ideale Publicum zugleich und der Gegenstand aller Kunst. Die Bildung wird in Uniform gesteckt, aber sie gewinnt auch einen reichen Inhalt, und die Schöpfungen jener Periode geben der Nachwelt das Bild eines großen historischen Niederschlags. Als das Bedürfniß der Freiheit erwacht, übernimmt der frondirende Adel die Führung, und er ist es auch, durch den die hervorragenden Köpfe des Bürgerstandes in die nationale Bewegung hineingezogen werden.

Im Einzelnen weicht freilich die Geschichte der drei Nationen sehr von einander ab. In Spanien hat sich mit dem Zeitalter des Murillo und Calderon die nationale Kraft vorläufig ganz ausgegeben. Es ist kein Bürgerthum vorhanden, das an die Stelle des verkommenen Adels zu treten vermöchte. Dagegen ist der Bürgerstand in England nie ganz unterdrückt gewesen; durch den Protestantismus angeregt, macht er sich selbst unter dem glänzenden Hof Elisabeth's geltend, und als die liederliche Hofpoesie der Restauration eintritt, hat er bereits eine große Geschichte und ein starkes Selbstgefühl. Aber seine Bildung und sein Geschmack ist im Ganzen doch durch Elisabeth und selbst die Stuarts erzogen worden.

In Deutschland dagegen war die Fürstengewalt nach dem großen Kriege zu einer Mischung von Rohheit und Ohnmacht herabgesunken, die sie dem

nationalen Leben völlig entfremdete. Die Träger dieses Lebens waren die Facultäten und Consistorien gewesen, bis der Bürgerstand in Masse sich erhob, um eine eigene Sitte, einen eigenen Geschmack, ein eigenes Denkgesetz sich zu gewinnen. Männer der verschiedensten Richtung, Spener, Thomasius, Wolff und Gottsched, hatten unbewußt nach dem nämlichen Ziel hingearbeitet. Zuerst hatten sie das gemeine Gefühl und den gemeinen Verstand von dem Joch der Facultäten und Consistorien zu befreien gesucht; aber schnell hatten sie, wie es beim Bürgerthum überhaupt zu geschehen pflegt, die conservative Seite hervorgekehrt, sie hatten ihre Ueberzeugungen nach Regel und System festgestellt, sich der Facultäten bemächtigt und die Nation in Schule genommen. Der gebildete Mittelstand war in der That zu einer Art gleichförmiger Bildung gelangt, die nur den Fehler hatte, unendlich arm und nüchtern zu sein. Die Höfe kümmerten sich um diese Bildung gar nicht, sie blieben ihren ausländischen Vergnügungen und Interessen getreu, und die Gefahr, die der aufkeimenden Literatur drohte, daß der neue König von Preußen sich ihrer annehmen und ihren naturgemäßen Gang stören würde, ging schnell vorüber: Friedrich war bereits zu alt, um noch deutsch zu lernen, er bezog seine literarischen Bedürfnisse ausschließlich aus Frankreich.

So war denn die deutsche Bildung mit ihrem Fortschritt auf sich selbst angewiesen. Mühsam und unbeholfen, unter zahlreichen Fehlgriffen, mußte sie sich aneignen, was den andern Nationen als ein Geschenk bescheert wurde; und ein halbes Jahrhundert lang hat sie die Spuren ihres ersten Ursprungs nicht ganz verwischen können. Auch ihren höchsten Leistungen merkt man an, daß sie nicht aus einem großen öffentlichen Leben, sondern aus kleinbürgerlichen und kleinstaatlichen Verhältnissen, aus kleinbürgerlichen und kleinstaatlichen Begriffen entsprangen; daß sie ihr Gesetz und ihre Ideale nicht aus der Beobachtung der Wirklichkeit nahm, sondern sie fremden Mustern entlehnte.

Aber dieser mühsame Umweg gab dem gesammten Volk Gelegenheit, all' seine Triebe und Kräfte in einer Fülle zu entfalten, wie es bei einer centralisirten Literatur niemals möglich gewesen sein würde, und wenn bei andern Ländern das ganze geistige Leben sich in einer Hauptstadt zusammenzieht, so traten bei uns alle Theile des Vaterlandes, einer nach dem andern, in den Vordergrund. In einem gewissen Sinn hat die deutsche Literatur das Höchste geleistet, was je einer Literatur beschieden war: sie hat das Bewußtsein des Vaterlandes und das Gefühl der nationalen Gemeinschaft, von dem sie in der Wirklichkeit wenig vorfand, wenn nicht geschaffen, doch zu seinem reinsten Ausdruck gebracht. Wenn neuerdings die Politik und nicht mit Unrecht sich darüber beklagt, noch immer unter den Nachwehen dieses literarischen Ursprungs

zu leiden, so darf sie nicht vergessen, daß sie ohne diese Beihilfe der Literatur wahrscheinlich noch lange in die ärmlichsten Interessen verstrickt geblieben wäre.

Der Umweg von der bisherigen bürgerlichen Sitte zum größern nationalen Leben war allerdings groß. Denn die Literatur begann damit, das bestehende Band zu zerreißen und den Einzelnen zu isoliren. Wie die Reformatoren von 1687, so begannen auch die Reformatoren von 1750 mit einem allgemeinen Krieg gegen die Regel: in diesem Punkt waren Lessing und Klopstock ebenso einig als früher Thomasius und die Pietisten. Um Leben und Kraft zu gewinnen, mußte zunächst die Freiheit gerettet werden. Aus dem Innern sollte der neue Lebensgehalt gefunden werden, es war die innere Welt und zwar das Eigenste derselben, die Empfindung, was das neue Zeitalter auf sein Panier schrieb.

Selten steht zwischen zwei Perioden ein so bestimmter Markstein als bei uns das Jahr 1750. In dem Messias tritt die Signatur der neuen Zeit bereits mit dem vollsten Selbstgefühl und unendlicher Siegesgewißheit gegen die alte Sitte und die alten Begriffe in die Schranken, und dieses Lebensmotiv schreitet in aufsteigender Linie vorwärts, bis die Katastrophe von Jena es gewaltsam unterbricht. Wir werden Schritt vor Schritt diese ungestüme Bewegung verfolgen: hier sei nur das vorweggenommen, was sich bei der Betrachtung im Einzelnen leicht der Aufmerksamkeit entzieht.

Den ersten merklichen Umschlag nehmen wir in der Philosophie wahr. Das vorgezeichnete Zeitalter war äußerst productiv in neuen Systemen gewesen. Cartesius, Spinoza und Leibnitz waren die größten, neben ihnen steht eine ganze Reihe vorzüglicher Köpfe, von denen jeder seinen eignen Weltmittelpunkt suchte. Das hört nun auf: man beruhigt sich völlig bei den Wolff'schen Kategorien, und es dauert bis zur Kritik der reinen Vernunft, d. h. bis 1781, daß die Metaphysik völlig brach liegt. Der philosophische Geist ist deshalb nicht abgestorben, aber er sucht sich einen andern Gegenstand.

Die Philosophie der vergangenen Periode ging von zwei entgegengesetzten Endpunkten aus: die conservative Metaphysik wurde von der Theologie geleitet, die revolutionäre von der Naturwissenschaft. Beide hatten trotz ihrer heftigen Kämpfe gegen einander das Gemeinsame, daß sie auf die Entdeckung oder Sicherstellung eines festen, unumstößlichen Denkgesetzes ausgingen, das alle Willkür ausschloß und das eigentlich nur für die Kundigen berechnet war. Cartesius, Spinoza und Leibnitz hatten ein der Zahl nach sehr kleines Publicum, aber ein europäisches und so stattliches, daß mancher neuere Philosoph sie darüber beneiden möchte. Damals durfte in solchen Dingen nur mitreden, wer eigen gedacht und geforscht hatte. Wolff hatte die Speculation profanirt, indem er sie auf den Lehrstuhl brachte und die studirende Jugend

anhielt, das Dasein Gottes zu beweisen. Seitdem war sie der Masse nicht wieder zu entziehen, und die Masse verlangt eine andere Nahrung als der Gelehrtenstand. —

An Stelle der Logik und Metaphysik tritt nun die angewandte Philosophie, und zwar in Deutschland ausschließlich die Psychologie und die Aesthetik: die Politik, die in Frankreich und England neben jenen beiden Disciplinen eine große Rolle spielte, fand in Deutschland vorläufig keinen Boden.

Jede Philosophie, die auf eine gewisse Zeit berechnet ist, entspricht einem positiven Bedürfniß derselben. Daß die Wissenschaft von dem „Sein und dem Werden", von dem „zureichenden Grund" und dem „Gesetz der Entgegensetzung" abließ und statt dessen die menschliche Seele zum Gegenstand machte, hatte seinen Grund darin, daß die wirkliche Empfindung im Volk lebhafter und betrachtungswürdiger geworden war. Wenn die jüngere Wolff'sche Schule sich hauptsächlich darauf legt, die Empfindungen zu analysiren, so giebt ihr dazu das Leben reichliche Gelegenheit. Wohl hat bereits das Sündenbewußtsein der Pietisten die Seele zu einem interessanten Gegenstand gemacht, aber einerseits war es blos instinktartig geschehen; andererseits war es zuletzt in Gewohnheit und Manier versumpft. Bei den eigentlichen Pietisten nahm das Sündenbewußtsein und die Thräne nunmehr einen ganz regelmäßigen conventionellen Verlauf: es gab Anweisungen und Vorschriften zur Heiligung, und man konnte die Wiedergeburt förmlich lernen. Dieser Bodensatz einer starken historischen Bewegung hatte zur Bildung des gesammten Volks kein Verhältniß mehr. Dafür hatte sich die Virtuosität der Empfindung, hauptsächlich durch Vermittelung der Frauen, weit über den Kreis des eigentlichen Pietismus hin ausgedehnt, und man gab sich ihr nicht mehr unbefangen hin, sondern man reflectirte darüber: man freute sich herzlich, wenn man ein recht bedeutendes Gefühl in sich entdeckte, und hatte das Bedürfniß, sich darüber auszusprechen. Das Briefpapier, welches vorher nur gelehrten Untersuchungen gedient hatte, wurde nun mit der Geschichte von Freuden- und Schmerzensthränen ausgefüllt, die man an sich erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Der Ausdruck war noch sehr unbeholfen, aber diesen Mangel ersetzte man durch Ausführlichkeit. Man schrieb Bücher über den Werth der Gefühle im Christenthum: hauptsächlich aber waren es die individuellsten Empfindungen, Liebe und Freundschaft, die den Stoff solcher Ergießungen bildeten, und wer sich über den großen Raum wundern sollte, den in diesem Bande die Liebesabenteuer einnehmen, der möge nicht vergessen, daß sie in der damaligen Bildungsgeschichte in der That ein sehr hervorragendes Motiv waren. Nicht blos Deutschland huldigte diesem Cultus: Richardson, Young

und Rousseau waren Klopstock's Zeitgenossen. Wenn bei den Franzosen und Engländern das oppositionelle, ja das revolutionäre Element dieses Empfindungslebens schärfer hervortrat, wenn Rousseau so weit ging, die Stimme seiner Empfindung, die ihm als unumstößlich galt, zur Richterin der größten und verwickeltsten Angelegenheiten der Menschheit zu machen, und dadurch mächtig der Revolution vorarbeitete, so mußte bei dem viel weniger entwickelten Staatsleben der Deutschen dies oppositionelle Element viel bescheidener auftreten. Es beschränkte sich im ersten Stadium auf eine Ablohnung des frivolen Weltsinns, auf eine Flucht aus der Weltverwirrung in das stille Idyll der Natur und Unschuld, der schönen und weich geschaffenen Seelen; es begnügte sich auch im zweiten Stadium, im Sturm und Drang der Leidenschaft, mit einer Kritik des Sittengesetzes, soweit es sich auf das Privatleben bezog; höchstens verstieg es sich zu einer Kritik Gottes: den Weltlauf nach seinem Maßstab neu ordnen zu wollen, dazu fehlte ihm das Gefühl einer Kraft, die auf das Allgemeine und Wirkliche gerichtet wäre. Nicht selten gab sich das deutsche Gefühl mit der Freude an der Eigenheit zufrieden, wie sie auch beschaffen sein mochte. Wer sich irgendwie vom Hergebrachten unterschied, wurde ein interessanter Gegenstand, und wenn die neue Wissenschaft der Physiognomik ursprünglich auf das Ideal ausging, so gewann sie doch Humor genug, um auch das schön, d. h. das charakteristisch Häßliche mit Eifer zu studiren und anzuerkennen; bei dieser Anwendung des Mikroskops auf die Welt der Empfindungen und Stimmungen lief viel Selbsttäuschung unter, und man war um so mehr in Gefahr, das Wesentliche mit dem Unwesentlichen zu verwechseln, als das deutsche Liebesleben doch immer etwas Eintöniges hatte, wenn nicht zur rechten Zeit Shakespeare entdeckt, und damit der psychologischen Beobachtung eine neue große Welt aufgeschlossen wäre.

Dieser Umschlag im Denken und Empfinden übte auf den Geschmack des Volks und die Kunst eine außerordentliche Rückwirkung aus. Wir haben im vorigen Bande die ersten Versuche verfolgt, Regel und Gesetz für das künstlerische Schaffen zu entdecken. Man ging ursprünglich von Beispielen aus, die als mustergültig angesehen wurden. Dann machten die Franzosen darauf aufmerksam, daß die Kunst eine verschönernde Nachahmung der Natur sein sollte, und gewannen dadurch zuerst einen Anhalt zum Vergleich. Der zweite wichtige Schritt war die Entdeckung, daß die Wirkung der Kunst davon abhängt, die entsprechenden, also schon vorhandenen Empfindungen der Zuhörer zu berühren: um also ein Gesetz für die Kunst zu finden, mußte man vorher das Gesetz für die Empfindungen feststellen, welche durch die Kunst geweckt werden sollten. So war für die Aesthetik eine bestimmte Beziehung zur Psychologie gefunden. Aber noch immer sah man an der künstlerischen Thätig-

keit ein eigentliches Machen. So wie man beim Bildhauer zunächst nur die Thätigkeit des Meißels beobachtete, so erwartete man vom Dichter das bewußte, zweckvolle Behandeln eines andern Materials, der Sprache. Der entscheidende Satz der neuen Aesthetik, die mit dem vergangenen Zeitalter vollständig brach, war der Satz, der von Bodmer dunkel geahnt, von Klopstock mit der Macht eines großen Willens in's Werk gesetzt wurde, der Satz, daß der Dichter, um große Empfindungen, große Leidenschaften darzustellen, große Empfindungen, große Leidenschaften haben müsse; daß nur ein heiliges Gemüth heilige Dichtungen hervorbringen könne. Was früher die Pietisten vom Priester verlangten, wurde jetzt dem Dichter geboten: der wahre Dichter muß inspirirt sein. Kraft des Genius, der in ihm lebt, den er in seiner unsterblichen Seele wie eine fremde höhere Kraft empfindet, soll er geradezu schöpferisch thätig sein. Der Satz ging nicht so ohne Weiteres durch, und wir werden namentlich Lessing beobachten, wie er mit hartnäckigem Widerwillen diese vermeintliche Einheit des Dichters und des Menschen bekämpft. Aber der Strom der Zeit ging in der nämlichen Richtung, und die Dichtkunst, die bisher nur als gefällige Beschäftigung der Mußestunden Billigung fand, wurde nun die große Angelegenheit der Nation. Freilich kam dadurch etwas Krankhaftes in die Poesie, denn das Bedürfniß nach einem Genius bringt den Genius noch nicht hervor, und man war bald geneigt, durch künstliche Anstrengungen ein Scheinbild dessen hervorzubringen, was nur als Geschenk des Himmels von Werth ist. Die Poesie wurde nicht besser durch diese Steigerung der Anforderungen, wohl aber wurde die Empfänglichkeit des Volks gesteigert, und dadurch dem künftigen Genius ein willkommener Boden bereitet.

Der größere Ernst, mit dem man die Kunst behandelte, machte auch einen größeren Ernst zu den Vorbereitungen derselben nöthig. Man war schon früher mit Redensarten auf das Beispiel der Alten zurückgegangen; man hatte Horaz, Virgil und Anakreon gefeiert: aber man hatte diese Dichter im Grunde nur durch die Brille des Boileau angeschaut. Jetzt ließ man die Franzosen fallen und kehrte zu den Quellen zurück, und in der Aufmerksamkeit des Publicums trat die Philologie an Stelle der Naturwissenschaft. An tüchtigen Philogogen hatte es auch früher nicht gefehlt, aber erst jetzt werden sie die Lehrer der Nation, bis sie endlich den Geschmack derselben vollkommen beherrschen: was Christ, Geßner und Ernesti im stillen Kreise der Schulbildung gewirkt, übertrug Lessing auf das öffentliche Leben, und es ist nicht die kleinste seiner Thaten, daß er den echten Aristoteles aus der französischen Umhüllung gerettet hat.

Mit der Kritik änderte sich auch die Nachbildung, und es war ein großer

Schritt, daß man mit dem Versuch, die antiken Versmaße nachzubilden, die Natur der deutschen Sprache gründlicher durchforschte, und in ihr eine Fülle und Kraft wahrnahm, von der man früher keine Ahnung gehabt. Der rechte Einfluß der Antike begann aber erst, als man sich durch die Anschauung der bildenden Kunst einen realen Begriff von ihrem Wesen machte, als Winckelmann mit feuriger Begeisterung den Altar der reinen Schönheit aufrichtete. Alle diese Bestrebungen griffen in einander, sie adelten die Empfindung und Anschauung, und regten die Freunde der Dichtkunst zum Kampf gegen alles Gemeine an.

Gekräftigt durch diese Anschauung des Alterthums, gehoben durch das Bewußtsein eines großen Zwecks, kehrte man endlich auf dem Umwege der christlichen und heidnischen Poesie zum deutschen Leben zurück. Das Vaterland tauchte auch bei Klopstock viel später auf als Religion und Liebe, und es blieb immer seine schwächste Seite, weil es sich auf keine reale Anschauung bezog. Die echten Schriftsteller für das deutsche Volk — Lessing, Möser, später Goethe, — wurden, so seltsam es klingt, durch die Fremden angeregt, Shakespeare, Percy und Sterne mußten ihnen zunächst den Sinn für das Volksleben überhaupt und dann in zweiter Linie den Sinn für das deutsche Volksleben aufschließen. Doch war im Ganzen der Boden für eine deutsche Poesie noch nicht reif. Eine Zeit lang schien der siebenjährige Krieg eine wünschenswerthe Ausbeute zu geben, und Minna v. Barnhelm war ein sehr beachtenswerther Versuch. Bald aber zog sich das deutsche Leben aus der Kunst wieder in die Wissenschaft zurück, und Gleim's Grenadier war lange vergessen, als die „Osnabrückische Geschichte“ und die „patriotischen Phantasien“ erst recht ihre Wirksamkeit begannen.

Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen stellt sich heraus, daß der Bildungsgang auch dieses Zeitalters nicht in gerader Linie erfolgte, sondern daß immer Wirkung und Gegenwirkung einander ablösten. Die Vertreter der überschwenglichen Gefühlsseligkeit sammeln sich um Klopstock, die Vertreter des entschlossenen Weltverstandes um Lessing, jeder Ausbruch von der einen Seite ruft seinen Gegensatz hervor, — man fühlt sich versucht, das alte aber treffende Bild vom Zettel und Einschlag anzuwenden — bis Herder beide Richtungen zu versöhnen weiß. Sein erstes entschiedenes Auftreten — um 1770 — ist der Wendepunkt dieser Periode.

Klopstock war 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren: einer unter 14 Geschwistern. Der Vater, Sachwalter daselbst, ein heißblütiger Mann, der sich einmal zur Ehre Gottes duelliren wollte — er glaubte fest an Ahnungen und hatte Anfechtungen vom Satan, — sorgte hauptsächlich für die körperliche Entwickelung des Knaben, der, zum Theil auf dem Lande erzogen, zwar unansehnlich aber gesund aufwuchs.

6. Nov. 1739 wurde er in Schulpforta inscribirt, und erhielt daselbst eine vortreffliche classische Bildung. Virgil war sein Lieblingsdichter, und Bodmer's prosaische Uebersetzung des Milton gab ihm einen Wink, wie dieses Vorbild auf unsere Zeit übertragen werden könne. Ueber seine poetischen Versuche schrieb schon damals ein älterer Mitschüler: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennt die wahre Natur dieser Poesie. Er schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten. In der Einrichtung breitet er sich allzusehr aus... In seinen Oden herrscht eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausarbeitung. Sie zeugen von einer stillen und gesetzten Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht, sie nehmen aber das Gemüth mit einer süßen Regung ein." Klopstock selbst schildert später seine damalige Stimmung: „Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings nach der Unsterblichkeit." Er hatte es auf ein Heldengedicht abgesehen: „Bis zur Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich in den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton, den Verhalt, den Gang: strebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei; flog und schwebt' umher unter des Vaterlands Denkmalen, suchte den Helden, fand ihn nicht: bis ich zuletzt müd' hinsank, dann, wie aus dem Schlummer geweckt, auf einmal rings um mich her wie mit Donnerflammen es strahlen sah."

21. Sept. 1745 wurde er, 21 Jahre alt, aus der Anstalt entlassen, und hielt jene berühmte Abschiedsrede, in welcher das poetische Glaubensbekenntniß seines ganzen Lebens bereits zum Abschluß gebracht ist. „Si quicquam ob amplitudinem suam et sublimitatem humano ingenio dignum est existimandum, si in augustam rerum seriem quicquam mentem introducit, atque ibi exspatiatam immortali voluptate perfundit: illud sane praecipua ac princeps naturae imitatrix poesis est; sed illa poesis, quae tamquam ceterarum omnium artium regina incedit, novoque res ordine ita componit, ut creatricis nomine insignienda esse videatur; quae ab ipso Deo ita profanis vulgi oculis est subducta

et tam sublimi consecrata loco, ut dignam eam, qua se suamque
statem hominibus antea incognitam magna ex parte revel
arbitratus fuerit. Aeternae scilicet restaurator salutis, ipse De
lius. tam pulcram ad erudiendum in coelesti doctrina p
lum poesin esse existimavit. ut omnes fere, quae sacro illius a
profluxerunt futurae vitae praeceptiones, sapientibus fabulis involut
ipso fuerint." — In höherem Sinne verdient nur die epische Poesie
Ruhm, in welcher bereits Homer und Virgil so Großes geleistet.
umbrae amabiles defletaeque! una tantum res est, quae perfectioni v
deerat, propter quam sortem vestram doleo, una: — gentili rel
eratis obcaecati." Nur das Christenthum kann einen Sänger im h
Sinn dieses Wortes hervorbringen. „Religionem enim, quo quis
stiorem habet animum, eo sanctiore cum gaudio et horrore contem
Quare omnibus, qui divinae religionis sacra colunt, venerabile ess
tae nomen debet, qui ejus doctrinam illustrem hominibus amabil
carminibus reddit. Quam enim mirifice rationem Dei vincit rev
tam insigniter poeta, qui supra communem hominum sortem g
coelestem sapientiam canit, de humana sapientia exponentem sup
so hoch wie die Offenbarung über der Vernunft, so hoch steht die
Poesie über dem Raisonnement. — Solch ein Sänger war Milton;
standen, wenn auch geringer, in allen Nationen auf: nur Deutschla
keinen! „Subit indignatio animum, quum tantum gentis nostrae l
re torporem intueri cogor. Humilibus occupati nugis ingenii gl
quaerimus carminibus, quae nullam aliam ob causam nasci vid
quam ut moriantur, sanctam illam immortalitatem, heu! indigni p
Germanorum nomine adipisci non audemus." Wenn ein Franz
Unverschämtheit gehabt, uns geradezu die schöpferische Kraft abzusprech
läßt sich dem nicht durch Gründe, sondern nur durch Thatsachen entge
ten. — „O quam vellem, ut haec in consessu coronaque poetarum
manorum principum dicere mihi contingeret! Quodsi vero inter vi
nunc poetas is adhuc forsitan non reperiatur, qui Germaniam
hac gloria ornare destinatus est: — nascere, dies magne, qui
procreabis vatem! et o sol appropera celerius, cui illum adspicere
placidoque lustrare vultu continget! Hunc virtus, hunc cum c
Musa sapientia teneris in ulnis nutriant! ante oculos ejus sese a
totus naturae campus et, inaccessa aliis, adorandae religionis ampli
Nec futurorum saeculorum ordo reclusus penitus obscurusque illi m
fingatur his ab doctricibus suis: humano genere, immortalitate, d
ipso, quem inprimis celebrabit, dignus!" —

So hat der künftige Sänger des Messias frühzeitig seinen eignen Ruhm verkündet: denn nicht blos der Gedanke des Gedichts schlummert in seiner Seele, er hat in seinem Geist den ganzen Plan bereits fertig ausgearbeitet! Und er hat mit eiserner Zähigkeit ein Menschenalter hindurch daran festgehalten. Solch sicheres Selbstgefühl ist für den Reformator eines Zeitalters nothwendig.

Oct. 1745 bezog er die Universität Jena, wo er theologische Collegien bei Walch, philosophische bei Darjes hörte. Das wilde Studentenleben widerte ihn an, er verkehrte ausschließlich mit seinem Vetter Achatius Schmidt (geb. 1725), mit dem er Apr. 1746 nach Leipzig übersiedelte. Dort wurde er in den Dichterkreis der Bremer Beiträge (Bd. 1, S. 606) eingeführt, der ihm um seiner Moralität willen auf's höchste zusagte: er feierte ihn in dem Gedicht „An meine Freunde", das er später mit einer merkwürdigen Nichtachtung seiner Vergangenheit in „Wingolf" umskandinavisirte. Sie werden hier alle der Unsterblichkeit aufbewahrt: Cramer (mit ihm wohnte er zusammen, und nahm an seiner Liebe zu Elisabeth Radeke, die leider 1747 starb, den innigsten Antheil), der geliebteste Schmidt, Gieseke, Gellert, Ebert, Rabener u. s. w.; ihre Verdienste werden aufgezählt, aber ihre Physiognomie tritt nicht sehr deutlich hervor: es lag das nicht in Klopstock's Anlage. Neu in dem Gedicht ist der glühende Cultus der Freundschaft, die in die Reihe der Tugenden erhoben wird; neu die Erregbarkeit der Empfindung, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Thränen ausbricht: so als Gieseke nach Hamburg reist, um Hagedorn zu besuchen. Jeder Abschied wird eine dramatische Scene.

Schon in Jena begann Klopstock am Messias zu arbeiten, in gehobener Prosa, wie Bodmer's Milton; erst nach einiger Zeit erkannte er, nach einem schnellen Versuch, die Möglichkeit, den großen Inhalt des Christenthums in antiker Form zu verherrlichen. Virgil und Horaz waren seine Vorbilder: und vielleicht nicht ganz ohne Einfluß der Rathschlag und das Beispiel Gottsched's. (Bd. 1, S. 446). Das erste seiner aufbewahrten Gedichte heißt „der Lehrling der Griechen", wichtig schon als erstes Zeichen von der Neigung der neuen Poesie, über ihr eignes Wesen zu reflectiren, voll von Anklängen an Horaz, aber mit einer wenig Horazischen Schlußwendung: „Ihm (den des Genius Blick, als er geboren ward, mit einweihendem Lächeln sah), ihm ist, wenn ihm das Glück eine denkende Freundin giebt, jede Zähre von ihr, die ihr sein Lied entlockt, künft'ger Zähren Verkünderin!" Die Thräne und der Schmerz überhaupt wird in das Heiligthum der Poesie aufgenommen: der Pietismus und die classische Bildung finden sich zusammen.

Man weiß, daß uns der Hexameter viel Schaden gethan: damals war es der größte Fortschritt, den die Dichtung thun konnte. Wenn die deutsche Sprache lernen sollte, die Glieder regen, so war zuerst nothwendig, das Schnürband des Alexandriners zu zerreißen: und der kühne Versuch mit dem griechischen Maß war wie das Ei des Columbus. Mit Staunen mußte Jeder, der an den Alten fühlen gelernt, erkennen, welche Macht in der deutschen Sprache sei, zu welcher langathmigen Energie sie sich aufraffen könne. Die ausgedehnte rhythmisch vollendete schwungvolle Periode ist Klopstock's Werk: eine stolze, gehaltene Beredsamkeit gab der Sprache das Selbstgefühl wieder, das im Stammeln, Seufzen und Fluchen der Pietisten und Lohensteinianer nicht minder verkümmert war, als in den wässrigen Reimereien der späteren Zeit.

Klopstock hielt seine Arbeit am Messias sehr geheim; nur Schmidt wußte darum. Durch diesen erfuhr es Cramer April 1747, als die drei ersten Gesänge bereits fertig waren; dann wurden sie Gärtner mitgetheilt, der sie an Hagedorn schickte. Aber Hagedorn schüttelte den Kopf: die Sprache kam ihm fremdartig und sonderbar vor, er fürchtete noch größere Anfechtungen als bei Milton. Dagegen rieth er, sich an Bodmer zu wenden.

Bodmer war gerade mit dem Studium der altdeutschen Sprache beschäftigt: er durchforschte in der Manessischen Handschrift die Lieder der Minnesänger, nicht blos um seinen Sprachschatz und seine historische Kenntniß, sondern auch um seine Anschauung von der Poesie zu erweitern. Lange hatte er den Messias prophezeit, der immer nicht kommen wollte; lange hatte Breitinger als das Wunderbarste d. h. den höchsten Gegenstand der Dichtkunst, im Gegensatz zu Boileau*) das christliche Wunder bezeichnet (Bd. 1, S. 484, 573). Nun ereignete sich, worauf man so lange gehofft, und die neue Dichtung mit ihrer gefühlsseligen thränenreichen Stimmung klang viel mehr den herrschenden Ton des Pietismus nach als die harte, oft eckige Zeichnung des verlornen Paradieses.

Bodmer sprach sofort gegen Gärtner seine vollste Befriedigung aus, und theilte seinen Freunden die frohe Botschaft mit, daß ein Dichter lebe, auf dem Milton's Geist ruhe. Er dankte dem Himmel für den Ruhm, welchen er der deutschen Muse zugedacht, indem der Dichter das Werk der Erlösung besinge.

---

*) De la foi d'un chrétien les mystères terribles
D'ornements égayés ne sont point susceptibles.
L'Evangile à l'esprit n'offre de tous côtés
Que pénitence à faire et tourments mérités;
Et de vos fictions le mélange coupable
Même à ses vérités donne l'air de la fable.

„Vor Allem wird die Menschenliebe des Erlösers auf dem höchsten Grade der Liebenswürdigkeit hervorleuchten. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertigt und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzt, die ihn vor das Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in die Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet, sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Pöbel weg ist."

Im Anfang des Jahres 1748 wurden die ersten drei Gesänge des Messias in den Bremer Beiträgen veröffentlicht: mit großer Schüchternheit von Seiten der Herausgeber, und im Anfang zu geringer Theilnahme von Seiten des größeren Publicums.

Der erste Eindruck, den diese drei Gesänge, unfertig wie sie waren, auf jedes unbefangene und feingestimmte Gemüth machen mußten, war, daß hier etwas ganz Neues vorlag. Eine Sprache, von deren Adel der Deutsche bis dahin keine Ahnung gehabt, erhöht durch den feierlichen und doch kräftig bewegten neuen Rhythmus; ein langer Athem der Begeisterung; ein ahnungsvoller Blick in unendliche Fernen, ein erhabner, kühn unternommener Bau, wenn auch erst im Bruchstück; und das Gefühl eines großen Zweckes, des größten und würdigsten, den die Dichtkunst sich setzen kann.

Aber nicht jede Zeit ist reif für ein solches Werk: das Mittelalter gab mit seiner weit ausgesponnenen Scholastik und seinem Reichthum an burlesken Phantasiegebilden Dante den ausgiebigsten Stoff; der puritanische Haß, der das Königthum gestürzt, beseelte Milton's Seele zu den kühnsten Erfindungen. Die Zeit dagegen, in der Klopstock auftrat, war die der religiösen Abschwächung. Die Orthodoxie hatte sich aus dem Kreise der Gebildeten in die Dorfpfarren zurückgezogen; das vernünftige Christenthum hatte sich in der Theodicee völlig ausgegeben; die Mystik war jedem guten Bürger ein Greuel; der Pietismus dachte nicht mehr daran, die Welt zu erobern, er seufzte still für sich hin; der Himmel hatte seine Mythologie bis auf die letzten Spuren eingebüßt. In Klopstock ist etwas Weniges von allen diesen Dingen: er hatte den ernsten Vorsatz, streng orthodox zu sein; er dachte logisch wie ein Wolffianer; er fühlte als Gesandter Gottes das Bedürfniß eines Mysteriums; er hatte den Trieb und die Kraft zu weichen Gefühlen, zu Thränen und zu Seufzern; er erkannte als classisch gebildeter Künstler die Nothwendigkeit einer Mythologie. Aber

das Alles **macht** man nicht, und schon die ersten drei Gesänge des Messias reichten hin, das Uebergewicht des Wollens über das Können zu zeigen.

Der Dichter fühlt, daß er selber von den Mysterien der Erlösung wenig weiß: er fleht den heiligen Geist an, ihn zu erleuchten, sein Stammeln wenigstens nicht ganz unmöglich zu machen; er betet zu ihm, ihn so lange leben zu lassen, bis er das große Werk vollendet habe. — Dann wagt er sich sofort in die tiefste Tiefe: er läßt die Dreieinigkeit sich über ihre eigne Unergründlichkeit unterhalten. „Jetzo erhuben sich neue, geheimnißvolle Gespräche zwischen Ihm und dem Ewigen, schicksalenthüllenden Inhalts, heilig und furchtbar und hehr, voll nie gehoffter Entscheidung, **selbst Unsterblichen** dunkel." „Er und der Vater durchschauten den Inhalt grenzlos: dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen u. s. w."

Nun erwartet man in diesen mitgetheilten Monologen oder Dialogen wenigstens **etwas** Neues zu finden; vergebens! Das wenige Positive steht bereits im Katechismus, eigen ist dem Dichter nur die Lebhaftigkeit der Empfindung, die er den Personen leiht. Dante, Milton, Calderon, Jac. Böhme waren resoluter zu Werke gegangen; das macht, sie **wußten** mehr: sie verarbeiteten eine heilige, sehr reich ausgebildete Scholastik, eine sinnige, phantasievolle Mystik, eine im Volksbewußtsein bereits fertige Mythologie, oder wenigstens, wie Milton, eine mächtige religiöse Leidenschaft. Von dem Allem fand der deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts nichts vor, er sollte Alles selbst erfinden, und dazu reicht auch der Beistand des heiligen Geistes nicht aus: so brachte er es nur zur Empfindung, die nach einem Empfindungsstoff sich sehnt und über diese Sehnsucht andächtig staunt. Mit anderen Worten: er ist, wie moderne Componisten, stark in der Instrumentation, er weiß das Große, was kommen soll, durch die Stimmung trefflich vorzubereiten; aber wenn es dann kommen soll, so kommt es nicht.

Zu diesen Mängeln des Zeitalters kam noch die individuelle Armuth des Dichters. Stark an Empfindungsfähigkeit, hatte er weder seine Phantasie noch sein Denkvermögen irgendwie bedeutend ausgebildet: er war, so seltsam es klingt, von aller Mystik ebenso fern als von aller Scholastik; er war ebensowenig ein Schauer als ein Grübler. Wie dreist und zuversichtlich hatte Jac. Böhme mit seiner geringen Bildung in die unsichtbare Welt gegriffen! Die Tiefe der Geisterwelt zu erschließen, blieb dem vorbehalten, der mit Qual ihre Kämpfe in seinem Innern durchgekämpft, der an Gott vermessene Fragen gerichtet hatte. Klopstock war kein **Faust**: er bietet äußerlich alles Mögliche auf, er läßt nicht blos die Dreieinigkeit, nicht blos Legionen von Engeln und Teufeln reden, nicht blos die Seelen verstorbner Patriarchen, sondern auch die Seelen neugeborner und selbst ungeborner Kinder: aber was er sie reden läßt, ist

höchst unbedeutend, und kommt nur auf die Virtuosität der Empfindung heraus. Man höre folgende Beschreibung des Erzengels Eloa.

„Vor Allen, die Gott schuf, ist er groß, ist der nächste dem Unerschaffenen. Schön ist ein Gedanke des gottgewählten Eloa, wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit, wenn sie, ihrer Unsterblichkeit werth, gedankenvoll nachsinnt. Sein umschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen, lieblicher als die Gestirne, da sie vor dem Antlitz des Schöpfers jugendlich schön und voll Licht mit ihren Tagen vorbeiflohn. Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken floß um ihn, da er ward. Gott hub ihn mit offenen Armen aus den Wolken und sagt' ihm segnend: da bin ich, Erschaffener! Und auf einmal sahe vor sich Eloa den Schöpfer, schaut' in Entzückungen an, und stand, und schaute begeistert wieder an, und sank, verloren in Gottes Anblick. Endlich redet' er, sagte dem Ewigen alle Gedanken, die er hatte, die neuen, erhabnen Empfindungen alle, die das große Herz ihm durchwallten. Es werden die Welten alle vergehn, und neu aus ihrem Staube sich schwingen, eh' der erhabenste Geist die großen Empfindungen fühlte."

Das ist leicht gesagt! — Was waren die großen Gedanken, die Eloa gegen Gott aussprach? — Dante, Milton, Böhme, Calderon hatten keinen Anstand genommen, ihnen Ausdruck zu geben; und wer das nicht wagt, der eignet sich zu allen möglichen Dingen, aber nicht zu einem Dichter des Messias. — Farbe ist in jener Schilderung genug, aber keine Spur von Gestalt: mit wenig Aenderungen könnte man eine Venus Anadyomene daraus machen.

In der Hölle wird es etwas lebhafter: Rebellen lassen sich immer bequemer schildern als Anbeter, und hier kam Milton sehr zu Hülfe, obgleich Klopstock doch nicht wagt, die Teufel als nur verdunkelte Halbgötter zu idealisiren; sie sind nichts als greuliche Lästerer. Aber zu lästern verstehn sie gut, und wer sich an die bekannte Scene aus Goethe's Jugend erinnert, wie die kleinen Wolfgang und Cornelie als Satan und Adramelech sich in leise Wuth hineinreden, bis der Hals des Vaters in Gefahr kommt, wird fühlen, wie nöthig es dem verkümmerten und versteiften deutschen Volk war, fluchen zu lernen. „Hilf mir! ich flehe dich an! ich bete, wenn du es forderst, Ungeheuer, dich an! verworfner, schwarzer Verbrecher, hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen, jetzt vermag ich's nicht mehr! ich will dir fluchen und kann nicht!" — Lohenstein hatte ähnlich geflucht, aber in den schlechten französirenden Versen hatte es gemein geklungen; der Hexameter gab diesen Dingen eine gewisse Noblesse. Mit Recht bemerkt Goethe von seinen

römischen Elegien, daß sie in Stanzen ruchlos klingen würden. Klopstock hat die Sprache befähigt, dem künftigen Dichter, der wirklich etwas zu sagen hatte, willig zu sein.

Klopstock's Lieblingsfigur in der Hölle, und die ihm ganz gehört, Abbadonna, der reuige Abtrünnige, der fast noch mehr weint, als seine besseren Mitgeschaffenen im Himmel, das Wildbret, das mit einem kleinen Zusatz von Fäulniß dem gebildeten Gaum besser schmeckt als frisch. Von dieser interessanten Figur, die tausend Motive der Rührung hervorruft, hat Klopstock einen reichlichen Gebrauch gemacht. Bezeichnend ist, daß als schwerste Strafe dieses Gefallenen erscheint, den tiefen Gedanken der Erlösung nicht völlig nachdenken und nachempfinden zu können. Als er den blutenden Mittler sieht: „Ich dem kein Jammer verdeckt ist, der ich alle Stufen der Qual und Verzweiflung hinabstieg, weiß mit keinem Namen die Angst der Seele zu nennen, die er fühlt! ihm mit keiner Empfindung nachzuempfinden diesen dauernden Tod! In tiefer nächtlicher Ferne seh' ich neue Gedanken, voll wunderbarer Entdeckung, aber in Labyrinthe verwirrt, sich gegen mich nähern... Kann ich mich himmlischer Dinge recht noch erinnern, so hab' ich von diesem Geheimniß einst was Dunkles im Himmel gehört"... u. s. w. — Leider geht es dem Dichter Abbadonna's darin nicht viel besser.

Der dritte Gesang versucht die Jünger zu charakterisiren. Die äußern Portraits sind nicht schlecht, was aber ihr Inneres betrifft, so würde die ausführliche Schilderung irgend einer wichtigen That uns mehr zeigen, als diese weitläufigen Reden der Schutzengel, die doch immer so ziemlich auf das Nämliche herauskommen. Diese Doppelgänger, die mit ihrem Schutzamt eigentlich nichts zu thun haben als weinend oder bewundernd zuzusehen, drängen sich überall vor, während die Thatsachen ganz obenhin abgemacht werden.

Ein Dichter, der nur Stimmung, keine Bewegung hervorrufen kann, dem im Christenthum das Historische, Biblische, das Einfältige und Menschliche ganz entgeht, der nur für die pietistische Thräne die Sprache findet; der mit dem Bedürfniß, innerlich fortdauernd erregt zu werden, ein starkes männliches Selbstgefühl verbindet, wird in der Lyrik mehr leisten als im Epos. Und dies ist in der That das Feld, auf dem Klopstock schöpferisch wirkte: ja man kann sagen, daß er dem deutschen Gemüth eine neue Welt erschlossen hat. Auf diese ist es nöthig, einen Blick zu werfen.

In einer Elegie an Ebert schildert Klopstock die Empfindung, die ihn ergreift, wenn er sich vorstellt, alle seine Freunde sterben vor ihm, zuletzt auch Ebert, und er stehe allein: „Weggehn muß ich und weinen! vielleicht daß die lindernde Thräne meinen Gram mir verweint." Aber je lebhafter

er sich die Sache ausmalt, je schwerer wird ihm um's Herz. „Finstrer Gedanke, laß ab! laß ab, in die Seele zu donnern! Wie die Ewigkeit ernst, furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verstummende Seele faßt dich, Gedanke, nicht mehr!" — Mit noch größerer Anticipation besingt er die künftige Geliebte. „Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen, sing' ich traulich allein dies wehmüthige Lied. Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren." (Freilich wird es bald darauf gedruckt!) „Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter, gabst du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz? und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe, dauernd Verlangen, und ach keine Geliebte dazu! .... Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe, daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist! .... Ach wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin! Unbesingbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer, eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel." — Und nun stellt er sich in einer Vision das Mädchen vor, wie es wahrscheinlich sein wird. „Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube, schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündet mich ihr: Ich bin redlich! mir gab die Natur Empfindung zur Tugend; aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab." „Ach wie will ich dich lieben! Das sagt uns kein Dichter, und selbst wir im Geschwätz trunkner Beredsamkeit nicht. Kaum, daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt."

Ein andermal sieht er Salem, den Engel der Liebe und seinen Schutzgeist: „Ewigblühende Rosen umkränzten sein fließendes Haupthaar, himmlische Rosen, von Thränen erzogen, die bei dem Wiedersehn einander Liebende weinten." Dieser Engel beschreibt sein schönes Geschäft, die unbekannten Liebenden für einander zu erziehen, aus ihren heiligen Thränen und Seufzern Visionen zu gestalten: „Sie fühlet noch nicht für ihn, kennt nicht den zärtlichen Kummer seiner Seele, den thränenden Blick nicht des wachenden Auges durch die mitternächtigen Stunden, seines Herzens Beklommenheit nicht, worüber er selbst staunt." — Durch heilige Träume führt er sie zusammen: „dann erstaun' ich über die hohen Wesen, die Gott schuf, als er Seelen schuf zu der Liebe." Aber den Thränen des Dichters kann er vorläufig nicht helfen: „Warum wendest du dich? ach warum fliehst du mein Auge? Warum muß ich trauernd dir nachsehn?" — Aber die Thräne selbst ist sein Trost: ihm gab ein Gott, zu weinen, was er leidet: „Singet, Söhne des Lichts, meiner Empfindungen unaussprechliche süße Lust! singt sie, ich weine sie nur: ja die Unsterblichkeit wein' ich froh von der Liebe durch!"

In einer andern Vision fühlt der Dichter sich todt, und ruft seinem

Engel zu: „Hast du mich weinen gesehn, o so sammle sie ein, sammle die heiligen Thränen in goldene Schaalen ein, bring sie dann zu den Unsterblichen, daß dann eine vielleicht, hat sie mein Schmerz bewegt, aus den holden Versammlungen niedersteige, das Herz jener, die inniger mein unsterblicher Geist verlangt, zu erweichen und sie zu den Empfindungen gleicher Zärtlichkeit einzuweihn.“

Es kommt nun die Zeit, wo das allgemeine Liebesgefühl sich auf einen bestimmten Gegenstand heftet. April 1748 erhielt Klopstock eine Hofmeisterstelle in Langensalza, wo er gleich darauf mit Fanny bekannt wurde, der Schwester seines Freundes Schmidt. In ihr fand er die gesuchte Geliebte.

Er beginnt sofort, ihr seinen Tod zu schildern, sowie seine Auferstehung: „Dann will ich thränenvoll, voll froher Thränen jenes Lebens neben dir stehn, dich mit Namen nennen, und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit, gehörst du ganz uns! kommt, die das Lied nicht singt, kommt, unaussprechlich süße Freuden! So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist! Rinn' unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft! Ihr andern seid der schwermuthsvollen Liebe geweiht, seid umwölkt und dunkel!“

Die junge Nachtigall wird gelehrt, von Liebe zu singen; Götter und Göttinnen sollen sie hören: aber sie findet eine bessere Hörerin, eine schöne Seele. „Was fließt gelinde dir vom schmachtenden Aug' herab? Ist es Liebe, was dir eilend vom Auge rinnt? Deinen göttlichsten Trieb lockt ihn mein Lied hervor? welche sanfte Bewegung hebet dir die beseelte Brust?“ — Fanny hat die Nachtigall gehört: ihr malt er seine Todesstunde aus, und was er seinem Freunde Schmidt darin sagen wird: „Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt mein großer Lohn mir, eine goldne heilige Schale von Christenthränen. O traurig schöne Zeit! .... Mehr als mein Blick sagt, hat dich mein Herz geliebt, mehr als es seufzet, hat dich mein Herz geliebt! .... Mein Leben sollte hier noch nicht himmlisch sein, drum liebte die mich, die ich so liebte, nicht. .... O schöne Seele, die ich mit diesem Ernst so innig liebte! Aber in Thränen auch verehr' ich Ihn, das schönste Wesen, schöner als Engel ihn denken können. Wenn hingeworfen vor dem Unendlichen und tief anbetend ich an des Thrones Fuß die Arme weit ausbreite, für dich hier unempfundne Gebete stammle: dann müss' ein Schauer von dem Unendlichen, ein sanftes Beben derer, die Gott nun sehn, ein süßer Schauer jenes Lebens über dich kommen und dir die Seele ganz überströmen. Ueber dich müssest du erstaunend stehn, und lächelnd gen Himmel schaun! Ach dann komm bald im weißen Kleide, wallend

im lieblichen Strahl der Heitre! .... Wenn ich vor dir so werde gestorben sein, o meine Fanny! und du auch sterben willst: wie wirst du deines todten Freundes dich in der ernsten Stund' erinnern? Wie wirst von ihm du denken, der edel war, so ganz dich liebte? wie von den traurigen, trostlos durchweinten Mitternächten? von der Erschütterung seiner Seele? von jener Wehmuth, wenn nun der Jüngling oft, dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat, und schweigend, nicht zu stolz, dir vorhielt, daß die Natur ihn für dich geschaffen."

— Und Fanny blieb unempfindlich gegen diese Beredsamkeit! Es hat später den Dichter viel Nachdenken gekostet, sich diese unbegreifliche Thatsache klar zu machen.

Wenn die Stunden der Weihe über ihn kommen, aus denen hervorgehn soll, was ferne Jahrhunderte heiligen wird, dann darf nur sein Schmidt ihn stören: „doch daß du nur vom Weltgerichte oder von deiner erhabenen Schwester dich unterredest!" — Mit leisen Thränen wirft er sich vor Gott nieder, von dessen Allgegenwart ein stiller Schauer ihn erschüttert. Ihm hat Gott viel edle Begierden gegeben, „ein drängend Heer! Doch eine ward herrlicher vor allen andern; eine ward Königin der andern alle, deines Bildes letzter und göttlichster Zug: die Liebe!" — Wohl weiß der Dichter, daß jenseits die für einander geschaffenen Seelen sich finden werden: — „aber ich fühle zu sehr das Leben, das hier ich lebe! Gleich der Unsterblichkeit, dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir sich aus! Ich sah', ich sehe meine Schmerzen, grenzenlos dunkel, vor mir verbreitet! — O Gott, gieb mir, die du mir gleich erschufst! ach gieb sie mir, dir leicht zu geben, gieb sie dem bebenden bangen Herzen! dem süßen Schauer, der ihr entgegenwallt, dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist, und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen, nur, wenn sie weinet, nicht ganz verstummet! Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft in meiner Kindheit dir zu dem Himmel hob!" —

„Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!" ruft ein Berliner Kritiker in der Vossischen Zeitung aus, als das Gedicht Dec. 1751 gedruckt wurde. — Der Recensent hieß Lessing.

Der Recensent hatte den Schluß des Gedichts übersehn, die Rechtfertigung jener heißen Bitte: „Das Lied vom Mittler trunken in ihrem Arm von reiner Wollust sing' ich erhabner dann den Guten, welche gleich uns lieben, Christen wie wir sind, wie wir empfinden." — Also war auch die Liebe nur Mittel zum höchsten Zweck. — —

„Sie haben doch schon den Messias in den Neuen Beiträgen gelesen?" schreibt Ewald von Kleist 10. Juni 1748 an Gleim. „Ich bin ganz entzückt darüber. Milton's Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nur

Schade, daß die Versart noch toller ist wie die meinige! — Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechtes in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthen."

Wir haben Kleist zuletzt in Berlin gesehn, im Kreise von Ramler Sulzer u. s. w. (Bd. 1, S. 595, 602); er war mittlerweile Capitän geworden. Die Lectüre Thomson's hatte ihn angeregt, den Frühling zu besingen; nach dem Vorbild der Frühlings-Ode von Uz hatte er den Hexameter mit einer Vorschlagssylbe gewählt: ein Versmaß, das für den Rhythmus der deutschen Sprache bequemer lag als das echte der Griechen, aber in seiner gleitenden Bewegung den kräftigen Bau verlor. Im Inhalt sprach sich etwas von der Stimmung des unbeschäftigten Militärs in Friedenszeiten aus, wie in Kleist's frühern Elegien; z. B. die Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Lande, der heftige Abscheu gegen den Krieg, der sich sehr verlor, als es wirklich zum Kriege kam. Auch hat man mit Recht angemerkt, daß es dem Gedicht an einer größern Bewegung fehlt. Aber die einzelnen Schilderungen sind zum Theil doch sehr schön — so das Treiben der von Liebeslust ergriffenen Stiere — und wenn man die Landlust (so hieß das Gedicht ursprünglich) als die Geschichte eines Frühlingstags auffaßt, so fehlt auch die Bewegung nicht ganz. Auf alle Fälle hatte Lessing Unrecht, diesem Gedicht, das einen außerordentlichen Fortschritt gegen Brockes ausdrückt, die erste Stelle in Kleist's Werken zu bestreiten.

Kleist ließ die Landlust in wenig Exemplaren abziehn; Ramler, dem er sie mittheilte, nahm in seiner Art so starke Verbesserungen vor, daß der Dichter sein Werk gar nicht wieder erkannte. — Es blieb zuletzt bei der alten Form.

Die Verbindung Klopstock's mit Bodmer war inzwischen immer enger geworden. 10. Aug. 1748 dankt er dem schweizer Kritiker in einem lateinischen Brief nicht blos für sein Lob, sondern auch für den Einfluß, den er unbewußt auf ihn ausgeübt. „Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las, und sich schon über die Sachsen im Stillen ärgerte, als mir Ihre kritischen Schriften in die Hände fielen. Ich las, oder vielmehr ich verschlang sie, und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. Und als Milton mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet, zur Flamme auf, und hob meine Seele, um den Himmel zu besingen. — Wie oft habe ich das Bild des epischen Dichters, das Sie aufgestellt, betrachtet und weinend angestaunt, wie Cäsar das Bild Alexanders. — Doch Sie können noch Größeres für mich thun. Der Messias ist kaum an-

gefangen, und es fehlt mir an Muße. Und da ich von sehr gebrechlichem Körper bin, und wie ich vermuthen kann, mein Leben nicht hoch bringen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, sehr klein. Mein Vaterland kümmert sich nicht um mich." Er bittet ihn, sich um ein Jahrgehalt zu verwenden. „Ich möchte mein Glück nicht Fürsten, ich möchte es Bodmer zu danken haben." „Und nun führe ich Sie noch in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen auf's zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Milton's und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwör' ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn es Ihnen möglich ist." „Ich weiß nicht," fährt er 27. Sept. fort, „ob derjenige, dessen Schicksal soviel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich soviel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorhersieht, daß ich die Freuden der ersten Umarmung auszuhalten noch nicht fähig sein würde, und daß er mich also erst ruhiger werden lassen will. Soviel weiß ich, daß ich auf seinen ewigen Tafeln nicht den leisesten Zug finden kann, und daß ich derjenigen, die ich so unaussprechlich liebe, die allermeiste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wiederliebt, aus vollem Herzen wünsche."

Bodmer's Bedeutung liegt nicht in dem Gegensatz seiner Regeln zu den Regeln Gottsched's; nicht in der Abweichung des Geschmacks, nicht in dem Werthverhältniß der poetischen Stilübungen, sie liegt auch nicht einmal in dem bessern Verständniß dessen, worauf es eigentlich ankam. Auch ein feiner Kenner des Schönen ohne schöpferische Kraft wird schlechte Gedichte machen, aber nimmermehr solche Dramen und Epopöen, wie sie Bodmer zustande gebracht hat. Die wahre Bedeutung Bodmer's liegt darin, daß er, aus der Wolffischen Schule hervorgegangen, den Begriff eines Dichters, wie ihn Klopstock aus seiner eignen Seele gebildet hatte, nicht blos anerkannte, sondern steigerte und für ihn Propaganda machte. Das war Bodmer's That, nicht seine Bekämpfung Gottscheds, der auch ohne ihn gefallen wäre, wie jeder Schulmeister, der seine erwachsenen Zöglinge noch im ABC festhalten will.

Bodmer bot dem künftigen Sänger des Messias nicht blos eine Zuflucht an, er wollte auch für seine Liebe sorgen. Er schickte ihm den folgenden Brief, um ihn Fanny zu übergeben:

„Ich kenne Sie nicht weiter, als daß ich weiß, daß der Poet des Messias Sie zur Vertrauten und Richterin seines Werks gemacht hat. Dies ist genug, mir einen untrüglichen Begriff von Ihren Tugenden zu machen. Die

geringste Sache kann mir nicht gleichgültig sein, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig sein, was für eine Person der Dichter zu seiner irdischen Muse bei dem Werk der Erlösung gewählt hat. Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Freundschaft erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken erfüllen, jedes Glück zu verachten, daß nur irdisch ist. Das Alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der himmlischen Personen nicht erschöpft werde! Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch süße Blicke, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werk der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. Wenn ich die Nachwelt sage, was für eine Menge von Geschlechtern verstehe ich, die auf einander folgen werden! Ganze Nationen, die ihre Lust am Messias finden, und neben der Lust göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden, welche sie mit dem Mittler vereinigen und zu dem versöhnten Gott erheben; Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben." (Natürlich: die ewige Seligkeit!) „Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vorhaben vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unnützige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch stumme Wehmuth in seinem Umgang mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch in seinem Wachsthum verzögern. Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn etwa Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Erlösung des Menschengeschlechts zu hintertreiben."

So schrieb nicht ein unbärtiger Knabe, sondern ein Mann von 50 Jahren. Uns kommt der Brief lächerlich vor: für jene Zeit war er die Ankündigung einer neuen Culturperiode. Der Liebende dachte über den Erfolg jenes Gefühlsausbruchs kühler als sein Vertrauter:

„Klopstock," schreibt Bodmer Ende des Jahrs, „ist ein sonderbarer Liebhaber: er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte der-

selben zuzustellen, obgleich ihr Bruder, der sein Vertrauter ist, es ihm gerathen. Er schreibt Oden an sie, die ein Seraph einem Seraph schreiben dürfte: hernach hat er das Herz nicht, sie ihr zu übergeben. Er muß von einem melancholischen Temperament sein, so traurig schreibt er." „Würde dieser göttliche Poet nicht durch seine göttliche Geliebte daheim behalten, so wollte ich ihn in mein Haus nehmen, daß er seinen Messias bei mir in der stillsten Ruhe vollendete."

Die öffentliche Anerkennung des Gedichts schritt nur langsam vor. Noch 1748 zeigte es Haller in der Göttinger Gelehrten Zeitung an: „Uns ist diese neue Art von deutschen Versen gar nicht anstößig, obgleich Andre sein mögen, denen die vielen Dactylen hüpfend und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir lassen uns dadurch gar nicht hindern, eine ungemein nachdrückliche, poetische und erhabene Kraft in den Ausdrücken zu finden, die wir in unsrer Sprache noch selten so Miltonisch bemerkt haben"*). — Die erste ausführliche Kritik gab 1749 G. F. Meier in Halle, Baumgarten's Schüler (Bd. 1, S. 605); sie war weder sehr eingehend noch sehr warm, aber sie machte es doch den Gottschedianern unmöglich, die neue Erscheinung todtzuschweigen. Eine Reihe von

*) In der Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte von 1768 sagt er: „Die Dichter, die nach uns auf den deutschen Parnaß traten, gingen in dem neuen Schwung ihres Vortrags unendlich weiter. Sie entsetzten den Reim seiner so lange ungestörten Herrschaft, und führten dabei das römische und griechische Sylbenmaß ein. Da aber die Trochäen und Dactylen im Deutschen fast unmöglich den Wohlklang der Alten erlangen konnten, da der Spondeus im deutschen Vers fast unerträglich ist, da die vielen E. und die gehäuften Consonanten die J. O. A. und U. der Alten und die fließende Abwechselung mit Selbstlautern nicht ersetzen können, so wurde der Urheber der deutschen Hexameter genöthigt, dieser sich allzusehr der reimlosen Rede nähernden Art zu dichten durch andere Mittel den über die Prosa sich erhebenden Anstand der Poesie zu geben. Man führte neue, zusammengesetzte emphatische Wörter ein; man gab selbst der Sprache eine neue Wortfügung, die mit den alten Sprachen näher übereinkommt. Glückliche Dichter wagten sich an die neue Art zu dichten und gaben ihr, wie alle großen Beispiele thun, einen Vorzug und den Beifall des größten Theils der deutschen Nation." Er läßt das gelten, behauptet aber für sich das Recht der alten Form. — 1771 schreibt er in der Gött. Gel. Z.: „Freilich sehn wir lieber Klopstock's Werke sich vervielfältigen, als die weiche Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der sogenannten Anakreonten. Freilich verehren wir Klopstock's Liebe zur Tugend und zu Gott. Ist schon unser Geschmack an die neuen Wendungen noch nicht gewöhnt, womit er die Sprache bereichert hat; finden wir noch immer, hin und wieder sei man gegen Gott vertraulicher als es seine unendliche Größe zulassen sollte, so hindern uns diese eingeschränkten Gefühle nicht, das Große in Klopstock's Geist zu empfinden; so wenig wir uns an die neuen Sylbenmaße gewöhnen, so wenig wir die Harmonie in vielen derselben fühlen, so sehen wir nicht auf dieses uns fremde Aeußerliche, das durch schwache Nachahmer so oft mißbraucht worden ist: wir sehen auf das Herz, auf die edlen Gesinnungen und auf die athmenden Ausdrücke des Dichters."

Beurtheilungen folgte: zuerst und am glühendsten von Bodmer an der Spitze der Neuen kritischen Briefe*), er verkündete gläubig die „Annäherung eines goldenen Zeitalters der deutschen Poesie". — Dann schrieb sein Freund, Pfarrer Heß von Altstetten, „zufällige Gedanken" über den Messias. So überschwenglich er ihn lobte, so machte er doch einige Ausstellungen. „Mir gefällt nicht, daß mein Dichter so gar viel auf das Weinen hält. In der That, er weint nicht nur selbst bei allen Anlässen, in der Freude und im Leid, sondern er läßt auch Alles weinen, was ihm vorkommt: Gott, Engel, Menschen, Teufel u. s. w. Alles muß ihm weinen, und dieses so oft, daß in seinem Werk des Weinens kein Ende ist, daß keine einzige zärtliche Empfindung ohne Weinen ausgedrückt wird." — Endlich schrieb Pfarrer Waser in Winterthur, ein satirischer Kopf und großer Verehrer des Lucian, den er übersetzte, „Briefe zweier Landpfarrer über den Messias". — „Es ist klar, daß der Autor sagen muß, er halte dasjenige, was er zur Historie der Erlösung hinzugeflickt habe, entweder für wahr oder für unwahr. Im ersten Fall ist er ein böser Schwärmer: hat er denn ein Gesicht oder einen Traum gehabt, darin sich Gott der Herr ihm offenbart hätte? Zwar thut er zu Anfang seines Buchs ein kurzes Gebet an den h. Geist, und bittet ihn, er wolle seine Dichtkunst, die er gleichsam als ein wirkliches Wesen, wie eine heidnische Göttin vorstellt, ausrüsten mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit, „mit der du (sagt er), forschender Geist! die Tiefen Gottes durchschauest; also werd' ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen." Und dann fährt er so getrost zu, als wenn er erhört worden wäre. Aber er wird doch wohl denken, daß ihm kein vernünftiger Mensch auf sein bloßes Wort glauben wird. — Ist es aber nur Dichterei und von ihm so ersonnen, damit die Historie des Evangeliums desto lieblicher und angenehmer zu lesen sei, wie darf er so gottlos und frech sein, sein eignes elendes Hirngespinnst ohne einiges Zeichen der Unterscheidung dem Christenvolk vorzulegen; aus dem, was er ersinnt, und aus dem, was er von der h. Schrift beibehalten, einen unbe-

*) Hier Einiges vom Inhalt derselben: „Von der Stärke des poetischen Naturells, und was S. gedacht, als er zum erstenmal Milton's Paradies gelesen — Von der moralischen Sinnesart und der Tugend, die einem Poeten nöthig sind — Von der Nutzbarkeit des poetischen Schönen im gemeinen Leben — Moralische und physikalische Ursachen des schnellen Wachsthums der Poesie im 13. J. — Von dem Werth des Dante'schen dreifachen Gedichts — Empfindungen eines Blindgebornen; freundschaftliche Briefe an Sipha (beides in Hexametern) — Daß die hoffnungsvolle Liebe einen Gefallen am Geistreichen habe — Empfehlung der platonischen Liebe" — — Gleichzeitig gab Bodmer den Wernike heraus, um gleichsam sein eignes Werk durch historische Vorgänger zu legalisiren. — Die Briefe verrathen doch eine sehr ausgedehnte Lectüre in allen Zweigen der schönen Literatur.

sonnenen Mischmasch machen, und seine elenden Dichterpossen ebensogut für Wahrheit darlegen, als das ewige unlügenhafte Wort Gottes? Denn so ist es, lieber Herr Gevatter!" — Bodmer nahm anfangs die Briefe in barem Ernst; als er erfuhr, daß sie nur Satire sein sollten, freute er sich, und so auch Klopstock, — der lustige Pastor wollte aber wohl nach zwei Seiten spotten.

Lange hatte Bodmer den Dichter aufgefordert, zu ihm nach Zürich zu kommen: die Hoffnung, Fanny zu rühren, hatte ihn immer zurückgehalten. Endlich, da die übrigen Aussichten sich nicht erfüllen wollen (22. Nov. 1749), nahm er die Einladung an. „Ich will kommen, Sie bei den Gebeinen Ihres Sohnes zu sehen. Ich will kommen, Ihnen Ihre Thränen abzutrocknen." (Bodmer hatte kurz vorher sein letztes Kind verloren.) „Noch eine Frage, die einigermaßen bei mir zur Gegend gehört, denn — mein Leben ist nun zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen — wie weit wohnen Mädchen von Ihnen, mit denen ich Umgang haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürften die Mädchens so nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden."

Bodmer war selig in dem Gedanken; in seinen Briefen schwärmt er von dem „heiligen Jüngling"; dessen Ankunft für sein ganzes Leben Epoche machen werde. „Komm!" ruft er ihm zu, „offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper, daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können, welches für unsere Tage bewahrt war: eine Seel' in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen, die des Messias Gedanken zu denken, die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes in dem unendlichen Umfang zu fühlen, und in den herrlichsten Tönen zu beleben vermochte!" — „Vor allen Dingen wollen wir ihn einige Tage allein und ohne Nebenbuhler genießen. Ich wollte ihm gern alle sanfte Ergötzungen machen, aber ihn vor den brausenden bewahren; vielleicht weil ich nicht fähig bin, an den brausenden Antheil zu nehmen."

Als seine Hauslehrerstelle in Langensalza aufhörte, kehrte Klopstock Mai 1750 vorerst zu seinen Eltern nach Quedlinburg zurück. Sein nächster Umgang war Gleim, der sein Stillleben in Halberstadt gern verließ, um die Nachbarschaft, wo er überall intime Freunde hatte und Mitglied aller poetischen Gesellschaften war, zu besuchen — Leipzig, Halle (Laublingen), Berlin u. s. w. Der Sänger leichter Liebe (eben gingen seine Freunde damit um, ihn zu verheirathen, aber er konnte sich nicht entschließen) vertrug sich sehr wohl mit dem neuen Propheten, der sich gern von hübschen Mädchen anschwär-

nen ließ: „Ich will Ihnen nur sagen," schreibt Klopstock an Fanny, „daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich — und ach! wie viel glücklicher würde ich sein — —!" — Auch den Wein verschmähte er nicht, und bekränzte gern in lustigem Gelage die Becher mit Laub und Rosen.

Gleim verfehlte nicht, ihn seinen Bekanntschaften vorzustellen. Zunächst in Braunschweig, wo Klopstock die alten Leipziger Freunde wiederfand, sämmtlich am Carolinum angestellt: Gärtner (38 J.), als Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, hauptsächlich mit der Correctur deutscher Aufsätze beschäftigt; Zachariä (24 J.), eifrig in poetischen Schöpfungen thätig (Fabeln nach Burkard Waldis, Episteln, poetische Blicke in das Landleben u. s. w.), und Ebert (27 J.), englischer Sprachmeister des Erbprinzen; er war im Begriff, Young's Nachtgedanken zu übersetzen, die Anfangs 1753 im Druck erschienen, und im Lager der zarten Seelen einen fast ebenso starken Eindruck machten als der Messias.

An der Spitze sämmtlicher Lehranstalten in Braunschweig stand der Abt Jerusalem. Geboren 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, Sohn des dortigen Superintendenten, hatte er im 16. Jahr in Leipzig Theologie studirt, im 21. Jahr zu Wittenberg die Magisterwürde erworben; dann hatte er sich zwei Jahre in Leyden aufgehalten, und, durch seine Neigung zum akademischen Leben bestimmt, zwei Edelleute auf die neugegründete Universität Göttingen begleitet, wo er drei Jahre blieb, und bei Münchhausen großes Ansehn gewann, der ihm auch die Mittel gab, nach London zu gehn, und ihn nach seiner Rückkehr (1740) zwei Jahre in Hannover aufhielt. 1742 wurde er vom Herzog von Braunschweig zum Hofprediger und Erzieher des Erbprinzen berufen. Er machte den Entwurf zum Carolinum — einer Mittelanstalt zwischen Gymnasium und Universität — und blieb die Seele des Ganzen, wie er sich auch der Verbesserung des Armenwesens und anderer gemeinnützigen Einrichtungen lebhaft annahm. 1749 wurde er Doctor der Theologie und, an Mosheim's Stelle, Abt von Marienthal. — Jerusalem war aus Mosheim's Schule: lange nicht so gelehrt, aber von derselben weltmännischen Bildung. Er verachtete alle dogmatische Terminologie und alle Controversen; war von Mystik ebenso frei als von Zweifeln, und wußte seinen Predigten, bei mäßigem Inhalt, durch Würde und Vornehmheit des Vortrags Ansehn zu verschaffen. Ganz ein Mann der Mittelstraße, aber stattlich, und dabei ohne Vorurtheile: er war es z. B., der zuerst die Realien in den Schulunterricht aufnahm. Er

hatte auch Sinn für die Kunst: seine Arbeitsstube war mit auserlesenen Kupferstichen geschmückt.

Jerusalem nahm vielen Antheil an Klopstock, und versprach ihm eine Stelle; zugleich erhielt er von dem dänischen Minister Bernstorf das Versprechen einer Pension. Klopstock schwankte: endlich wurde sein Entschluß durch einen Besuch in Magdeburg bestimmt, wohin ihn wiederum Gleim entführt hatte, und wo er mit Sack eine innige Freundschaft schloß.

Dort hielt sich nämlich Sulzer auf (Bd. 1, S. 597), der vor Kurzem in die Berliner Akademie aufgenommen war, geheirathet hatte, mit Ramler „Kritische Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit" herausgab — das erste Erzeugniß der Berliner Kritik —, und nun eine Erholungsreise in seine schweizer Heimath vorhatte. Eben hatte er den Anfang des Noah herausgegeben, den Bodmer nach einem alten Plan rasch arbeitete, und von dem er überzeugt war, er werde ein größeres Publicum finden als selbst der Messias. Klopstock entschloß sich, ihn zu begleiten: Bodmer hatte auf sein Urtheil bei den Verbesserungen des Noah gerechnet.

13. Juli 1750 reisten sie ab. Klopstock führte ein Reisetagebuch, um seine Empfindungen zu fixiren. In Schaffhausen heißt es: „Hier im Angesicht des großen Rheinfalls, im Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe in's Gras gestreckt, hier preis' ich euch, nahe und ferne Freunde, und vor Allem dich, du werthes Land, das jetzt mein Fuß betreten soll! Hier möcht' ich mein Leben zubringen, und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie! — Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und Wunsch hegen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben." — 23. Juli kamen sie in Zürich an. „Ich bin die ganze Nacht in Ekstase gelegen," schreibt Bodmer gleich darauf, „mich alle Augenblicke von Neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer nun wirklich bei mir wären." Das Entzücken dauerte nicht lange. Bodmer hatte sich nach den Briefen einen blassen, schmachtenden, bescheidenen Jüngling vorgestellt: ein Mann von derbem, gesundem Selbstgefühl trat ihm entgegen, mit klaren Augen, die nach der Wirklichkeit suchten, kühl und gemessen, der nicht die mindeste Neigung verrieth, sich in die Schönheiten des Noah zu vertiefen, und den das einsame Leben mit dem alten polternden Kritiker und seiner blinden Frau schnell langweilte. Schon harrten seiner eine Menge junger Verehrer aus den angesehensten Familien; gleich den zweiten Tag hatten sie das stille Haus auf den Kopf gestellt, und den dritten lebte Klopstock mitten in der heitersten Geselligkeit. 30. Juli unternahmen sie die Fahrt auf den Züricher See, von der Hirzel (Bd. 1, S. 602) an Kleist (eben hatte er eine größere Ausgabe von dem „Frühling" des Letzteren veranstaltet) folgendes Bild entwirft:

„Unser neun Freunde entschlossen uns, Herrn Klopstock durch eine Lustschifffahrt die Schönheit der Gegenden am Züricher See und zugleich die Schönheit unserer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verband sich, ein Mädchen auszusuchen, welches freundschaftlicher Empfindungen fähig wäre und die Schönheiten der Natur und des Geistes fühlte*). Wir waren in der Auswahl glücklich; die meisten hatten den Frühling mit Ihnen gefühlt; einige kannten den Werth unsers theuersten Klopstock schon aus seinem göttlichen Gedicht . . . Klopstock würdigte meine zärtliche Doris an seiner Hand zu führen . . .**) Rahn war so glücklich, Schinzen's Schwester mit sich zu bringen. Sie hatte Reize genug, Klopstock seine erste Liebe wieder rege zu machen . . . Schinz kam in Begleit einer lebhaften Schönen, die aus eigenem Trieb ihren Geist durch das Lesen der besten Schriftsteller angebaut hat. Ihre sprechenden Blicke fordern dreist unsere Hochachtung, die wir ebensogern ungefordert ihren Vorzügen opfern. Sie hat alle die hohen Empfindungen, die Sie, mein Theuerster, in Ihrem göttlichen Gedicht schilderten, mit Ihnen gefühlt, und achtete mich hoch, nur weil Sie mich würdig fanden, in Ihrem Gedicht mich anzureden.“ U. s. w. — „Klopstock rühmte die Schönheiten unsrer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehn, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedicht aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich Jemand die Menschen aufmerksamer betrachten, er ging von einem zum andern, mehr die Mienen

*) „Hier ist es Mode,“ schreibt Klopstock 1. Aug. an Schmidt, „daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen, und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zuwege gebracht.“

**) „Dr. Hirzels Frau,“ schreibt Klopstock an Fanny's Bruder, „jung, mit vielsagenden blauen Augen, war die Herrin der Gesellschaft; Sie verstehn es doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Mlle. Schinz, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich sie das erstemal auf zwanzig Schritte sah, so schlug mir das Herz schon: denn es sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahr zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Die Geschichte muß ich Ihnen nicht auserzählen. Ich habe dem Mädchen dies Alles gesagt und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, vor denen es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte, und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müsse, der es zuerst gelehrt, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen — — Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kind auch sehr viel Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.)“ —

zu beobachten als sich zu unterreden." Jemand spielt Clavier: „Klopstock belauschte auf den Gesichtern unsrer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien danach bestimmen zu wollen, welche die Zärtlichste wäre.... Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvolle Reden die allgemeine Hochachtung der Mädchen gewonnen, und sie wünschten alle aus den Fragmenten zum 4. und 5. Gesang etwas von ihm zu hören. Er willfahrte und las eine Stelle vor (vom Engel Eloa, der jeden großen Gedanken Gottes mit Donner begleitet), die in unsre Seelen noch nie gewohnte Wehmuth senkte. Die erste Vorlesung machte uns nach einer zweiten begierig; er las uns jetzt die hohe Liebesgeschichte, Lazarus und Cidli, wo er seine eigne Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben scheint. Unsre Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgend hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehn! Klopstock verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt, die ungleich höher wäre als die Platonische Freundschaft; Lazarus liebte seine Cidli ganz und gar! — Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei und Plato war nicht unser Mann. — Jetzt übte der Wein seine schönste Kraft; die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit; schelmische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie. Da klangen die Gläser auf Ihre Gesundheit, mein Kleist! und auf Gleim's und Ebert's; bei der Gesundheit der göttlichen Schmidt herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth: doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte. — Darauf gab er uns ein Fragment, Abbadonna, den redlichsten Teufel, den je die Hölle sah. Voll zärtlichen Mitleidens baten unsre Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft in Magdeburg für die Beseligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschluß gefällt habe!, unter dem Präsidium des Herrn Hofprediger Sack; doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen und würde es auch heute nicht thun. — Nun folgen lustige Gesänge (darunter Haller's Doris mehrmals wiederholt) Küsse u. s. w. — Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages: ach, rief ich, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen, und forderte

:ine Doris auf, noch einmal Haller's Doris zu singen. — Indessen näherten
j die Lichter der Stadt."

Die Frucht dieser Fahrt war die berühmte Ode, die im Leben des
ichters und im Leben der deutschen Dichtung einen Wendepunkt bezeichnet:
ie Ode, die mit Recht sich dem Gedächtniß des Volks eingeprägt hat. „Schön
, Mutter Natur! deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut, schöner
a froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal
nkt. — Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch, wenn die
lur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft in der Jünglinge Herzen und
e Herzen der Mädchen gießt. Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt
ırch dich jede blühende Brust schöner, und bebender, lauter redet der Liebe
un entzauberter Mund durch dich! — Lieblich winket der Wein, wenn er
:mpfindungen, bessre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt, im sokratischen
Becher von der thauenden Ros' umkränzt. — Reizvoll klinget des Ruhms
ockender Silberton in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit ist ein
roßer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth! — Aber süßer ist
ıoch, schöner und reizender, in den Armen des Freunds wissen ein Freund
u sein, so das Leben genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit!" — Das ist
iicht seraphisch, aber es ist ein schönes, männliches Gefühl und edel aus-
jedrückt.

Die ersten Wochen des August brachte Klopstock in Winterthur zu,
mit Sulzer und Waser; auch Bodmer fand sich zum Besuch ein. Ein
neuer Brief aus Dänemark drängte um Entscheidung; aber Klopstock zögerte:
der Verkehr mit seinen jungen Freunden hatte ihn ganz gefesselt, und mit
einem derselben, der ihm am nächsten stand, mit Rahn, hatte er ein anderes
Unternehmen verabredet, sich seinen Unterhalt zu erwerben: sie wollten zusam-
men eine Fabrik für Seidendruck einrichten, und Klopstock sollte die Desseins
dazu zeichnen.

Am 5. Sept. schreibt Bodmer an einen Freund, indem er Klopstock's
Verbindung mit Rahn berichtet: „... Inzwischen lebte er hier ganz dissipirt.
Die jungen Herren von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen,
verschafften ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öf-
ters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst am folgen-
den Morgen nach Haus; ging spät zu Bett und stand noch später auf. Er
trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen, wiewohl mit vielen
Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mäd-
chen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere
der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hat er ein Mädchen kennen
gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es

schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner Liebe zu Langensalz sich sehr gut vertrüge. Seine Lust war, den Mädchen Mäulchen zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. Er hat sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyirt. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Cantons, keine Neugierigkeit, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum nach den Schweizerbergen richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen, meine Bücher zu sehn, viel weniger zu lesen. Herr Breitinger ist oft zu ihm gekommen, aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch gemacht. Von Egards und Consideration weiß er sehr wenig, und er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehn lassen, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. — Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach und er fürchtet sich schier vor der Gelehrsamkeit als vor der Pedanterie selbst. Mosen und die Propheten versteht er vollkommen. In denselben hat er seine Poesie formirt. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke. Er hat sein sujet völlig in seiner Gewalt. Er hat den Plan bis in die kleinsten Theile ausgedacht. Er weiß von der kleinsten Dichtung, von der geringsten Ausbildung die richtige Antwort zu geben. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt seiner Langensalzischen Liebe Schuld. Die wahren Ursachen werden wohl seine Zerstreuungen sein. Er behauptet, daß er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten distrahirt sei und davon am besten disponirt werde, an seinem Gedicht zu arbeiten. Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bisher am Messias gearbeitet hat. Aber dies Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch. Er ist gleichsam zwei Personen in einem Leibe: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm, wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt, die ihm nicht erlaubt, eine Einladung auszuschlagen. Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen aber kleinen Freuden, viel weniger zwischen den würdigen und würdigern Freuden. Er denkt nicht daran, was für ein großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspruch: er ist nicht heilig. Als ich ihm erzählt, daß wir an dem Dichter des Messias einen

heiligen, strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig? Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden, und der Verstand oder das Herz haben wenig Antheil daran... Das ist gewiß, daß die petits soins, welche Freundschaft und Liebe in die Geberden und Handlungen legen, ihm etwas Unbekanntes sind... Im Uebrigen ist er vom Schöpfer wie geschaffen, die Messiade zu schreiben... Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedicht, so klein in seinem Leben! Ich zweifle nicht, daß er des merkantilischen Lebens, vielleicht auch des losen Lebens bald werde überdrüssig werden; dann wird er sich wieder zu mir wenden. Es ist schon eine starke Jalousie unter seinen Jugendfreunden, denen allen er Rahn so distinguirt vorzieht. Es hat diesen Herrchen überaus gefallen, daß ein so großer Dichter, unser Homer, äße, tränke, lachte, scherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handschuhe eroberte, Schuhe schlüpfte, spränge, liefe, wie sie dies Alle thun." —

Auch poetisch machte Bodmer seinem Schmerze Luft: „Gläser mit schäumendem Bachus, ihr habt von meinem Gesichte ihn in die duftende Brustwehr genommen! Machet mir Platz, damit ich das Haupt des Heiligen sehe, welches olympische Strahlen umkränzen! Rauschet nicht, Küsse! damit ich die göttlichen Lieder vernehme, die von des Heilands Erlösungen klingen."

Was Bodmer bestimmte, war der Rest jener alten pietistischen Neigungen, die seine rationalistische Bildung nie ganz unterdrückt hatte. Dem kirchlichen Leben stand er nicht nahe, für Betstuben hatte er keinen Sinn, aber das Ideal eines heiligen gottgeweihten Lebens war ihm geblieben: an dem Bild des blinden Milton hatte er es genährt, im Messias trat es ihm lebendig entgegen. Er schuf sich einen Klopstock, der in der Wirklichkeit nicht war, und entsetzte sich, als der schwärmerische Anbeter Fanny's ein Mädchen nach dem andern küßte, und gar Wein trank! Freilich waren es nur Adiaphora, aber so wenig wie Spener bei dem wahren Christen, konnte es Bodmer bei dem wahren Sänger Gottes gelten lassen.

Nicht ohne Absicht hatte Klopstock Fanny's Bruder von seinen Eroberungen unterrichtet; noch einen Versuch machte er, 10. Sept., an Fanny selbst: „Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt, nichts mehr sagen: denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein." — Aber auch dieser Brief blieb ohne bestimmte Antwort.

Inzwischen hatte sich das Verhältniß zu Bodmer völlig gelöst; selbst kleinliche Geldangelegenheiten waren eingemischt. „Wenn Sie sich Ihr ganzes

Verfahren gegen mich, von Ihrem unfreundlichen Argwohn an bis auf die kleinen, oft sehr unedlen Spöttereien vorstellen wollen, ohne die Stelle eines scharfen und edelmüthigen Richters zu vertreten, so werden Sie zum mindesten mein anhaltendes Stillschweigen Ihrer Aufmerksamkeit würdig finden. Wenn Sie dieses Stillschweigen nicht verstanden haben, so sage ich Ihnen mit eben der Freimüthigkeit, daß es Großmuth gewesen, mit welcher Freimüthigkeit ich Ihnen sage, daß Sie einer solchen Großmuth unfähig sind." — So schrieb Klopstock an Bodmer; die Freunde waren sehr betroffen: Sulzer und Hirzel wandten sich entschieden von Klopstock ab, und Sack, dem der Dichter die Sache in sehr leichtem Ton vorgetragen hatte, antwortete ernst, 5. Jan. 1751: „Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß, und dem boshaftesten Unglauben die Freude geben, zu sehn, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen! .. Ja Klopstock muß aus Zürich als Bodmer's Freund reisen, oder kein Mensch fühle die Stärke seiner Gedichte, der Messias werde ein mittelmäßiges Stück und seine Oden kriechend, und Schmidtin gedenkt nicht mehr an ihn." — Der Stich traf, und Klopstock bewirkte eine leidlich anständige Aussöhnung.

Bevor er Zürich verließ, machte er dort noch eine anziehende Bekanntschaft. Salomon Geßner war 1. April 1730 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Rathes war. In der Schule zeichnete sich der Knabe durch ungewöhnliche Unaufmerksamkeit aus, und blieb weit zurück: dagegen verfertigte er heimlich in den Lehrstunden allerlei Bilder und Figuren aus Wachs; auch schrieb er Romane nach dem Muster des Robinson und war auf dem Spielplatz nicht unbeliebt. Ein zweijähriger Aufenthalt bei einem wohlgesinnten Landpastor förderte ein wenig seine Bildung: hier lernte er Brockes kennen und verehren. Nach seiner Rückkehr versuchte er sich in Anakreontischen Gedichten. 1749 schickte ihn der Vater, um sich zum Buchhändler auszubilden, nach Berlin: aber das Geschäft des Bücherpackens war ihm nicht genehm, er verließ seinen Principal, und die stärkste Noth — die Eltern entzogen ihm den Wechsel — konnte ihn nicht zurückbringen. Da er indeß eine ziemliche Menge Landschaften angefertigt hatte, die bei einem geschickten Maler Beifall fanden, gaben die Eltern nach, und er lebte fortan in Berlin den schönen Wissenschaften. Ramler nahm sich seiner an, und suchte sein Ohr an Wohlklang zu gewöhnen: aber im Versbau wollte es nicht gehn, er gab ihm daher den Rath, in gewählter Prosa zu

dichten. Einzelne Versuche erschienen schon 1751 in Bodmer's Zeitschrift. Nach einem Abstecher nach Hamburg zu Hagedorn, der ihn freundlich empfing, kehrte er nach Zürich zurück, wo er Klopstock's Bekanntschaft machte. Man merkt die Nachwirkungen später sehr deutlich in dem Suchen nach paradiesischen Zuständen und in dem schwärmerischen Cultus der Liebe und anderer höhern Gefühle: die Schäfer des Idylls unterscheiden sich nicht wesentlich von den Seraphen des Epos, nur daß sie in einer bescheideneren Stellung sind.

Man sieht es Geßner's spätern Dichtungen nicht an, daß er ein ausgezeichnetes Talent für's Groteske besaß. In der Jugend machte er reichlichen Gebrauch davon, indem er die Freunde durch eine mimische Vorstellung unterhielt, und närrische Originale, phrasenreiche Volksredner u. s. w. bis zur Täuschung nachmachte. Er hatte jeden Muskel in seiner Gewalt, und war unerschöpflich in der Copie fratzenhafter Gesichter. Seine Lieblingslectüre — auch später noch — war Don Quixote. — Sulzer, der an seinem Muthwillen Anstoß nahm, war ihm fremd geblieben, aber Klopstock interessirte sich sehr für ihn, und Hirzel wurde sein treuer Freund.

Auf eine neue, dringende Einladung Bernstorf's reiste Klopstock Ende Februar 1751 aus Zürich ab, und begrüßte seinen neuen König und Wohlthäter in einer feurigen Ode.

Durch die Art und Weise, wie der Messias die Jugend elektrisirte, wie man den Inhalt des Gedichts zu dem Gemüth des Dichters in Beziehung brachte, wurde der Letztere verführt, mehr oder minder bewußt eine Rolle zu spielen. Wie der Priester, namentlich seit der Pietistenzeit, genöthigt war, auf sich zu wachen, um nicht Anstoß zu geben, so mußte auch der Sänger des Messias sorgfältig darauf bedacht sein, der Würde seines Amts keinen Eintrag zu thun. Die Welt sah auf ihn, und er mußte der Welt gerecht werden. Er hatte seine Gabe als eine besondere Bevorzugung der Gottheit dargestellt, das Gefäß derselben mußte rein gehalten werden. Es gehörte sehr viel gesunde Natur dazu — und Klopstock besaß sie in reichem Maße — um unter dieser fortwährenden Selbstbeobachtung nicht zum Pharisäer zu werden; aber seine Poesie litt darunter. Es fehlte ihr die Keuschheit, und mehr und mehr verlor sie auch die Frische: sie studirte ihr Gesicht zu viel und zu eifrig im Spiegel, es nahm mehr und mehr künstliche Züge an. Diese eitle Selbstbespiegelung, die vorher im Pietismus nur in trüberen Schichten üblich war, wurde bald die allgemeine Neigung der dichtenden Jugend.

Es ist nun nöthig, auf die literarischen Zustände Deutschlands einen Blick zu werfen, wie sie sich in seiner Abwesenheit entwickelt hatten.

Noch nicht 20 Jahre war Lessing alt, als er Dec. 1748 seinem Freunde Mylius nach Berlin folgte (Bd. 1, S. 622). Die Eltern waren auf's äußerste bestürzt über diesen Entschluß, sie fürchteten die Einwirkung der freigeistigen Stadt, wo die französischen Philosophen das große Wort führten; sie fürchteten noch mehr den Umgang mit dem liederlichen Mylius, dem sie das alte Pasquill nicht vergessen konnten. Auch hatten seine Anakreontischen Gedichte im Vaterhause starken Anstoß gegeben. Lessing versicherte, es fiele ihm nicht ein, seine eignen Empfindungen darin ausdrücken zu wollen, er habe nur den Zweck, sich in allen Gattungen der Poesie zu versuchen. Er suche selbst das Lustspiel zu moralischen Zwecken zu verwerthen, er sei eben aus, eines zur Widerlegung der Freigeister zu schreiben. Er warnte den Vater vor dem übertriebenen Mißtrauen der Mutter, und setzte hinzu, 30. Mai 1749: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtniß und, oft ohne sie zu verstehn, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder wenigstens noch dazu zu gelangen strebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll. Die Meisten erben sie zwar von ihnen, ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Mit Bestimmtheit erklärte er, nach Hause nicht mehr zurückkehren zu wollen; dagegen war er bereit, nach dem Wunsch seines Vaters, der noch mit Mosheim und Gesner in Verbindung stand, eine Stelle in Göttingen zu suchen, noch größere Lust hatte er nach Wien. Mittlerweile ließ er seine ältern Theaterstücke drucken (die alte Jungfer, der Schatz, der Misogyn), und gab mit Mylius Oct. 1749 „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" heraus, in denen er auf die Nothwendigkeit hinwies, die Dichter des Auslandes zu studiren, um sich ein liberales Urtheil zu bilden. Er verräth bereits eine nicht unbedeutende Kenntniß der Spanier und Engländer; am liebsten aber geht er auf die Alten zurück. Die „Beiträge" enthalten eine Uebersetzung der Captivi von Plautus, in trockner aber correcter Prosa, nebst einer doppelten Beurtheilung, wovon der eine Theil, einem Gottschedianer in den Mund gelegt, die sogenannten Regeln gegen Plautus in's Feld führt, Einheit der Zeit u. s. w.: ledern, aber doch sachlich; während der andere einwendet, man müsse sich in die Seele der Zeitgenossen versetzen, und Vieles auf die Sitten rechnen. Die Wahl derber Ausdrücke wird gerechtfertigt: Scham-

haftigkeit sei oft die Schminke des Lasters; auch die Wortspiele in possenhaften Stellen werden in Schutz genommen, und die Einheit der Zeit u. s. w. durch die Einheit des Interesses gesetzt. Das Alles ist noch nicht mit Bezug auf Shakespeare gesagt, aber im vorkommenden Fall wird es an der Anwendung nicht fehlen. Mit besonderem Eifer vertritt Lessing den Grundsatz, die dramatische Kunst nicht von der wirklichen Aufführung zu trennen.

Außerdem enthielten die Beiträge Uebersetzungen: Corneille über die drei Einheiten, Werenfels Vertheidigung der Moralität der Schauspiele, Riccoboni's Schauspielkunst, die Clelia des Macchiavelli. Sie gingen Nov. 1750 ein, weil Lessing mit seinem Mitarbeiter unzufrieden war — wenigstens giebt er später diesen Grund an; — auch mochte das Publicum für das Unternehmen kein großes Interesse zeigen.

Nebenbei lebte Lessing viel in Bibliotheken, wo er namentlich encyklopädische Werke studirte: Bayle, Brucker's Geschichte der Philosophie, das eben erschienene Gelehrtenlexikon von Jöcher: das letztere sofort mit dem Vorsatz, die Ungenauigkeiten des Leipziger ungründlichen Vielwissers zu verbessern. Ein eignes Verhängniß brachte damals den freisten Kopf Deutschlands mit dem glänzendsten Geist Frankreichs zusammen. Er lernte Voltaire kennen, der eben der große Mann Berlins war. Nach langen Unterhandlungen hatte der König von Preußen ihn in seinen Dienst gezogen. (Bd. 1, S. 569.)

Die Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire verdient studirt zu werden. — 5. März 1749 klagt der Eroberer Schlesiens, er fühle, nie die Zierlichkeit und Reinheit erreichen zu können, que demandent les lois rigoureuses de la poésie française. Cette étude demande un homme tout entier. Mille devoirs, mille occupations me distraient. Je suis un galérien enchaîné sur le vaisseau de l'État. — Les Muses demandent des retraites et une entière égalité d'âme dont je ne peux presque jamais jouir. Souvent, après avoir fait trois vers, on m'interrompt; ma muse se refroidit, et mon esprit ne se remonte pas facilement. — Voltaire verspricht ihm gern seine thätige Beihülfe: ohnehin sei nur noch wenig Politur nöthig. Darauf schreibt ihm der König (4. Sept.) erfreut, wenn er ihn gewinne, solle an der Spitze seiner Titel stehn: Frédéric par la grâce de Dieu roi de Prusse, possesseur de Voltaire! — Und doch war er gerade damals erzürnt auf den Philosophen, denn wenige Tage darauf schreibt er an Algarotti: C'est bien dommage qu'une âme aussi lâche soit unie à un aussi beau génie. Il a les gentillesses et les malices d'un singe. Cependant je ne ferai semblant de rien, car j'en ai besoin pour l'étude de l'élocution française. On peut apprendre de bonnes choses d'un scélérat. —

Die Unterhandlungen schreiten langsam vorwärts, keiner von beiden will mit der Sprache heraus: Friedrich ist verschwenderisch in seinen Schmeicheleien, Voltaire verlangt nach etwas Solidem. Endlich, 10. Juli 1750, erscheint der große Mann in Sanssouci: er wird für seine Reise mit 2000 Thlr. entschädigt, und setzt im Lauf des nächsten Monats die Kammerherrenwürde, 20,000 Fr. Gehalt, freie Station, Dienerschaft, Equipage u. s. w. durch; dafür corrigirt er die Verse seines Gebieters und leistet ihm geistreiche Gesellschaft. Vor ihm ist noch ein gewisser Arnaud angekommen, den er selbst empfohlen, den er aber doch scheel ansieht.

Arnaud wurde glücklich ausgetrieben (er ging 21. Nov. nach Dresden), aber Voltaire fühlte sich schon wieder unbehaglich, und ließ sich (23. Nov.) durch seine Habgier verleiten, mit einem Berliner Banquier Abr. Hirsch ein vom König wiederholt verbotenes Wuchergeschäft zu unternehmen, an das sich noch verschiedene andre Betrügereien knüpften. In solchen Dingen verstand Friedrich keinen Scherz. C'est l'affaire d'un fripon qui veut tromper un filou, schreibt er 22. Jan. 1751, als zwischen den beiden Gesellen ein Proceß ausgebrochen war, an seine Schwester: il n'est pas permis qu'un homme de l'esprit de Voltaire en fasse un si indigne abus. Voltaire wurde zwar freigesprochen, 21. Febr., nachdem er den Juden ansehnlich entschädigt, und dann wieder in Sanssouci zugelassen, wo er an dem „Jahrhundert Ludwigs 14." arbeitete; aber nur freigesprochen, „weil er ein noch größerer Schelm war als sein Gegner;" — so urtheilten übereinstimmend Lessing und Friedrich der Große.

Lessing hatte Gelegenheit gehabt, sich in der Sache ein selbständiges Urtheil zu bilden, denn Voltaire's Secretär, Richier, mit ihm von früher bekannt, hatte durch ihn die von seinem Herrn verfaßte Klageschrift in's Deutsche übersetzen lassen, und Lessing war Febr. 1751 fast täglich bei Voltaire zu Tisch.

In demselben Monat wurde Lessing durch Mylius' Vermittlung als Kritiker in der Vossischen Zeitung angestellt: theils gab er kurze Bücheranzeigen, theils Monatsübersichten über die wichtigsten Erscheinungen des Inlands und des Auslands („das Neueste aus dem Reich des Witzes"). Die Anzeigen waren fragmentarisch, mehr äußerlich als in das Wesen der Sache eindringend: was man später Berliner Kritik nannte, stammt von diesen kecken Notizen her. Da Lessing sich bemühte, mit offnen, klaren und heitern Augen in die bunte Welt zu sehn, war ihm nichts so zuwider, als der steife, gravitätische Stelzenschritt der Gottsched'schen Schule: gegen diese richtete er mit besonderer Vorliebe die Pfeile seines Witzes.

Um einen Centralpunkt für die deutsche Literatur zu gewinnen, hatte

Gottsched seit lange seine Augen auf Wien gerichtet: sein sterbender Cato war daselbst mit einigem Erfolg gegeben, er ließ für seine Geschichte der Sprache auf der Bibliothek arbeiten, und forderte seine dortigen Anhänger dringend auf, eine deutsche Gesellschaft zu gründen. Endlich (Aug. 1749) reiste er mit seiner „Freundin" Adelgunde selber nach Wien: er wurde bei Hofe vorgestellt, und mit einer Reihe vornehmer Bekanntschaften beglückt, die er durch Gratulationsgedichte verherrlichte: aber die Gravität seiner Erscheinung scheint doch in dem lustigen Wien einen sehr possenhaften Eindruck gemacht zu haben. Die Fürstinnen Trautmannsdorf, Dietrichstein u. s. w. correspondirten fortan mit Frau Adelgunde, in einem Französisch, das ungefähr ebenso correct war wie ihr Deutsch. Die deutsche Gesellschaft, die recht nöthig gewesen wäre, kam nicht zu Stande: angeblich von den Jesuiten hintertrieben; eigentlich aber wurde Wien erst ein Menschenalter später für seinen Gottsched reif. Eine Zeit lang ging man wirklich damit um, einen Lehrstuhl für deutsche Sprache in Wien zu errichten; auch über Gründung einer Akademie nach Art der französischen wurde verhandelt: einmal hatte Gottsched sogar den wunderlichen Einfall, sich zum Erzieher der kaiserlichen Kinder anzubieten (Jan. 1750). Das hinderte ihn nicht, gleichzeitig bei andern Höfen anzufragen: Dresden, Kopenhagen; es wurde nichts daraus.

Seine Arbeiten gingen indeß ungestört weiter. Seine Frau begann 1749 die Geschichte der Académie des Inscriptions zu übersetzen; er selbst unternahm 1751 wieder eine große Revue, „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit", die doch 12 Jahre fortdauerte, und neben vielem Schwachen und Mittelmäßigen auch manche werthvolle Beiträge enthielt, z. B. die Aufsätze von Gottfr. Schütze über die Vorzüge der nordischen Mythologie vor der antiken. Im Ganzen überwog Moralität und Rechtschreibung.

Meier in Halle, bisher sein Gegner, fing nun an, unzufrieden mit den Schweizern, sich ihm wieder zu nähern. Das große, lang erwartete lateinische Werk seines Lehrers Alex. Baumgarten: Aesthetica, wurde 1750 zwar angefangen zu drucken, aber es kam in acht Jahren über die Einleitung nicht hinaus, und war so gelehrt geschrieben, daß es wenig Leser fand.

Bei dem vielen Herzeleid, das Gottsched traf (27. März 1751 wurde eine neue Auflage seiner Gedichte von Lessing in der Voss. Z. grausam verhöhnt), war es ihm kein geringer Trost, als eine Standesperson, ein junger Baron Schönaich (geb. 11. Febr. 1725), Sohn eines wirklichen Generals, der selber anderthalb Jahre Offizier gewesen war (bis Jan. 1747) ihm 6. März 1751 ehrerbietig ein Heldengedicht einsandte, ganz nach den Regeln der Dichtkunst; eine rechtschaffene Epopöe: Fabel, Charakter, Götter, Episoden und Schreibart, Alles nach dem Muster des Virgil. Es behandelte Hermann den Cherusker,

den Helden des Lohenstein, und zwar in gereimten trochäischen Tetrametern. „Also fällt der stolze Römer! und er fiele wie ein Held, hätt' er nicht der deutschen Freiheit als ein Räuber nachgestellt. Wall und Gräben können nun nicht der Sieger Waffen hemmen, und der Römer fliehend Volk muß die kühnsten Wege dämmen. Ach wo ist nun wohl ein Hermann! holder Himmel schaff ihn doch! Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch. Ist es möglich, laß den Wunsch, meinen heißen Wunsch gelingen: und du Muse sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen." — Aus einem solchen Schatz ließ sich Capital machen, und Gottsched war der Mann dazu. Zunächst sandte er seinem Schützling das Diplom der deutschen Gesellschaft und förderte sein Gedicht zum Druck.

Das Leipziger Theater war dem Einfluß Gottsched's völlig entzogen. Der Principal Koch, der sich 6. Juli 1750 mit einem Hanswurst etablirte, suchte sich wohl mit ihm höflich zu stellen, stand aber in viel engerem Verkehr mit Weiße (Bd. 1, S. 618), der seit dem Anfang dieses Jahres eine Hofmeisterstelle bei einem Gr. Geyersberg, und dadurch die Mittel gewonnen hatte, in Leipzig zu bleiben und seine Studien fortzusetzen. Am vertrautesten war er mit dem Schauspieler Eckhoff, seit 1749 bei der Koch'schen Truppe, noch lange nicht auf der Höhe seiner Kunst, aber ein ernst strebsames Talent. Man führte 1751 u. A. Weiße's „Matrone von Ephesus" auf. — Mit Rabener und Gellert hatte sich Weiße sehr befreundet: der Letztere war zwei Jahre hindurch sein Tischgenoß.

Rabener (Bd. 1, S. 584—6) schrieb 1751 seine satirischen Briefe, in denen er bekannte Originale aus den niedrigen Lebenskreisen in ihrer eigenen Weise reden ließ: kriechende Gratulanten, armselige Poeten, gelehrte Pedanten, alte heirathslustige Jungfern, ungebildete Dorfjunker. Wieder suchte er die Moralität seiner Scherze zu retten: — „wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er Andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehn der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist" u. s. w.: — höchst

wohlmeinende Grundsätze, die ihn in dem respectabeln Leipzig doch nicht ganz vor Anfechtungen bewahrten. — Noch zwei Jahre blieb er dort, Anfang 1753 übersiedelte er als Steuerrath nach Dresden.

März 1751 unternahm Gellert eine Reise nach Berlin. Er wurde mit großen Ehren empfangen, aber er brachte seine Hypochondrie mit, die durch die Beschwerlichkeiten der „weiten Reise" nur noch geschärft wurde. „Ich war unzufrieden mit mir, und war es um so mehr, je mehr ich sah, daß es meine Freunde bemerkten. Ueberhaupt bin ich auf meinen Reisen unglücklich. Ein gewisser Begriff, eine vortheilhafte Meinung, die meine Schriften von mir erwecken, geht voran. Man hofft, den scherzhaften, den muntern Mann zu sehn, den man in dieser oder jener Stelle angetroffen hat, und man sieht das Gegentheil, man sieht eine ernsthaft finstre Stirn; man hört einen Mann, der wenig redet, und man glaubt, er würde viel reden, und lauter Sachen, des Druckes werth. Dies fühl' ich und sehe, daß ich meinem Namen selber im Wege bin, oder wenigstens seh' ich, daß der Name eine gewisse Last ist." — Die stolze Bescheidenheit hatte ihren Grund: man declamirte damals in Gesellschaften seine Fabeln, wie man heute eine Sonate spielt; von hohen und niedern Ständen erhielt er Dank und Geschenke, weil er so manche Seele gerettet; seine „Trostgründe wider ein sieches Leben" stärkten manchen Leidenden; nur ihm selber gaben sie keinen rechten Lebensmuth.

Gellert hatte nach Berlin ein neues Werk mitgebracht: „Briefe, nebst einer Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen", die von Lessing in der Voss. Z. 8. Mai 1751 sehr gelobt wurden. Seine Absicht war, „junge Leute und besonders Personen des andern Geschlechts zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sei." — Aehnliche Briefsteller erschienen zahlreich in jener Zeit: man hatte die Wichtigkeit erkannt, für seine Gedanken und Empfindungen einen Ausdruck zu finden, und wollte doch lernen, wie man sich dabei zu nehmen habe.

Bald nach seiner Rückkehr nach Leipzig (Mai 1751) erhielt Gellert endlich eine Professur, und eröffnete sie mit dem Programm de comoedia commovente. Das bürgerliche Trauerspiel und die comédie larmoyante waren eine neue französische Erfindung: Nivelle de la Chaussée (Melanide u. s. w.), Destouches, Marivaux und Andere hatten, wenn auch unter starken Anfechtungen, mit Erfolg darin gearbeitet. Es war ein Versuch, die steife Convenienz des akademischen Theaters zu durchbrechen, und die Sitte selbst, die sonst als absolut galt, der poetischen Kritik zu unterwerfen. Die Classiker (darunter Dubos) hatten mit Recht eingewandt, daß ein solcher

Versuch, die Individuen gegen die Sitte aufzulehnen, an Stelle des Schicksals das Strafrecht stellt, und dadurch der Leidenschaft einen unschönen Charakter giebt: auch hatten sie gegen eine Mischgattung geeifert, die durch Moralisirung des Scherzes die Einheit des Stils beeinträchtigt. Gleichwohl ist für eine Periode sittlicher Neubildung diese Mischgattung ein nützliches Correctiv, weil man in ihr die Phrase verlassen und den wirklichen Dingen auf den Leib rücken muß. Am nöthigsten war es in Deutschland, wo das Lustspiel (auch in der Gottsched'schen Schule!) der gemeinsten Zote verfallen war, und das Trauerspiel eine fremde, angelernte Sitte umschrieb.

Gellert's Abhandlung war ziemlich oberflächlich, im Grund hob er nur den moralischen Werth der neuen Gattung hervor: die Seite, durch die er allein angezogen wurde. „Die Tugend gefällt auf der Bühne weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bei Betrachtung und Bewunderung eines rechtschaffenen Mannes oft der Neid sich einmischt, so bleibt er bei dem Anblick des bloßen Bildes der Tugend weg, und statt des Neides wird im Gemüth eine süße Empfindung des Stolzes und der Selbstliebe erweckt. Wenn wir sehn, zu welchem Grade der Vortrefflichkeit die menschliche Natur erhoben werden könne, so dünken wir uns selbst etwas Großes zu sein. Wir gefallen uns also in jenen erdichteten Personen selbst, und die auf die Bühne gebrachte Tugend fesselt uns desto mehr, je leichter die Sitten sind, welche den guten Personen beigelegt werden, und je mehr ihre Güte selbst, welche immer mäßig und sich immer gleich bleibt, nicht sowohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geschenk der Natur zu sein scheint. Mit einem Wort, sowie wir bei den lächerlichen Personen der Bühne uns freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich scheinen, ebenso freuen wir uns über unsere eigne Vortrefflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten: welches bei den heroischen Tugenden der Tragödie sich seltner zu ereignen pflegt, weil sie von unsern gewöhnlichen Umständen allzu entfernt sind." — Lessing billigte die Abhandlung ganz; auch Haller, gegen die Immoralität des Theaters im Allgemeinen höchst aufgebracht, hielt die rührende Komödie für die leidlichste unter allen Gattungen.

Gleichzeitig begann Gellert ein Collegium über Poesie und Beredsamkeit. „Wir gefallen," sagt er in der Eröffnungsrede, „wenn wir mit dem Verstande zugleich das Herz beschäftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, solange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren! der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beifall singen, wo-

fern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sei Ihr Scherz selbst noch lehrreich oder doch unschuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernst der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen." Die Vorlesungen wurden stark besucht, und sind später durch Goethe's Schilderung berühmt geworden, der freilich in einer Zeit daran theilnahm, wo Gellert's ganzes Trachten sich auf moralische Gemeinplätze und eine reinliche Handschrift eingeengt hatte. Wenn aber Goethe berichtet, daß Gellert unter den Stilmustern, durch welche er die akademische Jugend zu bilden suchte, der bedeutendsten Erscheinungen, z. B. Klopstock's gar keine Erwähnung that, so war er in der gegenwärtigen Periode noch nicht so resignirt: er sprach sich gegen Bodmer mit großer Wärme über den Messias aus, welcher der deutschen Nation Ehre mache.

Aus der Schweiz zurückgekehrt, meldete Klopstock 6. März 1751 Gleim seine Ankunft in Quedlinburg. Dort traf er den alten Freund Cramer wieder, als Oberhofprediger und Superintendent, mit der Schwester seiner seligen Radikin verheirathet: ein stattlicher, salbungsvoller, wohlangesehener Geistlicher, der sich durch die Uebersetzung des Bossuet und des Chrysostomus bereits einen Namen gemacht. Bis 1750 war er Prediger auf dem magdeburgischen Dorf Crellwitz gewesen, und hatte mit Ad. Schlegel, der bei ihm wohnte, eine moralische Wochenschrift herausgegeben; der Letztere hatte eben den Batteux übersetzt, und war als Lehrer in Schulpforte angestellt*).

Nachdem er den alten freundschaftlichen Verkehr mit Gleim auf's lebhafteste wieder aufgenommen, reiste Klopstock Ende des Monats aus Quedlinburg ab. In Braunschweig fand er die Zahl seiner Freunde durch Giesecke vermehrt (27. J.), der Jerusalem's Sohn erzog, den späteren Werther. Von da ging er nach Hamburg, wo er vor Allem Hagedorn aufsuchte, den er schon lange verehrt; zugleich setzte er seine Studien in Mädchenseelen fort. Giesecke hatte ihm Briefe von einer Mlle. Meta Moller gezeigt, die für den Messias schwärmte: 4. April 1751 sah sie der Dichter zum erstenmal. „Bei diesem Mädchen," schreibt er kurze Zeit darauf an Gleim, „habe ich meine meiste Zeit in Hamburg zugebracht. Sie ist im eigentlichsten Verstand so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr allein gewesen. Ich habe

*) 1754 wurde er Prediger in Zerbst, 1759 in Hannover.

ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte! — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! — Dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben! — Und dann habe ich eine Vergleichung machen wollen, und dann hat sich eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen. Wenn ich den geheimsten Empfindungen meines Herzens hiebei nachforsche, so finde ich zuletzt, daß ich noch unglücklicher bin, als ich vorher war, weil mich dies edle Mädchen durch ihr sanftes Mitleiden auf eine so starke Art an meine alte Traurigkeit erinnert hat, daß ich von Neuem in seinem ganzen Umfang fühle, wie unglücklich ich bin! O könnten Sie mir Nachrichten geben, die dies nur einigermaßen widerlegten!"

Ende April 1751 ging Klopstock nach Kopenhagen, und wurde durch Bernstorf dem König vorgestellt, den er bald darauf nach dem nahe gelegenen Lustschloß Friedensburg begleitete. Zahlreiche liebe Briefe von Meta folgten ihm dahin. In einiger Zeit siedelte Freund Rahn aus Zürich nach Dänemark über, um den Plan seiner Seidenfabrik auszuführen, nachdem er sich in Langensalza mit Klopstock's Schwester verlobt. Des Dichters Ruf war nun in's Ausland gedrungen: mit Young, dem berühmten Verfasser der Nachtgedanken, knüpfte er einen halb poetischen Briefwechsel an. („Stirb, prophetischer Greis, stirb! denn dein Palmenzweig sproßte lang schon empor; daß sie dir rinne, steht schon die freudige Thräne in dem Auge der Himmlischen." U. s. w.) — In dieser Zeit erschien die Ausgabe des Messias in fünf Gesängen, dem Könige von Dänemark gewidmet.

Der vierte Gesang sticht vortheilhaft gegen die vorhergehenden ab: er bewegt sich auf der Erde, im Synedrium, wo über Jesus Rath gehalten wird. Die Reden von Kaiphas und Philo sind in ihrer leidenschaftlichen Art vortrefflich, namentlich wenn man erwägt, daß Deutschland damals noch keine Parlamentsredner hatte. Leider giebt sich Klopstock nicht die Mühe, in der Gegenpartei etwas Positives zu suchen: er nimmt sie nicht einmal als Fanatiker, sondern durchweg als Heuchler und Bösewichte, da doch selbst Paulus den Herrn verfolgte, ehe er ihn kannte. Satan und seine bösen Erzengel wissen sich auch hier als Einbläser einzuschleichen, und schwächen die Bestimmtheit der Charaktere ab. Die liberale Opposition besteht aus bereits vollständig schauenden Christen, was ebenso gegen die Bibel wie gegen die epische Haltung verstößt. — Dann verliert die Schilderung sich wieder in eine Reihe schöner Seelen, junge zarte Mädchen, Weise u. s. w.; unnennbare Gedanken und Blicke voll göttlichen Tiefsinns blenden das Auge. Die schönste der schö-

n Seelen sollte billig Maria sein, aber hier zeigt sich, daß die Verletzung s Naturgesetzes sich auch ästhetisch rächt. Wenn Maria ausruft: „Wenn in gnädiges Antlitz auf seine Mutter noch einmal würdigt herabzulächeln, will ich zitternd es wagen, sie zu seinen göttlichen Füßen — es hat ja gnadigt Magdale zu seinen Füßen geweint! — da will ich es wagen, tternd mich niederzuwerfen" u. s. w. — so empfindet man das als eine Beeinträchtigung der Mutterwürde. Mutter bleibt Mutter! einerlei, was es iit der Empfängniß für eine Bewandtniß hatte, und wenn auch der Sohn hnmal ein Gott ist. — Um wieviel menschlicher ist die Madonna der kathoschen Kirche! — Noch schlimmer wird es, als das Leiden des Gottmenschen eschildert werden soll. Der Allmächtige, der mit seinem Wink Legionen von Engeln gebietet, die ihm dienen, kann nicht jammernd ausrufen: „Ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!" In der Dogmatik kann man dem grübelnen Verstand allerlei aufbürden, aber die Sinne trügen nicht, und keiner Phanasie wird es gelingen, der Anschauung hölzernes Eisen weis zu machen. Wie önnen wir Theilnahme und Mitleid einem Helden schenken, der nur zum Schein leidet! der biblische Christus ist von unserm Fleisch und Blut.

So lebhaft der Briefwechsel mit Meta fortging, so blieb doch Fanny mvergessen. „Wenn ich Ihnen," schreibt der Dichter aus Friedeusburg Oct. 751 an Gleim, „meinen jetzigen Zustand nennen sollte, ich hätte keinen Namen für ihn. Ich habe bisher oft von Ihr geträumt. Dann weine ich n und nach dem Traum. Aber was sind das für Thränen von einer ganz esonders verstummenden Art! Gar keinen Ruin von Hoffnung mehr und och Thränen! Ich bin überzeugt, Sie können sich davon keine Vorstellung nachen. Fanny ganz verloren, ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach Gleim! es ist ein entsetzlicher Gedanke. — Manchmal wünsch' ich, daß ich sie iemals gesehen, nie ihren Namen hätte nennen hören; so könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden; so könnte ich vielleicht ine Andere lieben. Aber das kann ich nun nicht. — Sie sollen mir viel md oft von Ihrer Zärtlichkeit gegen mich und von Fanny reden. Weil Fanny so selten an mich schreibt, so sollen Sie machen, daß sie an Sie schreibt, md mir wieder schreiben, was sie schreibt. Ich verdiene es wohl, daß Sie ies bischen Abendschimmer auf mein trauriges Leben streuen. Stellen Sie ich einmal ein Herz vor wie meines, das nicht mehr klagen und nicht mehr veinen kann. Wenn ich an meine Thränen zurückdenke, so merke ich wohl, aß doch immer etwas Hoffnung unter die Traurigkeit gemischt war, sie hervorbringen zu helfen. — Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich sein könnte."

Damals ließ Klopstock die schon besprochene Ode drucken, von der Lessing

(7. Dec. 1751) sagt: „Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabne Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darin bemerken.“ Das ist hart und übertrieben; hauptsächlich aber, es ist unvollständig. Zum vollkommenen Kritiker fehlte Lessing doch Eins: der allseitige schnelle Instinkt für das Große, was außer seiner Sphäre lag. Er gab im Allgemeinen sein Lob, den Tadel führte er mit der ganzen Kraft seines Scharfsinns und Witzes aus; so später auch Goethe gegenüber. — Wenn er Klopstock vertheidigte, so geschah es nur, um die Plattheit zu ärgern.

„Hätte Gottsched,“ schreibt er April 1751 in der Voss. Z., „anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären hinlänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehn. Unbekannt mit demjenigen Geist, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wenn hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein Anderer in einem Heldengedicht von artigen Mädchen, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedicht gerecht wäre! Gleichwohl finden diese Herren ihre Bewunderer, und sie haben, große Dichter zu sein, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehn. Sie bringen durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehn giebt, daß sie nicht die wahren Schönheiten an demselben empfinden, Manchem ein widriges Vorurtheil dagegen bei. Die Wenigsten von ihnen verstehn das Erhabene, und halten also Alles, was sie nicht verstehn, für erhaben. Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen.“

Man kann nicht sagen, daß Lessing in seiner Kritik viel Scharfsinn aufbietet. Er macht darauf aufmerksam, daß man den ganzen Bau des Gedichts noch nicht übersehn könne, und sich daher auf die Kritik des Einzelnen beschränken müsse: und in der That beschränkt sich seine Auslegung so ziemlich auf die ersten zwanzig Verse, die er in Bezug auf die Sprache mit philologischer Genauigkeit untersucht. Mitunter merkt man, daß es ihm schwer

wird, seine Gravität zu wahren, wenigstens sieht seine Uebersetzung des bekannten Anfangs: „Sing' unsterbliche Seele! der sündigen Menschen Erlösung!" in: „Ich unsterblicher Klopstock singe" u. s. w., sehr verfänglich aus.

Gleichzeitig läßt er einen Klopstockianer zu seiner eignen leichten Muse sprechen: „Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort; du bringst den gleichen Schall an den gewohnten Ort; noch denkst du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet, daß er sich ekel nur nach seltnen Bildern sehnet; noch redst du, wie man redt, eh' man die Zunge bricht, daß sie lateinisch deutsch mit schönem Stammeln spricht; noch hast du nicht gewagt ein römisch Lied zu spielen, das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum fühlen; noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht; noch giebst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht; noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden, wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden; du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt, und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze schenkt: — und willst ein Dichter sein?!"

„Mitleidig," setzt Lessing hinzu, „wollt' er mich die kühnen Wege lehren, wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören"; und giebt in einem Epigramm den Bescheid: „Wer wird nicht einen Klopstock loben! doch wird ihn jeder lesen? Nein! — Wir wollen weniger erhoben, und fleißiger gelesen sein."

Dafür entschädigte er Klopstock durch den Versuch, den Messias in sorgfältig gearbeiteten Versen in's Lateinische zu übersetzen, von der er Sept. 1751 den Anfang veröffentlichte: mit Behagen zeigte sich der classisch gebildete Fürstenschüler aus Meißen. So etwas wirkte damals: die Schulmänner hatten sich bis dahin im Allgemeinen für Gottsched erklärt; jetzt nahm Rector Stuß zu Gotha in der Prolusio de novo genere poeseos teutonicae rhythmis destitutae entschieden für Klopstock Partei. Wenn eine Neuerung in Deutschland lateinisch vertheidigt wird, so hat sie bereits Boden. — Auch Bodmer ließ es nicht fehlen: in der Monatschrift Crito gab er einen Auszug aus den ersten fünf Gesängen, nebst einer Abhandlung über die Schönheiten des vierten Gesangs; ingleichen eine Satire gegen die Feinde der Hexametristen.

Unter den Gegnern regte sich hauptsächlich Dr. Triller (Bd. 1, S. 576), ein Poet aus der alten Schule, der bis an sein Lebensende durch Klopstock's sprachliche Neuerungen gequält und unglücklich gemacht wurde. Er schrieb: „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht, erster Gesang, welchem bald noch 29 andere folgen sollen. Nach der allerneuesten malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet." — Es wird erzählt, wie ein Seraph aus den scythischen Wüsten, bei den Sihim und

Ohim geboren, wo Kobolde und Rohrdommeln sich von Wind und Nebel nähren, den Wurmsamen ausstreut, aus dem die neuen epischen Gedichte aufwachsen. — Der Spaß ist platt und unbedeutend, er hat nicht einmal den Vorzug der Kürze; zusammenhängender spricht sich Triller in der Vorrede zu einer neuen Auflage seiner Gedichte aus, die gleichzeitig erschien: „Man wird auch in diesem Theil keine dunkeln, schweren und räthselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern vom Libanon her, viel minder aber sogenannte schöpferische Erfindungen antreffen. Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft, und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehört worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Einwohner des Saturn; unsere natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehn, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden. Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten sind strafbare und unchristliche Ausdrücke: wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist; die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpf zugeeignet hätten. Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büßende Teufel ersinnen können, die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstere Sonne unter der Erde ungeheißen aufgehn lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehülfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die seltene Classe der schöpferischen Geister zu setzen sein. Doch diese schöpferischen Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben. Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen, wofern mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hätten. Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpferischen Gedichten zu gewinnen, oder mit elendem zusammengerafften Zeitungsschreiben und unanständigem Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brod zu verdienen."

Lessing empfand gegen dieses Gezänk der Aesthetiker einen ebensogroßen Ekel als gegen das Gezänk der Theologen; die Regel überhaupt war ihm zuwider: er selber war damals nur aus Nothbehelf Kunstrichter: wie ganz er sich noch als Poeten fühlte, zeigt eine Ode an Marpurg, seinen Freund, einen angesehenen Musiker in Berlin: — „Die grübelnde Vernunft drängt sich in Alles ein und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret sein. Ihr flucht

der Orthodox, denn sie will seinem Glauben, der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben. Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt, und spitz'gem Tadel hold in uns're Lust sich mischt. Gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge, macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge." — „Dann," ruft er ihr zu, — „dann kommst du, statt in's Herz, in einen Kriticus, der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß, und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude, und schaffst, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt, daß viel nur halb ergötzt, und vieles gar nicht rührt; das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden." — „Vom Setzen, Dichten, Malen lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen. Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh'. Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie. Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen? Man irrt. — Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu; sein ungelernter Flug erhält ihn ohne Ruh. — Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß, ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß. Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher. Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher. Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt: sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt."

Nur in diesem Sinne billigte Lessing (Juni 1751) Batteux' lés beaux arts réduits à un même principe, das soeben in einer Uebersetzung von Ad. Schlegel (Lessing schrieb sie Gellert zu) erschienen war. Batteux war (1746) davon ausgegangen, die Menge der Regeln, die den jungen Dichter verwirrten, zu vereinfachen. Les règles se sont multipliées par les observations faites sur les ouvrages; ils doivent se simplifier en ramenant ces mêmes observations à des principes communs. Imitons les vrais Physiciens qui amassent des expériences et fondent ensuite sur elles un système qui les réduit en principe. Als diesen Grundsatz fand er, die Poesie sei die Nachahmung der schönen Natur. — Lessing nennt diesen Grundsatz „einfach genug, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläufig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darin verlieren, welche man blos vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten; ein Grundsatz, woran sich Alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, festhalten können; welche sie von tausend eiteln Zweifeln befreit, und sie blos einem einzigen beschränkten Gesetz unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält." — In demselben Aufsatz besprach er ein eben erschienenes Sendschreiben Diderot's

an Batteux, und merkte in demselben hauptsächlich folgende Stelle über die französische Wortfügung an: „Die Franzosen haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, Klarheit und Genauigkeit gewonnen; Stärke und Nachdruck aber haben sie verloren. Die französische Sprache eignet sich wegen der didaktischen Ordnung, der sie unterworfen ist, besser zu den exacten Wissenschaften als die griechische, englische u. s. w.; diese aber können, wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vortheilhafter bei der schönen Literatur angewandt werden. Wir können besser als jedes andere Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß nothwendig die französische Sprache wählen: Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unserer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen reden, griechisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne."

Gerade in jener Zeit ging in der französischen Sprache eine große Umwandlung vor. Diderot selbst, hauptsächlich aber Voltaire erinnern in ihrer dreisten, höchst realistischen Sprache nicht im Entferntesten an den akademischen Stil der Poesie von Versailles: kein besseres Studium gab es für die Deutschen, sich von dem Schulzwang des Hergebrachten zu befreien, als diese Franzosen. Was konnte den großen Franzosen jener Zeit Deutschland an die Seite stellen! Montesquieu's Esprit des loix war 1749 erschienen, die Encyclopédie begann 1751 und in demselben Jahr veröffentlichte J. J. Rousseau den Discours sur les sciences et les arts. Alle bisherigen Vorurtheile wurden plötzlich auf den Kopf gestellt: Wissenschaft und Kunst, die man bisher für das Höchste geachtet, sollten an dem Elend der Menschen schuld sein! Un homme qui pense est un animal dépravé! — Es war eine tolle Sophistik, aber eine Sophistik des Herzens oder wenigstens der Leidenschaft; eine wilde Declamation, und doch von einem tiefen Wahrheitsgefühl durchhaucht. Mit Begierde stürzten sich die Deutschen über diese neue Entdeckung, auf die sie genugsam vorbereitet waren, denn im Grund hatte ja der Pietismus zu demselben Ziel geführt, wenn auch auf einem entgegengesetzten Wege.

Gottsched zog die neue Schrift vor sein Forum, auch Lessing gab April 1751 einen kurzen Auszug, mit dem Schluß: „Rousseau hat unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehr Vernunft hat!" — Desto schärfer war er gegen die Berliner Franzosen, die „ihren Witz beschimpften, indem sie das Laster schön darstellten," und den Esprit über die Tugend setzten. Der Schlimmste derselben stand in engem Verkehr mit dem König.

Lamettrie, geb. 25. Dec. 1709 zu St. Malo, Schüler Boerhaave's, sprach bereits 1745 in der Histoire naturelle de l'âme den wüstesten Materialismus aus. Das Werk wurde verbrannt, er mußte aus Frankreich wei-

chen und ging nach Leyden, wo er 1747 das noch stärkere L'homme machine schrieb. In der Vorrede nannte er sich Haller's Schüler, und gab vor, dessen Grundsätze zu verfechten, wofür er in den Göttinger Gelehrten Anzeigen hart zurecht gewiesen wurde. Auch in Holland war seines Bleibens nicht länger, dafür fand er Zuflucht in Berlin, wo ihn der König zu seinem Vorleser und zum Mitglied der Akademie machte. Unter seinem Schutz schrieb er 1748 L'homme plante und Anti-Sénèque ou discours sur le bonheur, in welcher er das Gewissen als eine Folge der Erziehung erklärte, und die Wollust so schamlos vertheidigte, daß Diderot zu dem Ausspruch veranlaßt wurde: „er ist ein Schriftsteller ohne Urtheil, welcher fortwährend die Anstrengung des Denkens mit der Qual des Bösen, die leichten Unbequemlichkeiten der Wissenschaft mit den unheilvollen Folgen der Unwissenheit verwechselt; frechen Geistes in dem was er sagt, und frechen Herzens in dem, was er nicht zu sagen wagt; den Verbrecher in seinem Verbrechen, den Verdorbenen in seiner Verderbtheit bestärkend, untergräbt er mit seinen plumpen aber gefährlichen Trugschlüssen die Grundvesten der Sittlichkeit.“ Voltaire sprach sich nicht minder verächtlich aus. — 1750 folgten Réflexions philosophiques sur l'origine des animaux; Vénus métaphysique ou essai sur l'origine de l'ame humaine; im folgenden Jahr L'art de jouir ou l'école de la volupté, wo wieder mit Haller's „Doris“ (Bd. 1, S. 467) ein abscheulicher Mißbrauch getrieben wurde.

Haller — eben mit der Herausgabe seiner Physiologie*) beschäftigt, und in Deutschland die erste europäische Berühmtheit — seit 1749 vom Kaiser geadelt, zugleich britischer Staatsrath, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Mitglied der Akademie von Paris, Bologna, Florenz u. s. w. — fand doch für nöthig, das Buch folgendermaßen anzuzeigen: „die Wollust, die ohnedies mit allzustarker Gewalt die Menschen beherrscht, empfiehlt ihnen Lamettrie als das wahre Gute, und fast als eine Tugend. Allen Reiz der buntesten Farben, die in seines Pinsels Gewalt sind, hat er angewandt, diesem Feinde aller ernsthaften Gedanken eine neue Stärke zu geben, und Herr Haller wird mehr als jemals bereuen, daß er die Doris jemals hat bekannt werden lassen, nachdem sein unerbittlicher Uebersetzer auch dies kleine Werk, nach

*) In derselben vertheidigt er auch den Nutzen der Hypothesen. — Freilich habe Cartesius durch sein leichtfertiges Construiren die Forschung zur Indolenz verführt, und die Verbesserung des Vergrößerungsglases und anderer Werkzeuge habe der Wissenschaft mehr genutzt als alle apriorische Grübelei; wollte man aber die Hypothese, den natürlichen Ausdruck der menschlichen Neugier, ganz aufgeben, so würde die Menschheit erstarren. Die Hypothesen sind nicht die Wahrheit, aber sie führen zur Wahrheit, wenn auch auf Irrwegen, wie z. B. die Alchymie.

seiner Art verkleidet, gleich am Anfang eines so schädlichen Buchs hat abdrucken lassen, dessen Ende so schändlich ist, daß es von Niemand kann gelesen werden, der noch erröthet." — Noch schärfer sprach sich Lessing, Juni 1751 aus. Lamettrie antwortete mit einem Libell gegen Haller, das diesen veranlaßte, sich an den Präsidenten Maupertuis um Satisfaction zu wenden, aber mittlerweile starb Lamettrie, 11. Nov. 1751, zu Berlin, erst 42 Jahr alt, an einer Indigestion, was den Frommen zu sehr bösartigen Angriffen Veranlassung gab. Es ist zu bemerken, daß der gottesfürchtige Kästner sich am glimpflichsten äußerte: „Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie, das heißt auf Deutsch: ein Narr war Lamettrie." — Der König schrieb seinem Vorleser eine Lobrede.

Die Frivolität der französischen Freigeister übte damals, auch in Berlin, nur eine geringe Wirkung auf die Deutschen; dagegen entwickelte sich aus der Wolffischen Schule immer umfangreicher jener Rationalismus, der die Vernunft dadurch mit dem Glauben auszusöhnen suchte, daß er diesen nach ihren Voraussetzungen modelte. Die innere Erschlaffung des Pietismus, der aus keiner größeren Erscheinung frische Kraft gesogen hatte, der vielmehr seinen eigentlichen Lebenstrieb an eine andere Sphäre abgeben mußte, war der Hauptgrund dieses schnellen Wachsthums.

Von diesem innern Verfall giebt einer der Hauptführer der modernen Theologie, Semler, ein anschauliches Bild, indem er die Zustände seiner Vaterstadt Saalfeld erzählt, welche einer der Hauptsitze des Pietismus war: „Eine Historie der eignen Erfahrung und Erbauung wurde die Regel für Andere, es ja ebenso zu machen; über den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister, die Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen geistliche Kalender eingeführt, woraus jeder seinen Seelenzustand in der vorigen ganzen Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr Viele ein recht sicherer Weg, sich nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, daß sie ihre häuslichen und bürgerlichen Endzwecke auf's allerunfehlbarste hiermit erreichten, wenn sie sich dieser geistlichen Direction so ganz überließen, daß dem Stolz oder dem Eigensinn des Seelenführers Genüge geschah. Die, welchen es Ernst war mit der Sache, hatten viel zu kämpfen, wenn sie den Seelenzustand, den sie haben sollten, das Gefühl der Sündhaftigkeit oder der Erlösung nicht so lebhaft in sich verspürten, als man es von ihnen verlangte."

Semler war 18. December 1725 geboren, und hatte schon als Knabe bei seinem Bruder die krankhaften Erscheinungen dieser Richtung beobachtet. Nach dem Tode seiner Mutter „gewöhnte sich auch der Vater allmälig an den neuen Dialekt," und nahm den Sohn in eine Erbauungsstunde mit. —

„Ich kann nicht sagen,“ erzählt dieser, „daß mich diese erste Stunde sehr bewegt oder gerührt hätte;“ und doch machte er sich Vorwürfe über diese Härte seines Herzens. Es fehlte ihm an der Versiegelung, d. h. an der innern, unmittelbaren Gewißheit von der Kindschaft Gottes (vgl. Bd. 1, S. 542), und eben danach rang er noch vor seinem Abgang nach der Universität. „Kein Winkel war im Hause, wo ich nicht, um allein und unbemerkt zu sein, oft gekniet und viele Thränen geweint habe, Gott möge mich dieser großen Gnade würdigen; ich blieb aber immer unter dem Gesetz. Herrnhutische Lieder halfen mir ebensowenig, als andere neue, die in Saalfeld gesungen wurden. Ich untersuchte mich auf's aufrichtigste, ob ich wissentlich noch einer geistlichen Unart anhinge oder einen Bann behielte; ich besann mich, daß ich ehedem zwei oder drei Mal einen Sechser behalten und nur einen Dreier dafür Sonntags in die Armenbüchse gesteckt hatte. Ich sagte es meinem Vater, und freute mich schon darauf, wenn ich auf der Universität mir etwas würde abziehn können, um es frommen Armen zu geben.“ Bei all diesen Entdeckungen hielt er es für seine Pflicht, fortdauernd recht traurig zu sein.

Noch nicht 17 Jahre alt, bezog er, schon sehr belesen (hauptsächlich durch eine auf's Gerathewohl zusammengeraffte Bibliothek, die sein Vater auf einer Auction erstanden hatte), die Universität Halle. Die Pietisten nahmen ihn mit offnen Armen auf; aber ihrem Rath, er solle doch das unnütze Studiren lassen, der Heiland könne ihn besser lehren als alle Menschen, konnte er nicht folgen. Gleichwohl entstand eine seltsame Unruhe in ihm, ein ängstliches Mißfallen an sich selbst und eine Sehnsucht nach innerer Stille. Immer noch hielt er sich nicht für einen Begnadigten. „Recht gut weiß ich es noch, daß ich einst ganz allein Abends aus dem Collegio auf dem großen Platz des Waisenhauses spazieren ging, in tiefer Betrübniß, und wünschte: o wär' ich dieser Klumpen Eis, dieses Stück Holz.“ Immer mehr überzeugte er sich, daß es Mangel an echter Seelenkunde sei, wenn man die innern Zustände der Menschen alle gleichsam über einen Leisten schlagen, und auch dem eine Wichtigkeit beilegen wolle, was doch mehr in zufälligen und natürlichen Stimmungen seinen Grund habe. Diese Beobachtung trieb ihn aus der Schule der Pietisten zu Jac. Baumgarten, dessen eifrigster Schüler und Hausgenoß er bald wurde.

1749 wurde er als Lehrer nach Coburg versetzt und heirathete; 1751 kam er als Professor der Geschichte und Poesie nach Altorf, im folgenden Jahr auf Baumgarten's Empfehlung als Doctor und Professor der Theologie nach Halle. — Sein Hauswesen macht einen freundlichen Eindruck: „Wir hatten die Kinder stets um uns, wir haben ihnen das Lesen meist selbst beigebracht, alsdann übten wir sie, daß sie wechselsweise uns ein Lied, einen Psalm

oder einige Seiten aus einem guten Buch vorlesen mußten; wir lehrten sie ein Lied singen und fragten sie darüber. Gellert's Lieder lernten sie auswendig. In unserm Zirkel war lauter Ruhe und Zufriedenheit; das Gesinde sah und hörte nichts Zweideutiges, geschweige je eine Unordnung, jedes fühlte die Ueberlegenheit der Frau. In allen blos häuslichen Sachen hing ich ab von der Einrichtung und Erkenntniß einer so treuen Hausmutter. So ist zwanzig Jahre lang eine große Gleichförmigkeit unsers Lebens unterhalten worden; wir und unsere Kinder wußten und fühlten es, daß wir die allernächste engste Gesellschaft auf der ganzen Welt seien, und also beobachteten wir die daraus entstehenden Pflichten ohne Geräusch und ohne Ausnahme."

Es war ein Ehrenpunkt im System des neu aufkeimenden Rationalismus — und darin sticht er sehr vortheilhaft gegen die alte Orthodoxie ab — ein strenges Leben der Pflicht zu lehren und zu führen. Er war in seinem ersten Auftreten nicht kritisch gegen die Dogmatik, sondern nur ablehnend; als das Bleibende im Christenthum bezeichnete er, was zur Ausbesserung des Menschen beitrage. Darin waren z. B. Semler und Gellert vollkommen einig. Eigen war dem Ersteren die Unterscheidung zwischen einer Privatreligion, aus dem Herzen und der Stimmung geschöpft, und der öffentlich geltenden Theologie, der um der Ordnung willen jeder sich anzubequemen habe. Nicht fern lag der Gedanke, daß dies auch umgekehrt gelte, daß auch die Offenbarung sich dem menschlichen Verständniß, dem zeitlich entwickelten, anbequeme.

Dieser neue Gedanke — später am sinnigsten in der „Erziehung des Menschengeschlechts" entwickelt — gehört hauptsächlich J. B. Michaelis an. J. B. Michaelis, der Sohn des bekannten Hallischen Pietisten, war 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, hatte, wie sein Vater, die orientalischen Sprachen in ihrem ganzen Umfang studirt und sich durch gelehrte Reisen in England und Holland fortgebildet. 1745 wurde er Professor in Göttingen, wo er bald in allen öffentlichen Angelegenheiten neben Haller die erste Rolle spielte. 1750 schrieb er die „Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes". Schon hier findet sich der Keim zu seinem spätern System: von dem Inhalt des Christenthums das orientalische Colorit, die historische, locale und zeitliche Bedingtheit abzuschälen, was nur durch ein genaueres Studium des Orients möglich war. Dieses betrachtete Michaelis als seine eigentliche Lebensaufgabe.

Wer sich überzeugen will, daß neben diesen friedlichen Bestrebungen das alte theologische Gezänk rüstig fortging, darf nur die Vossische Zeitung von 1751 durchblättern, wo die Hälfte der Anzeigen theologische Streitschriften betreffen. Lessing hatte es mit Orthodoxen und Pietisten, mit Wolffianern

und Chiliasten, mit Schwärmern und Klopffechtern jeder Art zu thun, die sämmtlich gegen die Herrnhuter zu Felde zogen. Unter den Streitschriften dieses Jahres gegen die Brüdergemeinde verdient die des schwäbischen Pietisten Bengel (Bd. 1, S. 630) die größte Aufmerksamkeit. — Im Gegensatz gegen die Socinianer hatte Zinzendorf die Person des Heilands als wirklichen Gott ausschließlich in den Vordergrund gestellt, und über die „Dächerpredigt" der „Gottvater-Religion" sich ziemlich sarkastisch ausgedrückt. „Wir sind hier eine Synagoge des Heilands, unsers Specialvaters; denn Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, ist nicht unser directer Vater, das ist eine falsche Lehre, und einer von den Hauptirrthümern, die in der Christenheit sind. Was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nennt, das ist der Vater unsers Herrn Jesu." Einmal nannte er sogar die Prediger Gottes des Vaters professores des Satan; und den heiligen Geist pflegte er als Gott-Mutter zu bezeichnen. — Das schien Bengel doch zu sehr von den Artikeln abzuweichen; er konnte es nicht loben, daß man dem Vater das Werk der Schöpfung abspreche, und ihm gleichsam nur das Zusehn lasse. „Man soll den Sohn nicht überhüpfen, aber auch den Vater nicht;" und wenn Zinzendorf meine, die seien dem Heiland gram, die ihn nicht an die Stelle des Vater setzen wollten, so könnte man ihm ebensogut eine Feindschaft gegen Gott den Vater vorwerfen. — Gleich Zinzendorf bekannte sich Bengel zu der „alten Lutherischen Bluttheologie"; aber daß Zinzendorf ausschließlich von dem leidenden Christus sprach, konnte er ebensowenig billigen, als den sinnlichen Ton , in welchem die Herrnhuter von seinem Blut, seinen Wunden, den Nägelmalen, dem Seitenloch u. s. w. zu singen pflegten. Er tadelte Zinzendorf, daß er den Harnisch der evangelischen Lehre zu einem glatten Spiegel gemacht habe, in welchem die Einbildungskraft wohlgefällig sich selbst beschaut. „Wer die Art des menschlichen Gemüths kennt, der kann es unmöglich gut befinden, wenn man von dem ganzen Schatz der heilsamen Lehre einen einzigen Artikel zur steten Betrachtung aussondert; es giebt ein leeres, mattes Geschwätz, welches nicht nur mit dem Munde, sondern auch in Gedanken vorgehn kann; und mit einer eigenwillig erzwungenen und übertriebenen Blutandacht möchte einer in die bloße Natur versinken... Diejenigen, welche die köstliche Blutlehre sogar bloß und mit einer unerhörten Affectation vortragen, machen sie ohne ihr Wissen gemein. Indem sie aus dem Wundenblick ohne das Gesetz Alles herleiten, was man thun und lassen soll, so machen sie als ungeschickte Empirici, soviel an ihnen ist, aus dem theuern Blut Christi ein Opium, womit sie sich und Andere im Gewissen um den Unterschied dessen bringen, was Recht und Unrecht ist." Er tadelt die ausschweifenden Bilder, unter welchen das Verhältniß der Seele zu Christo als das einer Braut zum Bräutigam

vorgestellt würde: das Fleisch habe dabei unter der Hand ein reicheres Futter, als selbst ein noch so purer und mächtiger Weltmensch erlangen könnte. „Schon im täglichen Umgang ist es nicht fein, wenn man die Vertraulichkeit auch unter denen, die einander am nächsten und gleiches Alters und Standes sind, ohne Höflichkeit ausübt; die Vertraulichkeit artet dann leicht in Grobheit aus; wie viel mehr müssen die an solchen Reden Mißfallen haben, die vor der unendlichen Majestät Respect in sich tragen!" — „Das Gemenge des Guten und des Bösen ist bei der Brüdergemeinde so groß, und dabei werden viele unter ihnen anstatt eines mäßigen Sinnes in eine solche Aufgeblasenheit gesetzt, daß sie die Höhe, die ihnen vorgemalt wird, nicht erreichen, und ihnen in schriftmäßigen Lehrbüchern und in der Schrift selbst hinfort nichts gut genug ist, ja daß sie über ihrem Gefühl den Unterschied zwischen dem Glauben und Schauen vergessen."

Sehr anstößig mußte Bengel eine andere Lehre des Grafen sein. „Was den Stylum der Schrift betrifft," sagt Zinzendorf, „so ist der zuweilen, wie wenn ein Zimmermann redet, wie ein Fischer, wie ein Mann, der von der Zollbude herkommt, bald wie ein Gelehrter, der kabbalistisch studirt hat... Bei mir geht an der Apostel Hoheit und Respect nichts ab, wenn ich gleich denke, daß sie sehr schlecht Griechisch geschrieben, und nicht nur Hebraismen, sondern auch Syraismen haben einfließen lassen. Ich glaube, unser Heiland selbst mag sehr platt geredet und vielleicht manche Bauernphrase gebraucht haben, dahinter wir jetzt etwas ganz Anderes suchen, weil wir den Idiotismum der Handwerksleute zu Nazareth nicht wissen. Mit der Zeitrechnung haben sich die lieben Apostel überhaupt gar sehr brouillirt; denn sie haben des Heilands Zukunft so genau und so nahe bestimmt, und theils gewiß genug gemeint, sie würden sie erleben, wie auch den Untergang des Antichrists, ja es gar positiv gesagt; es ist aber nicht geschehen, und nach dem treuen Rath ihres Herrn hätten sie sich diese Untersuchung ersparen können." Wir wissen, daß Bengel anderer Meinung war, und den Zeitpunkt des Weltuntergangs sehr genau berechnet hatte.

Was von allen Seiten angegriffen wird, verdient studirt zu werden. Diesen Grundsatz hat Lessing sein ganzes Leben hindurch festgehalten, er bestimmte ihn jetzt, sich eifrig mit der Brüdergemeinde zu beschäftigen. Noch ist ein Fragment von ihm übrig, worin er seine Gedanken über dieselbe philosophisch zu ordnen suchte.

„Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. — Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand! — Sie waren zu glückselig, als daß sie lange hätten dauern können. Die Schüler der sieben Weisen glaubten ihre

Lehrer bald zu übersehen. Wahrheiten, die jeder fassen, aber nicht jeder üben kann, waren ihrer Neugier eine allzuleichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenstand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. — Der weiseste unter den Menschen bemühte sich die Lehrbegierde von diesem verwegenen Fluge zurückzuholen. Thörichte Sterbliche, was über euch ist, ist nicht für euch! Kehret den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worin ihr euch mit Nutzen verlieren könnt! — Wie? schrie der Sophist. Lästerer unserer Götter! Verfolger der Weisheit! wohin zielen deine schwärmerischen Lehren? Uns den Lehrstuhl zu verschließen? — — Es ging der Religion wie der Weltweisheit. — — Christus kam. Waren seine Absichten etwas Andres, als die Religion in ihrer Lauterkeit wiederherzustellen, und sie in diejenigen Grenzen einzuschließen, in welchen sie desto heilsamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Grenzen sind? — Pilatus, er lästert unsern Gott! —

So lange die Kirche Krieg hatte, so lange war sie bedacht, durch ein unsträfliches Leben ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerstehn fähig sind. Sobald sie Frieden bekam, so bald fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen, und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Schritt für Schritt durch alle Jahrhunderte könnte man zeigen, wie das ausübende Christenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdessen das beschauende durch phantastische Grillen zu einer Höhe stieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. — Man kennt diejenigen, die in diesen unwürdigen Zeiten zuerst wieder mit ihren eignen Augen sehn wollten. — Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn stürztet, die Vernunft, die so schwer in ihrer Sphäre zu erhalten ist, die Vernunft führte euch auf einen anderen Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, aber desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt war.

Und jetzo, da unsere Zeiten — soll ich sagen so glücklich oder so unglücklich? — sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worin man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worin eine die andere schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen, und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll: jetzo ist ein wahrer Christ weit seltener, als in den dunkeln Zeiten geworden.“ —

Wo Lessing mit dieser Deduction hinauswollte, sieht man leicht: er construirte philosophisch den Ort, in dem gewisse Grundsätze der angegriffenen Erscheinung ihre Berechtigung fanden; die Erscheinung selbst versuchte er nicht

zu zergliedern. Darum ist seine Bezeichnung nur zum Theil zutreffend, wie ihm das öfters historischen Erscheinungen gegenüber begegnet: er construirte die Idee einer Sache, nicht die Wirklichkeit. Von seinen mystischen Neigungen wird Manches daraus erklärt.

Seine theologischen Kritiken in der Voss. Z. werden durchweg von einem Grundgedanken getragen, der bereits den späteren Lessing ahnen läßt. — Man soll sowohl von der unfruchtbaren dogmatischen Polemik als von dem unfruchtbaren Bemühen ablassen, unvereinbare Dogmen zusammenzuflicken. Nicht die Uebereinstimmung in Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen macht das Christenthum. Beweise für die Dreieinigkeit u. s. w. geben zu wollen, ist ein eitles Unternehmen: ebenso die Offenbarung auf ein chronologisches System oder auf erfüllte Prophezeihungen zu stützen. Die christliche Religion ist nur durch ihre erhabne Einfalt groß: dieser Grundsatz ist darum nicht unwahr, weil es auch der der Herrnhuter ist. Wenn man die letzteren bekämpft, soll man nur nicht aus einer Schwäche des Verstandes ein Verbrechen des Willens machen; nicht aus unzüchtigen Ausdrücken auf unzüchtige Handlungen schließen.

Diese liberale Stellung gegen die theologische Polemik befähigte Lessing auch, das Verhältniß der Dichtung zur Religion unbefangen zu würdigen. „Wenn der Verfasser des Messias," schreibt er Sept. 1751, „kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dies ist er mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witz entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite sie in all dem Glanz darzustellen, wie sie unsre Ehrfurcht verdient. Dies hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsers Wunsches. Wenn dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen. Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrlost sind oder sich selbst verwahrlost haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfin-

den." — Ob er sich selber zu diesen „Verwahrlosten" rechnet, giebt Lessing nicht an.

Als aber von Klopstock einige Zeit darauf „drei Gebete, eines Freigeists, eines Christen und eines Königs" erschienen — für den König von Dänemark gemacht, den man in Gefahr glaubte, auf Abwege des Zweifels zu gerathen, — meinte Lessing (20. Febr. 1753): „Wenn Worte und Redensarten, wobei gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, wiederholen, denken heißt; wenn kurze und nicht zusammenhängende Perioden das Einzige sind, worin der lakonische Nachdruck besteht; wenn in der bunten Reihe häufiger Ausrufungszeichen, Fragezeichen und geheimnißvoller Gedankenstriche das Erhabene steckt; wenn verwegene Wendungen Feuer, und undeutsche Wortfügungen Tiefsinn verrathen: kurz, wenn unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist; — so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben, es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser nicht gewußt hat, was beten heißt." — Also auch mit der Unterstützung der Religion durch Witz und Einbildungskraft hatte es eine eigene Bewandtniß.

Jan. 1752 trat Gottsched mit dem „bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei?" hervor: nicht aus eignem Trieb, sondern „weil Viele seine Meinung von dieser neumodischen Art zu wissen verlangt." „Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine göttliche Offenbarung, folglich als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehrt wird; dem aber die Dichter aus ihrem eignen Witz viel seltsame Erdichtungen beifügen, ihre Erzählungen desto wunderbarer und beliebter zu machen. Was thun unsere geistlichen Epopöendichter anders, als daß sie einen an den Rabbinen verlachten und billig verdammten Kunstgriff, wiewohl auf eine neue Art brauchen? die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen und die Wahrheit mit Lügen verbrämen!" Gottsched wundert sich, wie die deutschen Gottesgelehrten so still säßen und es nicht wahrnähmen, wieviel solch geistliche „Lügenden" in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei so geneigten Zeit dem wahren Christenthum schaden würden: „sie verfolgen mit einem löblichen Eifer die Zinzendorfschen Schwärmereien, zumal in dem schwindlichten Gesangbuch derselben, und sehen nicht, daß in diesen neuen Epopöen eben der Geist der Schwärmerei, nur auf eine schlauere und nicht so plumpe Art, herrscht; aber eben deswegen noch desto schädlicher und ansteckender ist." Er stellt sich den entzückten Bodmer, der diese Versuche als Vorboten des goldnen Altars der Poesie gepriesen, mit aufgehobnen Händen vor: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den

Messias gesehn, welchen Klopstock bereitet hat zum Preis des Volkes zu Zürich."

Schlau genug schien diese Wendung, denn die Theologie war ein nicht zu verachtender Bundesgenosse. Aber nur wenig Theologen folgten dem empfangenen Impuls*) und so weit war doch die öffentliche Meinung schon gebildet, eine offne Denunciation zu brandmarken. Mehrere treue Anhänger fielen von Gottsched ab, weil er das freie Gebiet der Kunst verrathen. Ja selbst an dem Verdienst seines frühern Kampfs gegen Lohenstein wurde man irre, weil er jetzt als Lohensteinianismus brandmarkte, was als große Erweiterung der Poesie erschien. Die Dürre und Unfruchtbarkeit seines Geistes wurde offenbar, als er sich außer Stand zeigte, den Maßstab, mit dem er bis dahin das Richtige gemessen, am wirklich Bedeutenden zu berichtigen. Seine Zeit war vorüber.

Kurz vorher hatte Gottsched den Wurmsamen und den Hermann angezeigt. „Da Deutschland bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder zu nennen, daß ein so starker Dichter als der Herr Baron v. Schönaich seinem Vaterlande auch ein ordentliches und kunstrichtiges an's Licht stellen wollen. Die Musen scheinen ihn der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, blos darum entrissen zu haben, daß er ihnen in Deutschland einen so wichtigen Dienst thun, und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigen Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben." — Mit dem bittersten Hohn wurden diese Dinge von Lessing verspottet, der übrigens Dec. 1751 Berlin und damit vorläufig den Schauplatz der großen Action verließ, und sich nach Wittenberg begab, angeblich, um das Studium der Medicin fortzusetzen. Er hinterließ einen ziemlich zweideutigen Ruf. Voltaire war ein Exemplar seines eben fertig gewordenen Siècle de Louis XIV. weggekommen: es stellte sich heraus, daß sein Secretär Richier es an Lessing

*) Am eingehendsten Dr. jur. Hudemann in Rostock („Gedanken von denen der Ehre Gottes und dem Heile der Menschen nachtheiligen Wirkungen, die aus einem Gedicht entspringen, das wider die Grundsätze des göttlichen Wortes christliche Religionsgeheimnisse behandelt" 1754). Er bewies die Schädlichkeit des Messias 1) weil er das verdienstliche Leiden unsers hochgelobten Erlösers und das über die von ihm gebüßten Sünden der Menschen ergangene göttliche Gericht zu einem leichten Spiel der ausschweifenden Phantasie macht, und dadurch der Ehre des Höchsten und seines Sohnes Abbruch thut; 2) weil er der menschlichen Natur, obgleich sie wegen der Sünde durch und durch verderbt und zerrüttet ist, schmeichelt, sie übermäßig erhebt, ja ihr hin und wieder abgöttische Ehre erweist; 3) weil er den Menschen eine sehr falsche, und dem Worte Gottes entgegenstehende Sittenlehre einschärft.

geliehen, und dieser es vertrödelt hatte. Voltaire jagte seinen Secretär fort, und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um Lessing zur Verantwortung zu ziehn: der Scandal ging durch ganz Berlin und scheint auch dem König zu Ohren gekommen zu sein.

Gottsched ließ sich in der Hitze des Gefechts zu einer Farce verleiten, die ihn der öffentlichen Meinung gegenüber in seiner ganzen Blöße darstellen mußte. Die letzte gekrönte Dichterin, Christiane v. Ziegler, (Bd. 1, S. 441) starb Anfang 1752. Nun hatte die philosophische Facultät zu Leipzig 28. Dec. 1741 das Pfalzgrafenrecht erhalten, Dichter zu krönen, sie hatte aber von diesem Recht noch keinen Gebrauch gemacht. Gottsched, der gerade Decan war, beschloß, mit diesem Privilegium einen großen Schlag zu führen: den böswilligen Kritikern zum Trotz sollte der Dichter des Hermann die Krone erhalten. Der junge Baron war äußerst entzückt; er hoffte, durch diese Würde den Adelstolz seines Vaters zu beschwichtigen, der den Sohn ungern unter den Literaten sah: so schmal seine Mittel waren, erbot er sich gern, die Kosten der Feierlichkeit zu tragen, und widmete seinem Patron ewige Dankbarkeit. Und es wurde in der That großartig: in öffentlicher feierlicher Sitzung der Facultät, 18. Juli 1752, überreichte Gottsched in seinem Amtsornat dem Abgeordneten des Baron Schönaich den Lorbeer auf silberner Schüssel. — In Deutschland tödtet das Lächerliche langsamer als in Frankreich, aber es tödtet doch, und diese Farce war wohl in Gottsched's öffentlichem Leben der entscheidende Wendepunkt.

Zwar fehlte es ihm noch immer nicht an Anhängern unter den mittelmäßigen Köpfen, und mit ihrer Hülfe gelang ihm noch ein neues Unternehmen*): er stiftete 5. Sept. 1752 in Leipzig die Gesellschaft der freien Künste, mit der Absicht, Filiale durch ganz Deutschland zu gründen, und in der Hoffnung, der kunstliebende Dresdner Hof werde dem Unternehmen günstig sein. Aber in dem lustigen Dresden war für ihn kein Boden, und er sollte von daher noch eine neue Kränkung erleben.

Um seiner Bühne neuen Aufschwung zu geben, veranlaßte Koch den unermüdlichen Weiße, eine alte englische Operette, the devil to pay, die schon früher in Hamburg aufgeführt war, für eine neue Musik neu zu bearbeiten. Der Teufel ist los wurde wirklich 6. Oct. 1752 in Leipzig mit großem Beifall gegeben, und da ziemlich starke Anspielungen auf Gottsched darin vorkamen, den alten Feind der Operetten, fühlte sich dieser gemüßigt, in Dresden eine förmliche Klageschrift einzureichen. Diese blieb nicht nur unbe-

*) Gleichzeitig gab er eine Uebersetzung des Reineke Fuchs in hochdeutscher Prosa heraus.

antwortet, sondern sie wurde veröffentlicht, das schlechte Französisch erregte selbst in Leipzig allgemeines Gelächter, und Weiße, durch den guten Erfolg ermuntert, fuhr fort, Operetten zu schreiben, z. B. die Poeten nach der Mode, worin die Schwächen der Gottschedianer ebenso verspottet wurden als die der Schweizer. — Auf einer Reise, die Gottsched nach Cassel und Göttingen machte, um seine dortigen Anhänger zu sammeln, wurden ihm auf jeder Station, wo er einkehrte, „Briefe des Teufels" überreicht, die ihn verhöhnten. Verfasser war Rost, damals Secretair beim Grafen Brühl, der ihn offenbar gehetzt hatte: in Dresden, an den Prunk der italienischen Oper gewöhnt (die Aufführung des Soliman kostete 80,000 Thlr.), lachte man der ärmlichen Theaterreformen Gottsched's. Der Proceß mit Koch wurde März 1753 auf die Art beigelegt, daß Gottsched seine Klage zurücknahm, und Koch versprach, nichts gegen ihn drucken oder aufführen zu lassen. Seitdem setzte Gottsched seinen Fuß nicht mehr in das Theater. Sein einziger Trost war Grimm, sein Pariser Correspondent (jetzt 30 J. alt), der noch hin und wieder Leipzig besuchte und sich dort selbst in die deutsche Gesellschaft aufnehmen ließ: nicht mehr Hofmeister, sondern selbständiger Literat, und als ebenbürtig in den Kreis der französischen Schöngeister aufgenommen. Er hatte Gottsched's Grammatik und Gedichte übersetzt, und sie dem Dauphin zugeeignet; auch fuhr er fort, den Ruhm seines alten Lehrers im Mercure zu verkünden. In Bezug auf die Operetten dachte er ganz wie Gottsched, und schickte ihm eine mit Geist geschriebene Satire: le petit prophète de Boehmisch-Breda (April 1753), die Frau Adelgunde (jetzt 40 J. alt; Bd. 1, S. 444. 484.) sofort mit Nutzanwendungen in's Deutsche übersetzte. Vous aurez la bonté, schreibt der galante Verfasser an Gottsched, indem er sich dafür bedankte, de me mettre aux pieds de Me. Gottsched et de m'y laisser le reste de ma vie.

Es war ebenso weise als würdig von Klopstock, daß er sich an diesen Streitigkeiten über den Werth seiner Dichtung nicht mit einer Zeile betheiligte: er arbeitete an seinem Werk fort, und ließ Gegner und Anhänger gewähren. In sein Leben war eine neue Wendung eingetreten. — Indem er den König von Dänemark nach Holstein begleitete, besuchte er Hamburg, und schrieb von hier aus 9. April 1752 an Gleim: „Wo soll ich nur anfangen, mit Ihnen zu schwatzen? Davon, daß ich ganz und gar nicht mehr unglücklich bin? Ja, davon will ich immer anfangen, denn ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist, dies zuerst zu wissen. Wie aber dies Alles zugegangen, sage ich Ihnen noch nicht ganz. — In so wichtigen Sachen der

Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich
alb glücklich oder nur halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange trau-
ig gewesen, und daher, da ich aufgehört habe traurig zu sein, habe ich auch
anz und gar aufgehört." — 3. Juli meldet er seine Verlobung: „ich
ige Ihnen, daß ich unaussprechlich glücklich bin (ich weiß nicht, wo ich alle
in soll, wenn ich davon mehr ausdrücken will), daß ich die kleine Mol-
er liebe, daß sie mich so sehr liebt, als sie geliebt wird, daß sie die geliebte-
ste unter allen geliebten Mädchen ist, und daß es bei diesem Allen auch
icht wenig sagen will, daß dies mein Gleim mit mir empfinden kann." Und
Meta fügt in einer Nachschrift hinzu: „Hätten Sie wohl gedacht, daß die
Moller in Hamburg so glücklich sein würde? Nein! das dachten Sie wohl
icht, daß Klopstock noch einmal so ein Mädchen lieben würde! — O wenn
Sie wüßten, wie er geliebt wird! Das übertrifft Alles, sogar Klopstock's Liebe
elbst; doch nur ein bischen, denn er liebt mich recht sehr."

Das Verhältniß zu Meta hatte zwei Seiten. Durch ihre unbedingte Anbetung wurde dem Dichter die Nothwendigkeit einer Rolle vor sich selbst und Andern noch fühlbarer aufgedrängt: zugleich aber löste das Liebesglück seine Zunge, und zeitigte die schönsten Blüthen seiner Lyrik. „Lang in Trauern vertieft, lernt' ich die Liebe, sie, die der Erde entfloh... O Schmerz! da sie erschienen war, warum trafest du mich mit dem gewaltigsten deiner zitternden Kummer, schwermuthsvoller wie Nächte sind?... Endlich sinkt die traurige Nacht, und mir wachen mit Lächeln alle schlummernden Freuden auf! — O wie staun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin, der ich war! wie entzückt über die Wandlungen meines Schicksals, wie dankbar wallt mein freudiges Herz in mir! — Ach du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat! gleicht ein Herz ihm? Vielleicht gleichet dein Herz ihm nur! Darum liebe mich Cidli, denn ich lernte die Liebe dir! Dich zu finden, ach dich! lernt' ich die Liebe, sie, die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte, nun in süßeren Träumen mich in Edens Gefilde trägt!" — „Unerforschter als sonst etwas den Forscher täuscht, ist ein Herz, das die Lieb' empfand, sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche unsers dichtenden Traums gebar, jene trunkene Lust, wenn die erweinete fast zu selige Stunde kommt, die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird! und zwei bessere Seelen nun ganz, das erstemal ganz, fühlen, wie sehr sie sind! — Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete, eh' die selige Stunde kam! Wenn dies Trauern umsonst eine verkündete, o dann wählte die Seele falsch, und doch würdig! Das webt keiner der Denker auf, was für Irren sie damals ging!" — „Rosenknospen dir auf! daß sie mit süßem Duft dich umströmen! dort schlummerst du! — Wach', ich werfe sie dir leis' in die Locken hin, wach vom Thaue der Rosen auf,

und (noch bebt mir mein Herz, lange daran verwöhnt) und o wache mir lächelnd auf!" — Die kleinen Lieder jener Zeit sind von einem namenlosen Liebreiz, eben weil sie wirklich empfunden sind, nicht mehr geträumt.

Von Hamburg aus kam Klopstock Aug. 1752 nach Halberstadt zum Besuch, wo Gleim damit umging, eine Akademie nach Art des braunschweiger Carolinums einzurichten; auch Cramer und Ramler fanden sich ein, und sie lebten in freundschaftlicher Schwärmerei mit einander in den damals noch weniger zugänglichen Einsamkeiten des Bodethals. Ein frisches Rheinweinlied war u. A. die Frucht dieser heitern Stunden. — In dieser Zeit richtete Klopstock eine Ode an Gleim, in welcher er die tiefere Bedeutung seines Scherzes mit Wärme anerkannte, auch seine Begeisterung für König Friedrich, „ohne Wünsche nach Lohn": worin er aber im Namen von Deutschlands Muse erklärte, sie folge ihm in dieser Begeisterung nicht. Wohl habe Friedrich große Hoffnungen erregt: „würdig war er, uns mehr, als dein beglücktester Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein! mehr als Ludwig — — So verkündete ihn, als er noch Jüngling war, sein aufsteigender Geist; noch, da der Lorbeer ihm schon vom Blute der Schlacht troff, und der Denker gepanzert ging, floß der dichterische Quell Friedrich entgegen, ihm abzuwaschen die Schlacht. Aber er wandte sich, strömt' in Haine, wohin ihm Heinrich's Sänger nicht folgen wird."

Die Sache hing so zusammen. Noch 1749 hatte sich Klopstock verleiten lassen, einen Schlachtgesang zu dichten, der augenscheinlich auf Friedrich gemünzt war: als dieser sich aber mit Voltaire verbündete, wurden die betreffenden Stellen geändert, und das Ganze gegen alles Costüm auf Heinrich den Vogelsteller bezogen: gerade wie Klopstock später seine griechischen Götter in die nordischen Ungestalten umwandelte. „Sagt's der Nachwelt nicht an," schließt jene Ode, „daß er nicht achtete, was er werth war, zu sein, aber sie hört es doch; sagt's ihr traurig, und fordert ihre Söhne zu Richtern auf."

Das Vaterland hatte bis dahin Klopstock's Muse wenig in Anspruch genommen; in diese Zeit fällt das erste und auch wohl das schönste seiner Hermannslieder: — „Ha dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war Hermann niemals! so hat's ihm nie von dem Auge geflammt! Komm, ich bebe vor Lust! reich mir den Adler und das triefende Schwert! komm, athm' und ruh' hier aus in meiner Umarmung von der zu schrecklichen Schlacht! Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne, und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange! — Hermann! Hermann! so hat dich niemals Thusnelda geliebt!" — Hier ist keine teutonische Doctrin, sondern ein lebendiges Gemälde, warm und feurig angeschaut, ein Gemälde, das unserer Dichtung bleiben wird, wenn die spätern

arbiete und der Messias längst in den Bibliotheken vermodern. Lessing
ıt dieses Gedichts mit keiner Zeile gedacht.

Das Vaterland sah Klopstock damals nur in der gemeinsamen Sprache,
r gemeinsamen Dichtung und Wissenschaft. Mit edler Wärme, mit dem
ılzen Gefühl der Kraft und der Bescheidenheit, die ihre Grenzen kennt, fordert
die Muse Englands zum Wettlauf heraus. Noch ist es eine „junge, bebende
streiterin“, für die er eintritt: „doch sie bebte männlich, und glühende, siegs-
erthe Röthen überströmten flammend die Wang', und ihr goldenes Haar flog.“
er Dichter steht offenbar auf der schönsten Höhe seiner Kraft. — Seine
eit war zwischen Hamburg und Kopenhagen getheilt; in froher Jugendlust
ad im Vollgefühl der Gesundheit, begann er damals seinen Cultus des Eis-
ufs, der ihm auch später eine fast so wichtige Angelegenheit blieb als Vater-
ınd oder Religion.

Die Gegner waren Klopstock nicht gefährlich; mehr Grund hatte er,
ine blinden Anhänger zu fürchten. Der schlimmste war Bodmer, der auf
ine alten Tage von einer förmlichen Wuth des Dichtens besessen wurde. —
om Noah waren Fragmente bereits 1749 erschienen: vollständig in 12
esängen kam er 1752 heraus: es war rascher gegangen als mit dem Messias.
uch der Hexameter hatte ihn keine Anstrengung gekostet; dafür konnte ihn
ästner (zugleich mit Anspielung auf Bodmer's Orthographie) mit Recht
olgendermaßen charakterisiren:

Seht die epische Zeilen, frei vom Maße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meißnische Reime; seht, der glycklische Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen Y Y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

P. P.

Mein nun seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichen-Sphären,
Mit Myriaden von Kyssen ästhetisch ätherisch umarmen.

Wie wenig christlicher Sehergeist in dieser Patriarchade athmete, wie
ganz der Verehrer Klopstock's und der angebliche Apostel einer neuen Poesie
in die Fußtapfen Lohenstein's trat, wird eine kurze Inhaltsangabe dieses längst
vergessenen Epos zeigen.

„Sipha bewohnt mit seinen drei Töchtern die verschlossenen Berge des
Paradieses. Der Felsen öffnet sich Japhet, dem Sohne Noah's, er findet die
Mädchen und wird von ihrer Schönheit und Tugend entzückt. Diese führen
den Jüngling zu ihrem Vater, welcher in ihm den Sohn seiner Schwester
Milka begrüßt. Sipha's Wohnung liegt in der Mitte eines herrlichen Gar-

tens, von Cedern erbaut, reich an Gold, Tapeten und musivischen Fußböden. Als Japhet sich wundert, daß er so einsam auf diesen Höhen wohne, erzählt Sipha, wie er nach Noah's Auszug nicht mehr habe in Eden leben mögen und wie er mit seinen 50 Söhnen in die Ebene gezogen. Hier trafen sie zum Feste des Sonnengottes ein und Sipha's Söhne wurden in Liebe zu den 50 schönen Töchtern des Sonnenpriesters entzündet. Sie zwangen den Priester, ihnen die Töchter zu Gattinnen zu geben. Allein auf den Rath des Vaters ermordeten in der Nacht die Priesterinnen der Sonne die Jünglinge, welche den Sonnengott entweiht hatten. Der verlassene Sipha mit seinem Weibe wurde von Gott in das Paradies geführt, wo ihm Jemina drei Töchter schenkte. — Am Abend kehrt Japhet nach Hause zurück, in das Thal am Fuß der Berge des Paradieses. Noah war unterdessen von einer fünfzigtägigen Reise nach der Heimath zurückgekommen. Ein Engel hatte ihn über die Erde geführt, um die Gräuel der Völker zu sehen, unter denen überall Knechtschaft, Wollust und Mord herrschte. Als der Engel dieses vor dem Throne Gottes verkündet, beschließt der Herr den Untergang dieses Geschlechtes. Noah's Söhne gehen darauf „unter verliebten Gesprächen" zu der paradiesischen Höhe, finden die Töchter Sipha's mit Gesang beschäftigt und sprechen ihr Entzücken aus. Diese entschließen sich, mit den Söhnen Noah's in das Thal zu ziehen. Während Noah der Ankunft des Freundes am Altare wartet, thut ihm Gott das Nahen der Sündflut kund und seine Begnadigung. Die Wandrer langen an und die Töchter erzählen u. A. Leben und Tod ihrer Mutter. Die Eltern vereinigen Söhne und Töchter und die Neuvermählten besuchen die verschiedenen Stätten des Paradieses. Unterdessen ziehen die Riesen heran und rüsten sich zum Sturme gegen den Garten Gottes; aber hervorbrechendes Feuer treibt sie zurück. Nun wollen sie durch Menschenopfer den Zweck erreichen, allein Noah, gesandt Buße zu predigen, kommt dazu, und vor seinem Worte stürzt die aufgebaute Treppe zusammen. Darauf kommen die verworfenen Geister überein, den Riesen zu helfen, mit einem Luftschiff den Berg Gottes zu ersteigen. Aber ein Engel fängt in einem unsichtbaren Netze die höllischen Geister auf und bannt sie in den Meeresgrund, und die schiffenden Riesen fallen herunter. Der Engel, Noah's Begleiter, berichtet diesem, daß ehe die Fluth komme, Jemand der Seinigen sterben werde. Jetzt bestellt der Engel zwei der entronnenen Riesen, die Balken für die Arche zu zimmern. Unterdessen besuchen Noah's Söhne mit ihren Frauen die heiligen Stätten des Paradieses, wo Eva erschaffen ward, wo Adam, wo der verdorrte Baum der Versuchung stand. In der Erzählung vom Sündenfalle läßt der Dichter den Adam aus Liebe und Mitleid in den Apfel beißen, um mit Eva das Loos des Todes zu theilen. Während ihres Umherwandelns sehen sie das fliegende Kriegsschiff

einen Sturz. Auch die Alten kommen hinauf, und die Söhne Noah's
ten den Bau der Arche, während die Frauen Früchte sammeln. Nach
ndung der Arche wird das Versammlungszimmer der Menschen mit Ta-
geschmückt, den Werken eines göttlichen Meisters, welche die Geschichte
Zukunft enthalten, die Kaiser und Päpste. Endlich naht sich der Sonne
ilig ein Komet, welcher mit seinem Dunstkreise die Erde übergießen soll.
erhält Sipha den Befehl zum Todesgange nach dem Gebirge. Er stirbt:
ter der Seinigen. Diese verlassen das Paradies, Noah stößt in eine ihm
Engel überreichte Posaune, und nun kommen die Thiere zur Arche, wo
Gattung ihr Zimmer findet. Darauf erscheint der Tag nicht mehr und
Komet zieht die Wasser des Oceans empor. Mannigfaltige Scenen der
igen Menschen, in denen der Tod sie ereilt; die Riesen dagegen bauen,
sich zu retten, ein Wolkenschiff. Allmälig hat die Flut alle Höhen er-
t. Unterdessen schifft die Arche ruhig dahin, von goldenen Lampen er-
tet; ihre menschlichen Bewohner aber verkürzen sich die Zeit mit Gesprächen
sehen mit Wehmuth in das Grab alles Lebens hinaus. Das Wolkenschiff
sich, bisher erhalten. Allein als sich die Riesen gerettet wähnen, entsteht
wüthender Kampf um den Besitz der Frauen, in welchem alle Männer
t. Nun stürzen sich die Weiber in's Meer. Og, das einzig übriggeblie-
Oberhaupt, landet auf einem Berge, aber es öffnet sich der Abgrund und
hlingt ihn. Raphael bringt Kunde in die Arche von den geretteten Seelen;
wie dagegen die Verworfenen zu Dunkel und Finsterniß geführt worden.
) und sein Haus lebte indessen heitre Tage dahin, und er offenbarte den
igen die Geschicke der Zukunft, den Erlöser die neuentdeckten Welten.
älig zertheilen sich die Wolken, die Felsen tauchen wieder auf und Grün
ft die Erde. Doch Noah wartet, bis für jedes Geschlecht die Speise ge-
ist. Der Schutzengel nimmt nun Abschied, nachdem er Noah's Stamme
rißen, daß er sich in unzähligen Geschlechtern über die Erde ausbreiten
e. Nachdem sie die Vögel zur Kundschaft ausgesandt, ziehen die Bewohner
der Arche und die Frauen der Söhne Noah's gebären Zwillingspaare.
ech's Geist besucht das neue Geschlecht seiner Nachkommen, auf seiner Rück-
zum Himmel aber sieht er auf einem Planeten am äußersten Ende des
ltraums die Larven der durch die Sündflut Gerichteten, von denen er
ge aufweckt und sich ihre Sünden erzählen läßt. Unterdessen wird Sem
gesandt, eine Stätte für den neuen Wohnsitz zu suchen. Er findet im
birge die Trümmer des Gartens Gottes und in der Ebene an einer Py-
nide den Schlüssel im Schlosse, in deren Innerem er Verhungerte antrifft.
er endlich das heilige Land betritt, erscheint ihm Raphael und bezeichnet
selbe als das Land der göttlichen Gnade und als die Heimath des Gott-

menschen. Darauf führt ihn der Engel an die durch jenen geheiligten Stätten. Nach Sem's Rückkehr zieht das Geschlecht Noah's in das Land der Verheißung, von den Geschlechtern der Thiere begleitet, und singt beim Eintritt in dasselbe Loblieder. Sie bauen aus Cedern, die vor der Sündflut gewachsen, ein hohes Haus und hängen die Tapeten der Arche hinein. Nachdem sich die Thiere vermehrt, bringt Noah sein Opfer und Gott stellt den Friedensbogen an den Himmel. Seine Nachkommen lebten um den Sion wie im Paradiese, und er sah ein Geschlecht von Patriarchen um sich entstehen*)."

Ueber die Schnelligkeit, mit welcher Bodmer dies Epos fertig machte, spricht sich Hirzel aus: „Da sein Gedächtniß mit den Bildern und Metaphern aller Poeten angefüllt war, boten sie sich ihm ungesucht von selbst: er bediente sich aller in den besten Dichtern vorgefundenen Charaktere von einzelnen Menschen und Nationen und merkwürdigen Handlungen, die sich zu seinem Gegenstand schickten, sowie er sich der Kenntniß der Naturforscher seiner Zeit bediente, den Aufenthalt des Noah in dem Paradies und die Wirkungen des Kometen auf den Erdball bei der einbrechenden Sündfluth zu schildern, worin ihm Sulzer wichtige Dienste leistete. — Bodmer hat mir es selbst gesagt, daß die Begierde, sein Gedicht zu vollenden, ihn angetrieben, Alles was sich zu seinem Plane schickte, von andern Dichtern aufzunehmen**). Es erhielt sein Gedicht dadurch einen zweifachen Nutzen: den ersten, daß es zu einem Denkmal der Kunst und Gelehrsamkeit seiner Zeit werden; den zweiten, daß der moralische Einfluß seines Gedichts einen großen Eindruck erhalten mußte, wenn der Leser entdeckt, daß die Laster, welche mit soviel poetischer Wahrheit die Vorsehung gereizt, die Laster seiner Zeit seien, und daß die Sinnlichkeit durch die lächerlichsten Sitten zu den größten Lastern führe."

Es ist derselbe Zweck, den Lohenstein mit seinem Roman verfolgt, es sind auch dieselben Mittel: nur daß Bodmer im poetischen Ausdruck noch viel buntscheckiger und sonderbarer, in der Aufzeichnung angeblich wissenschaftlicher Terminologie noch viel pedantischer ist. Seine Classification des Federviehs z. B., welches in die Arche einzog, ist über alle Beschreibung lächerlich.

Nachdem Bodmer einmal in Zug gekommen war, folgte eine Patriarchade auf die andere: Jacob, Rahel, Joseph, Jacob's Wiederkunft u. s. w.; eifrig theilte er sie allen Freunden mit, und erhielt durchweg ausweichende Antworten. Zuletzt wurde er selber bedenklich: „Nachdem ich sechs Epen geschrieben habe, so fange ich an, darüber nachzudenken, ob es auch gute Werke seien,

*) Mörikofer, schweizerische Literatur, S. 154 ff. — Cholevius, die deutsche Poesie nach ihren antiken Elementen, Bd. 1, S. 445 ff.

**) Oder wie Wieland sich später ausdrückte: er stahl wie ein Rabe.

und ob ich sie verantworten könne. Es geht mir wie allen Sündern: sie sinnen der Moralität ihrer Handlungen erst nach derselben Verrichtung nach." — Doch einen eifrigen Anhänger fand Bodmer: einen jungen Dichter, dessen Liebe ihm selbst Klopstock's Verlust ersetzen sollte: es war Wieland.

Wieland wurde 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim geboren, einem Dorf, vier Stunden von der schwäbischen Reichsstadt Biberach entfernt. Der Vater, Pastor daselbst, einige Zeit darauf nach Biberach versetzt, in Halle zu einer Zeit erzogen, als die Polemik zwischen den Wolffianern und Pietisten gerade am lebhaftesten wüthete, war in diesen Dingen vollkommen orientirt. Der Knabe wurde sehr früh, schon vom dritten Jahr ab, unterrichtet; im zwölften machte er lange lateinische Gedichte, und entwarf den Plan zu einem Heldengedicht: die Zerstörung Jerusalems. In Sprache und Denkart war Brockes sein Vorbild, dem er bei allem sonstigen Wechsel in seinen Gesinnungen bis in das späteste Alter treu blieb.

April 1747 kam er nach Klosterbergen bei Magdeburg: eine Anstalt, die, wie wir wissen, durch den Abt Steinmetz zu einem Filial des Hallischen Pietismus gemacht war. Wieland trieb das Empfindungsleben jener Schule auf das redlichste mit, ja er will zu den ärgsten Schwärmern gehört haben: doch las er daneben Xenophon, Cicero, Horaz und selbst die Franzosen, und schwankte zwischen den beiden Extremen. Er litt oft unglaubliche Seelenangst, wenn sein Glaube zu wanken schien, und er an die Ewigkeit der Höllenstrafen gedachte. Oft bat er Gott kniefällig um Gnade, und hatte heilige Entzückungen.

15 Jahr alt schrieb er einen philosophischen Aufsatz, worin er die metaphysische Möglichkeit erweisen wollte, wie Venus gar wohl ohne Zuthun eines Gottes aus Meerschaum habe entstehn, und ebenso das ganze Weltall durch die Bewegung der Atome sich habe bilden können. Zugleich aber suchte er festzustellen, daß Gott nichts desto weniger als Seele dieser Welt existire. Das Entsetzen, das dieser Aufsatz erregte, als er den Lehrern in die Hände fiel, wurde nur durch die Erinnerung an sein tadelfreies Leben gemildert. Endlich fiel er gar in Zweifel über die Wirklichkeit Gottes. Darüber klagte er sich selber hart an, rieb sich in schlaflosen Nächten die Hände wund und badete in Thränen der Reue.

April 1749 verließ er die Anstalt und kam zu einem Verwandten nach Erfurt, der ihm in der Wolffischen Philosophie gründlichen Unterricht ertheilen sollte. Dieser Verwandte, ein Skeptiker, spielte ihm aber zugleich Bayle und andere gefährliche Schriften in die Hände und ließ ihn aus Don Quixote Menschenkenntniß studiren. „Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen: Don Quixote

und Sancho Pansa sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts; Schwärmer oder Tölpel." — 17 Jahr war er alt, als er mit diesen gemischten Eindrücken April 1750 in sein Vaterhaus zurückkehrte. Hier machte er eine Bekanntschaft, die für sein Leben entscheidend war.

Im elterlichen Hause hielt sich damals eine Verwandte auf: Sophie Gutermann, 6. Dec. 1731 zu Kaufbeuren geboren, zwei Jahr älter als Wieland. Ihr Vater, ein angesehener Arzt, aus Biberach gebürtig, hatte sie früh in alle mögliche Kenntnisse eingeweiht: auch mit Sternkunde gab sie sich ab. Im 17. Jahr verlobte sie sich mit einem italienischen Arzt Bianconi, der sie in die italienischen Dichter einführte, sie mit Kupferstichen u. s. w. bekannt machte und sie singen lehrte. Als im folgenden Jahr ihre Mutter starb, brachen zwischen dem Vater und dem katholischen Bräutigam religiöse Zwistigkeiten aus, in Folge deren das Verhältniß gelöst wurde. Alle Geschenke Bianconi's wurden vernichtet, Sophie gelobte, nie mehr zu singen, nie italienisch zu sprechen, und sie hielt ihr Gelübde. Weil sie sich unglücklich fühlte, schickte sie der Vater im Sommer 1750 zu den Verwandten nach Biberach, dort lernte sie Wieland kennen: eine schlanke hohe Gestalt, bedeutend größer als ihr junger Vetter, sehr schön, geistreich, geneigt, sich Verse vorlesen zu lassen, kurz anbetungswürdig. — Einen Sonntag hörte er eine Predigt seines Vaters über den Text: Gott ist die Liebe. Sie kam ihm sehr nüchtern vor, und redselig wie er war, setzte er sich sofort hin, um eine wärmere zu machen. „Ich predigte von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Seele und von der Ewigkeit mit ihr. Niemals bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht, in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glücks der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben, und dieses war der Anfang meiner Zufriedenheit." — „Sophie," schreibt er später, „hat meinen Empfindungen auf eine solche Art geantwortet, welche ihrer geraden und edlen Seele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe sie mich gesehn hatte. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues, und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig, ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich, ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern [— 17 Jahre war der Junge alt! —], und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sei. Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe. Meine Ernsthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Charakter an

einem Jüngling war. Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu sein, und es war nichts Unwahrscheinlicheres, als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zärtlicher zu sein als ich. Meine Liebe zu ihr war die reinste Begierde, sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden. Ich sah, wie sehr es ihr an wahrer Glückseligkeit fehlen würde ohne die Liebe eines solchen Freundes. Sie sah es auch ein."

Oct. 1750 kehrte Sophie nach Augsburg zurück — ihr Vater war eben dort Decan der medicinischen Facultät — einen Monat darauf bezog Wieland die Universität Tübingen. „Daß mein lieber Papa," schrieb er von dort an seine Mutter, „meiner Unbeständigkeit zutraut, daß ich einmal aufhören könnte, meine Sophie zu lieben, ist mir sehr leid. Niemalen bin ich ihr mehr eigen gewesen, als jetzt. Tausend Leben, wenn ich so viele hätte, wären nicht zu viel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir ein Nichts gegen meine englische und mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie besitzen. Ich bin gewiß, daß die Vorsicht uns nicht verlassen wird; aber wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will. Verzeihen Sie mir, meine theure Mama, diese Gedanken, welche von einer edlen Passion kommen, die nur mit dem Tode meiner Seele aufhören kann. — Die Verse von meiner Geliebten sind unvergleichlich, und ihre Gedanken und Empfindungen so erhaben zärtlich und englisch, daß ich ganz durchdrungen von Vergnügen und Hochachtung bin. O Himmel, ich soll aufhören können, eine so anbetungswürdige Person zu lieben?"

Seiner schwachen Brust wegen konnte er an das Studium der Theologie nicht denken; von der Medicin schreckte ihn ein physischer Ekel zurück, so studirte er dem Namen nach Jura und Humaniora, hörte aber überhaupt wenig Vorlesungen und beschränkte sich auf einsame Lectüre. Desto fruchtbarer war er in Versen. — Schon April 1751 schickte er ein philosophisches Lehrgedicht in Alexandrinern, „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", an Meier, der es mit einer kühlen Vorrede herausgab: der Inhalt sei nicht ganz zu billigen, aber es sei doch angenehm vorgetragen. Das Gedicht zeichnet sich durch altkluge Redseligkeit aus, es beweist das Dasein Gottes und verräth Wohlgefallen an Plato, obgleich im Ganzen die Wolffische Terminologie und Gedankenverbindung vorwiegt. — Im nächsten Monat verfertigte er einen „Lobgesang auf die Liebe", diesmal in Hexametern: an den Paradieseslauben, den Seraphim, Schutzgeistern, Engelsharfen u. s. w. erkennt man den Schüler

Klopstock's; zuletzt bekannte er seinem Schutzgeist die Liebe zu Sophie: „Lispl' ihr zu, wenn sie wieder aus ihren Gesichten erwacht ist, daß ich sie liebe. O könntest du dies auch den Göttlichen zeugen, daß ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!"

4. Aug. 1751 übersandte er fünf Gesänge eines Heldengedichts — er mußte sich in allen Gattungen versuchen! mit einem begeisterten Brief an Bodmer. Der Gegenstand war Hermann der Cherusker, schon als Concurrenz gegen Schönaich wichtig für den schweizer Kritiker. Es knüpfte sich eine ausführliche Correspondenz daran, obgleich Bodmer, durch den Vorfall mit Klopstock gewarnt, mit einiger Scheu an die neue Bekanntschaft ging. „Mir scheint," schrieb ihm ein Freund, „Wieland von sehr verliebter Complexion; seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig und über die Liebe im Allgemeinen zu zärtlich, um aus der Feder eines rein speculativen Dichters hervorgegangen zu sein." Auch Bodmer fand den Lobgesang auf die Liebe etwas fanatisch: „die Liebe ist da ein Taumel, ein Vergessen, ein Verlieren seiner selbst, eine Betäubung, ein Quietismus in Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch." — Indeß er brauchte einen neuen Jünger; Wieland drückte sich äußerst ehrerbietig aus und war begeistert für den Noah: „kurz," schrieb Bodmer, „wenn mich diese meine Hoffnung täuscht, so gebe ich es mit der menschlichen Aufrichtigkeit auf."

Die Vermittelung bildete die Verehrung des Messias, in welcher der junge Dichter seinen Lehrmeister noch überbot. „Im vierten Gesang," schreibt er an Sophie, „ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe, wie die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Hr. Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen, anbetungswürdige Freundin! sehr ähnlich, aber doch unvollkommener als Sie ist. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich glückselig zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in allen Stücken vorgeht."

Und an Bodmer: „Ich liebe Klopstock so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehn kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem 15. Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist, vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wohl nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin, und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte. Der wahre Aufschluß zum Räthsel, warum so Wenige

die sonst Kenner der Werke des Geistes sind, sich in den Messias finden können, ist die Denkungsart des Herrn Klopstock und die Empfindung, die sein Gedicht beseelt. Man muß ihm nachdenken, ihm nachempfinden können; aber wie Viele können das? Diese Unschuld in den Gemüthsbewegungen, diese neue und kühne Erfindung, diese himmlische Philosophie erfordert, außer der empfindlichsten Seele, eine gewisse Richtigkeit und einen Tiefsinn im Geist: Gaben, die Wenigen zu Theil sind. Wir, die wir dieses unschätzbare Gedicht empfinden und einsehn, wir sind berechtigt, eine sehr gute Meinung von uns zu haben. Die Empfindungen, deren unser Herz fähig ist, sind Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit, die in uns liegt, und dieses muß uns aufmerksam machen, für unser Herz zu sorgen, diese erhabnen Triebe in uns zu pflegen und zu mehrerem Leben zu bringen." — Es versteht sich von selbst, daß er dem verehrten Gönner in Zürich die Geheimnisse seiner Liebe mittheilte: ein Theil der oben mitgetheilten Beschreibungen ist an Bodmer adressirt.

März 1752 schickte er ihm zehn „moralische Briefe" in Alexandrinern, nach französischen Vorbildern gearbeitet, doch mit starken Anklängen an Haller; gleich ihm geißelt er die Falschheit menschlicher Tugenden und sucht die richtige Mitte zwischen sinnlichem und geistigem Genuß; er schwärmt für „die reine Götterkost von lautern stillen Freuden, die nur im Himmel blühn", aber er schenkt auch der Erde seine Aufmerksamkeit; er findet, daß die echte Schönheit nur reinen Augen schön ist, und es schwebt ihm die Möglichkeit vor, das Princip des Eudämonismus zu vergeistigen. Die Briefe wimmeln von Citaten und verrathen eine reiche, aber ziemlich verwirrte Lectüre.

Mai 1752 folgten die „moralischen Erzählungen" in reimlosen Jamben und im orientalischen Geschmack, diesmal den Engländern nachgebildet. In den Heldinnen — Balsora, Gulindy, Serene, Melinde u. s. w. ist nicht viel Physiognomie, doch sind diese Sachen immer noch lesbarer als das Uebrige, weil doch Einiges vorgeht. — Gleichzeitig schrieb er einen „Frühling" in Hexametern — er mußte instinktartig Alles nachbilden, was ihm vorkam! — und einen Anti-Ovid, in freien gereimten Jamben, französirend: die echte Liebe „läßt nie die Weisheit ihr Richteramt verlieren: sie entwickelt den Geschmack, sie führt zur Tugend." „Ein unaussprechlich Was (un je ne sais quoi), ein unsichtbarer Zwang verräth beim ersten Blick den unbewußten Hang einander zugedachter Seelen. Schon dort in jenem Raum, wo wir vor diesem Leben in einem himmlischen Gewand gleich jungen Liebesgöttern schweben, schon dort verknüpft der reinen Liebe Hand die schwach empfindenden und gleichgestimmten Seelen. Oft schlummern sie umarmt in jungen Rosen ein, oft weinen sie beim Lied ätherischer Philomelen voll zärtlichen Gefühls, wozu die Worte fehlen, und sehnen sich geliebt zu sein. Hier ist's, wo unter süßen Küssen

in ihre weiche Brust die sanften Triebe fließen, wovon sie oft erstaunt und seufzend überwallt, eh' sie in dieser Welt sich finden. In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt der Freundin vor uns stehn, wie sie in stillen Gründen, gelockt vom West, die Einsamkeit am Frühlingsabend sucht; sie irrt, sie scheint zerstreut, sie bleibt zuletzt tief in Gedanken stehen, ihr schmachtend Auge sucht den unbekannten Freund, den ihr gefühlvoll Herz ihr zu versprechen scheint; ein süßer Schauer bebt, da wir die Göttin*) sehen, durch unsre Seele hin, und Amor flüstert zu: du bist's, sie suchet dich! sie ist's, sie suchest du!" — „Die Liebe wächst, so klein sie anfangs ist, sehr schnell von Seufzern und von Thränen." — „Doch soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich sein, soll sie mit euch in Welten übergehen, wo wir mit andern Augen sehen, wo uns der Erde Größen klein und tausend Wünsche kindisch scheinen: so läutert stets die Lust, die ihr genießt, und macht sie geistiger" u. s. w.

Zur richtigen Würdigung der damaligen Liebespoesie darf man nicht vergessen, daß die jungen Poeten sich in Prosa genau ebenso ausdrückten. Der folgende Brief an Sophie — dessen Original beiläufig, wie die meisten an diese junge Dame, französisch ist — gehört der Zeit des Anti-Ovid an: man bemerke bei aller Ueberschwenglichkeit den lehrhaft demonstrativen Ton:

„Mein Herz verlangt Zufriedenheit in einem Zustand vollkommenen Genusses von Ruhe und Glück. Der Geist hat ihm gezeigt, daß es in dieser Unterwelt wenig Dinge giebt, die eine wahre Befriedigung gewähren. Reichthum, gute Meinung, Vergnügen der Sinne sind zu grobe und irdische Güter, um das unendliche Sehnen unserer Seele zu befriedigen. Ich habe zu viel Verstand, um nicht einzusehn, daß diese Gegenstände des Verlangens, diese schönen Chimären einer großen, für die Unsterblichkeit geschaffenen Seele nicht würdig sind. Auch ist mein Herz zu zart, um Befriedigung in dem Genuß von Dingen zu finden, die nur die Sinne und die Einbildungskraft für kurze Zeit reizen können. Ich verlange völlige Zufriedenheit, wobei mir keine Wünsche übrig bleiben, und mehr geistiges als sinnliches Vergnügen. — Auch die Wissenschaften geben mir jene völlige Zufriedenheit nicht. Ich sehe da zuviel Dunkel, zuviel Gewölk, Ungewißheit, Unvollkommenheit, verursacht durch die Mängel und Unvollkommenheiten des menschlichen Geistes überhaupt und des meinigen insbesondere. Es fehlt dabei zu sehr an Mitteln, die Be-

*) Lessing, „Das Testament Johannis": —
Ich. Göttlich ist es mir doch.
Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.
Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dies Wort so zu mißbrauchen.

netration der Sinne und des Geistes zu vermehren, und unser Leben auf diesem Planeten ist zu kurz dazu; die Sehnsucht meines Herzens kann also auch hiedurch nicht gestillt werden. — Zufolge der Beschränktheit meiner Natur stehe ich von dem vollkommensten Wesen zu weit ab, und ich bin unfähig, die erhabnen Vergnügen zu schmecken, in denen vollkommenere Wesen als ich in einer andern, dem Thron der Gottheit näheren Welt ihr ganzes Glück finden. Es ist demnach ein Geschöpf, welches das Werkzeug meines Glücks in dieser Welt sein muß, und dieses Geschöpf muß auf der Erde sein. — Es muß, um es kurz zu sagen, eine Person sein von viel Liebreiz und Schönheit, sowohl um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken, als um, einem schönen Gegenstand gegenüber, die Fähigkeit des Geistes, Schönheiten zu bemerken und zu beurtheilen, kurz, seinen Geschmack zu zeigen. Diese Person muß aber auch Feinheit, Ernst und Gehalt des Geistes haben.... Ihr Herz muß durchaus gut, empfänglich sein für Eindrücke der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Traurigkeit, aber nicht fähig des Zorns. Sie muß aufrichtig sein. Sie muß zart in allen ihren Empfindungen sein, und vornehmlich ihren Geliebten mit großer Zartheit behandeln. Bin ich der Gegenstand ihrer Liebe, so muß sie sich selbst die allerunverbrüchlichste Treue auferlegen. Gern würde ich auch einen kleinen Anflug von Eifersucht an ihr sehn, die von einer zärtlichen Liebe unzertrennlich ist, wiewohl sie, zu weit getrieben, nicht zu entschuldigen ist. Es hat Reiz für mich, zu sehen, daß die Person, die mich liebt, sich meinetwegen ein wenig beunruhigt, daß sie sehr besorgt um mich ist, und sich alle Mühe giebt, mich zufrieden zu stellen, wenn ich es nicht bin. Gern würde ich auch sehen, daß meiner innig Geliebten natürlich gutes Herz verschönert und vervollkommnet ist durch eine gesunde, zarte, nicht übertriebene Moral, und durch die Bemerkungen, die in den Schriften vieler großen Geister uns anziehn und erbauen, wie im Zuschauer, La Bruyère, in der Pamela, den Lustspielen von Molière, Destouches, Barbier, den Schriften der Mlle. Scudery, den vernünftigen Tadlerinnen, dem hamburgischen Patrioten u. A. Außerdem würde ich von ihr verlangen ein schönes Betragen, einige Weltkenntniß und Erfahrung, Artigkeit gegen Jedermann und im Allgemeinen eine immer heitre Miene. — Da haben Sie die schönsten Züge des Gemäldes der Person, die mein größtes Gut in dieser Welt, mein Alles, die Quelle aller meiner Freuden sein muß. Ihrer beraubt zu sein, würde mich für immer unglücklich machen. — O und wünschen Sie mir Glück, meine liebe, meine innig geliebte Sophie! daß ich in Ihnen diese theure, zu meinem Glück so nothwendige Person gefunden habe! Nicht ein Zug ist in meinem Gemälde, der sich nicht in Ihnen, nur schöner und vollkommener, fände."

„Sie werden Wieland glücklich schätzen," schreibt Bodmer an Gleim, „daß er, erst 19 Jahr alt, schon eine Diotima hat, blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich. Und diese Doris ist kein poetisches Bild, das nicht gewesen ist, nicht ist und nicht sein wird. Wenn ich gedenke, daß diese Dinger, diese Dorisse, einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft, freundschaftlich, fromm zu machen, so wünschte ich, daß ein Jeder die seine gefunden hätte. Aber wenn ich ferner gedenke, daß der göttliche Charakter der Dorisse im Ehestand so gern verschwindet, so darf ich kaum wünschen, daß jeder Damon sich mit seiner Doris vermählte."

Und noch ein Brief von Wieland an Sophie: „Sie haben eine so liebenswürdige Seele, daß ich keine denken kann, welche würdiger wäre, einen so annehmlichen und schönen Leib, als der Ihrige ist, zu beleben. Und die Uebung wird Sie so verschönern, daß Ihnen alle Französinnen weichen werden. Wie freue ich mich auch schon im Geist, daß das Bildniß meiner Geliebten einst das Portrait einer Chatelet, Bassi, Gottschedin u. s. w. so sehr überstrahlen wird. — Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie sich in der Dichtkunst immer mehr üben, wie auch in der deutschen Sprache, welche viel schöner als die französische ist. Ihre Prosa ist unvergleichlich, mein Engel, und ich bin gewiß, daß es Ihre Verse auch bald sein werden. Sie verbinden mich unendlich, allertheuerste Seele, wenn Sie so fleißig, als Sie aus Liebe zu mir können, an Dero Lebensbeschreibung arbeiten, und sie so genau und richtig machen, als ich mir von Dero vollkommen redlichem Herzen versprechen kann. Die schönen und geistreichen Betrachtungen und Anmerkungen, welche Sie so artig anzubringen wissen, werden diesem Aufsatz eine große Zierde geben. Eilen Sie ja damit, mein liebstes Herz! — O was ist das für ein Glück, eine Person, wie Sie sind, zu lieben! Wie froh bin ich, daß ich mich stark genug empfinde, tausend Leben, wenn ich sie hätte, für Sie aufzuopfern. Vergeben Sie, vollkommenste Sophie, daß ich so unfähig bin, Ihnen Ihrer würdigere Gedanken zu sagen! Mein Vergnügen ist zu groß, und die Zufriedenheit, die Sie über die meine haben werden, wenn Sie allein die liebenswürdige Urheberin sind, muß Ihnen anstatt der schönen Sachen sein, die ich Ihnen billig sagen sollte."

— — Damit aber diese Flut schöner Empfindungen nicht zu narkotisch wirke und den Verdacht errege, ganz Deutschland sei von derselben erfüllt und jede Verlobung von Seraphim und Amoretten eingesegnet gewesen, so möge hier als Gegenbild das Verlöbniß eines würdigen Göttinger Professors eingeschoben werden, eines wahren Mustergelehrten der damaligen Zeit, dem wir auf dem historischen Gebiet noch später begegnen werden.

Stephan Pütter, geb. 25. Juni 1725 (ein Jahr jünger als Klop-

[illegible]) stammte aus einem sehr respectabeln Geschlecht: von väterlicher Seite [illegible] Generationen Bürgermeister und Kaufleute zu Iserlohn, von mütterlicher [illegible]rnhagen) sechs Generationen evangelische Pfarrer. Pütter hielt schon als [illegible]d mit Beifall lateinische Reden, wurde von einem Candidaten in der Wolf[illegible]jen Philosophie, von einem Pastor im Griechischen, Hebräischen, Chaldäischen [illegible]errichtet; an dem benachbarten Hof der Grafen v. Bentheim-Tecklen[illegible]rg zugelassen, verherrlichte er, 11 Jahr alt, die erlauchten Geburtstage [illegible]ch lateinische Poesien, und lernte, da alle gräflichen Bedienten musikalisch [illegible]ren, die Violine und die Flöte. Noch nicht dreizehn Jahre alt, wurde [illegible] in Begleitung eines Candidaten auf die Universität geschickt; schon damals [illegible]rte er ein Stammbuch, in welches im Lauf der Zeit alle berühmten Män[illegible]: Deutschlands sich einschrieben, Gottsched, Jöcher u. s. w.; das Organ der [illegible]rehrung war ungewöhnlich bei ihm ausgebildet, und wo er einer Standes[illegible]rson begegnete, fühlte sein Herz sich erhoben. Er studirte in Marburg, [illegible]alle und Jena, hörte nicht blos alle Collegien der Rechtswissenschaft, sondern [illegible]ich Dogmatik, lernte verschiedene neuere Sprachen, tanzen u. s. w., vollendete [illegible]nn seine praktische Bildung in Wetzlar, und hielt dann, im 19. Jahre, die [illegible]sten Vorlesungen. Zugleich führte er Processe — damals noch sehr in [illegible]edensarten der Wolffischen Schule — arbeitete für junge Edelleute Ahnen[illegible]roben aus, sah eine Kaiserwahl mit an, und wurde 10. Juni 1746 von [illegible]ünchhausen zum Professor in Göttingen berufen, mit der Erlaubniß [illegible]iner längern Reise, zu der er auch die Kosten erhielt. (Beiläufig gab er [illegible]103 Thlr. aus). Es ist erstaunlich, was er auf dieser Reise für berühmte [illegible]Name für sein Stammbuch gewann, in Stuttgart, Regensburg, Wien, Dresden, Leipzig, Berlin, Helmstedt. Oct. 1747 begann er, gleichzeitig mit Mosheim, seine Vorlesungen in Göttingen, über Reichsgeschichte und deut[illegible]sches Staatsrecht.

Damals begann der Flor dieser Universität: Haller, Mosheim, [illegible]esner, Michaelis; die Theologen Heumann, Kortholt, Riebov, [illegible]ie Juristen Böhmer († 1749), Schmauß, Klaproth, der Philosoph [illegible]ollmann; bald darauf zog Pütter auch seinen Universitätsfreund Achen[illegible]wall hin (geb. zu Elbing 20. Oct. 1719), den eigentlichen Begründer der Statistik für Deutschland. — Nach dem Muster Moser's schrieb Pütter seine Lehrbücher deutsch (das erste 1749: Patriotische Abbildung des heutigen Zustandes der beiden höchsten Reichsgerichte, sammt daraus bevorstehendem Unheil des ganzen Reichs, und die Mittel, wie demselben vorzubeugen: — was damals großen Anstoß in Wien erregte); als Mitglied des Spruchgerichts hatte er die große Gabe, stets in der Majorität zu sein; seine Collegien wur[illegible]den immer zahlreicher besucht, meist von Edelleuten, bei Münchhausen stand er

im höchsten Ansehn. — Dieser ausnehmend respectable Mann hat in seiner Selbstbiographie die Geschichte seiner Verlobung verzeichnet.

„So vergnügt ich bisher meine ersten Jahre in Göttingen zugebracht hatte, so konnte mir doch die Wahrnehmung nicht entgehn, daß diejenigen Professoren, die ich hier in einer glücklichen Lage fand, vorzüglich darum glücklich zu schätzen waren, weil sie in einer vergnügten Ehe lebten. Wenn es an großen Orten unverheiratheten Männern nicht an Mitteln fehlt, sowohl ihre häuslichen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung nach Wunsch zu befriedigen, als ihre müßigen Stunden in Gesellschaften und angenehmen Zerstreuungen zuzubringen, so fand ich bald, daß das in Göttingen nicht der Fall war. Mittags- und Abendessen, wie es von Speisewirthen zu haben war, entsprach gar nicht meinen Wünschen. Einsam zu essen, war gar nicht nach meinem Sinn. Auf Tischgenossen, bei denen nichts zu erinnern wäre, konnte ich auf die Dauer ebensowenig sicher rechnen. Andere häusliche Besorgungen, Wäsche, Wein, Bier, Kaffee, Zucker u. s. w. waren für mich unangenehme Beschäftigungen. Und Abends müde vom Arbeiten Andere zu besuchen, wo man nicht immer wissen kann, ob man gelegen kommt, oder von Andern Besuche zu erwarten, die vielleicht ihnen oder uns nicht gelegen sind, das waren lauter Gegenstände von Ueberlegungen, Beobachtungen und Erfahrungen, die mich zu überzeugen schienen, daß ich auf die Dauer in meiner bisherigen Lage nicht gleich glücklich bleiben werde. Auf der andern Seite erkannte ich aber auch sehr wohl, wie wichtig der Schritt sein würde, den ich thun mußte, wenn ich eine Aenderung der Art vornehmen wollte. Ueber alle Personen, die ich hier und anderwärts bisher hatte kennen gelernt, mochte ich noch soviel durchgedachte Betrachtungen anstellen, so war keine, bei der ich nicht erhebliche Bedenklichkeiten fand" u. s. w.

Man vermittelte ihm endlich eine Geheimrathstochter in Braunfels: die Sache wurde durch Briefe eingeleitet, dann erst fand Besichtigung und Verlobung statt (April 1751): die Trauung erfolgte 17. Sept. d. J. — Freund Achenwall ahmte gleich darauf sein Beispiel nach. — Nachdem wir durch diese Episode wieder Boden unter den Füßen gewonnen haben, wenden wir uns wieder zu den Seraphim und zu Wieland. — —

Juni 1752 kehrte Wieland aus Tübingen nach Biberach zurück, und empfing bald darauf von Bodmer die Einladung, ihn in Zürich zu besuchen. Entzückt nahm er es an: er wollte nur noch Sophie abwarten, die in Biberach angemeldet war: „Ich würde, wenn ich sie nicht zu sehen bekäme, so niedergeschlagen und zerstört zu Ihnen kommen, daß ich mich schwerlich erholen würde. Wenn ich nur eine Woche in dem Umgang dieser unschätzbaren Person zugebracht habe, so bin ich im Stande, munter und vielleicht

:änenfrei von ihr auf etliche Jahre, wenn es sein müßte, zu scheiden." Im
brigen mußten seine Briefe den Zürichern das Beste versprechen: „Welch
ı himmlischer Affect ist die Freundschaft! wie schön kann sie edle Seelen
.den." „Was ich mit Bodmer ähnlich habe, ist, daß ich Wasser (kein Bier
ıd keinen Wein!) trinke, allen großen Gesellschaften von Herzen feind bin,
ıd wo ich darein gezwungen werde, wegen meiner Stille für einen Pedanten
ıer Leuteschеuen gehalten werde." „Eine der vornehmsten Bedingungen, auf
e ich nach Zürich kommen will, ist, daß ich die jungen Thoren absolument
icht zu sprechen verlange; es ist eine Antipathie zwischen mir und solchen
euten." Auch arbeitete er bereits an einer lobpreisenden Beurtheilung
:s Noah.

Endlich, 11. Oct. kam „die Unvergleichliche" an, und nachdem er sie
urze Zeit genossen, reiste Wieland ab, wurde 15. Oct. in Schaffhausen
ıom Pfarrer Schinz in Empfang genommen und zu Bodmer geführt, dessen
Erwartungen er völlig entsprach: der junge Poet ordnete sich ihm ganz unter,
r nahte sich ihm mit demüthigem Entzücken, ließ die jungen Leute links liegen,
führte nur ernsthafte Gespräche, lebte sehr mäßig und saß den ganzen Tag
am Schreibtisch. Bodmer galt ihm für Homer, seine Feinde für Gotteslästerer. Der alte Kritiker verjüngte sich wieder: er fand in Wieland (27. Dec.)
eine patriarchalische Seele, den Tiefsinn eines aufblühenden Leibnitz u. s. w.

Ungefähr um dieselbe Zeit kam Ewald v. Kleist nach Zürich — der
Dichter des Frühlings als preußischer Werbeoffizier!! — „Zürich," schreibt
er an Gleim, „ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner
vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten
und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem großen
Berlin kaum 2—3 Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in
dem kleinen Zürich mehr als 20—30. Es sind zwar nicht lauter Ramler,
allein sie denken und fühlen doch Alle, haben Genie und sind dabei lustige
und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Lust nicht zu weit gehn, damit
ich nicht Klopstock's Schicksal habe, und ich kann auch meinem Temperament
nach nicht; indessen profitire ich davon soviel ich kann, und bringe meine Zeit
sehr angenehm hin." — Mit Hirzel war er bereits früher befreundet, Geßner, der sehr für den „Frühling" schwärmte, lernte er kennen und lieben;
außerdem spricht er von „einem gewissen Wieland" —: „er ist zwar noch
sehr jung, will aber doch schon die Welt reformiren und hat wirklich erstaunlich viel Genie; er arbeitet nur ein wenig zu viel, und wird sich unfehlbar
bald erschöpfen." Kleist hoffte in Zürich einige Monate zu bleiben, da ihm
von der Regierung die Erlaubniß zum Werben ertheilt war, aber die Stadt
wollte den preußischen Werber nicht dulden; man wollte ihn festnehmen, und

er entwischte bei Nacht und Nebel, worauf er sich einige Monate in Schaffhausen aufhielt.

Als der eifrigste Parteigänger setzte nun Wieland den alten Kampf der Züricher gegen alle Widersacher fort: ehe wir aber diesen in's Auge fassen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den Mittelpunkt der Kritik, auf Berlin lenken.

Das Verhältniß zwischen Voltaire und dem König war immer gespannter geworden: jener hatte sich darüber beklagt, daß Friedrich nicht aufhöre, ihn seine schmutzige Wäsche waschen zu lassen, und dieser hatte sich gegen Vertraute geäußert, in einem Jahr hoffe er die Citrone ausgepreßt zu haben, dann werde er die Schale wegwerfen. Dazu kamen die ewigen Intriguen des Franzosen, besonders hatte er es seit März 1751 mit Maupertuis zu thun, dem Präsidenten der Akademie. Schon 29. Dec. 1751 schreibt Friedrich an seine Schwester: Voltaire s'est conduit comme un méchant fou, il a fait tant de friponneries, que, sans son esprit qui me séduit encore, jaurais été obligé de le mettre dehors. Nun kam ein neuer Zwischenfall: der Mathematiker König (Lehrer der Frau v. Chatelet) beschuldigte Maupertuis eines Plagiats, und wenn sich auch die Akademie in einem förmlichen Beschluß, 13. April 1752, ihres Präsidenten annahm, so hatte der gründliche Deutsche das gelehrte Publicum auf seiner Seite; Wolff, Gottsched und ihre Anhänger jubelten über die Niederlage ihres Gegners, und auch die Menge war dem Franzosen abgeneigt, der durch seine namenlos lächerlichen Einfälle Stoff genug zur Satire bot. Mylius, der in Berlin „Physikalische Belustigungen" herausgab, wäre wegen eines Epigramms gegen Maupertuis beinahe arretirt worden.

Diese Lage der Dinge glaubte Voltaire, dem die Sache selbst sehr gleichgültig war, benutzen zu müssen. Er ließ eine Schmähschrift gegen Maupertuis drucken, — le docteur Akakia — wurde entdeckt, und 27. Nov. 1752 zu einem demüthigenden Versprechen gezwungen, keine ähnliche Unthat zu verüben. Je supplie Votre Majesté, schloß das Schreiben, d'épargner un vieillard accablé de maladies et de douleur. Trotzdem schickte er unmittelbar darauf den Dr. Akakia nach Holland, um ihn von da weiter zu verbreiten.

Der König, ernstlich ergrimmt, ließ 24. Dec. 1752 die Schmähschrift in Berlin an drei Stellen öffentlich durch Henkershand verbrennen. Voltaire schickte seinen Kammerherrnschlüssel zurück, in einem demüthigen Brief, der Friedrich zur Begnadigung bewog, sorgte aber zugleich dafür, seine Gelder

Sicherheit zu bringen, denn er erkannte wohl, daß seines Bleibens in Ber-
nicht lange sein würde.

16. März 1753 erhielt er in ungnädigen Ausdrücken seine Entlassung,
d reiste 26. März nach Leipzig ab, wo er in täglichem Verkehr mit Gott-
hed blieb, der sich kurz vorher, als eifriger Wolffianer gegen Maupertuis
sgesprochen hatte. Voltaire sagte ihm viel Complimente, correspondirte auch
teinisch und deutsch mit ihm (als Stilproben: Regem in imo corde mul-
m poenitet, utinam in Potsdam commoratus essem! sed mihi stabat
nimus abire. — Er habt mir mit ein Geschenck wereheret, welches
h nicht werth bin. ich bin zu alt um zu lern eine sprache sie so
it lehren.), und suchte mit seiner Hülfe auch Wolff in den Streit zu ziehn,
n er durch Pasquille lebhaft fortsetzte. Nachdem er sich einige Zeit an den
öfen von Gotha und Kassel aufgehalten, kam er am 1. Juni in Frankfurt
, wo er sofort auf Requisition des preußischen Residenten verhaftet und erst
n 7. Juli wieder entlassen wurde. Der Grund dieser Procedur ist auch
ch den neuesten Forschungen noch nicht recht klar: Friedrich war über die
uen Pasquille aufgebracht (er verglich ihn in einem Epigramm sogar mit
r Giftmischerin Brinvilliers!*); er wollte seine Gedichte heraushaben, die er
m geschenkt, weil er einen Mißbrauch derselben fürchtete u. s. w. Auf alle
älle war es ein Act toller Willkür, der dadurch nicht gerechtfertigt wird,
ß der Franzose im Verdruß und in der Aufregung in einem Brief an den
aiser sich erbot, über Berlin zu plaudern. Uebrigens knüpfte er schon März
754 die Correspondenz wieder an.

Als Magister kam Lessing aus Wittenberg, wo er Bayle's Wörterbuch
udirt und sich mit dessen kritischen Grundsätzen vertraut gemacht, daneben
el in den Reformations-Urkunden gewühlt hatte, Nov. 1752 nach Berlin
rück, wo er die Kritik an der Vossischen Zeitung wieder übernahm. Zu-
eich gab er zwei Bände gesammelte Schriften heraus: Briefe über literarische
egenstände, Fragmente von didaktischen und dramatischen Versuchen, Fabeln,
innngedichte, Lieder. „Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe,
ichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der
nsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken!
- — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leicht-
nnigen Moral oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter

*) 12. April 1753 schreibt der König an seine Schwester: C'est le scélérat
plus traître qu'il y ait dans l'univers. Vous serez étonnée de toutes les
oirceurs, de toutes les duplicités et méchancetés qu'il a faites ici. On roue
ien des coupables qui ne le méritent pas autant que lui. Uebrigens fand bei
eser Dame Voltaire Oct. 1753 seine Zuflucht.

Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: Alles wird mir einerlei sein. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat."

Die Kleinigkeiten hatten das Glück, die Aufmerksamkeit von J. B. Michaelis in Göttingen auf sich zu ziehn, der seit Haller's Abgang die Gelehrten Anzeigen redigirte. Er schrieb 13. Dec. 1753: „Haben wir irgend Poesien mit Vergnügen und Bewunderung gelesen, so sind es diese. Ein Recensent, der so oft schlechte und mittelmäßige Verse zur Strafe und gute aus Pflicht lesen muß, verliert leicht etwas von Neugier und Empfindung, allein diese kleinen Arbeiten haben dem Recensenten die Zeit der Arbeit und der Ruhe geraubt, daher wir bei andern Lesern eine noch heftigere Empfindung zuverlässig hoffen." — Das Lob eines so bedeutenden Gelehrten mußte Lessing um so wichtiger sein, da er gleichzeitig in einen unangenehmen Streit verwickelt wurde.

Lange's (Bd. 1, S. 588. 600) Uebersetzung des Horaz (in Prosa, mit beigedrucktem lateinischem Text) war März 1752 erschienen. Sie war dem König von Preußen gewidmet, und der Uebersetzer hatte in einer anmaßenden Vorrede versichert, erst jetzt werde der durch die Scholiasten verdunkelte Sinn des Dichters klar hervortreten. Gleich beim ersten Durchblättern hatte Lessing eine Menge der lächerlichsten Sprachfehler gefunden, und einen gemeinsamen Freund, Prof. Nicolai in Halle, darauf aufmerksam gemacht; dieser hatte angefragt, ob er seine Kritiken nicht — gegen Entschädigung — zu Lange's Privatbelehrung abtreten wolle, und Lessing hatte nicht unbedingt ablehnend geantwortet.

Als nun die Recension dennoch erschien, erklärte Lange 20. Nov. 1753 öffentlich, Lessing habe von ihm Geld erpressen wollen. Der Vorwurf war nach der Geschichte mit Voltaire für Lessing's Ruf um so bedenklicher, da Jöcher, dessen Gelehrtenlexikon gleichzeitig ziemlich stark mitgenommen war, etwas Aehnliches ausbreitete. Lessing schrieb daher Jan. 1754 das „Vademecum für Herrn Sam. Gotth. Lange", in welchem er zunächst seine Kritik der Lange'schen Sprachschnitzer rechtfertigte und erweiterte, und dann mit sittlicher Entrüstung den Verdacht der Bestechlichkeit zurückwies.

Die groben Fehler eines unreifen Schülers zu berichtigen, ist sonst ein sehr langweiliges Geschäft: aber Lessing entwickelte die gefährliche Gabe, es in einer höchst belustigenden Weise auszuüben. Das Vademecum wurde mit großer Begierde gelesen, und noch heute hat man seine Freude daran, mit

dramatischen Talent der Kritiker die Sünden und die unfreiwillige
s unglückseligen Pastors in Scene zu setzen weiß.

Anfang des Streits hatten mehrere Zeitschriften für Lange Partei
n; nach dem Vademecum erklärte sich erst J. B. Michaelis in Göt-
. März 1754 für Lessing, und bald war das ganze Publicum auf
eite. Sein Ruf war ziemlich zweideutig: jetzt hatte man ihn fürch-
nt, und die Geltung konnte nicht ausbleiben: man hatte die Klaue
en gesehn.

e wenig er indeß noch mit sich selbst in Ordnung war, zeigt ein Fall,
h darauf eintrat. Mylius, sein alter Freund, hatte sich durch seine
lischen Belustigungen" einigen Ruf verschafft, und auf die Empfehlung
's hatte sich Haller Jan. 1753 entschlossen, ihm die Leitung einer
iftlichen Expedition zu übertragen, für welche die Göttinger Akademie
bliche Summe bewilligt hatte. Man knüpfte in ganz Norddeutschland
offnungen an dies Unternehmen, das doch an dem Uebelstand litt,
utlich umschriebenen Zweck zu haben. Mylius verließ Berlin 28. Febr.
und brachte mehrere Wochen in Hamburg in lustigem Verkehr mit
rn zu, der im folgenden Jahr starb; in London kam er erst 22. Aug.
gerieth bald in lockere Gesellschaft. Wenn er auch seine Zeit nicht
nütz zubrachte (er übersetzte Hogarth's Werk über die Schönheitslinie
ieb eine Abhandlung über Glover), so wurde doch der eigentliche Zweck
eise wenig gefördert; er hatte schon im Oct. 1753 1500 Thlr. aus-
gerieth in Schulden und Noth, erkrankte und starb endlich 6. März
och nicht 32 Jahr alt.

ssing hatte ihn noch im Mai 1753 gegen seine Eltern vertheidigt
öffentlich einen großen Dichter genannt: man forderte ihn nun auf,
erlassenen Werke des verstorbenen Freundes herauszugeben. Er that
aber bei der nochmaligen Lectüre, daß sie nichts taugten, und sprach
berzeugung in der Vorrede (in Briefen, März bis Juni 1754) in
unbarmherzigen Schärfe, ja mit so unschönem Behagen aus, daß
ich ausrief, er wünsche allen seinen Feinden solche Freunde und
eber! und daß selbst Haller (er hatte März 1753 Göttingen ver-
nd war nach Bern als Amman übergesiedelt, obgleich er das Präsidium
tinger Akademie beibehielt) und Kästner, die beide in der Vorrede
rmäßig gelobt waren, über diese Indiscretion stutzig wurden, die so
g, daß Lessing verrieth, Mylius sei ehemals der böswillige Recensent
ler'schen Gedichte gewesen. (Bd. 1, S. 588.)

ist möglich, daß Lessing mit dieser Umwandlung seiner Ansicht
Eltern Freude zu machen hoffte: die Hauptsache aber war, daß er das

Ganze rein sachlich auffaßte, und von Rücksichten persönlichen Zartgefühls sich wenig anfechten ließ. Er hatte sich mehr und mehr von der Schädlichkeit der Gottsched'schen Richtung überzeugt, und hielt es für sachgemäß, einen Gottschedianer zu geißeln, gleichviel ob dieser sein Freund und eben gestorben war.

Ein flüchtiges Bedauern hatte er ihm allerdings gezollt, und bei der Gelegenheit beklagt, wieviel Genies, reich an Entwürfen, in Deutschland untergingen, weil ihnen keine Ermunterung zu Theil werde. Zur Ergänzung dieses Urtheils muß man aber vergleichen, was er ein Jahr vorher in den „Briefen" über „unglückliche Dichter" äußerte: „Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine allzueifrige Beschäftigung mit der Dichtkunst, die gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstand ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Neukirch, einen Günther, so bitter, so ausschweifend, so verzweifelt über ihre in Vergleichung Anderer noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter? Aus diesem Gesichtspunkt betrachten Sie Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren." —

Erfreulicher war der dritte Band seiner „Schriften" (Mai 1754): „Rettungen". „Die Vorsicht, die keine dauernde Ungerechtigkeit duldet, erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirn zu bieten und Alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewicht, und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung denken, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, Alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet."

Die erste Rettung galt dem Horaz. Er suchte ihn von dem Vorwurf der Wollust zu reinigen: dem Dichter sei es erlaubt, die Wollust zu schildern, und zwar im Ton und Geschmack seines Zeitalters. „Alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, rührt weit mehr, als was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben schei-

ten; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Ein-
ildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geist
lle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften
u setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen aus-
nacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt
st, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vor-
tellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe
eufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch
Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimniß nichts, sie
urch willkürliche Vorstellungen rege zu machen .... Bei einem Dichter
arf man die Spiele seines Witzes nicht für Bekenntnisse seines Herzens an-
ehn."

Dies gilt namentlich von einem Dichter wie Horaz, der am liebsten nach
riechischen Mustern arbeitet. „Eine wahre Leidenschaft ist viel zu unruhig,
ls daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn
nan das singt, was man fühlt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen
Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß
hr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdann ruhig in seiner
Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern
nühsam zusammengesucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich
selbst, aus einem kleinen Ehrgeiz, zum Subject annimmt. Ich verrathe hier
vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe
abhängt."

Das bezieht sich nun allerdings nicht auf die höchste Stufe der Dicht-
kunst; aber Lessing geht weiter. — „Je größer überhaupt ein Dichter ist,
je weiter wird sich das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der
strengen Wahrheit entfernen. Der wahre Dichter weiß, daß er Alles nach
seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst. — Noch weit schwerer,
oder vielmehr gar unmöglich ist, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu
schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen. Die
Gegenstände, mit denen er sich beschäftigt, nöthigen ihn, die schönsten Gedanken
zu ihrer Ausbildung nach allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen,
welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Der Odendichter besonders pflegt zwar
fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das Ich sein
eigen Ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder
setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre
seiner Empfindungen zu üben. Man soll z. B. Rousseau einmal ge-
fragt haben, wie es möglich sei, daß er ebensowohl die unzüchtigsten Sinn-
schriften als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet

6*

haben: er verfertige jene ebensowohl ohne Ruchlosigkeit als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß."

Lessing pflegte später zu sagen, man müsse jeder herrschenden Uebertreibung die umgekehrte Uebertreibung entgegensetzen, um das Gleichgewicht herzustellen. Das Obige sieht ganz nach diesem Grundsatz aus: die seraphische Empfindelei der Klopstock'schen Schule, die so sehr auf die Heiligung des Innern dringt, um eine heilige Poesie hervorzubringen, wird recht derb bruskirt. Aber im Ganzen ist es — damals — Lessing's wirkliche Meinung, und er steht darin Gottsched viel näher als dem Messiasdichter.

Die nächste Rettung bezog sich auf Cardanus, den man beschuldigt hatte, in einem Gespräch, welches die verschiedenen Religionen gegen einander in Scene setzte, das Christenthum verleumdet zu haben. Lessing erweist im Gegentheil, daß er gegen die anderen Bekenntnisse ungerecht gewesen sei, und läßt, um zu zeigen, wie es hätte gemacht werden sollen, einen Mohamedaner reden: „Man sieht es wohl, mein guter Cardan! daß du ein Christ bist, und daß dein Versuch nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche so leicht als möglich triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mohamed in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Was der Jude und der Christ seine Religion nennt, ist ein Wirrwarr von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten sein können. Sie erkennen es selbst und nennen sie daher Geheimnisse; sie sind es, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe vom Göttlichen erzeugen, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennt. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwaigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespinster macht bei euch ohne alle Gerechtigkeit selig; aber nicht diese ohne jene. — Wirf einen Blick auf unser Gesetz! Was findest du darin, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, davon eine uns, nach Maßgabe unserer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wenn du gegen uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unserer Lehrsätze

beweisen! du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen und tugendhaft zu sein; oder wenigstens, daß ihn beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wenn du das Christenthum über uns erheben willst. Mohamed hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen; der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probirstein ein Jeder bei sich führt. Wenn Einer aufsteht und sagt: ich bin der Sohn Gottes! so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was nur ein solcher thun kann! Aber wenn ein Anderer sagt: es ist nur ein Gott und ich bin sein Prophet, d. h. ich bin derjenige, der sich bestimmt zu sein fühlt, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennt, zu retten: was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondere unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, Alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen sein würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gern diese übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll — wir schenken sie euch und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen." — Natürlich spricht das nur der Mohamedaner, nicht Lessing: — es ist doch schon ganz der spätere Herausgeber der „Fragmente"!

„Gerettet" wurden ferner zwei von Luther leidenschaftlich verfolgte Männer, Simon Lemnius und Cochläus, nach dem Grundsatz, man dürfe auch dem Teufel kein Unrecht thun. Die Abhandlungen sind vortrefflich, im Geist der gesundesten historischen Kritik. Wenn Luther's Charakter durch diese Untersuchungen zu leiden scheint, so glaubt sich Lessing, der ihn stets hoch verehrt, darüber besonders rechtfertigen zu müssen. „Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar läugnen; genug, daß wir in dem Genuß ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehn uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. — Billig bleibt Luther's Andenken bei uns in Segen; allein es ist eine ausschweifende Verehrung, wenn man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können. Ein neuer Schriftsteller hatte einen witzigen Einfall: die Reformation sei in Deutschland

ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen: als ob ein Einfall widerlegt werden könnte! Ihm sein Gift zu nehmen, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche Alles zu ihrem Zweck zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt*)." —

Gleichzeitig mit den „Rettungen" (Mai 1754) erschienen im Bd. 4 der „Schriften" die beiden Lustspiele: „der junge Gelehrte" und „die Juden". Im letztern wird von allen Seiten auf die Juden geschmäht, und schließlich erweisen sich alle Schmäher als Bösewichter, und der einzige Tugendhafte erweist sich als ein Jude; keiner hat ihn als solchen erkannt. Das Stück war gut gemeint, aber in der Ausführung grenzenlos verfehlt; gleichwohl wurde es 24. Aug. von J. D. Michaelis sehr gelobt, nur mit der Anmerkung, es sei zwar nicht unmöglich aber doch unwahrscheinlich, daß sich aus einem so gedrückten Volk ein so vollkommen edelmüthiger Charakter entwickeln könne. Eigentlich wollte er sagen: ein Jude, dem Niemand den Juden ansieht, der keine Charaktereigenschaft seiner Nation besitzt, hat nicht das Typische, was zu einer Theaterfigur gehört: Lessing's Wendung war in der That ebenso wohlfeil als unpoetisch; es ist eine Anekdote, aber keine dramatische Situation. — Als Antwort veröffentlichte Lessing 16. Oct. 1754 die Zuschriften zweier Israeliten, die in die heftigste Aufregung über den Göttinger Recensenten geriethen: „Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spott und der Verachtung aller Welt aus: nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen."

Der eine dieser Correspondenten war Dr. Gumpertz, den wir schon früher (Bd. 1, S. 607) in Briefwechsel mit Gottsched angetroffen haben — er war damals Secretär bei Maupertuis, heirathete später eine reiche Jüdin und entsagte den Wissenschaften; — der andere der später unter dem Namen Mendelssohn berühmt gewordene Moses, geb. 6. Sept. 1729 zu Dessau. — Sein Vater, ein armer Elementarlehrer und Schreiber von Thorarollen, hatte ihn früh in's Hebräische und in den Talmud eingeführt; dagegen hatte ihm der Oberrabbiner Fränkel mit dem Maimonides bekannt gemacht, aus dem er seine ersten speculativen Begriffe schöpfte, und in den er sich so vertiefte, daß er einen verwachsenen Körper bekam. Zum Schacher bestimmt,

*) Vgl. auch Lessing Bd. 5, S. 59.

fühlte sich Moses durch diese Geschäfte sehr erniedrigt, und wanderte 1743 auf gut Glück nach Berlin, wohin ihm sein Lehrer Fränkel († 4. April 1762, 55 J. alt) vorausgegangen war. Dort lebte er in großer Dürftigkeit, hauptsächlich vom Copiren.

Unter den Berliner Juden regte sich bereits eine große Sehnsucht nach deutscher Bildung, die aber von den polnischen Rabbinern als Ketzerei verfolgt wurde. Ein gewisser Israel Samosz, den Anfechtungen der Letzteren entgangen, unterrichtete Moses im Euklid nach einer hebräischen Uebersetzung; ein Dr. Kisch aus Prag unterstützte ihn im Studium des Lateinischen, dessen Elemente er aus Locke's Werk de intellectu zu erlernen begann, indem er jedes Wort aufschlug und den Zusammenhang zu errathen suchte; Gumpertz führte ihn 1748 bei den Lehrern des Joachimsthals ein (Beausobre) und gab ihm die ersten Anleitungen zur Leibnitz-Wolffischen Philosophie, während er in Reinbeck's „Betrachtungen über die Augsburgische Confession" die Beweise für das Dasein Gottes studirte. 1750 nahm ihn der reiche Seidenfabrikant Bernhard zum Unterricht seiner Kinder in's Haus, während er zugleich durch eine hebräische Wochenschrift Aufklärung unter seinen Glaubensgenossen zu verbreiten suchte. — Seine erste Bekanntschaft mit Lessing fällt in den Anfang des Jahres 1754, und war durch das Schachspiel vermittelt; ohnehin hatte Lessing eine entschiedene Vorliebe für alle absonderlichen Erscheinungen, und wie gegen Cardanus den Mohamedaner, so vertheidigte er gegen das gemeine Vorurtheil den jüdischen Philosophen.

Moses war von kleiner Statur, sehr hager, verwachsen; seine Gesichtsfarbe braun und kränklich, sein Haar schwarz und kraus, seine Nase groß, seine Stirn gewölbt. Früh leidend, war er früh an Entbehrung gewöhnt. Sein Charakter zeigte jene Mischung von spitzer Schärfe und nervöser Empfindlichkeit, wie man sie bei gebildeten Juden nicht selten trifft. Er hatte eine starke Anlage zur Satire, aber er unterdrückte manchen witzigen Einfall, um nicht anzustoßen. Ein gewandter Dialektiker, der nichts Unbewiesenes gelten ließ, war er schonend gegen jedes unschädliche Vorurtheil. Seiner Religion schon aus sittlichen Gründen ergeben, verstand er doch sehr wohl, alle Besonderheiten daraus zu entfernen, und dem Ideal allgemeiner Humanität nachzustreben. Lessing's Vertrauen gewann er bald, als ehrenwerther Charakter, solider Arbeiter und schlagfertiger Dialektiker; er vergalt es durch innige Hingebung. Beide damals noch sehr jung, gleichalterig, von ehrlichem Streben erfüllt; die Unterschiede stellten sich erst später heraus. Ohnehin ergänzten sie sich in ihren Arbeiten: Moses war ganz in Metaphysik vertieft, und Lessing bei seinem allseitigen Interesse ließ sich gern auch in dies Gebiet verlocken, so fern es ihm damals noch lag.

Mit Ramler stand Lessing schon damals auf gutem Fuß, beide der Horazischen leichtsinnigen Lebensweisheit ergeben; beide von Sulzer, dem Vorfechter des Züricher Geschmacks in Berlin, als Liebes- und Weinpoeten scheel angesehn. Sulzer mußte das Herzeleid erleben, daß Ramler selbst an das Schachspiel! die Kraft der Poesie verschwendete, und schrieb in seinem Verdruß an Bodmer: „Wenn ich die heutigen Tibulle und Anakreone bewegen müßte, ihre Gaben besser als zu Possen anzuwenden, so würde ich ihnen blos zeigen, was Bodmer, Klopstock und Wieland geschrieben haben. Welches Vergnügen, ja welche Glückseligkeit würde es für mich sein, ein Zeuge und Vertrauter Ihrer Arbeiten zu sein. Wenn Sie die Bäume rauschen hören, die Ihr Kloset mit Stille beschatten, so denken Sie, daß mein Geist kommt, Sie zu besuchen, und Zeuge der hohen Unterredung zu sein, die die gottseligen Musen mit Ihnen halten, die mit abgewandten Angesichtern vor den Zimmern unserer Bacchus- und Venuspriester vorbeieilen. Es ist doch gut, daß Sie mit wenigen der allgemeinen Verachtung, in welche die Poeten und Poesie fast nothwendig kommen mußten, einen Damm vorsetzen. Deutschland wird elend mit poetischem Unflath überschwemmt. Ich bedauere recht sehr, daß ich nicht soviel Muße noch Geschick habe, als ich wünsche, um den kleinen Dichterchen lehrreiche Vermahnungen zu geben."

Ebenso äußerte sich Haller: „Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreon ... nun aber, da diese fröhliche Secte alle ernsthafte Dichterei verdrängen will, sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre. So reizend diese Dichterei sein mag, so kann ich mir den Schaden nicht verhehlen, den sie thut. Unser Jahrhundert ist gesellschaftlicher als alle vorhergehenden. Die beiden Geschlechter sehn einander mit der größten Freiheit; überall breitet sich der Geschmack zum Tanz, zu Schauspielen, zu Lustbarkeiten aus. In dieser den Vergnügungen so gänzlich ergebenen Welt ist die reizende Dichtkunst nicht an ihrem Ort, die den herrschenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Je reichlicher sich der Mensch in dem angenehmen Trank der Wollust berauscht, je weniger Geschmack findet er an den ernsthaften Forderungen der Pflicht. Kann ernste Arbeit von Menschen erwartet werden, deren Seelen mit den flatternden Bildern süßer Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genusse lechzen?"

Am besten geißelte Kästner mit leichtem Scherz die leichte Spielerei: „Gedankenleere Prosa in ungereimten Zeilen, in Dreiquerfingerzeilen, von Mädchen und von Weine, von Weine und von Mädchen, von Trinken und von Küssen, von Küssen und von Trinken, und wieder Wein und Mädchen, und wieder Kuß und Trinken, und nichts als Wein und Mädchen, und nichts als Kuß und Trinken, das heißen unsere Zeiten Anakreontisch dichten."

Bereits zu Anfang 1753 hatte Wieland, der Champion von Zürich,
handlung „von den Schönheiten des Noah" vollendet und eine „Samm-
er Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks
die Gottschedische Schule, von 1741 — 1744", in 12 Stücken heraus-
n. „Despoten in den Wissenschaften," sagt er in der Vorrede, „und
are Hasser der Wahrheit müssen und sollen zu Boden getreten werden,
s ist mit dem Geschmack, der Freiheit zu denken und den nützlichsten
nenschlichsten Wissenschaften geschehen." Zugleich erließ er ein „Schreiben
er Würde und Bestimmung eines schönen Geistes", in welchem er mit
ismus gegen die Anakreontischen Dichter zu Felde zog, die er noch kurz
gegen Bodmer vertheidigt. „Die Nachwelt wird euch hassen; noch
geborne Enkel, in deren wächserne Herzen ebenso leicht die Unschuld als
as Laster sich drückte, werden euch lesen, und jedes Bild, das die Seele
et, jede unheil'ge Begier, die ihr zeugt, die wird euch verdammen. Trau-
Ruhm, die Neigungen, die von Gott uns entfernen, mit Ovidischer Kunst
rtliche Seelen zu gießen! Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden würdig,
Mädchens unerfahrenes, leicht schmelzendes Herz zur thierischen Liebe und
astischen Freuden mit täuschenden Worten zu laden."

So schrieb ein Dichter, den später mit Recht der Vorwurf traf, den
s der Amoretten und Grazien auf eine krankhafte Spitze getrieben zu
. Ein aufmerksamer Beobachter hätte indeß schon damals in den Se-
m, denen er huldigte, eine gewisse Verwandtschaft mit jenen bunten
etterlingen erkennen müssen. Die altchristlichen Seraphe mit blassem
, langen züchtigen Kleidern und weiten Flügeln waren es nicht, die
Phantasie vorschwebten, sondern jene lustigen Engelsgestalten, wie sie
el's Sixtinische umflattern. Er suchte eine bunte phantastische Welt, um
Banden der nüchternen Wirklichkeit, die er nicht kannte, zu entschlüpfen.

Zwei Momente sind in den Anakreontischen Versuchen jener Zeit zu son-
— Einmal die Resignation des Privatmanns, der sich darüber tröstet, an
großen Gemeinschaft keinen Antheil zu haben: es sei weise und ange-
, im Schoß eines lieben engen Kreises sich selbst und seiner Liebe und
ndschaft zu leben, gleich fern dem finstern Sittengesetz des Pietismus wie
Gewühl verzehrender Leidenschaften. Darauf ungefähr ging auch die
ung der jüngern Theologen. Beatus ille, qui procul negotiis u. s. w.;
Paradies ist ein bescheidenes Schäferidyll. — Das zweite Moment aber
eine phantastisch erregte Sinnlichkeit, der Cultus einer Art von franzö-
r Liebe, wie er dem deutschen Gemüth wenig entspricht. Das Symbol
deutschen Liebespoesie war seit alter Zeit die schwermüthige Nachtigall
sen, nun sollte die Grille an ihre Stelle treten. Es ist in den ver-

liebten Träumen dieser Schule — Götz, Uz, Gleim, auch Lessing — viel Kaltes und Gemachtes, was mitunter wirklich zu unschönen Einfälle führt: die Poesie ist nicht sinnlich, aber lüstern. — Am auffallendsten b Gleim, der im Leben so höchst solid war, und dessen excentrische Träume vo Mädchen, die wie Schneeflocken in der Luft flattern, Bd. 1, S. 598 beschri ben sind. Bei Uz waren die Einfälle noch stärker, wenn er die Vorhänge vo den Ehebetten zurückschlug und die Lilienhügel der Mädchen beschrieb — nach dem Französischen! — „Allzu jung taugt nur zum Spielen! Fleischig s sie anzufühlen, und gewölbt die weiße Brust. Die Brünette soll vor Alle mir gefallen, sie ist dauerhaft zur Lust." — Außerdem unternahm Uz eine gefährlichen Feldzug in's Reich der Seraphim.

Anfang 1753 (27. Jan. von Lessing mit Lob angezeigt) schrieb er den „Sieg des Liebesgottes; eine Nachahmung des Pope'schen Lockenraubes": eine Schöne von gutem Ton weiß zwei Liebhaber, einen gesetzten Mann und einen dreisten Stutzer, künstlich in Hoffnung zu erhalten, ohne daß ihr Herz Antheil nimmt: aber Amor beschließt sie zu besiegen, und der zudringliche windige Liebhaber erhält vermöge seines modischen Aufzugs das Bekenntniß ihrer Liebe. In dieser Satire erscheint ein Dichter nach dem neuesten Geschmack. Zuerst liest er der Lesbia ein Lied vor: „Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode der Unsinn, dickumwölkt und scheckig nach der Mode;" dann erzählt er von einem Epos, das er entworfen; noch fehle ihm zwar die Handlung: doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten sei völlig ausgemalt; mit Allem was ihm fehle, werde ihn Milton versorgen, nur einen Sturm wolle er von Virgil borgen; welcher Held aber bei ihm die krause See durchstreiche, wisse er noch nicht; vielleicht werde es ein Patriarch sein. Auf diese Satire folgten vier halb prosaische, halb poetische Briefe. Der vierte derselben (1754), an Christ gerichtet, zeigt den Verfasser durch einen Traum in den Tempel des Geschmacks versetzt, wo er u. A. Opitz, Canitz, Haller, Hagedorn, Schlegel, Gellert, Gleim antrifft. Die Einen waren auf gebahntem und anmuthigem Wege dorthin gelangt, durch eines der beiden Tempelthore eingedrungen, „räucherten insgemein den ehrwürdigsten Dichtern Griechenland's, Rom's und Frankreich's, und besangen ihr Lob wenigstens in einem verständlichen Deutsch und unter dem Getöne des Reims." Andere dagegen, die einen sehr rauhen, unlustigen Pfad gewählt, „verschwendeten all ihren Weihrauch bei einer dem Homer gegenüberstehenden britischen Statue (Milton's) von schwarzem Marmor; sie sangen ihr zu Ehren uranische Lobgesänge voll Olymp und zugleich voll mizraimischer Finsterniß." „Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben? Der nicht wie Briten denkt, will als ein Brite schreiben; der Deutsche will ein Brite sein und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein. Der Aufwand

ist gering: ein schwülstiges Geschwätze, das der Vernunft vergißt wie aller Sprachgesetze, manch Schulwort, manch verwegner Schwung und schwärmende Begeisterung macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte: — dem Kleide fehlt nur Eins, der Brite!" —

Ebensogut hätte er von den christlichen Gewändern der seraphischen Poeten sagen können: es fehlt ihnen nur der Christ! — Bodmer — der nebenbei in diesen Zeiten als Gelehrter das verdienstvolle Werk unternahm, die alten schwäbischen Dichter, z. B. den Parcival, dem Volk bekannt zu machen — war als Poet durch seine Schnellfingrigkeit in einen immer tieferen Schlendrian gerathen. Nachdem er eine Anzahl christlicher Epopöen verfaßt, machte er jetzt auch christliche Dramen: den keuschen Joseph u. s. w., eine verschlechterte Auflage der Schuldramen von Chr. Weise. — Auf sein Andrängen versuchte sich auch Wieland, gegen die Stimme seines bessern Genius, an einer Patriarchade: „der geprüfte Abraham", in Hexametern. Ueber diese schlechte Stilübung im Klopstock-Bodmer'schen Geschmack fällte ein scharfsinniger Kritiker, dem wir hier zum erstenmal begegnen, Hamann, einige Jahre darauf ein treffendes Urtheil: „Wenn ein Moschus mit soviel Anstand ein mythologisch Mährchen zu erzählen weiß, woran liegt es doch, daß ein Wieland den geprüften Abraham nicht mit eben der Sittsamkeit, sondern soviel Ariostische Episoden, alkoranische und talmudische Zierrathen, die nichts als das Vorurtheil der Mode und der einmal angegebene Ton rechtfertigen kann? Hat man die Erdichtungen nöthig, wo die Geschichte reich genug ist? und soll man Dinge nachahmen, die schon dadurch um ihre ganze Anmuth gekommen, daß sie Jedermann nachahmt? . . . Ich halte mich beim geprüften Abraham so weitläufig auf, weil es sich der Mühe lohnt, einen solchen Verfasser zu beurtheilen. Nichts als eine blinde Gefälligkeit gegen die herrschenden Sitten unserer jetzigen Dichtkunst, oder eine durch Gewohnheit erlangte Fertigkeit, die unser Urtheil parteiisch macht und unsere Sinne bezaubert — und der Trieb zu gähnen, weil wir Andre gähnen sehn, können dergleichen Gaukeleien so ansteckend machen, daß die besten Köpfe davon hingerissen werden. Geben die Beiwörter, welche den Parasiten gleich sich bei jedem Hauptwort zu Gast bitten, nicht dem Ohr eine weit ärgere Monotonie, als die man dem Geklapper der Reime zugeschrieben? Wird nicht die geistige Maschinerie gröber angebracht, als das Spiel der Knechte bei den alten, und der Scapin bei den neuern Römern?"

Noch närrischer geberdet sich Wieland in den „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", gleichfalls in Hexametern, die vielleicht am besten durch den Anfang des einen charakterisirt werden: „Dir den mindesten Vorwand zum Zweifel zu nehmen, ob dein Bruder es sei, den diese Zeilen dir zeigen, will ich beschreiben, was dir am gestrigen Abend begegnet" u. s. w.

— „Endlich ist mir vergönnt, was ich so lange mir wünschte, Laura, mit dir zu reden" u. s. w. — „Mitten in Seligkeiten, die mir mit Engeln gemein sind," u. s. w. — „Freund, der Vorhang ist weg, die Nacht ist vom Tage verschlungen, dein Theagenes sieht! Die Wahrheit, unter den Menschen kaum im Bilde bekannt, die himmlische Göttin der Schönheit, giebt sich mir willig zu sehn; ich schaue die ew'gen Ideen" u. s. w. — In einem Brief beschreibt Theotima — von Myriaden verklärter Melinden umgeben — einen unter den unzähligen Sternen der Milchstraße sich befindenden Planeten, der von unschuldigen Menschen bewohnt wird, und erzählt die Geschichte der Schöpfung, der Versuchung und des Sieges der ersten Stammeltern dieser glückseligen Geschöpfe; — kurz: — „eins von den Meisterstücken," schreibt Lessing 25. Dec. 1753, „mit denen uns die Schweiz beschenken will, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftigt hat, und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hrn. Wieland, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beinahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth sein könnte. Es sind neun Briefe, alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darin die feinste der feinsten Empfindungen, und die Nachrichten, die uns vom Himmel mitgetheilt werden, sind neu und curiös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben jetziger Zeit sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern Schreibens durch viel Schreiben ersetzen muß." — Selbst in der Schweiz wollte man nicht glauben, daß man im Himmel so unnatürlich rede, und Waser ließ seiner satirischen Laune freien Spielraum. — Es ist zu bemerken, daß Meta Moller damals etwas Aehnliches dichtete. — Wieland hatte allerdings eine Entschuldigung, aber es war keine gute: indem er zarten Seelen die Würde und Unsterblichkeit der Seele einprägen wollte, sollten sie zugleich der fernen Geliebten ein Zeugniß sein, wie er gleichsam als ein der Welt Abgestorbener nur den höhern Welten lebe. — Wenig ahnte er, was ihm von dieser Seite bevorstand.

Diese tollen Versuche gaben auch einem ledernen Gegner leichtes Spiel, und der alte Dictator des Geschmacks in Leipzig fand es an der Zeit, sich wieder zu regen. Gottsched's Einfluß war in einzelnen Kreisen noch immer nicht unbedeutend: von Jahr zu Jahr sammelte er die mittelmäßigen Aufsätze seiner Anhänger in der „Gesellschaft der freien Künste", schrieb Lehrbücher, z. B. einen Auszug aus dem Batteux zum Gebrauch für seine Vorlesungen; die ehemals so berühmten Acta Eruditorum gingen nach D. Mencke's Tod 1754 in die Hände eines eifrigen Gottschedianers, Prof. Bel,

über, der sie freilich ganz verkümmern ließ; und es fehlte auch nicht an Klopffechtern, die gegen die Neuerer zu Felde zogen. Der unermüdlichste war der gekrönte Poet, v. Schönaich. „Nur Dero Nachsicht ist schuld, daß das Otterngezücht so zugenommen!" schrieb er an Gottsched, als er ihm seinen Plan mittheilte, die „neologischen" Ausdrücke der jungen Schule in einem satirischen Wörterbuch zusammenzustellen. Juni 1754 war das Werk fertig, 471 Seiten stark; es hieß: „die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schaale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst. Dem Geistschöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen, wie auch dem Sündfluthenbarden, dem Patriarchendichter, dem rabbinischen Mährchenerzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, widmen diese Sammlung neuer Accente die Sammler." — Auch Haller, Wieland, Gellert u. s. w. wurden des Lohensteinianismus angeklagt; die Spöttereien gegen Klopstock waren mitunter nicht schlecht. — Aber Gottsched selbst erschrak, als er die unfläthigen Späße las, namentlich da Lessing in seiner Anzeige 15. Aug. 1754 darauf hindeutete, es sei wohl unter Gottsched's Einfluß geschrieben. Schönaich tröstete seinen Meister, er solle sich vor Lessing nicht fürchten: hätte das Buch erst zur Correctur vorgelegt werden sollen, es wäre nicht halb so spaßhaft geworden.

Unbeirrt durch diese Angriffe fuhr Klopstock in seinem Schaffen fort. 10. Juni 1754 heirathete er (30 J. alt) seine Meta in Hamburg, und reiste gleich darauf nach Quedlinburg, um die junge Frau seinen Eltern vorzustellen. „Mein Leben," schreibt er an Gleim, „war bisher nur ein Traum. Jetzt erst, da Meta ganz mein ist, erkenne ich den Werth des irdischen Lebens und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem irdischen Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand. Ich singe dir Jubellieder, Jehovah!"

Um dieselbe Zeit hatte Gleim der Liebe entsagt. 15. März 1753 hatte er sich in Blankenburg mit Sophie Mayer, der Tochter eines Bergraths, verlobt: „achtzehn Jahr alt," schreibt er an Uz, „eine Brünette, wie Sie sich eine gewünscht haben, besser als die Doris, die meine hundert Lieder besingen; besser als das Mädchen, das meine Einbildungskraft geschaffen hat,

wenn sie geschäftig war, mir eins vorzustellen, das ich lieben könnte. O welche Glückseligkeit ist es, lieben! Es ist Ihnen nicht bekannt, wie spröde ich bisher gegen alle Mädchen gewesen bin. O wie danke ich dem Himmel, daß er diesem Kaltsinn einen bessern Lohn aufgehoben hat, als der war, den meine Freunde, den manche Mädchen mir prophezeiten."

Den 2. Mai war die Hochzeit angesetzt, und Kleist eilte aus der Schweiz herbei, um ihr beizuwohnen. Allein er fand das Verhältniß bereits zerrissen. Die Braut hatte plötzlich mit der größten Heftigkeit erklärt, sie wolle sich lieber der größten Schande aussetzen, als ihn heirathen, und der Vater hatte dem bestürzten Bräutigam vorgeworfen, er hätte seine Tochter von der Liebe zu ihm abwendig gemacht; Gott habe ihr die Sünde zu erkennen gegeben und führe sie ihm wieder zurück. Alle Vorstellungen halfen nichts.

„Dünkt es Sie nicht besonders," schrieb er an Uz, „daß ich mich von einem Mädchen habe betrügen lassen? ich, den Sie für einen so großen Kenner der Mädchen halten? — Mich zu betrügen, das wäre eben keine große Kunst auch für ein weniger witziges Mädchen gewesen: denn ich bin in der That kein so guter Mädchenkenner, als meine Lieder mich denken lassen. Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern sang und ihre Küss' und ihre Tugend, o wie bereu' ich jetzt die Sünden meiner Jugend, o wie bereu' ich sie mein Leben lang! denn welch ein Thor war ich: ich sang der Schönen Lob in unerfahrner Jugend, pries ihre Küss' und ihre Tugend, und kannte Kuß und Tugend nicht! — Gieb Jugend, gieb den Liedern, den Sirenen, die ich dir sang, gieb ihnen kein Gehör! Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen, seitdem besing' ich sie nicht mehr!"

Noch denselben Herbst resolvirte er sich, nahm seine Nichte — Gleminde zu sich, führte mit ihr eine lustige Junggesellenwirthschaft bis an sein Ende, und fuhr fort, der Mädchen Küsse und Tugend zu besingen. — Dem Glück seines Freundes Klopstock widmete er herzliche Theilnahme, und als derselbe 17. Juli 1754 in Quedlinburg schwer erkrankte, sorgte er für seine Lecture. Bis zum 13. October wurde Klopstock durch diese Krankheit in seiner Vaterstadt zurückgehalten, dann führte er seine Frau nach Kopenhagen, von wo sie glückselige Briefe an ihre Angehörigen schrieb.

Seinen Schwager Rahn hatte er schon lange in seiner Nähe; jetzt wurde durch seine Vermittelung Cramer aus Quedlinburg als Hofprediger nach Kopenhagen berufen (die Stelle in Quedlinburg erhielt Giesek e): als Kanzelredner — trotz des Schwulstes in seinen Predigten — wie im weltmännischen Verkehr trug der stattliche Mann viel dazu bei, das Ansehn der Deutschen in Dänemark zu erhöhn, und seine versificirten Psalmen gaben Klopstock die Anregung zu ähnlichen Versuchen.

Eine schwere Täuschung hatte der hoffnungsreiche Dichter des „geprüften
lbraham" und der „Briefe von Verstorbenen" erleben müssen: seine Sophie
ar ihm untreu geworden!

„Eher nicht," schreibt Wieland an Sophie, Juni 1753, „als bis ich,
oviel es bei mir möglich ist, der schönsten Unschuld und des besten Herzens,
as je in einer menschlichen Brust geschlagen hat, würdig bin, will ich den
Gedanken in seiner ganzen entzückenden Größe zu denken wagen, daß dieses
Herz mein sei. Mein ganzes Herz versichert Sie einer ganz redlichen Zärt-
lichkeit. Die geringste Lauigkeit in der Liebe zu Ihnen ist ihr unanständig und
gefährlich. Denn es ist gewiß eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn
ie Liebe zu meiner Sophie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlich-
eit herabgestimmt wird." — Er hatte den Plan einer „Akademie zur Bildung
es Verstandes und Herzens junger Leute" entworfen, der ihm zugleich Aus-
ommen verschaffen sollte.

Sophie lebte damals bei Wieland's Eltern in Biberach. Als sie mit
inem Freunde Wieland's, den ihr dieser aus der Schweiz zugeschickt, coquettirte,
und Frau Wieland ihr deshalb Vorstellungen machte, fühlte sich ihre Tugend
beleidigt und sie kehrte zu ihrem Vater zurück. Diesen fand sie neu vermählt,
die häuslichen Zustände wurden unbequem und eine Aenderung wünschenswerth.
Seit September 1753 blieben ihre Briefe an Wieland aus, nach einigen
Wochen schickte ihm die Stiefmutter ein an sie gerichtetes Schreiben, worin
Sophie sich als die Verlobte eines Herrn v. Laroche meldete, mit der
Erklärung, Wieland habe das Band zerrissen.

„Erlauben Sie mir," schreibt der betrübte Jüngling 12. December 1753 an
die alte Geliebte, „Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal im Angesicht Gottes
zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir
meinten damals, daß das soviel sei als ewig. Sollte diese Zusage jetzt ungültig sein?
Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unsrer Seelen, die sich
auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein!
das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, groß-
müthige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu sein, oder ich müßte mich in
das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenig-
stens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte,
dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Mann verheirathet
sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die
andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, welche sich nach ihrer
niedrigen Art zu denken, einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches
Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt
nimmer sehn werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche

Liebe zur Tugend vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehn mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen, und wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen."

Die erfolgte Vermählung meldete Herr v. Laroche in einem verbindlichen Schreiben; er dankte Wieland, seine Sophie so gut vorgebildet zu haben. „Ich liebte diese werthe Abtrünnige," erwidert Wieland 19. März 1754 (verzeihen Sie mir diesen Ausdruck), „so uneigennützig, als ich glaube, daß es in diesem irdischen Gewande möglich ist. Ich erduldete daher ihren Verlust mit Gelassenheit und Muth." Und an Frau v. Laroche: „Erinnern Sie sich, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seine Sympathie für meine süßeste Glückseligkeit hielt, und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Nein, ich darf und will es nicht glauben, ich will mich immer mit der werthen Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werde."

Nun findet Sophie schicklich, der Sache eine interessantere Wendung zu geben. Man läßt etwas von Zwang und Mißverständnissen merken, man läßt merken, daß man nicht blos unschuldig, sondern auch unglücklich sei. „Diese Versicherung," schreibt Wieland 2. Juni an Bodmer, „giebt mir eine so reine Freude, daß kein Schmerz vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wiederzusehn. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben!"

Durch diesen Verlust wurde Wieland's religiöse Stimmung bis zum Trübsinn gesteigert. Er studirte fortan Plato und die Kirchenväter, den h. Augustin und die h. Therese; Klopstock und Young. Es war ihm gelungen, für seinen alten Plan einer Akademie eine Anzahl junger Leute zu gewinnen, er verließ 24. Juni 1754 Bodmer's Haus mit einem überschwenglich dankbaren Abschiedsbrief, und lebte vier Jahre in Zürich im Hause des Amman v. Grebel. Seine pädagogischen Grundsätze sprach er gegen den Schluß seiner Stelle in einer Schrift aus, in welcher er der ausschließlich humanistischen Bildung den Vorwurf macht, daß sie sich nicht auf die Natur der menschlichen Seele gründe und das Gedächtniß überlade: er will den Weg der Griechen eingeschlagen wissen, und die eigne Kraft der Jünglinge im Reden und Schreiben üben.

Die nächsten Schriften Wieland's schlagen einen höchst wunderlichen Ton an: es ist Prosa, aber auf der Basis der Klopstock'schen Ueberschwenglichkeit. Dahin gehört: Timoklea, ein Sokratisches Gespräch; das Gesicht des

Kirza, worin die nackte Seele durch die sanfte Harmonie einer silbernen Laute in die reine Geisterwelt eingeführt wird und von diesem erhabenen Standpunkt aus die Begierden verabscheuen lernt; das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, in der es von holden Seraphim wimmelt, die zum Preise Gottes Klopstock'sche Hymnen singen, aber im Ganzen den Amoretten ausnehmend ähnlich sehn: „ihr gelbes Haupthaar war mit Rosen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet; jede lächelte die andere voll Liebe an, und schien sich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu sein" u. s. w. —; Platonische Betrachtungen über den Menschen, in denen viel von dem Ideal einer schönen Seele die Rede ist: er hatte eine solche in einer Dame gefunden, die er Eulalia taufte, und mit der er Richardson's Romane studirte; er schreibt später über sie: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine reinmenschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Züricher Magnaten zu werden." Nebenbei huldigte er noch andern Frauen: „sie sind alle über 40 Jahr; keine davon ist jemals eine beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig." Der gute Junge war erst 21 Jahr alt! Die Huldinnen wurden sämmtlich in den Erinnerungen an eine Freundin in ungereimten Jamben besungen, aber Eulalia blieb die Königin, und sie ist auch die Muse der Sympathien, einer Schrift, in welcher Wieland den Antipathien seiner damaligen Stimmung den vollsten Zügel schießen läßt. — In diesen Sympathien (14 Briefe in Prosa, an verschiedene Damen mit unnennbaren Namen gerichtet, 1754) verdammt er nicht blos Ovid, sondern auch Anakreon, Tibull u. s. w., und ruft dem Jüngling, den er bekehren will, zu: „Wenn du so empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft bist, hat denn die wahre Unschuld keine Grazie? Oder ist es unmöglich, sie in einer gefallenden Gestalt und mit lieblichen Farben zu schildern? Aber diese leichtsinnigen Lehrer der Kunst zu küssen und zu trinken haben dir einen Geschmack an der Tändelei eingeflößt, der dich gegen die ernsthaften und frommen Musen gleichgültig macht. Schäme dich! erweitre deine Seele und lehre sie ernsthaft sein, wenn du die Welt und jedes Ding in seinem wahren und schönsten Licht sehen willst. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen ge-

geben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln." „Der Feind alles Guten, da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, hat sich klüglich entschlossen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Ziel zu kommen. Er verwandelt sich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unfläthigen Satyr, und begeistert die witzigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken, und einer Sittenlehre, die Epikurische Theologie voraussetzt, die Reizungen der Trägheit und Wollust zu leihen." Gleim wird getadelt, daß er Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende; Petrarcha wird bedauert, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortrefflichkeit setzen sollte; und Wieland schließt mit dem Trumpf: „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte auch das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehn!"

Seitdem Wieland das Haus seines alten Gönners verlassen, war sein Verkehr mit Geßner viel enger geworden, und dieser hatte sich den seraphischen Anschauungen seines Freundes immer mehr genähert. In einem frühern Gedicht „die Nacht" überwiegt noch die Sinnlichkeit, die sich selbst bis zum Lüsternen steigert; im „Daphnis" dagegen hat der moralische Einfluß Hirzel's gesiegt: dies Gemälde von dem ersten Erwachen einer Liebe, mit großem Studium ausgeführt, kann allen jungen Mädchen in die Hände gegeben werden; die Wärme erreicht nur einen geringen Höhegrad, desto zierlicher nimmt sich das Bildchen aus. Es ist der Standpunkt, auf dem Geßner fortan stehn bleibt: kleine Bildchen, mit dem Auge eines Malers aufgefaßt, etwas Porcellanarbeit, an die französischen Schäfer und Schäferinnen in Puder und Reifrock erinnernd, mit denen man den Kamin zu verzieren pflegt; die Gebilde der griechischen Mythologie, namentlich die Faune, Nymphen, Bacchanten u. s. w. ohne Anstand eingeführt. Wenn man den Dichter tadelt, daß er Haller's Beispiel, der die wirklichen Bauern zum Vorwurf gemacht, nicht befolgt habe, so bleibt er die Antwort nicht schuldig: was soll der Dichter mit jenen Zuständen, „wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht haben." Er sucht die „Unschuld" in einem idealen Maskencostüm, und ersetzt die Darstellung durch Be-

trachtung. Der folgende Monolog, den er einer seiner Figuren in den Mund legt, erinnert stark an den Horazischen Wucherer: „Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verließet, ein mannigfaltigeres Glück zu suchen; ihr Thoren, die ihr die Sitten der lachenden Unschuld Grobheit, und das wenige Bedürfniß, das die Natur aus reichen Quellen stillt, verächtliche Armuth nennt, baut immer Gewebe von Glück, die jeder Wind euch zerreißt! Ihr geht durch Labyrinthe zum Glück; ewig mühsam, ewig unzufrieden irrt ihr da; ihr glaubt die oberste Stufe des Glücks erstiegen zu haben, ihr taumelt in seinen schmeichelnden Arm und träumt; ihr erwacht; träumend betäubte euch das lächelnde Gesicht der Harpye, wie im Götterglanz; ihr saht nicht die schwarzen ledernen Flügel, von denen sie euch jetzt Ekel und Entsetzen zuweht, und den garstigen Rücken. Ihr, die ihr Länder beherrscht, die ihr mit übermüthigem Blick die Gegend von den Thürmen der Paläste durchwandert und stolz denkt, dies Alles ist mein: wem quillt die süße Lust aus der stillen Gegend, aus den fruchtbaren Feldern, aus der ganzen schönen Natur? wem rauschen die Quellen Vergnügen? euch, ihr Herrscher, oder dem armen Hirten, der im Grase ruht, von seiner Heerde umirrt? Er ruht da und athmet Entzücken; zufrieden, unwissend, daß er arm ist: und wär' er Herr der ganzen Gegend, brächte sie dem Zufriedenen denn mehr Vergnügen? Die schöne Natur ist ihm eine ewige Quelle von reinem Vergnügen; kein Stolz, keine Herrschsucht, kein Ergeiz macht ihn mit seinem Glück unzufrieden; das ruhige Gemüth und das redliche Herz streun immer Vergnügen vor ihm her, wie die Morgensonne vor dir her die bethaute Gegend mit Glanz überstreut. O ihr Bäche, an euren Ufern will ich jetzt ruh'n!" u. s. w.

Das erinnert nun freilich an Rousseau, aber was den französischen Philosophen zu einem feurigen Kampf gegen die Wirklichkeit begeistert, giebt dem schweizer Poeten nur den Muth zur Flucht aus dem wirklichen Leben in ein ideales Land, wo alle Hirtinnen schmachten und alle Schäferknaben ohne Mißklang die Flöte blasen; in das schimmernde Fabelland der Nymphen und Najaden. Geßner ist nicht Rousseau's, sondern Gellert's Geistesverwandter.

Die hohe Obrigkeit im sittenstrengen Zürich war doch einigermaßen bedenklich: sie fand solche Liebesgeschichten wenig erbaulich und die Einmischung heidnischer Gottheiten ziemlich anstößig. Der Kreis der schönen Seelen dagegen nahm den jungen Dichter als Ebenbürtigen auf, und Bodmer rief triumphirend: „Die Deutschen werden daran eine große Idee von unsern Zürichern bekommen, gleich als ob die Luft hier poetisch wäre!" Im großen Publicum erfolgte die Anerkennung langsamer; eigentlich erst auf dem Umwege der Franzosen, als die Idyllen (1756) durch Huber in's Französische übersetzt waren, und Paris in dem manierirten Nachahmer seines eignen Rococo den

größten deutschen Dichter feierte. Lessing ließ wenigstens die correcte Sprache gelten; am wärmsten sprach sich Wieland aus: „Geßner ist mir sehr lieb; er ist ein Esprit im besten Sinn, ein Liebling der Natur und der feinsten Grazie. Ich liebe sein Genie und sein Herz.“

Um diese Zeit machte Wieland noch zwei Bekanntschaften, die für seine künftige Entwickelung von Wichtigkeit wurden: Zimmermann und Iselin.

Zimmermann war 8. Dec. 1728 zu Brugg im Canton Bern geboren, Sohn eines dortigen Rathsherrn. Die Mutter war aus der französischen Schweiz, der Knabe drückte sich in beiden Sprachen gleich geläufig aus, schriftlich war ihm das Französische bequemer. Bis zum 14. J. im elterlichen Hause erzogen, wurde er dann nach Bern geschickt, um dort die alten Sprachen, Mathematik, Naturlehre, Philosophie und schöne Wissenschaften zu treiben. 1747 bezog er die Universität Göttingen, wo er unter Haller's Leitung, der sich wie ein Vater seiner annahm, mit Anstrengung aller Kräfte Medicin studirte; nebenbei legte er sich mit Eifer auf die englische Literatur. Nachdem er 1751 durch eine physiologische Abhandlung über den Nervenreiz die Doctorwürde erworben, machte er eine längere Reise nach Holland und Paris, und kehrte dann 1752 nach Bern zurück, wo bald darauf auch Haller eintraf. Zimmermann heirathete eine Verwandte desselben, und nahm 1754 eine Physikatsstelle in seiner Vaterstadt Brugg an.

Zimmermann hielt es für eine Ehrenpflicht, den Ruhm seines großen Lehrers, der nach seiner Meinung in Bern nicht genug anerkannt wurde, auszubreiten, und schrieb 1755 „das Leben Haller's“ (17. Mai 1755 von Lessing mit großem Lobe angezeigt), sehr zum Verdruß des Gefeierten selbst, der durch die boshaften Angriffe auf seine Gegner in neue Streitigkeiten verwickelt zu werden fürchtete. Einige Stellen der Vorrede werfen auf die Art des Verfassers ein interessantes Streiflicht.

„Worin soll denn unsere Nation ihre Ehre suchen? Unsere Siege sind vergessen; das Blut unserer heutigen Krieger raucht auf den Altären ihrer Anführer, die zu dem Siege den Namen, wie jene das Leben hergeben. Der Ruhm eines Bernoulli, eines Euler wird bleiben, wenn man nicht mehr weiß, daß Schweizer gestritten haben.“

„Ich bin zur Poesie nicht geschickt, und ich werde der Welt niemals als ein Dichter bekannt werden, aber meine eigne Seele würde ich hassen, wenn sie nicht eine rechte Dichterseele wäre. Ich habe von meiner ersten Jugend an eine gewisse Erweckung, einen entzückenden Schauer, ein neues Leben, das in das Leben gegossen schien, empfunden, wenn ich einen besondern Vorwurf, der für mich etwas Reizendes hatte, betrachtete; diese Neigung empfinde ich mehrmals bei dem Studiren, sie belebt meine Freundschaft, sie

ckt mein Herz zum Mitleid, und preßt mir unter dem Moos einer elen- Hütte, bei dem nahen Anblick des trauervollen Looses eines kranken Tage- ers die gleichen Thränen aus, die für eine Gaussin, für eine Dumenil ssen sind, die für die himmlische Clarissa in Fluthen sich ergossen haben. Natur, die in den Werken des Geschmacks, in der Wissenschaft des önen und Guten der wahre Leitstern ist, lehrt mich also, meine Reden, ie Schreibart müssen in einem unveränderlichen Verhältniß mit meinen pfindungen stehn: sie soll sich mit edlern Vorwürfen erheben; wie könnte ohne Rührung, in einer niedern Schreibart, das Vergnügen aus den enschaften anpreisen? — Wir trachten in allen Dingen nach einem ge- en Grad der Vollkommenheit, den kein Sterblicher erreichen wird; unsere len kleben an dem Staub, und ihre Kräfte sind endlich; aber es ist etwas uns, das mit einer unwiderstehlichen Macht diese Bande zerreißt, den st mit entwickelten Kräften erhebt und seine Neigungen nach jener einge- eten Vollkommenheit lenkt, die von seinem wahren Vermögen ebensosehr fernt ist, als die Pracht der Venus von Medici, des Apoll von Belvedere, farnesischen Herkules von den erhabenen Vorstellungen von Schönheit und llkommenheit, womit die Seelen der Urheber dieser unnachahmbaren Werke Kunst mußten durchdrungen sein. In dieser verdoppelten Reizbarkeit der ele liegt die Quelle der größten Laster und der schönsten Tugenden, der sprung der Rührungen des erhabensten Geistes und des größten Thoren, von jenem blos durch die lebhaftern Empfindungen einzelner Vorwürfe rschieden ist: sie ist das wahre Gefühl, die allerdeutlichste Empfindung, der gentliche Beweis für die Unsterblichkeit der Seele."

In einer andern Schrift aus jener Zeit schreibt er — ganz im Sinne aller's —: „Die Vorurtheile der Jugend und Auferziehung, diese grausamen yrannen der Vernunft, lehren uns einen Europäer einem Irokesen, einen chweizer einem Spanier vorziehn: und wie sehr sind wir doch gegründet, is oft die Leute am meisten mißfallen zu lassen, die wir am genauesten nnen!" Das stand in der Vorrede zu einem Gedicht über das Erdbeben von ssabon: wie tief dies Ereigniß in den Gemüthern der damaligen Jugend n Glauben an die Weltregierung erschütterte, weiß man aus „Wahrheit d Dichtung".

Zimmermann ist recht ein Typus jener Periode, deren Puls sich un- hig und ungestüm bewegte, die von einem unbestimmten Thatendrang ver- hrt wurde, ohne die entsprechende Kraft. Eine lebhafte Einbildungskraft, e es nicht zum Schaffen bringt, und daher Unzufriedenheit zurückläßt; sehr ine Empfindungen und rasche Gedanken; ein heftiger Trieb nach allseitiger rkenntniß, durch eine reiche, aber ziemlich wüste Lectüre genährt; ein krank-

hafter Ehrgeiz, durch Ueberspannung des Nervensystems geschärft*); fortwährender Wechsel zwischen Selbstüberschätzung und Kleinmuth; peinliche Empfindlichkeit für alle kleine Bitterkeiten des Lebens; eine Hypochondrie, die bei dem einsamen Leben in Brugg in's Unermeßliche wuchs, und zu Zeiten wie ein Dämon des Menschenhasses über ihn kam. Ein ausgezeichneter und glücklicher Arzt, konnte er nur sich selber nicht helfen. Angeregt durch Rousseau hatte er sich schon damals auf „Betrachtungen über die Einsamkeit" gelegt, die er mit finsterer Grübelei sein Lebenlang fortsetzte: die Paradoxie in seinen Gedanken und Ausdrücken weist auf das eifrige Studium der neuern Franzosen hin. — Mit Wieland wurde er durch Bodmer und Breitinger bekannt, und es entspann sich bald zwischen beiden eine lebhafte Correspondenz: erst durch diese wurde Wieland's Esprit geweckt, und seine scharfe Beobachtungsgabe auf die Wirklichkeit gerichtet. — Nicht minder fruchtbar war Iselin's Umgang.

Iselin, geb. 17. März 1728 zu Basel, Sohn eines Kaufmanns daselbst, war in früher Jugend ausschließlich von der Mutter erzogen, und hatte dann in Göttingen die Rechte studirt, wo er von Mosheim und Haller sehr begünstigt wurde und Zimmermann's Freundschaft erwarb. Nach seiner Rückkehr 1749 bewarb er sich um ein Lehramt, und ging, da er dasselbe nicht erhielt, 1751 als Dr. jur. nach Paris, wo er durch Vermittelung der Frau v. Graffigny in engen Verkehr mit Rousseau, Buffon u. A. kam. Dann setzte er in Basel seine staatsrechtlichen Studien mit großem Eifer fort, wurde 1754 Mitglied des Großen Raths, und in demselben Jahr auf einer Reise nach Zürich mit Bodmer, Breitinger, Geßner, Hirzel, Wieland u. s. w. bekannt. 1750 hatte er einen Band Gedichte veröffentlicht. Größern Eindruck machten 1755 seine „philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes". Wie Rousseau stellt er das Ideal der Wirklichkeit schroff gegenüber. „Im Lande der Ideen fand ich nichts als Ordnung, Richtigkeit, Tugend, Gerechtigkeit, Erhabenheit; im Lande der Wirklichkeit nichts als Unordnung, Verwirrung, Falschheit, Scheintugend und betrügerische Größe." Er beginnt mit der psychologischen Entwickelung der menschlichen Triebe, und schildert dann den „Naturzustand", von welchem erst später die Menschen aus Habgier und Ehrgeiz abgewichen seien. Er findet die Hoffnung auf Besserung nicht in republikanischen Formen im Allgemeinen, sondern in einem auf Erbgüter gegründeten Patriciat. Gegen das Vorwiegen der „Handelschaft", und gegen die großen Städte, in welchen alle Einfalt des Lebens zu Grunde gehe,

*) „Mein armer Zimmermann!" sagte seine erste Frau im Sterben, „wer wird dich nun verstehn!" — Und die zweite äußerte nach seinem Tode: „was würde das für ein Mann gewesen sein, wenn seine Nerven ihn niemals beherrscht hätten!"

jt er sich ebenso lebhaft als Rousseau aus, gegen ihn tritt er für die 'enschaft in die Schranken und erklärt die öffentliche Erziehung für eine ht des Staats; das Wichtigste aber scheint ihm die Verbesserung der en. Im folgenden Jahr erhielt er die Stelle eines Rathschreibers, die er an seinen Tod bekleidete. Beförderung des Wohlstandes seiner Mitbürger, Landwirthschaft, gemeinnütziger Einrichtungen und Gesetze waren die Gegen- de seiner nie rastenden Thätigkeit. — Wieland gewann durch seinen Um- g einen Einblick in den philosophischen Zusammenhang der Geschichte und Neigung, darüber zu raisonniren.

Indem Wieland sich nach allen Seiten umsah, Anhänger für die gute he zu werben, fiel ihm auch Lessing ein, der eben wieder von Schönaich inem eignen Heldengedicht (Gniffel: sehr wider den Willen Gottsched's, vielmehr seinem allzueifrigen Jünger ernstlich abgerathen hatte) in der mtzigsten Weise angegriffen war, und dafür Gottsched 11. Jan. 1755 großen Duns auf eine Art verhöhnt hatte, die sich auch schwer rechtfertigen Als Gleim sich Jan. 1755 zu einem längern Besuch nach Berlin b, schickte ihm Wieland eine „Dunciade" gegen Gottsched ein, und for- : ihn auf, Lessing zu gewinnen: in der That zeigte sie dieser an, zu- h aber auch die Gedichte von Uz, gegen den Wieland viel schärfer zu e gezogen war.

In derselben Zeit gab nämlich Wieland die „Empfindungen eines isten" heraus, das schwülstigste Machwerk jener empfindseligen Periode, in her Klopstock's seraphische Sprache auf das Unschönste verwässert wurde: ı sieht, wie er sich abquält, große Gedanken und tiefe Empfindungen zu ha- und wie es ihm nicht gelingt, auch nur den einfachsten Naturlaut hervorzu- igen. Und dabei hat es die Eigenschaften aller Wieland'schen Schriften: es et kein Ende. — Das Schlimmste war die Zueignung an Sack, der als rhofprediger in Berlin einen „vertheidigten Glauben der Christen" heraus- :ben und den „geprüften Abraham" freundlich aufgenommen hatte. In r denuncirte Wieland „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen an- n und lobpreisen, für eine Bande Epicurischer Heiden halten sollte, die sich mmenverschworen haben, Alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu hen, und die wenigen Empfindungen von Gott, die im Herzen der leicht- igen Jugend schlummern, völlig austilgen;" er forderte ihn auf, „die Un- nung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge ichten;" und machte ihn — „weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter em Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist" — ptsächlich auf Uz' Gedichte aufmerksam.

Den Angriff in den „Sympathien" hatte Uz leicht genommen: „Weil ich ihn vom Tempel des guten Geschmacks ausgeschlossen, will er mich aus Rache vom Himmel ausschließen: aber vermuthlich nur vom Bodmerischen Himmel"; nun wurde er ernstlich aufgebracht: „kann ein Dichter gleichgültig bleiben, wenn ein poetischer Haß die entfernteste Gelegenheit, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen sucht?" Statt seiner eröffnete ein Berliner Kritiker den Kampf gegen die Ueberschwenglichkeit der Züricher Schule.

„Bodmer sieht alle seine Vorwürfe aus einem besondern Augenpunkt an, und will das Publicum nicht allein zwingen, alle Sachen aus demselben Augenpunkt zu betrachten, sondern es auch überreden, dies sei der einzig richtige. Er muß allen seinen Lesern eben das kalte Blut eines Fünfzigers zutrauen, womit er eine ziemliche Anzahl von sehr langweiligen Erzählungen niedergeschrieben hat; er muß es ihnen doppelt zutrauen, wenn er glaubt, daß sie an einem süßen Gewäsch von platonischer Liebe und an einer ewigen Wiederholung von seraphischen Tändeleien Geschmack finden könnten. Wieland's Feuer ersetzt zwiefältig, was Bodmer fehlt; seine erhitzte Einbildungskraft wird zu einem Enthusiasmus, der ihm die Vorwürfe möglicher Welten so lebhaft vorstellt, daß er vergißt, daß er hienieden unter einem Haufen unätherischer Leser wallt. Wieland's Muse ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will — wie die Bodmerische, die betagte Matrone, die beständig von Kasteiung des Fleisches redet und auf die verderbte Welt schilt, weil die Welt sie vergessen hat — und sich der alten Wittwe zu gefallen in ein altväterliches Käppchen einhüllt, welches sie doch gar nicht kleidet; sie bemüht sich, eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spectakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde!"

Die Stelle stand in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", die Febr. 1755 in Berlin gedruckt, und allgemein Lessing zugeschrieben wurden; dessen kritische Grundsätze und selbst dessen Ton man wiedererkennen wollte*). In der That hatte Lessing unbewußt einen großen Einfluß auf dieselben ausgeübt, aber persönlich hatte er keinen Antheil daran, und er lernte erst jetzt den Verfasser kennen, der ihn lange verehrte.

*) Moses hatte ihn noch Dec. 1755 darum in Verdacht, der Verfasser dieser Briefe zu sein, weil derselbe eine geringe Bekanntschaft mit der Bibel verrieth.

Es war Fr. Nicolai, geb. 18. März 1733 zu Berlin, der jüngste
eines dortigen Buchhändlers. Mit gutem Gedächtniß und leichter Auf-
g 'begabt, war er zuerst in der Berliner Realschule, dann unter der
cht seines Oheims, des Professor Nicolai in Halle erzogen; vom Grie-
:n hatte er sich dispensiren lassen. 1749 machte er in Frankfurt a. O.
ner Buchhandlung eine harte Lehrzeit durch, und kehrte Jan. 1752 in
Geschäft seines Vaters nach Berlin zurück. Da das Geschäft den größten
seiner Zeit in Anspruch nahm, konnte er sich lediglich durch eigne zer-
e Lectüre fortbilden; nur in der Musik genoß er bei Marpurg (geb.
, seit 1749 in Berlin) zusammenhängenden Unterricht. Zuerst war er
als Schriftsteller anonym hervorgetreten: Gottsched hatte ein englisches
übersetzt, in welchem Milton des Plagiats beschuldigt wurde, und Nicolai
nach, daß dieses Buch in England längst widerlegt sei. Die kleine Schrift
e Aufsehn, Kleist und Sulzer interessirten sich für den Verfasser, der
durch Lessing's Vorbild zu dem größern Unternehmen angeregt wurde.
In Nicolai tritt zum erstenmal der echte Berliner auf den literarischen
splatz. Ein rasches, zuversichtliches Urtheil, durch wenig Vorkenntnisse
gt und begrenzt; der Grundsatz: bange machen gilt nicht! ein starker
utirer, der, mit einiger Vorbildung in der Wolffischen Schule, überall ausschließ-
uf Deutlichkeit der Begriffe ausging; viel gesunder Mutterwitz; ein muntrer,
fließender Ton, nicht sehr wählerisch; Talent für Propaganda und Par-
z — daneben aber, was ihn sehr von Gottsched unterscheidet, die ent-
enste Vorliebe für alles Possenhafte, Verachtung aller Gravität und selbst
: Anlage zum Hanswurst.

Die Briefe suchen vor Allem die Berechtigung der Kritik im gegenwär-
Zeitalter der Poesie nachzuweisen. — „Die Kritik ist durch ein geblen-
Staunen verdrängt worden, das einen prismatischen Schimmer mit einem
tenden Sonnenstrahl verwechselt." — „Der Zustand der schönen Wissen-
:en bei uns mag nun sein, wie er wolle, so ist gewiß, daß die genauste
k uns unentbehrlich ist, wenn man von deutschen Genies Werke erwarten
die der Achtung der Nachwelt würdig sind; noch weit unentbehrlicher
ist sie , wenn wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergold zu un-
jeiden wissen, wenn unsere Genies Ordnung und reife Ueberlegung für
lüssig halten, und wenn es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie
, kurz, wenn der wenige gute Geschmack, dessen wir uns rühmen können,
dem Wege ist, verdorben zu werden. — „Sollte man nicht über die
e Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein,
nit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit großen Dichtern und
rblichen Geistern so freigebig sind, daß man öfters zweifeln muß, ob ihre

allzugroße Gelindigkeit mehr aus Parteilichkeit oder aus Unwissenheit herrührt?"

Für den Augenblick waren die Briefe, die sich ungenirt über sämmtliche Gegenstände der Literatur verbreiteten, und nach allen Seiten hin Anweisung gaben, wie Alles besser zu machen sei, von eindringenderer Wirkung, als die Recensionen der Vossischen Zeitung. Nicolai, der Gottsched bereits als abgethan betrachtete, und ihn mit oberflächlichem Spott abfertigte, zerpflückte mit besonderem Eifer die unglücklichen Machwerke der Schweizer, und führte den Nachweis, daß der Streit der beiden Schulen längst antiquirt, und daß beide von der allgemeinen Bildung überholt seien. Er kämpfte gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, und empfahl die Engländer, selbst Shakespeare, trotz seiner Unregelmäßigkeit. Ganz richtig erkannte er, inwiefern der Mangel einer Hauptstadt den Gang der deutschen Literatur aufhielt.

„Nicolai," schreibt Sulzer um diese Zeit, „hat mehr Passion und Humor als Grundsätze, und spricht im Ton eines Meisters von Dingen, die er nicht versteht." — Weit mehr war Lessing mit ihm zufrieden, der seit März 1755 in einen ziemlich lebhaften Verkehr mit ihm trat — er hatte sich vorher 7 Wochen lang in tiefe Einsamkeit nach Potsdam zurückgezogen, um das Trauerspiel Sara Sampson auszuarbeiten, daneben aber die Fehde gegen Gottsched und Schönaich unermüdlich fortgesetzt, und sich sogar, gemeinschaftlich mit Moses, in einen philosophischen Streit eingelassen.

Die Berliner Akademie hatte nämlich schon 1753, um sich an den Wolffianern zu reiben, die Preisaufgabe ausgeschrieben: „Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satz: all is right, enthalten ist." Gottsched, der sich gewissermaßen als officiellen Nachfolger Wolff's betrachtete (er schrieb nach dem Tode desselben 9. April 1754 eine „historische Lobschrift"), hatte sich unmittelbar darauf in einem Programm gegen die Ungehörigkeit dieser Aufgabe verwahrt, die nunmehr (Febr. 1755) Lessing und Moses in der Schrift „Pope ein Metaphysiker?" zu beleuchten unternahmen. Die metaphysische Seite der Frage wird wenig berührt, es kommt Lessing nur darauf an, zu fragen: „was macht Saul unter den Propheten? was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?" „Der Metaphysiker muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechseln. Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen." „Die Wahrheit, die der Philosoph durch einen Schluß erlangt, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit als die, zu welcher

zwanzig Schlüsse gelangen kann, wenn diese zwanzig Schlüsse nur
h sind. Genug, daß er Alles in Zusammenhang gebracht hat. —
ders der Dichter. Alles, was er sagt, soll gleich starken Eindruck
alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Um dies zu
hat er kein Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene
em andern auszudrücken. Er spricht mit dem Epikur, wo er die
erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll." —
ich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz ge-
t es in dem überzeugendsten Zusammenhang vorzutragen, allen Vor-
nes Dichters dabei entsagt haben. Da er dies aber nicht gethan hat,
ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich
telle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen
ller über seine Materie vorher gelesen, und, ohne sie nach eignen
ßen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er
daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse."
immer sehr profane Ansichten von der heiligen Kunst!

rch die ganze Schrift wird angenommen, der Optimismus sei nicht
Voraussetzung der Leibnitzischen, sondern jeder Philosophie. Dieser
wurde gerade damals in Berlin, und zwar nicht blos von den Frei-
mehrfach widersprochen. Febr. 1755 erschien von Premontval —
anzosen, der bereits seit vier Jahren, da er sich in Berlin aufhielt,
ıg befreundet war —: du hasard sous l'empire de la providence;
asser, — der in der Vorrede den Deutschen viel Gutes nachsagte
ple qui fait cas principalement du mérite des choses et des
olides) — behauptete, es müsse einen Zufall geben, d. h. etwas,
h ein zureichender Grund nicht angeben lasse, sonst könne es keine
Vorsehung geben, sondern blos eine todte Nothwendigkeit. Lessing,
ache neutral, rühmte die Darstellung als meisterhaft; ebenso nannte
ner, der in einer Preisschrift ähnliche, nur theologisch correctere
verfochten (sur les devoirs qui résultent de la conviction que
emens fortuits dependent de la volonté de Dieu) ein echtes

häufigen Gesprächen über diesen Gegenstand mit seinem Freunde
dem er immer näher trat, regte Lessing diesen an, seine Ansichten
n, und gab sie, als dies rasch geschehen war, heraus: Vier philo-
Gespräche, Febr. 1755. Die Gesprächsform ist charakteristisch für
en Philosophen für die Welt, am meisten charakteristisch aber der An-
Rhapsodie über die Natur der gemischten Empfindungen. Moses
eiläufig nachzuweisen suchte, daß nicht Leibnitz, sondern der Jude

Spinoza die prästabilirte Harmonie erfunden habe — trat für den „zureich den Grund" gegen Premontval in die Schranken, den er in Folge des kennen lernte und ebenso parador fand, als seine Schriften: springend in nen Launen wie in seinen Gedanken; heute liebenswürdig, morgen unausstehli Auch Al. Baumgarten empfahl er sich dadurch, und es begann ein zieml lebhafter Verkehr zwischen Berlin und Frankfurt a. O. (vergl. Bd. 1, S. 51 589), brieflich und auch persönlich, nur daß der Verfasser der „Aestheti dem jungen Freunde durch seine Hypochondrie und seine theologischen Voran setzungen das Leben zuweilen sauer machte.

In diese Untersuchungen griff auch Prof. Beausobre ein, dessen Pyrrhonisme raisonnable Lessing 28. Aug. 1755 anzeigte, und der dadu mit Lessing und Moses bekannt wurde. Unmittelbar darauf (4. Sep erschienen Moses' „Briefe über die Empfindungen", die wichtigste jener Schr ten, gewissermaßen der Abschluß der bisherigen Untersuchungen, die Michael veranlaßten, den Verfasser für den besten Philosophen aus der Wolffisch Schule zu erklären, und die jener Schule durch ihre blühende Schreib zuerst Eingang beim großen Publicum verschafften.

Moses ging von der Begriffsbestimmung Baumgarten's aus. — „W würden unglücklich sein, wenn sich all unsere Empfindungen auf einmal reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. Weder völlig deutliche no völlig dunkle Begriffe vertragen sich mit dem Gefühl der Schönheit: jene nic weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich fassen vermag; diese nicht, weil sie sich der Wahrnehmung entziehn. Al Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschl sen sein. Der Künstler darf im Augenblick des Schaffens das Gesetz ni allzu deutlich vor Augen haben. — Der Grund der schönen Empfindung die Einheit im Mannigfaltigen. — Das Vergnügen an der sinnlichen Schö heit ist blos unserm Unvermögen zuzuschreiben. Wir ermüden, wenn unse Sinne eine allzuverwickelte Ordnung auseinanderlegen sollen. Wesen, m schärfern Sinnen begabt, müssen in unsern Schönheiten ein ekelhaftes Ein lei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, d alles Mögliche auf einmal übersieht, hat kein Gefallen am Schönen. N die äußere Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, um Sinne endlicher Geschöpfe zu reizen. Unter der Haut liegen gräßliche Gesta ten verborgen: alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander ve schlungen; kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse; lauter Mannigfalti keit, nirgend Einheit. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zwe verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre! — Der Zweck der Schöpfung ist himmlische Vollkommenheit, nicht wie sie

nne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift. Diese himmlische Venus ß der Denker sich hüten, mit der irdischen, mit der Schönheit zu verwech- n, die nur auf dem Unvermögen beruht. Wenn es Wesen, die eine Vor- llungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen, so ist vernünftigen Wesen eigen, nach solchen Vorstellungen zu streben, die in nander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe und Widersprüche streiten ebenso ider die Natur des denkenden Menschen, als der völlige Tod aller Vor- ellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit lle Geister an sich zieht, und soweit eine positive Kraft über ihre Ein- hränkung erhaben ist, soweit ist das Vergnügen an der verständlichen Vollkommenheit über das Vergnügen an der sinnlichen, oder wie wir Ir- ischen sie nennen, an der Schönheit, erhaben." — Lessing begnügte sich, ie gute Schreibart des Werks zu rühmen.

Die Richtung der Zeit ging gegen das Uebergewicht der altfranzösischen Bildung; auch dieser schloß sich Moses an. „Die Franzosen, welche seit Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen haben, sahen ohl ein, daß die Gründlichkeit ihr Werk nicht sei; sie machten daher die rtigkeit der Sitten zu ihrem einzigen Augenmerk, und übten den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu ben wußten. Die wenigen Weltweisen, die dieses Volk noch hatte, fingen n ihre runzlige Stirn aufzuheitern und wurden artig. Endlich lachten sie uch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le onde u. s. w., und spotteten sehr witzig der düstern Köpfe, deren Schriften och etwas mehr enthielten als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehr- chen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie anders? Sie, die gern ie Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zu- estehn wollen, daß sie zu leben wissen. Werden denn die Deutschen niemals hren eignen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flitter- old ihrer Nachbarn eintauschen?"

Doch war es ein Franzose, der Moses zu neuem tieferem Nachdenken nregte. Rousseau's neue Preisschrift: Discours sur l'origine et les fon- emens de l'inégalité parmi les hommes wurde 10. Juli 1755 von Les- ing angezeigt („er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine orurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern raden Weges auf die Wahrheit zugeht. Sein Herz hat an allen seinen eculativen Betrachtungen Antheil, und er spricht folglich aus einem ganz an- rn Ton als ein feiler Sophist;") und Moses beschloß sie zu übersetzen, m Theil, um sich im Ausdruck zu üben. Er wurde Nov. 1755 damit

fertig, und widmete es dem Freunde*). In der Vorrede vergleicht er Rousseau, der den Menschen wieder zum Naturzustand zurückführen will, mit einem Erwachsenen, dem seine Pflegemutter die Geschichte seiner Kindheit erzählt: „er hört die Beschäftigung seines spielenden Alters, er hört sogar die losen Streiche, die er dem Bedienten gespielt, mit Vergnügen, und ist nicht abgeneigt, diesen Stand der Unschuld seinen männlichen Jahren vorzuziehn." Moses zeigt ganz richtig den Irrthum, der darin liegt, den Naturzustand, d. h. den dem ewigen Wesen des Menschen entsprechenden, als einen zeitlich früheren aufzufassen. „Der Strom seiner Einbildungskraft hat Rousseau so sehr mit sich fortgerissen, daß er nicht selten über das vorgesteckte Ziel hinwegrennt, und uns auf den Gedanken bringt, er habe mehr verheeren als aufbauen wollen." — Aehnlich sprach sich Haller aus: ein allzu heller Verstand könne zur Verrückung führen; doch nahm er großen Antheil an dem Buch, während er sich über Voltaire nur mit Abscheu äußerte: „Witz, Ironie, flüchtige Gelehrsamkeit, herzhafte Bejahung ohne Beweis und brennender Haß gegen die Offenbarung, dünn verschleiert mit einiger Achtung für die Tugend und dem allgemeinen Glauben an Gott. Ueberall sprühen Funken von dem verzehrenden Feuer dieses Skeptikers."

Die Seelenlehre und ihre Anwendung auf die Religion blieb der Lieblingsgegenstand der Popularphilosophie: in diesem Sinn schrieb damals Spalding (Bd. 1, S. 646) Briefe über die „richtige Vorstellung der deistischen Grundsätze;" J. Gttl. Krüger (geb. 15. Juni 1715 zu Halle, im Waisenhaus erzogen), Arzt und Professor zu Helmstädt (seit 1751, † 1759), Verfasser eines Lehrbuchs der Naturgeschichte und verschiedener Aufsätze über Erfahrungsseelenlehre, in derselben Zeit die „Träume", ein eigenthümlich allegorisches Werk, das damals vielen Beifall fand und den Geschmack an psychologischen Studien sehr vermehrte. Der bedeutendste Schriftsteller dieser Gattung war Reimarus.

Herm. Sam. Reimarus war 22. Dec. 1694 in Hamburg geboren, wohin der Vater, Theolog und Schullehrer, aus Kiel eingewandert war. Auf seine Erziehung hatten namentlich Brockes und Alb. Fabricius, dessen Schwiegersohn er später wurde, eingewirkt. Zu Jena hatte er seit 1714 studirt, war 1716 Adjunct in Wittenberg geworden (— in dieser Zeit

*) „Mein empfindliches Herz ist Ihnen bekannt, und Sie wissen, wieweit es dem Gefühl der Freundschaft offen steht. Sie haben oft bemerkt, wieviel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat, wie er vermögend gewesen ist, allen Gram aus meiner Brust zu verbannen und mein Gesicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehn."

machte er die übliche gelehrte Reise durch Holland und England —), 1723 Rector in Wismar, 1727 an Edzardi's Stelle Professor des Hebräischen am Gymnasium zu Hamburg, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Ein höchst geachteter Schulmann, ein Gelehrter im vollsten Sinne des Worts (Ausgabe des Dio Cassius 1752), hatte er seine Studien nicht auf die Philologie beschränkt, sondern in der Literaturgeschichte, Rechtswissenschaft und Naturlehre sehr erhebliche Kenntnisse gewonnen. Im Ganzen hielt er sich auf dem Wolfischen Standpunkt, auf dem er sich jedoch frei bewegte: seine „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" 1755; seine „Vernunftlehre als Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft" 1756, und später seine „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" standen im Kreise der Schule im höchsten Ansehn. Aber in diesen Schriften zeigt er nur sein exoterisches Denken; die geheimsten Ueberzeugungen seines Innern legte er in einem Manuscript nieder, an dem er schon vor 1747 arbeitete, und das er bis an sein Lebensende ausfeilte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes"; der schärfste Angriff gegen die offenbarte Religion überhaupt und gegen das Christenthum insbesondere, der je in Deutschland gewagt ist, und der nach dem Tode des Verfassers durch Lessing als Wolfenbüttelsches Fragment berühmt geworden ist. Daß der ernste und gewissenhafte Mann dieses Werk in seinem Pult verschlossen hielt, hat Strauß gerechtfertigt: „Man darf nur darauf sehen, was Reimarus in seiner Stellung zu Hamburg gewesen ist und geleistet hat, um sehr begreiflich zu finden, daß er sich nicht entschließen konnte, alles das durch ein offenes Hervortreten mit seinen religiösen Ueberzeugungen nicht etwa nur auf's Spiel zu setzen, sondern ohne Weiteres zunicht zu machen. Er wußte sich mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, ein musterhafter Familienvater, ein wirksamer Jugendlehrer, ein tüchtiges und einflußreiches Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu sein; eine gesicherte, ehrenhafte äußere Stellung war seinem ganzen Wesen Bedürfniß; selbst seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit fehlte die rasche Schreib- und Streitfertigkeit, die ihm, sobald er einmal sein Schweigen brach, zur Abwehr unentbehrlich gewesen wäre. Dagegen war es eben dieses Ernste und Gewichtige, diese feste Beharrlichkeit in Reimarus' Wesen, was ihn zu der Selbstüberwindung befähigte, welche dazu gehört, um ein ganzes Leben hindurch eine so innige Ueberzeugung, ein so warmes Pathos in sich zu verschließen, durch kein Wort, keine Miene den draußen Stehenden Anlaß zum Verdacht zu geben." „Lieber wollte er gar nicht sprechen, als, sprach er einmal, nicht ganz und unumwunden sprechen." Und Reimarus selbst sagt: „Wer würde wohl in einer so ernsten Sache wider seine eigene Ueberführung öffentliche Handlungen begehen, die ihm ein Ekel und ein Aergerniß sind; wer würde seine wahre Meinung, dafür er

sich sonst gar nicht zu schämen hätte, vor seinen Freunden und Anverwandten beständig verhehlen; wer würde seine eigenen Kinder in solche Schulen schicken, da sie nach seiner Einsicht von der wahren Religion, die er selbst zu haben vermeint, zu einem blinden und verderblichen Aberglauben geführt werden: — wenn er solches Alles nicht aus großer Furcht für den Verlust seiner ganzen zeitlichen Wohlfahrt zu thun genöthigt wäre? — Die Herren Prediger mögen gewiß glauben, daß ein ehrlicher Mann seinem Gemüth keine geringe Qual anthun muß, wenn er sich sein ganzes Leben stellen und verstellen muß. Was soll er aber anfangen, da die meisten Menschen, worunter er lebt, mit Haß und Bosheit gegen den Unglauben von der Priesterschaft erfüllt sind? Man würde ihm Freundschaft, Vertraulichkeit, Umgang, Handel und Wandel, ja alle Liebesdienste versagen, und ihn als einen ruchlosen und abscheulichen Missethäter vermeiden. Welcher gute Bürger würde seine Tochter wissentlich einem Unchristen zur Ehe geben? und wie würde die, so in seinen Armen schläft, wenn sie dereinst ihres Mannes wahre Meinung vom Christenthum erführe, nach ihrer Schwachheit ängstlich thun und den Herrn Beichtvater anflehn, daß er doch ihren auf solche verdammlichen Wege gerathenen Mann bekehren möchte? Was für eine herrliche Parentation würden ihm die Herren Prediger noch nach seinem Tode halten? Was ist also an der Heuchelei so vieler vernünftiger Menschen anders schuld, als der mit so manchem zeitlichen Unglück verknüpfte Glaubenszwang, welchen die Herren Prediger vermöge ihrer Schmähungen und Verfolgungen den Bekennern einer natürlichen Religion bis an ihren Tod anlegen?"

Als lebendiges Beispiel dieses Glaubenszwangs ging Edelmann (Bd. 1, S. 645) in Berlin einher, den Moses Oct. 1755 aufsuchte: er fand ihn gedrückt, ängstlich, und dabei fade und unbedeutend; sein eigenes Gemüth hatte der vielverfolgte Mann nicht zu reinigen vermocht. Freilich muß man auch etwas auf den Gegensatz des Deisten und Pantheisten rechnen.

In jenen Angriffen gegen das Christenthum tritt nicht die metaphysische Seite, sondern die moralische hervor. Freilich kam es dem gründlichen Kenner der Natur auch darauf an, die ganze Wundertheorie zu beseitigen: die Hauptsache aber war, das Gewissen dieser Welt gegen eine überirdische Sittlichkeit zu retten, die durch den Katechismus geheiligt, nun eben durch die große Dichtung des Messias dem guten Geschmack von Neuem empfohlen wurde. Das Recht und die Sitte mußte anfangen gegen die Aesthetik mißtrauisch zu sein.

Es sind in Lessing's Tagebüchern zahlreiche Spuren vorhanden, daß er sich gerade damals lebhaft mit diesen religiösen Streitfragen beschäftigte, doch mehr historisch; sein Innerstes hatten sie nicht berührt, und er suchte

überhaupt noch immer vergebens nach einem Mittelpunkt für seine geistige Existenz. Der Eindruck, den die Zerstreutheit seines Treibens auf die Andern machte, wurde noch geschärft durch die Paradoxie, mit der er über sich selbst zu spotten liebte, durch sein Lob der Faulheit, durch seine Versicherung, sein einziger Grundsatz sei, keine Grundsätze zu haben; es käme doch bei Allem „nischt" heraus u. s. w., und so darf man sich nicht wundern, wenn Sulzer 18. April 1755 an Bodmer schreibt: „Lessing ist ein Mischmasch aus Gutem und Schlechtem, und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrten arbeiten daran, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen." — Gleichwohl war der Umfang von Lessing's Thätigkeit gerade damals nicht unbedeutend.

Vorab nahm er die früher abgebrochenen Studien über die Geschichte des Theaters wieder auf. Die theatralische Bibliothek (das erste Stück erschien Oct. 1754) enthielt Abhandlungen über die bürgerliche Tragödie und das rührende Lustspiel, für welches sich Lessing im Sinn Gellert's erklärte. Auch diese Kritik war nur die Vorbereitung zur Production, denn schon arbeitete Lessing an der Sara Sampson. Außerdem gab er eine Biographie Thomson's, dessen Stücke er später übersetzte, und des Schauspieldichters Destouches († 5. Juli 1754); einen Auszug aus verschiedenen Tragödien Seneca's, dessen theatralische Bedeutung er doch höher stellte als die neuern Franzosen und die Gottschedianer, und aus einer spanischen „Virginia", deren heroischen Stoff er in's Bürgerliche zu übertragen schon damals vorhatte. Ferner übersetzte er Remond de St. Albine's Lehrbuch der Schauspielkunst, für welche er nach festen Gesetzen suchte, Riccoboni's († 6. Dec. 1753) Geschichte der italienischen Schaubühne: eine geistreiche Polemik gegen die conventionellen Formen der französischen Komödie, und Dubos über die theatralischen Vorstellungen der Alten.

Allein diese theoretischen Arbeiten waren für Lessing nur die Vorstudien zur praktischen Thätigkeit. April 1755 erschienen Bd. 5 und 6 seiner Schriften, welche außer einigen ältern Stücken den „Freigeist" und „Miß Sara Sampson" enthielten. — Der Freigeist, dessen Stoff Lessing schon lange mit sich herumtrug, verrieth auch technisch einen großen Fortschritt. Zwar hat das Stück etwas Lehrhaftes: die Empfehlung der Toleranz gegen alle religiösen Ansichten, sobald nur das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, gerade wie 24 Jahre später im Nathan; auch sieht der Parallelismus der drei Paare: die beiden Freier, die beiden Mädchen, die beiden Bedienten, ein wenig nach der Schablone

aus, und Lisette, die Maschinistin des Stücks, kann ihren französischen Ursprung nicht ganz verläugnen; aber es ist eine frische, lebendige Sprache in diesem Stück, und ein dramatischer Zug, der Alles zurückläßt, was in jener Zeit geschrieben wurde. Die Peripetie in den Versuchen des edeldenkenden Geistlichen, das Herz des stolzen Freigeistes zu gewinnen: daß er nämlich die Fassung verliert, grob wird, und dadurch Adrast von seiner Offenherzigkeit überführt, ist ganz vortrefflich gedacht. Das Beste ist aber der Charakter Adrast's selbst, der erste, den Lessing aus seinem Innern geschöpft hat; er ist nachher in Tellheim, dem Tempelherrn u. s. w. vertieft, aber schon jetzt spricht sich der Dichter selbst in den Widersprüchen seiner starken aber unruhigen Natur deutlicher aus, als vielleicht im Leben, wo die jugendliche leichtlebige Liebenswürdigkeit den ihm innewohnenden Trotz noch verdeckte. Michaelis nannte das Stück (31. Mai) „so aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernsthaften Inhalts eins der angenehmsten ist."

Einen viel größern Eindruck machte Miß Sara Sampson, insofern es eine neue Reihe von Versuchen eröffnet; an bleibendem Werth steht es dem vorigen bedeutend nach. Es ist die erste bürgerliche Tragödie in Deutschland, nach dem Vorbild der Franzosen, deren Theorie Lessing vorher gerechtfertigt hatte: der erste Versuch, die Leidenschaft ohne Standes- und Schäfermasken, unabhängig vom Complimentirbuch, sprechen zu lassen. Aber es ist nicht, wie der Freigeist, auf deutschem Boden gewachsen: englische Muster schweben durchweg dem Dichter vor, hauptsächlich Richardson's Romane, dann „der Kaufmann von London"; der dramatische Gang ist sehr schwach, die Weinerlichkeit und Unbestimmtheit der beiden Hauptfiguren, Sara's und ihres Vaters, unerträglich; die dargestellten Sitten sind weder englisch noch deutsch, selbst der äußere Zusammenhang läßt viel zu wünschen übrig. Aber aus dieser weichherzigen Gesellschaft heben sich zwei Figuren angenehm hervor, die freilich auch an englische Vorbilder erinnern, aber doch dichterisch verarbeitet sind: die böse Marwood, theatralisch die dankbarste Rolle, der erste Versuch in Deutschland, ein böses Weib interessant zu machen: freilich lange nicht die spätere Orsina; und Mellefont, der eigenthümlich gemischte Charakter, der gutmüthige Wüstling, der kraftlos Leidenschaftliche; der Mann, dem es unheimlich ist, sich sittlich zu binden und der daher der Sklave jedes Ungefährs wird. Die späteren Clavigo, Weislingen u. s. w. stecken, abgesehn vom Costüm, schon ganz in diesem Mellefont. Als psychologische Studie ist das Stück doch von Werth. — Es wurde zuerst 10. Juli 1755, in des Dichters Gegenwart, in Frankfurt a. O. aufgeführt, und machte Glück; Gottsched sah sich zu der bedenklichen Aeußerung verführt, der Erfolg beweise nichts. — „Wir haben," schreibt Michaelis in den Gött. Anz. 2. Juni 1755, „nicht leicht etwas so Rührendes gelesen als

es Trauerspiel, so uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt hat. Die
tenlehre, daß der, so selbst Ursache hat, Vergebung zu wünschen, vergeben
, ist unvermerkt angebracht, und in einem sehr starken Licht, da, wo man
nicht erwartete, vorgestellt... Man wird beinahe versucht, zu wünschen,
Hr. Lessing diesen Zusammenhang in die Reden Sara's deutlicher verflochten
te, allein er macht desto mehr Eindruck, weil er bei dem Leser selbst ent-
t." — Das Stück war mit beständiger Rücksicht auf die Aufführung aus-
rbeitet, und Lessing's eigne Bemerkungen zeigen, wie fein er bereits über
en Punkt reflectirte: er war bei der Neuberin in einer guten Schule ge-
en. — Darin liegt vielleicht der Hauptfortschritt dieses Stückes gegen die
hern Versuche, und darum übte es damals auf den Bühnen eine so große
rkung; so in Leipzig, wo es im April des folgenden Jahres von Koch
geführt wurde, mit Abkürzungen von Weiße, die der anwesende Dichter
t recht billigte; in Hamburg (Schönemann) und Berlin (Schuch: die
ra spielte Me. Hensel, Mellefont Brückner), wo Nicolai trotz der
telmäßigen Aufführung helle Thränen vergoß: Gottsched's Sache wäre das
t gewesen.

Ueber diesen eignen Arbeiten versäumte Lessing nicht, den alten Geg-
ı, Gottsched und Schönaich*) gelegentliche Fußtritte zu versetzen. So
te er Oct. 1755 Wieland's grobe Dunciade an, mit der Bemerkung,
Gottsched's Einfluß darin höchlich überschätzt wäre. Gottsched sah sich zu
öffentlichen Erklärung veranlaßt, er habe an dem Neologischen Wörterbuch
en Antheil gehabt, dasselbe vielmehr entschieden gemißbilligt. Lessing hatte
er vor, mit Nicolai eine Dunciade zu schreiben: Gottsched und Schönaich
Don Quixote und Sancho Pansa auf der Jagd auf Seraphe, wie sie in
ıgensalze geputzte Kinder für Seraphe ansehn, und einen Tumult veranlassen,
nur durch Klopstock's Dazwischenkunft gestillt wird. Es ist wohl kein
und, zu bedauern, daß dieser Plan nicht ausgeführt wurde: der Humor
r Lessing's Stärke nicht, er dachte und empfand zu sachlich.

Seine gewöhnliche Unruhe trieb ihn aus Berlin: 18. Oct. 1755 ist
wieder in Leipzig, in Verkehr mit den Schauspielern (gerade damals
egte die Koch'sche Gesellschaft einen großen Federkrieg), in dramatische Ar-
ten aller Art vertieft (z. B. einen Faust) und mit dem Studium des
ıldoni beschäftigt. Weiße wurde wiederum sein treuer Helfer, und führte
n eine neue Bekanntschaft zu: v. Cronegk, 2. Sept. 1731 zu Anspach

*) Er schrieb verschiedene Trauerspiele, auch noch ein Epos, Heinrich der Vogler
r die gedämpften Hunnen, in 12 Ges., 1757, und starb, 82 Jahr alt, erst am
. Nov. 1807.

geboren, aus einem alten östreichischen Hause, und als einziger Sohn eines Feldmarschalls, der große Güter besaß, sehr sorgfältig erzogen. Im 18. Jahr bezog er die Universität Halle und wurde von Prof. Nicolai in die Gesellschaft der schönen Wissenschaften eingeführt. 1750 ging er nach Leipzig, wo er hauptsächlich mit Gellert, Rabener und Kästner verkehrte; auch Christ, sein Lehrer, schätzte ihn sehr. Die Koch'sche Gesellschaft flößte ihm Neigung für's Theater ein, und er schrieb ein Charakterlustspiel, „der Mißtrauische", das, in französischem Stil gehalten, sich vortheilhaft von den meisten Arbeiten jener Zeit abhebt. Auch in lyrischen Gedichten versuchte er sich („Einsamkeiten"). Nachdem er in Anspach Kammerjunker geworden, ging er auf Reisen: in Venedig lernte er Goldoni persönlich kennen; von da nach Rom, Neapel, Turin; Aug. 1753 über Lyon nach Paris, wo er hauptsächlich mit Frau v. Graffigny verkehrte. Hier machte er den Versuch, ein Stück in französischer Sprache zu schreiben. Dec. 1753 kehrte er nach Hause zurück, und erhielt eine Stelle im fürstlichen Hofrathscollegium. Alle seine Mußestunden verwandte er auf das Studium der auswärtigen Dichter, namentlich der Spanier, und legte eine ausgewählte Bibliothek an. Er machte 1755 einen längern Besuch in Leipzig bei seinen alten Freunden, in deren erster Reihe Gellert stand.

Auch mit Gellert erneuerte Lessing den alten Verkehr. „Das erstemal (an Ramler, 11. Dec. 1755) kam ich zu ihm, als ein junger Baron, der nach Paris reisen wollte, von ihm Abschied nahm. Können Sie wohl errathen, um was der bescheidene Dichter den Baron bat? Ihn zu vertheidigen, wenn man in Paris etwas Böses von ihm sagen sollte. Wie glücklich, dachte ich bei mir selbst, bin ich, von dem man in Paris weder Böses noch Gutes redet! Aber sagen Sie mir doch, wie nennen Sie so eine Bitte, naiv oder albern? Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt."

Lessing irrte: man sprach wirklich in Paris von Gellert, und zwar mit viel Anerkennung. — Uebrigens war Gellert's Hypochondrie immer stärker geworden; er las nur noch traurige Schriften, am liebsten Young und Richardson: der Letztere wollte er lieber sein „als König der Helden". Alljährlich machte er, um seine Gesundheit herzustellen, eine Reise nach Carlsbad, fühlte sich aber dadurch regelmäßig nur noch mehr entkräftet. „Ich kränke mich indessen weit mehr, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu erkennen und zu fühlen, als ich über das, was mir mangelt, betrübt bin. Wo kommt diese Kälte, diese undankbare Härte her, von der ich sonst nichts gewußt habe? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich niederlegte; und der Gedanke, du hast die ganze Nacht ruhig geschlafen, ist des Morgens meiner Seele eine gleichgültige Zeitung. Mein Gott, wie we-

nig vermag der Mensch über sich selbst, und wie viel glaubt er sich doch heimlich zu sein!" — „Tausend Dinge, welche die Lebenden vergnügen, haben für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, sowie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Lust noch Vermögen habe. Nichts schmerzt mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf diese Weise fast alle die Eigenschaften verliere, wodurch ich die Liebe meiner Freunde erworben und Andern zu dienen gesucht habe. — Möchte mich Gott doch so glücklich werden lassen, daß ich, über die Furcht des Todes erhoben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorstellen könnte!"

Die „Lehrgedichte und Erzählungen" des äußerst hypochondrischen Mannes (April 1754) enthielten fast nur noch Moralität; desto tiefer griffen sie in's Publicum. Vornehme junge Leute machten ähnliche Versuche: „Ich bitte Sie, theuerster Graf!" schreibt er einem derselben, „lassen Sie sich von den Zaubereien der Poesie nicht zu sehr einnehmen. Ich kenne die Gewalt dieser Sirene. Sie sind, so glücklich Ihr Genie auf der poetischen Seite ist, doch ganz gewiß zu größern Dingen bestimmt; von diesen darf Sie die Poesie nicht abziehn." — Arme Soldaten, Holzhändler, machten ihm Geldgeschenke, weil ihre Herzen durch seine Schriften gebessert waren: „der freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott dachte: ein Gedanke, daß ich nicht unnütz wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfall Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte, ein solcher Gedanke war es." — So gut gemeint seine Moralität war, sie hatte den Fehler, beständig vor dem Spiegel zu stehn und ihr äußerst gewöhnliches Gesicht für etwas Besondres zu halten.

Etwas davon ist auch in seinen geistlichen Liedern, von denen er die ersten 31. Oct. 1755 handschriftlich an Cramer, Gärtner und Ad. Schlegel (damals in Zerbst) überschickte, und die zwei Jahre darauf gedruckt wurden: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" — „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" — „Wie groß ist des Allmächtgen Güte" — „Nach einer Prüfung kurzer Tage" — „Lebe, wie du, wenn du stirbst" — „Des Leibes warten und ihn pflegen" u. s. w. — Die Lieder wurden gleich nach ihrem Erscheinen von drei Componisten verarbeitet: Eman. Bach, Hiller, Doles; später kam Beethoven dazu; sie waren nach den Fabeln das Populärste, was Gellert überhaupt geschrieben hat, und sie verdienten es, denn das religiöse Gefühl der Zeit konnte mit der Bluttheologie der Pietisten und den verliebten Spielereien der Herrnhuter nicht mehr auskommen: sie verlangte praktische Frömmigkeit, ein Gottesgefühl, daß man an die gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens anknüpfen könne. Mitunter sehn Gellert's Lieder freilich wie ge-

reimte Prosa aus, und von den kühnen Zügen des altprotestantischen Kirchenlieds ist nichts geblieben: aber es war die richtige Art, den alten Inhalt des Pietismus, das Gefühl von der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit alles Irdischen, in's Erbauliche überzuleiten: in die Freude an dem Geschäft, Seelen zu retten, in diesem und jenem Leben! Gellert hatte so manche Seele gerettet, und so manche Freudenthräne darüber vergossen; und was man eigentlich unter Rationalismus versteht, liegt doch diesen Gesängen fern, die sich weit mehr mit dem Tode als mit dem Leben beschäftigen. Freilich focht man schon damals einerseits ihre Rechtgläubigkeit, andrerseits ihre Logik an, und Gellert hatte Noth, sich zu vertheidigen: „Aufrichtig zu reden, ist es nicht meine Kirche, sondern mein Glaube, den ich ausgedrückt habe. — Wenn die Schrift sagt, Gott ist es, der in uns wirkt das Wollen und Vollbringen; schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern! so will sie ohne Zweifel sagen, daß wir durch die Kräfte der Natur uns nicht heiligen können, sondern durch die Kraft, die Gott mit seinem Worte der Offenbarung verknüpft hat, und daß wir also all unsre Kräfte des Verstandes und Willens anwenden müssen, dieses Wort zu fassen, mit Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und einem feinen guten Herzen, daß wir es bewahren, und Furcht in Standhaftigkeit oder Geduld dadurch bringen müssen. Gott geht mit uns als vernünftigen Geschöpfen um, und die Kräfte, die wir uns nicht geben können, können wir doch erwerben oder gebrauchen. Andres hab' ich nichts sagen wollen, und das würd' ich auch sagen, wenn ich in Berlin lebte; ich bin ein eifriger Leser von Sack's vertheidigtem Glauben" — u. s. w.

Wie allgemein das Bedürfniß empfunden wurde, zeigen die zahlreichen Versuche der Art: Lange, der unglückliche Uebersetzer des Horaz, gab poetische Uebertragungen der Psalmen heraus, Breitinger gewidmet, mit einer Vorrede von Jac. Baumgarten; ebenso Cramer in Kopenhagen (1755), mit einer historischen Einleitung: die Verse fielen etwas steif und hochtrabend aus. Am wichtigsten war Klopstock's Beschäftigung mit diesem Gegenstand.

Wie überall, gab sich auch hier Klopstock von seinem Verfahren sehr gründliche Rechenschaft. „Wenn der Dichter, um für den öffentlichen Gottesdienst zu schreiben, die erstaunliche Hoheit der Religion betrachtet, so sieht er, daß das Erhabenste, was er zu sagen vermag, nur ein schwacher Ausdruck, und gleichsam nur ein Nachhall von demjenigen ist, was die Religion dem Christen zu denken und zu empfinden giebt. Wie niederschlagend muß ihm also der Gedanke sein, daß ihm gleichwohl die Meisten dieses Wenige nicht würden nachempfinden können. Er soll der moralischen Absicht, der größten Anzahl nützlich zu werden, nicht allein viele poetische Schönheiten, sondern auch eine andere gleichfalls moralische Absicht, diejenigen, die erhabner denken, in

einem höhern Grade zu rühren, aufopfern. — Derjenige würde mich falsch beurtheilen, der von mir glaubte, daß ich die Art zu denken der Christen bei der Anbetung in ein bloßes Werk des Genie und der Kunst verwandeln wollte. Ich bin soweit davon entfernt, daß ich jeden Dichter, der es nicht von ganzem Herzen mit der Religion meint, wenn er auch gleich jene Eigenschaften in hohem Grade besäße, für sehr unfähig halte, heilige Gedichte zu machen: er wird nachahmen; er wird denen, die ebensowenig wirkliche Christen sind, als er selbst, glücklich nachgeahmt zu haben scheinen; allein derjenige Christ, der diesen großen Namen verdient, wird ihn an gewissen, oft kleinen Zügen erkennen. — Die Anlage des Kirchenlieds muß niemals eine Abhandlung von einer Lehre der Religion sein. Wenn man sie in Prosa übersetzte, würde man sich von diesem Fehler, der vielleicht durch den poetischen Ausdruck verborgen war, mit Gewißheit überzeugen können. Sie sollen die Thaten Jesu besingen. Die Werke Gottes sind auch einer ihrer vornehmsten Gegenstände. Klage über unser Elend sollte nicht so oft ihr Inhalt als Dank sein. Vor Allem müssen sie das Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung als zum tiefsinnigen Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Anbetung mehr Herz als Betrachtung. — Jede Art zu dichten hat ihren eignen Ton, der ihr angemessen ist. Unser Kirchenlied ist der Ausdruck der Empfindungen des neuen Testaments, besonders derjenigen, die den Versöhner der Gottheit angehn. Die Christen des ersten Testaments, selbst diejenigen, die Gott seiner Eingebung würdigte, wußten nicht soviel von dem Innersten der Religion, der Erlösung, als die Christen des neuen Testaments davon wissen. Sie sahen sie nur von fern und wie im Schatten. Sie hatten die himmlische Salbung nicht in dem Grade als die Apostel und Märtyrer empfangen. Daher ist die erste und zweite Offenbarung auch bis auf die Art zu denken und den Ausdruck verschieden. „Ich werde sein, der ich sein werde!" ist der Hauptton des ersten Testaments. Er erfüllt uns mit Ehrfurcht und Erstaunen. Das neue Testament thut dies zwar auch; aber Gott hat sich zugleich ganz zu uns heruntergelassen. Unsere Anbetung wird oft Entzückung. „Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen Preis und Ehre!" Ueberhaupt sind beide Offenbarungen die Muster des heiligen Dichters. Aber dennoch sollte der Hauptton der letzten der herrschende bei ihm sein. Derjenige wird ihn nicht verfehlen, der sich mit vorzüglichster Sorgfalt bestrebt, diejenigen heiligen Leidenschaften und Gedanken auszudrücken, die aus der Liebe Gottes und unserer Brüder, als soviel Zweige aus einem Stamm entstehn. Es ist ferner, ihn zu erreichen, schlechterdings nothwendig, daß der Dichter von derjenigen Art über die Religion zu denken und sie auszudrücken, die in einigen unserer eingeführten Lieder herrscht, sich sorgfältig entferne. Es ist sonderbar,

daß Männer, denen ich ihre Frömmigkeit gar nicht absprechen will, und die so oft die Offenbarung lasen, dieses Muster der erhabensten, der würdigsten, der sanftesten und der angemessensten Schreibart, daß diese Männer die Kühnheit gehabt haben, so klein und so platt von Gott zu denken. Sie können sich damit gar nicht entschuldigen, daß sie sich zu den Meisten haben herunterlassen wollen. Die Meisten haben mehr gesunden Verstand, mehr natürliches Gefühl von dem, was wahr, gut und rührend ist, und selbst mehr Empfindung von der Religion, als diejenigen, welche die Offenbarung so entweiht haben, wohl denken."

Klopstock ging also auf das entgegengesetzte Ziel aus als Gellert: dieser strebte nach Popularität, jener nach Würde; er äußerte sich demgemäß sehr unzufrieden mit dem gegenwärtigen protestantischen Gottesdienst, in dem die Predigt fast ausschließlich das Interesse in Anspruch nimmt; er verlangte Weihe der Anbetung durch Instrumentalmusik, Liturgie u. s. w.: kurz jene gelinde Annäherung an katholische Formen, die später in der Kirche wirklich durchgeführt wurde. Sein Erfolg war viel geringer als Gellert's: von den 50 Kirchenliedern, die er dichtete, haben nur ein Paar den Weg in's Gesangbuch gefunden, während Gellert eine Zeit lang die alten Kirchenlieder fast ganz verdrängte. Klopstock's Lieder sind durchaus würdig, sie sprechen eine edle Gesinnung aus und sind nebenbei vollkommen rechtgläubig: der Kampf gegen die Spötter wird unermüdlich fortgesetzt. Aber sie sind ganz unkirchlich, sie sprechen nicht im Ton der Gemeinde, sondern im Ton des Propheten; sie sind doch mehr gedacht und gefühlt, und eine echt religiöse Stimmung merkt heraus, daß der Dichter sich den Schwung, den er für nothwendig hält und der Gemeinde zumuthet, erst künstlich hat geben müssen: bei den alten Liederdichtern kam er aus dem Gemüth. Auch hier war das Bedürfniß nach Religion stärker als der echte religiöse Inhalt. — Nicht ohne Interesse sind ferner seine Verbesserungen alter Kirchenlieder. Das Bedürfniß war unbestreitbar: „wir sind oft mitten in unsrer Andacht durch Gedanken und Ausdrücke unterbrochen worden, die nichts weniger als der Religion und selbst derjenigen Vorstellungen würdig waren, welche diese Lieder in bessern Stellen in uns hervorgebracht hatten. Wenn man mir einwirft, daß Gott auf's Herz, und nicht auf die Art zu denken und zu empfinden, noch weniger auf Worte sehe, so gebe ich das zwar zu, aber ich behaupte zugleich, daß die Art zu denken und sich auszudrücken, die in einem Liede herrscht, das wir jetzt singen, auf den Zustand unsers Herzens diese Zeit über einen großen Einfluß habe. Man sage mir nicht, daß man darüber weg sei, sich auf diese Art unterbrechen zu lassen. Warum wird uns denn jede schwache Zeile in Gedichten unerträglich, die, so moralisch sie auch sein mögen, doch viel

kleinere Gegenstände als die Religion haben? Ueberdies ist zu der wahren anhaltenden Andacht noch viel mehr nothwendig, als nur in derselben nicht unterbrochen zu werden. Ein Lied ist ein Gebet. Der Christ kann nach guten Handlungen nichts Größeres thun als beten. Wie groß ist es, mit Gott reden! und sollen wir nicht alle unsere Kräfte anstrengen, es nur einigermaßen würdig zu thun?" — Die Absicht war gut, und vergleichen wir jede einzelne Stelle des verbesserten Liedes mit dem Grundtext, so erscheint sie uns reiner, poetischer, würdiger: aber es ist Klopstock nicht gelungen, was er sich selbst als nothwendige Aufgabe stellte, in dem ursprünglichen Ton zu dichten; es sind zwei Töne, die gegen einander streiten, und so den Eindruck einer künstlichen, ja gezwungenen Zusammenstellung hervorbringen.

— „Was sagen Sie zu Klopstock's geistlichen Liedern?" schreibt Lessing an Gleim. „Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack. Was wollen Sie lieber?" —

— Noch ehe Klopstock an die Ausarbeitung der Kirchenlieder ging, hatte er fünf neue Gesänge des Messias in rascher Arbeit vollendet. — Sie enthalten den eigentlich biblischen Inhalt, von der Gefangennehmung Jesu bis zu seinem Tode am Kreuz. Aber die Erzählung ist Klopstock's Sache nicht: darin ist er fast bis zur Undeutlichkeit summarisch, und sucht sich entweder durch — mitunter ziemlich ungeschickte*) Gleichnisse zu helfen, theils durch feierliche Chorgesänge Eloa's und anderer Engel und Seelen. Mitunter tönt zum Posaunenklang die Stimme des Erzengels kräftig genug: „Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes, von den Sonnen zum Thron des Richters! Die Stund' ist gekommen! Feiert! Die Stunde der Nacht ist gekommen! Sie führen das Opfer!" — eine Stelle, die Nicolai und Moses zu construiren vergebens sich abmühten, bis Lessing ihnen das Verständniß eröffnete. — Aber zuletzt werden die Chöre, die doch nur staunen, sehr eintönig, und die Art, wie die Sänger von ihrem Chorführer in Golgatha placirt werden, hat sogar ein wenig vom Ballet: „Auf niederhangender Wolke sammeln sie sich; bedecken die breiten Rücken der Berge oder schweben über der Ceder und gehen voll Tiefsinn auf den wallenden Wipfeln; er selbst (der Chorführer) steht über des Tempels Höhen" u. s. w. — Diese zahllose Dienerschaft, seines Winks gewärtig, sieht Jesus, und doch ruft er aus: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — Ist das wohl denk-

*) Ein Beispiel. — Die Wache entkleidet Jesus: „So entblättert der Sturmwind in der durstenden Wüste, worin kein lebender Quell rinnt, einen einsamen Baum, des Wanderers heißes Verlangen."

bar? — Zudem kann er nur mit äußerster Mühe seine Allmacht verstecken. Als man ihn fängt: „mit göttlicher Ruh', als wenn er dem Wurme zu sterben, oder dem kommenden Meer, vor ihm zu schweigen geböte, sprach er zur Schaar: Ich bin's! — Sie ergriff des Sohnes Allmacht, und sie sanken betäubt von seiner Stimme danieder.“ Und bei seinem Verhör: „Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen legte er ab, und war nur ruhig, als säh' er den Abfall einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken nach erhabnern an Gott, die Augenblicke zu ruhen. Wenige leise Züge nur behielt er von seinem göttlichen Ernst: doch konnte sie kein Engel nicht haben, rang er danach; allein auch nur ein Engel vermochte dieser Göttlichkeit Mienen und ihren Geist zu bemerken.“ — Was ist das Alles für eine Komödie! Und es liegt doch immer nur darin das Geständniß, daß der Dichter seinem Gegenstand nicht gerecht werden kann. „Immer weiter komm' ich auf meinem furchtbaren Wege, immer näher zum Tode des Sohns. Ach wär's nicht der Liebe Tod, den sie starb vom Anbeginne der Welt, so erläg' ich unter der Last der Betrachtung! Auf beiden Seiten ist Abgrund: da zur linken, ich soll nicht zu kühn den Göttlichen singen — hier zur rechten, ich soll ihn mit fei'rlicher Würdigkeit singen! Und ich bin Staub! O du, deß Blut auf Golgatha strömte, dessen Allgegenwart mich von allen Seiten umringt hat, du erforschest meine Gedanken! du siehest es Alles, was ich denke, vorher, du Naher! ja selber kein Wort ist mir auf der Zunge, das du nicht wüßtest. Mein Gott, mein Versöhner! leite mich, mein Versöhner, und wenn ich strauchle, vergieb mir's!“ — Als ob die Messiade für Gott geschrieben wäre, und nicht für die Menschen! — Gar zuletzt, als Gott selbst in der Maske eines Zürnenden mit allen Schrecken des Rächers gegen seinen Sohn anrückt, — „und die Himmel bedeckten ihr Angesicht vor dem Geheimniß“ — da denkt man unwillkürlich an **Reimarus**, wie er seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes schreibt, und empfindet seine Nothwendigkeit. — Einige anmuthige Episoden heben sich artig aus diesem verwaschenen Engel- und Seelengewimmel hervor, z. B. das Gespräch der Römerin Porcia mit Maria. Auch Abbadonna erscheint wieder, den theilnehmenden Leser an seine Noth und seine Buße zu erinnern. Der Tod des Verräthers Judas schmeckt stark nach den alten Fastnachtsmysterien.

Die zehn ersten Gesänge des **Messias** erschienen in einer stattlichen Ausgabe 1755: hinzugefügt waren die Abhandlungen von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen und von der heiligen Poesie. Als der letzte Endzweck der höhern Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werths gilt die **moralische Schönheit**: diese allein verdient es, daß sie unsere ganze Seele in Bewegung setzt. Schon Homer sei, abgesehen von

den ihm überlieferten Göttergeschichten, moralisch: wenn aber die Offenbarung unsere Führerin wird, so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge. — „Der Vorzug der Künste vor den Wissenschaften liegt darin, daß sie geeigneter sind, die Menschen moralisch zu machen: sie erniedrigen sich und sind nicht mehr schön, wenn ihnen die moralische Schönheit fehlt. — Der Dichter schildert das Leiden nur dann wirksam, wenn er selbst gelitten hat. — Das Wesen der Poesie besteht darin, daß sie mit Hülfe der Sprache eine Anzahl von Gegenständen, die wir kennen oder deren Dasein wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andere wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt."

Seitdem stockte der Messias mehrere Jahre, und auch die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich zunächst andern Gegenständen zu.

„Der Geschmack war ohne Zweifel ganz und gar fremd unter dem nordischen Himmel zu der Zeit, da die beiden Künste, deren große Lehrer die Griechen sind, wenig Verehrer fanden; zu der Zeit, da die verehrungswürdigsten Stücke des Correggio im königlichen Stall zu Stockholm vor die Fenster, zur Bedeckung derselben, gehängt waren. Und man muß gestehn, daß die Regierung des großen August der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste als eine fremde Colonie in Sachsen eingeführt wurden. Unter seinem Nachfolger, dem deutschen Titus, sind dieselben diesem Lande eigen geworden, und durch sie wird der gute Geschmack allgemein. Es ist ein ewiges Denkmal der Größe dieses Monarchen, daß zu Bildung des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in der Malerei in andern Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellt sind. Sein Eifer, die Künste zu verewigen, hat endlich nicht geruht, bis wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden. Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet; glücklich ist, wer sie findet und schmeckt. Diese Quellen suchen, heißt nach Athen reisen, und Dresden wird nunmehr Athen für die Künstler."

So schrieb im Frühling 1755 Winckelmann im Eingang zu den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Das Lob, das er Dresden zollt, war vollkommen gerechtfertigt: es ist dies die Periode, in welcher diese schöne Stadt der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens für Deutschland wird. 1722 beginnt die Sammlung der herrlichen Gemäldegalerie, 1728 der Ankauf der Antiken: eine neue

Welt wurde dem deutschen Künstler erschlossen. 1743 ist die Frauenkirche, 1751 die katholische Kirche vollendet. 1747—1758 malt Canaletto seine reizenden Landschaften. Vortreffliche Meister leiten die strebsame Jugend. Täglich entfaltet die Oper die Pracht rauschenden Sinnengenusses.

Der Sohn eines armen Schuhflickers zu Stendal in der Altmark, geb. 9. Dec. 1717, hatte sich Winckelmann auf der Schule seiner Vaterstadt durcharbeiten müssen, bis es ihm im 18. J. gelang, in das Kölnische Gymnasium nach Berlin zu kommen. Während seines dortigen Aufenthalts machte er einmal eine Fußreise nach Hamburg, um aus der Bibliothek des Fabricius, welche daselbst versteigert wurde, einige der besten Ausgaben alter Classiker zu erstehn.

Ostern 1738 ging er auf die Universität Halle, wo er zwei Jahre blieb, und hauptsächlich von der Unterstützung seiner Landsleute lebte: trotzdem setzte er eine Reise nach Dresden durch, um die dortigen Kunstschätze zu betrachten. Bisher hatte sich seine Kunstkenntniß hauptsächlich auf den „Neueröffneten adeligen Ritterplatz“ in der Bibliothek seiner Vaterstadt beschränkt. Angeblich studirte er Theologie, in der That aber die alten Sprachen. Seine Bücherkenntniß war schon damals so groß, daß ihn der Kanzler v. Ludewig zum Ordnen seiner Bibliothek bestellte. Um's Jahr 1740 entschloß er sich zu einer Wanderung nach Paris und Rom: die Mittel hoffte er in den Klöstern zu finden, gegen das Versprechen, katholisch zu werden. Aber die Kriegsunruhen nöthigten ihn schon in Frankfurt zur Rückkehr.

Darauf trieb er sich einige Jahre als Informator umher, in Osterburg, bei Halberstadt, auch in Jena, wo er hauptsächlich den Bayle excerpirte, bis er 1743 ein Conrectorat in Seehausen in der Altmark annahm. Die Einkünfte waren so karg, daß er bei wohlhabenden Bürgern sich Freitische erwirken mußte. Er studirte die Classiker so eifrig, daß er selbst in den Winternächten, nachdem er bis Mitternacht gearbeitet, im Pelz in seinem Lehnstuhl schrieb, um früh um vier bei der Lampe weiter zu studiren, und um sechs schmutzigen Kindern das ABC beizubringen. — Auch in den neuern Sprachen hatte er Fertigkeit erworben.

Juni 1748 schrieb er an den Grafen Bünau (vgl. Bd. 1, S. 449) auf Nöthenitz bei Dresden, und bat um eine Stelle in dessen Bibliothek: die Bitte wurde ihm gewährt, wiewohl mit einem sehr kargen Gehalt. Im Herbst 1748 kam er in Nöthenitz an: sein Hauptgeschäft war, Auszüge aus den Chroniken für die deutsche Reichsgeschichte des Grafen zu machen. — Seine gelehrten Studien setzte er eifrig fort, die Hauptsache aber war ihm der häufige Besuch in dem nahe gelegenen Dresden: er hatte sich den Eingang zur Galerie auch in den Tagen, wo sie gewöhnlich verschlossen war,

zu verschaffen gewußt. Er machte mit einigen Künstlern Bekanntschaft, die dort arbeiteten, und hatte einen Augenblick die Idee, sich noch selbst der Kunst zu widmen, die er jedoch seines vorgerückten Alters wegen bald aufgeben mußte.

Auf der Galerie lernte er Hagedorn kennen, den jüngern Bruder des Dichters (geb. 14. Febr. 1712 zu Hamburg), einen großen Kunstliebhaber, seit 1737 in kursächsischen Diensten, der sich seit 1752 bleibend in Dresden aufhielt; ferner Lippert, geb. zu Meißen 2. Sept. 1702. Ursprünglich zum Handwerk eines Beutlers bestimmt, hatte er auf der Wanderschaft sich bestimmen lassen, sein Talent zum Zeichnen zu üben, und in der Meißner Porcellanfabrik Beschäftigung gefunden; dann hatte er sich nach Dresden gewandt, wo ihm seine Methode des Planzeichnens 1739 eine Lehrerstelle bei den k. Pagen verschaffte. Er erfand für die Nachahmung alter Pasten eine eigne Masse, aus deren praktischer Anwendung die berühmte Sammlung entstand, deren Abdrücke 1755 in die Daktyliothek aufgenommen wurden. Später machte man ihn zum Aufseher der Antiken.

So belehrend der Umgang mit diesen Männern für Winckelmann war, so wirkte doch ungleich anregender auf ihn die Freundschaft mit dem Maler Oeser, der damals in der Blüthe seines Strebens stand. Geb. 17. Febr. 1717 zu Preßburg, hatte er seit 1730 die Wiener Akademie besucht und sich in der Modellir- und Bildhauerkunst gebildet. Durch ein Bild, das Opfer Abrahams, erwarb er im 18. J. die goldene Prämie. Ende 1739 kam er nach Dresden, wo er namentlich des Gr. Bünau Gunst genoß; 1745 heirathete er. Oeser gab dem Enthusiasmus seines gleichaltrigen Freundes die feste Richtung, fixirte seine Vorliebe für den allegorischen Sinn der Kunst und gab ihm zugleich die erste Anleitung für den historischen Faden der Kunstentwickelung.

Der gefeiertste Maler Dresdens war Dietrich, geb. 30. Oct. 1712 zu Weimar, in Dresden ausgebildet, der 1742 auf königliche Kosten Italien und die Niederlande bereist, in Rom sich bereits großen Ruf verschafft hatte, und nun als Hofmaler und Professor der Akademie angestellt war: der gesuchteste Künstler der Zeit, ein Talent ersten Ranges ohne eigentliche Schöpferkraft, der allen Stilen gerecht wurde. Man freut sich noch heute der schönen Technik dieses unendlich fruchtbaren Künstlers.

Allein so ausgiebig der Aufenthalt zu Dresden an neuen Kunstanschauungen war, so wurde dadurch die Sehnsucht Winckelmann's nur noch gesteigert, in den Mittelpunkt alles Kunstlebens vorzudringen, die Antike an der Quelle zu studiren, in Rom als Römer zu leben. Um welchen Preis dies allein möglich war, hatte er sich nie verhehlt, und er war seit lange bereit, ihn zu zahlen.

Unter den vornehmen Fremden, die von Dresden aus Nöthenitz besuchten, um sich in der Bibliothek des Grafen umzusehen, war auch der päpstliche Nuntius, Mgr. Archinto. Er lernte Winckelmann's gediegene Kenntnisse schätzen, und machte ihm den Vorschlag, nach Rom zu gehn, mit der Aussicht einer Stelle auf der Vaticanischen Bibliothek: aber unter der Bedingung des Uebertritts. Winckelmann hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, nur machte ihn die Besorgniß, seinem Gönner, dem Gr. Bünau, zu mißfallen, unschlüssig, und die Unterhandlungen, welche der Beichtvater des Königs, Pater Rauch leitete, zogen sich zwei Jahr hin: Archinto wollte so wohlfeil als möglich kaufen.

In seiner unsterblichen Abhandlung hat Goethe ganz richtig auf den heidnischen Sinn aufmerksam gemacht, der sich aus dem Enthusiasmus für die Antike bei Winckelmann entwickeln mußte. Es entsprang daraus aber nicht blos Gleichgültigkeit gegen die Confessionen, sondern eine entschiedene Vorliebe für den italienischen Katholicismus der Renaissance, wie er auf der Gemäldegalerie zu Dresden sich darstellte. Wer unbefangen Correggio's Madonnen betrachtet — jene fast ausschweifend sinnliche Lust, in der Himmel und Erde freudetrunken das Evangelium der allgemeinen Seligkeit verkünden; jenes Gewirr heiter bewegter Engelgestalten, die nur an die antiken Amoretten, in keiner Weise an die christlichen Seraphim erinnern, der wird sich überzeugen, daß sich Winckelmann in dieser bunten Fabelwelt viel mehr zu Hause fühlen mußte, als in den Betstuben des Pietismus, in den Disputirübungen der Orthodoxen und Rationalisten, oder unter den Nebelgebilden der Klopstock'schen Dichtung. Beide Männer waren Idealisten, aber ihre Ideale wiesen sie auf die entgegengesetzten Wege.

„Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae", schrieb Winckelmann damals an einen vertrauten Freund. „Man muß die gemeine Bahn verlassen, um sich zu erheben. Die Liebe zu den Wissenschaften ist's allein, die mich bewegen konnte, diesem Anschlag Gehör zu geben. Gott und die Natur haben wollen einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nun ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer und die Munterkeit, die ich durch heftiges Studium verloren, so würde ich weiter in der Kunst gehn; nun habe ich nichts vor mir als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter, und, wenn es sein könnte, auf's Höchste zu treiben. In Bezug auf die conditio sine qua non bei dem Antrag des Pater Rauch, so streiten sich Eusebia und die Musen bei mir, aber die Partei der Letzteren ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Fall thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu

den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien wegsehn, der wahre Gottesdienst sei überall nur bei wenigen Auserwählten zu suchen. Ich glaube, daß ich berechtigt bin, das Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten. Ich glaube nicht den Pater durch meine reservationes mentales zu betrügen, ich kann dieselben durch der Jesuiten eigne Lehre in diesem Punkt vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt; ihm mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehn, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte *)."

Endlich aber mußte der Entschluß doch gefaßt werden. Im Sommer 1754 trat Winckelmann förmlich zur katholischen Kirche über, in peinlicher Besorgniß, was der Graf dazu sagen würde. Dieser zeigte sich als Weltmann, aber die Ausführung des Versprechens einer königlichen Pension, und damit die Reise nach Italien, verzögerten sich. Oct. 1754 verließ er Nöthenitz und zog nach Dresden zu Oeser, um ganz der Kunst zu leben. — In der neuen Confession fand er mitunter freilich noch andere Dinge, als er aus Correggio's Madonnen gelesen. „Mein Vater," schreibt er einmal, „hatte mich zu keinem Katholiken machen wollen, er hat mir gar zu dünnes empfindliches Knieleder gemacht. Ich merke, es fehlt mir noch viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand das Kreuz machen soll, so meldet sich die linke. Den Aschermittwoch bin ich eingeäschert worden; ich zuckte, aus Furcht es unrecht zu machen, mit dem Kopf, der geheiligte Dreck wäre mir beinahe in's Maul geschmiert worden. Ich habe auch gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein als in der Fraumuttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave soll ich beten; zum Unglück kann ich das Ave nicht, Paternoster brauche ich nicht. — Sollte ich dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden?" —

*) „Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit, und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltenem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift." (Goethe.)

Es wird von Interesse sein, etwas über sein Aeußeres zu erfahren. — Er war von mittlerer Größe. Er hatte eine niedrige Stirn, eine etwas gebogene spitze Nase, und kleine schwarze tiefliegende Augen, die auf den ersten Anblick seiner Physiognomie etwas Düsteres gaben; aber um seinen Mund, obgleich er etwas starke Lippen hatte, schwebte ein anmuthiger Zug, namentlich wenn er durch ein interessantes Gespräch belebt wurde.

Pfingsten 1755 hatte Winckelmann die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" vollendet, die ihm vergönnt war dem König selbst zu überreichen*). Er hatte nur 50 Abdrücke machen lassen, die verschenkt wurden: gleich darauf griff er sie in einer Gegenschrift an, und vertheidigte sie in einer dritten. Diese kleinen Kunstgriffe unterstützten wirksam den innern Werth des kleinen Werks. — In der Form oft barock, im Detail nicht unabhängig von den Liebhabereien der Dresdner Freunde, in der Terminologie ganz auf die Lehrgebäude der Schweizer begründet, eröffnet die kühne kleine Schrift doch ganz neue Gesichtspunkte: Verachtung gegen den französischen Geschmack und gegen Bernini; Spott gegen die philisterhaften Sitten des deutschen Volks, die alle Freiheit der Bewegung hemmen; und ein stolzer Idealismus, der auch wie Klopstock nach dem Göttlichen strebt, aber das Göttliche nur in dem höchsten Ausdruck des Sinnlichen findet. Beide Männer richteten einen Cultus der Freundschaft auf, aber Winckelmann war darin fast ganz antik, während Klopstock die Wärme des Gefühls fast nur in der gemeinsamen Andacht suchte. So stehn sich alle ihre Ideale gegenüber.

„Die Schönheit ist der Inbegriff, die eigentliche Substanz alles Göttlichen, welches den Himmel und die Erde, die Natur und das Leben erfüllt. Die höchste Schönheit ist in Gott. — Den höchsten Gebilden der idealen Schönheit ist der Zug der Selbstgenügsamkeit eigen, welche auf der Tiefe, Selbständigkeit und Vollkommenheit ihres Wesens beruht, das alles Irdische in sich vernichtet. Am vollkommensten offenbart sich die Schönheit im Zustand der Ruhe, wenn kein Affect die Klarheit der Seele trübt, wenn das Zünglein der Wage weder zum Schmerz noch zur Fröhlichkeit hinneigt, und der Geist sich in die tiefe Stille selbstvergessener Befriedigung und Sammlung zurückzieht. Der vaticanische Apoll, der den Drachen mit Zorn und Geringschätzung erlegt, bleibt der schönste der Götter, denn der Zorn malt sich nur in den aufgeblähten Nasenläppchen und die Verachtung in der hinaufgezogenen Oberlippe. Den Affect stellt ein weiser Künstler immer nur als eine momentane Abweichung von dem normalen Gemüthszustand der Ruhe dar, zu welcher jeder edle Geist zurückstrebt."

*) Gleichzeitig schrieb Hagedorn die Lettre à un amateur de la peinture.

Diese Auffassung der Antike deutet auf einen entschiedenen Gegensatz zu Lessing, der, gerade in Unterhandlungen über das Wesen der dramatischen Kunst begriffen, in der Handlung und Bewegung den Kern des Poetischen fand, und die Bewunderung des ruhenden Ideals nur als Erholungspunkt gelten ließ. „Ich gehe mit Ihnen," schreibt ihm Moses, „in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehn, aber Winckelmann in seiner vortrefflichen Abhandlung, dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft hinreißen lassen. Man finde bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe, wie er es nennt, und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleids gleichsam mit einem Firniß von Bewunderung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt z. B. den Laokoon an, den Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat: jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das blos mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleid nachzusetzen ist."

Klopstock spricht sich in einigen Epigrammen ziemlich zweifelhaft über Winckelmann aus, dagegen schreibt Hamann kurze Zeit darauf: „Die Abhandlung macht dem deutschen Genie in den schönen Künsten Ehre; alle Anmerkungen Winckelmann's über die Malerei und Bildhauerkunst treffen auf das Haar ein, wenn sie auf Poesie und andere Künste angewandt werden. Die Odyssee hat mir ein ganz neues Licht über die epische Poesie gegeben; Bodmer und Klopstock haben beide den Homer gewiß studirt, sie haben ihn aber nicht anders als im Kleinen, im Detail nachzuahmen verstanden."

Endlich erhielt Winckelmann vom König das verheißene Jahrgehalt von 200 Thlr., und reiste eilig ab. Nach achtwöchentlicher Reise kam er 18. Nov. 1755 in Rom an, wo er zunächst den Hofmaler Mengs aufsuchte, an den er durch Dietrich empfohlen war. Auf dem päpstlichen Stuhl saß der gelehrte und kunstliebende Benedict 14. Lambertini.

Rafael Mengs, geb. 12. März 1728 zu Außig in Böhmen, war schon im 13. Jahr von seinem Vater nach Rom genommen, und im 16. in Dresden als Hofmaler angestellt, mit der Erlaubniß, wieder nach Italien zurückzukehren. 1748 trat er in Rom zuerst mit einer großen Composition auf, wurde katholisch und heirathete ein schönes italienisches Bauermädchen. Das Jahr darauf kehrte er als erster Hofmaler nach Dresden zurück, und erhielt 1751 den Auftrag, für die neue katholische Kirche das Altargemälde

auszuführen. Es wurde ihm vergönnt, dasselbe in Rom zu arbeiten, wo er 1754 Director der Malerakademie auf dem Capitol wurde. Winckelmann wohnte in seiner Nähe, war täglich in seinem Hause, studirte und schrieb bei ihm; die Kunst war der stete Gegenstand ihrer Unterhaltung, und schon in den ersten Monaten ihres Zusammenlebens beschlossen sie, gemeinschaftlich ein Werk über die Kunst zu schreiben. Mengs war, wie Winckelmann, ein kühner Idealist, ein echter Anhänger der Antike, und, wenn auch kein Genie, doch ein Talent vom ersten Range; ein fast vollständiges Bild von seinem Schaffen giebt das Altarstück in Dresden. Beide begegneten sich ferner in der Auffassung der Allegorie, als der reinsten Vermählung des Idealen und Individuellen in der Kunst.

Vorläufig aber ließ Winckelmann den gewaltigen Eindruck Roms auf sich wirken, und es dauerte längere Zeit, bis er sich zu neuer Productivität erhob. — Ueber sein damaliges Verhältniß zur allgemeinen Bildung sprach sich Heyne — der ihn schon in jener Periode kannte, vortrefflich aus. „Er hatte die besten Schriftsteller des Alterthums gelesen, hatte seinen Geschmack nach jenen großen Mustern Griechenlands gebildet, seine Einbildungskraft mit Bildern aus dem Homer und Plato genährt, und im Voraus einen Reichthum mythologischer, historischer und dichterischer Kenntnisse eingeerntet, ehe er noch an den Gebrauch dachte, den er für die alten Kunstwerke davon zu machen bestimmt war. Die Muße, die er nachher mitten in einer großen und ausgewählten Bibliothek genoß, verschaffte ihm eine ausgebreitete Belesenheit auch in Schriften verschiedener neuern Sprachen, und die Einsamkeit, die schöne Natur der Gegend, wo er lebte, die Platonische Schwärmerei, mit der er sich nährte, alles dies diente, seine Seele zu der Begeisterung vorzubereiten, welche er in das Studium der Kunst mit hineinbrachte. — Eine brennende Ehrbegierde beseelte ihn, so sehr er zuweilen das Gewand einer stoischen Apathie über dieselbe zu werfen glaubte. Seine lebhafte, wirksame Einbildungskraft machte seine Betrachtung der alten Kunstwerke fruchtbar. — Sein größtes Verdienst ist, daß er das Studium des Alterthums in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst. Da über die alten Kunstwerke noch nicht leicht Künstler geschrieben hatten, sondern Gelehrte, die oft kaum ein Gefühl oder einen Gedanken von Kunst hatten, so war ein mythologischer Umstand, ein noch unbekannter Gebrauch oder Ceremonie, wenn es hoch kam, die Erläuterung einer ähnlichen Stelle in einem alten Schriftsteller, Alles, was ein altes Werk der Betrachtung werth machen konnte; auf künstlerische Erfindung und Ausführung dachte der gelehrteste Antiquar am wenigsten. — Winckelmann brachte das Gefühl für die Schönheit mit: die Begeisterung, mit der er sich in Bewunderung der großen Kunstwerke ergoß,

faßte und ergriff einen Theil unserer jungen Gemüther, und feuerte sie zum Gefühl des Schönen an.“ — Der so schrieb, hatte schon damals Gelegenheit, Winckelmann aus der Nähe zu beobachten.

Heyne, der Sohn eines armen Leinewebers in Chemnitz, war 25. Sept. 1729 geboren, gleichalterig mit Lessing. Ueber seine Jugend berichtete er später: „Ich ward in der größten Dürftigkeit erzogen. Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten gefertigt hatten, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht: ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmann gehn, ob wir sie nicht loswerden könnten.“ Um das dürftige Schulgeld für die Volksschule aufzubringen, mußte der zehnjährige Knabe einem Nachbarkinde Elementarunterricht ertheilen. Den Groschen Wochengeld für die lateinische Schule zahlte ein wohlhabender Bäcker, Heyne's Pathe; ein Pastor brachte ihn im 11. Jahre in's Lyceum unter: aber die nöthigen Schulbücher kaufte er nicht, so daß der arme Junge sie vor den Lectionen abschreiben mußte. — Trotz all dieser Noth und Sorge brachte er es 1748 doch dahin, nach Leipzig zur Universität abgehn zu können, wo er oft nicht einmal ein Stück Brod zum Mittagsessen kaufen konnte. Eigentlich sollte er Theologie studiren, er ließ sich aber in die juristische Facultät einschreiben, obwohl er hauptsächlich die Vorlesungen von Ernesti und Christ besuchte, von denen namentlich der Letztere sich seiner annahm. Eine lateinische Elegie erregte den Beifall des Gr. Brühl, und man rieth Heyne, nach Dresden zu gehn, wo er 14. April 1752 ankam, ohne jedoch etwas Anderes zu erlangen, als eine Hofmeisterstelle. Als diese Ostern 1753 aufhörte, stieg die Noth auf's höchste, so daß er seine Bücher verkaufen und bei einem Bekannten auf der Erde schlafen mußte, weil er nicht im Stande war, sich eine Wohnung zu miethen. Im Herbst 1753 beschäftigte ihn Brühl als Copisten auf seiner Bibliothek, mit 100 Thlr. Gehalt, wo er hauptsächlich von Uebersetzungen lebte. Er studirte eifrig die Alten, zugleich aber Montesquieu, Shaftesbury, Locke. 1755 erschien seine Bearbeitung des Tibull, die seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machte. März 1756 lernte ihn Lessing kennen, der auf einem Besuch bei seinen Eltern (er hatte sie acht Jahre nicht gesehn) Dresden berührte.

„Um die Alten in ihrem Sinne zu fühlen, muß man bei ihnen einheimisch geworden sein, man muß gleichsam griechische Luft geathmet haben. — Welches ist nun das beste Hülfsmittel, um ohne Kenntniß der Sprache in den Geist

der Griechen einzudringen? Ich sage es ohne Bedenken: das Studium der Antike. — Vor der Gruppe der Niobe oder des Laokoon lernen wir die Tragödien des Sophokles verstehn. — Die Urbilder der menschlichen Gestalt bedürfen keiner Dolmetschung; ihre erhabne Bedeutung ist unvergänglich, und muß bei allem Wechsel der Zeiten, unter jedem Himmelstrich wiedererkannt werden, wo ein edler, dem griechischen verwandter Menschenstamm lebt, überall, wo nicht die Mißgunst der Natur die menschlichen Züge zu tief unter das reine Urbild hinabgedrückt und für das echte körperliche Schöne unempfänglich gemacht hat. — Der beste Schlüssel, uns in dieses Heiligthum des Schönen durch tiefe in sich gesammelte Betrachtung einzuführen, ist unsers unsterblichen Winckelmann Geschichte der Kunst."

So schrieb mehr als ein halbes Jahrhundert später A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über das Theater; hören wir zum Vergleich, was damals, 1756, ein ebenso geistvoller Philolog, Ernesti, bei der Denkrede auf den Archäologen Christ in Leipzig äußerte.

„Wenn man der Wahrheit entsprechen will, so ist Alles, was in neuern Zeiten die Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Bewundernswürdiges, Reizendes und Ausgezeichnetes hat, von den griechischen Kunstwerken copirt... Italien hatte einen solchen Ueberfluß an den vortrefflichsten Kunstwerken, daß manche sogar in die Leichengrüfte hinabsteigen und ihnen zum Aufputz dienen mußten: so eine feine List spielte das Glück, daß in jenem Dunkel die schönste der Künste einen Zufluchtsort habe, woher sie nach Befreiung Italiens von den Barbaren wieder an's Licht hervorgerufen werden konnten. Denn da die Leute nach Vertilgung der scholastischen Philosophie in den griechischen und römischen Schriftstellern Weisheit aufzusuchen begannen, so fing man auch an, den Ueberresten der alten Kunst nachzuforschen. Heut zu Tage sind die Werke in gothischem Geschmack bei uns in Verachtung, so auffallend ist ihre Rohheit und ihre Manier, die gleich weit von Einfalt und Schönheit absteht. Wem anders sind wir diesen verfeinerten Geschmack schuldig, als denen, die die alten Kunstwerke überall aufsuchten?"

Weniger in Winckelmann's Sinn war, was Ernesti unmittelbar darauf bei dem Begräbniß eines Theologen sagte: „Wenn man das, was die weisesten Griechen und Römer auf die vortrefflichste Art an Anweisungen zur Tugend gegeben, was sie über die Mäßigung der Leidenschaften und Verachtung aller irdischen Dinge geschrieben haben, Alles in Eins zusammennimmt, so wird man nicht nur nichts Schönes und Gutes darin finden, das nicht ebenso gut und schön in der h. Schrift zu finden wäre, sondern man wird auch Alles herrlicher und lauterer darin bemerken."

Wir kehren nach Berlin zurück. — Moses' Ruf war sehr im Steigen; er wurde in auswärtigen Schriften gerühmt; Sulzer stellte ihn Nov. 1755 dem Präsidenten Maupertuis vor, obgleich diese Bekanntschaft keine weitern Folgen hatte, und selbst bei Hofe wurde man auf den gelehrten Juden aufmerksam. Baumgarten, doch immer eine Autorität, verkehrte viel mit ihm; am engsten aber wurde bald der Umgang mit Nicolai, den er erst Ende 1755 als Verfasser der „Briefe" kennen lernte, den er dann allmorgentlich vor dem Comptoir in seinem Garten besuchte, und mit dem er Alles durchsprach, was ihn interessirte. Seine Stelle war einträglich genug, um ihn ganz sorgenfrei zu machen; er lernte jetzt mit Nicolai zusammen noch Griechisch, Musik (es ist bezeichnend für ihn, daß er seinem Lehrer entschieden den Unterschied des 6/8 vom 3/4 Tact abstritt!), und man wollte wissen, daß er Anlagen zum Bel Esprit bekäme. Jan. 1756 wurde durch Veranstaltung des Candidaten Resewitz zu Berlin eine geschlossene Gesellschaft für Gelehrte und Schöngeister gegründet, die sich doch bis auf 100 Mitglieder ausdehnte: darunter Moses, Nicolai, Sulzer, Ramler, Gumpertz, Müchler, der Schotte Middleton, Premontval, mit dem Moses jetzt sehr freundlich verkehrte; der Artillerie-Leutnant Jacobi, ein tüchtiger Mathematiker; Prof. Aepinus, der gegen Moses und die Wolffianer mit Premontval den Zufall vertheidigte; der berühmte Euler, die Musiker Marpurg und Fasch (geb. 1736 zu Zerbst, seit 1756 in Berlin), der Maler Bernh. Rode u. A. Es wurden freie Vorträge gehalten, am liebsten ästhetischer Art; der Begriff des Genies namentlich wurde allseitig erwogen. Auswärtige Gelehrte (so der junge Hamann aus Königsberg 14. Oct. bis 23. Nov. 1756) fanden freundliches Willkommen in diesem Kreise.

Dieser lebhafte Verkehr aber ließ Lessing keineswegs vergessen; Moses' Briefe sprechen eine herzliche und selbst sehnsüchtige Freundschaft aus. Durch seine Vermittelung hatte sich auch Sulzer umstimmen lassen; er bot Lessing ein Reisestipendium an, aber dieser hatte schon mit einem jungen Leipziger Patricier, Winckler, einen Vertrag abgeschlossen, ihn auf einer längeren Reise zu begleiten. 10. Mai hatten sie Leipzig verlassen, hatten über Magdeburg, Halberstadt (Gleim) den Weg nach Hamburg genommen, wo Lessing den Schauspieler Eckhoff besuchte, um ihm von Weiße einige dramatische Versuche zu überbringen und sein Gutachten einzuholen. 29. Juli kamen sie in Amsterdam an, aber kurze Zeit darauf rief sie der Krieg nach Leipzig zurück.

— Der siebenjährige Krieg beginnt; namentlich für Sachsen eine Zeit der Noth und des Elends. —

29. Aug. 1756 rücken die Preußen in Sachsen ein; 9. Sept. ist der

Einzug in Dresden, 1. Oct. die Schlacht bei Lovositz, 15. Oct. die Gefangennehmung der Sachsen bei Pirna. — Die Schauspieler flohen aus Leipzig; der Buchhandel stockte. Christ, der gerade Rector der Universität war, starb vor Schreck, 56 J. alt*). Gellert lebte nur noch in Angst und Schrecken: „Gott sei Dank!" schreibt er einmal, als ein Jahr vorüber war, „die übrigen Jahre wird er mir auch überstehn helfen!" Einmal sagte man ihn todt, und Kleist schrieb: „Die Erde weinte, der Himmel freute sich!" „Als ich die erste Hälfte las," schreibt Gellert, „so erschrak ich schon nicht wenig; aber wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute sich! Ich weinte, daß ich dieses Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in einem Augenblick." Winckelmann fürchtete seine Pension zu verlieren, doch kam er mit dem Schrecken davon. Lessing war Ende Sept. wieder in Leipzig, „Dank dem König von Preußen!" und gerieth, da Winckler ihm die versprochene Entschädigung schuldig blieb, wieder in große Noth; er entschloß sich endlich zu einem Proceß, der sich aber bis zum Oct. 1764 hinschleppte!

„Warum fliehen Sie nicht," schreibt Moses an Lessing Jan. 1757, „diesen Ort der Unruhe, Betrübniß und allgemeinen Verzweiflung?" — Es gab doch Manches, was Lessing an Leipzig fesselte. Zunächst Weiße, der sich immer als guter Kamerad zeigte. Dann kam März 1757 Kleist als preußischer Major hin, die Umwandlung sächsischer Soldaten in preußische zu besorgen; nicht mehr von Friedenssehnsucht verzehrt, sondern stolz auf den Ruhm seines Königs: „Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir, o Himmel! — einher vor wenig Helden ziehn; ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn, und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel." Lessing lernte ihn gleich nach seiner Ankunft kennen, da Kleist einige Tage bettlägerig war, und es entspann sich zwischen den beiden lebensfrohen und tüchtigen Männern eine Freundschaft, wie sie Lessing nicht wieder gekannt hat. Zuweilen (Ostern 1757) kam Gleim zum Besuch, der ernsthaft damit umging, eine Geschichte des Krieges zu schreiben, und nebenbei noch immer zwischen Gottsched und Bodmer zu vermitteln suchte. Mit Kleist kam Ewald, ein unruhiger Abenteurer, auch mit Nicolai gut bekannt, der später ein trauriges Ende in Algier nahm. Außerdem schlossen sich einige strebsame Stu-

*) Ernesti hielt ihm die Denkrede, in der seine archäologischen Arbeiten sehr gerühmt waren. Um dieselbe Zeit starb der Primarius der Theologie, Hebenstreit, 70 J. alt; und wanderte Kästner, 47 J. alt, nach Göttingen aus, nachdem er kurz zuvor geheirathet hatte. Jöcher starb 10. Mai 1758, 64 J. alt. Ernesti wurde an Kapp's Stelle Professor der Beredsamkeit.

dirende der Gesellschaft an: Clodius, Theolog, Rectorsohn aus Annaberg, geb. 1738; Moritz v. Thümmel, geb. 27. Mai 1738, Sohn eines Rittergutsbesitzers zu Schönfeld bei Leipzig; v. Brawe, geb. 4. Febr. 1738, Sohn eines Geheimeraths zu Weißenfels, der als gläubiger Jünger des Mystikers Crusius*) oft über Philosophie mit Lessing disputirte, während Weiße und Kleist das Gespräch durch Scherze unterbrachen. Der Umgang Lessing's mit preußischen Offizieren erregte in Leipzig großen Anstoß; er galt als leidenschaftlicher Preuße, und war im Eifer des Gefechts im Begriff, einer zu werden.

„Sie verlangen von mir," schreibt er 10. Mai 1757 (vier Tage nach der Schlacht bei Prag) an Gleim, „eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Juden hinangeklettert, und habe ihm den steinernen Bart gestreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen?" — Hier folgt nun die an Gleim gerichtete Ode: „... Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König. — Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas. Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen. Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen, deinen schlauen, doch edel denkenden Friedrich. Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können. Singe ihn, im Dampf der Schlacht; sowie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verliert. Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfeld, mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner Gefährten. Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. — Ein Mährchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute. Unglücklicher Hirte! wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder

*) Crusius, geb. 10. Jan. 1715 bei Merseburg, studirt zu Leipzig; Professor daselbst 1744. „Entwickelung der nothwendigen Vernunftwahrheiten" 1745. „Logik oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß" 1747. Er war ein eifriger Anhänger Bengel's, dessen mystische Eingebungen er auf eigenthümliche Weise mit scholastischer Terminologie verquickte. Besonders that er sich darauf zu gut, durch die neue Kategorie der „Subsistenz", die er ebenso von „Substanz" als von „Existenz" unterschied, eine tiefere Begründung für die Dreieinigkeit gefunden zu haben.

um dich sammeln! Wie rufen sie so ängstlich im Dornengeheck nach dir!" — Die Ode schlägt nach beiden Seiten, aber in Prosa, sehr bestimmt, setzt Lessing hinzu: „Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist!"

Da Lessing einmal bei der Ode war, ließ er rasch eine zweite folgen, an Kleist gerichtet, die Klopstock's Elegie an Ebert parodirend, humoristisch die Thaten ihrer Freunde verzeichnet. Zum Schluß heißt es: „wenn auch ich nicht mehr bin, ich, deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden, als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — — ... Dann erst, o Kleist! dann erst geschehe mit dir, was mit uns Allen geschieht! dann stirbst du; aber eines edleren Todes; für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin. O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier: Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen. Und Alle folgten ihm zum Ziele des Siegs! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis zum Tode; er fiel, und es floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her*)."

„Denken Sie einmal," schreibt er an Gleim 14. Juni 1757, „was sich Ihres Königs Soldaten Alles unterstehn! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang, mit dem Zusatz, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle."

Gleim, dessen Autorschaft noch längere Zeit ein öffentliches Geheimniß blieb, verfehlte nicht, durch dieses Lob ermuthigt, jeden neuen Sieg seines Helden zu besingen, immer mit lauten Anrufungen Gottes, den frommen König zu schätzen. Der Stoff verrieth einen glücklichen Griff, und das frische, muntere, marschartige Versmaß war gut gewählt; jetzt kommt uns diese Stimme ziemlich dünn vor, aber nicht blos Moses, Lessing, Nicolai, Ramler, Kleist freuten sich darüber, noch längere Zeit darauf fanden Herder und Goethe darin den ersten kühnen Griff der Poesie in's wirkliche Leben. Gleim hatte bald Gelegenheit, den König in der Nähe zu sehn: die Franzosen trieben Sept. 1757 ihr Wesen in Halberstadt, und erst die Schlacht von Roßbach brachte sie her-

*) Aus dieser Periode ist auch eine Aufschrift Wieland's auf ein Portrait des Preußenkönigs, den er mit Alexander vergleicht: „Du Friedrich, den die Vorsicht auserkoren, der Schutzgeist dieser Welt, die jener einst verheert, zu sein: weit mehr als er bist du Homere werth, doch fehlen die Lysippen und Homere."

aus. Doch kam Gleim bei seinem resoluten Wesen und seiner Kenntniß des Französischen gut genug weg.

Und doch hatte Lessing allen Grund, auf die preußische Eroberungslust zu grollen. „Ich und der König von Preußen," schreibt er 18. Juni 1757 an Ramler, „werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um sie auf eine oder die andere Weise mit ihm abzuthun. Da nur Er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehn habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er bleiben lassen! ich denke es nicht weniger, aber dafür will ich ihm auch wünschen — — daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden!"

Bald darauf kam Friedrich selbst nach Leipzig, und da seine Umgebung ihm noch immer — Gottsched als den größten deutschen Dichter bezeichnete, ließ er ihn kommen, 31. Oct. 1757, sechs Tage vor der Schlacht bei Roßbach. — Der Bericht des wackeren Mannes lautete:

„Verwichen Sonnabend halb 12 Uhr kommt der König mit etlichen Regimentern und 2 Battalion von seiner großen Potstammer Garde, neu recroutiret und aufs kostbarste montiret, hier an. Da machen unsere Leipziger große Augen. Es war in der That ein unvergleichlicher Anblick; theils was die extraschönen und großen Leute, theils was ihre montur betrift, die blau mit silbernen Schleifen und Achselbändern und Orange Westen und Beinkleidern ist; die Hütte aber groß, mit ausgehackten silbernen point d'espagne. Die Universitaet schickte 4 Professores zu Ihm, Ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führet das Wort. Er fraget Sie allerley, die studia betreffend, zumahl die Historie und Philosophie, aber er fraget gleichfals nach mir und meiner Frauen. Man läst mich solches wißen, da ich eben zu Tische bin: Aber siehe den Augenblick etwa um 1 Uhr ist ein Bote da, der mich zum Könige fordert, und zwar nach 3 Uhr. Ich muß in die Facultaet gehen einen neuen Decanum zu wählen. Als ich da bin, kommt um halb 3 Uhr abermahl ein königlicher Bedinter, und dringet auf meine Ankunft; weil der König, der mich doch erst um 3 Uhr bestellet hatte, schon nach mir gefraget hätte. Ich erschien denn wirklich vor dem Schlage 3 in seinem Vorzimmer. Ich werde gemeldet, und herein geruffen. Der Herr stehet vor einem Camin, den Hut unter dem Arm, und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm, und küßete Ihm den Rock. „Ich habe neulich nicht recht mit Ihm sprechen können, und wolte doch gerne etwas mehr mit ihm bekant werden, sage er mir, hat seine Frau den Bayle übersetzt?" — Nein Ew: Majestaet, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer. — „So hat er ihn denn selbst gemacht?" — Auch ich habe es

nicht gethan, Allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter Koenigstaeter, der schon todt ist. — „Was hat er denn dabei gethan?“ — Ich habe ihn durchgehends mit dem Original verglichen und ausgebeßert, auch Anmerkungen dazu gemacht. — „Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen?“ — Ja, Ew. Majest: so viel die juristische Schreib-Art des Uebersetzens solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür; In Ansehung des Styli kan Bayle nichts verliehren, da er der größte Stylist nicht ist. — „Wie kann Er von des Bayle Stylo urtheilen, hat er ihn denn recht gelesen?“ — 2 bis 3 mahl, weil ich ihn bei der Edition 2 bis 3 mahl corrigiren und revidiren müßen, so viel französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernet, daß ich von Bayle und seiner Schreibart urtheilen kan. — „Was hat Bayle für Fehler rc.“ — — — — Denken Sie, lieber Freund, was das für ein examen rigorosum war? Aber ich gab Ihm zur Antwort, indem ich fort fuhr. Worauf er erwiederte: Das ist wahr, das ist sein Fehler. Und um Ihm zu zeigen, daß ich auch davon urtheilen konte, hub ich an französisch zu reden: denn bis dahin hatten wir lauter deutsch gesprochen. Das schien Ihm nun unerwartet zu kommen. Indessen trat Er vom Camin nach dem Fenster zu, und hub an tausend Fragen zu thun. Was meine Frau sonsten geschrieben hätte? Was ich aus dem französischen übersetzt hätte? Und als ich Ihm die Lutrin aus dem Boileau, die Iphigenia aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeigete Er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil Er glaubte, daß sie gar nicht deutsch gegeben werden könten. Es ward noch viel anders von deutschen Trauerspielen, von Opern und Commedien geredet, bis er wieder auf die beiden Stücke kam, die Er sehen wolte. Ich erbot mich sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Sr. Majest: befehlen wolten. Nein, sprach Er, bringe Er sie mir selbst her, und zwar bald. Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holete sie; so daß ich mit dem Schlage 4 wieder bei Ihm war. Denken Sie mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug mit einem so großen Herren fast eine Stunde geredet, und Ihm die schönen Wißenschaften der Deutschen bekant gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erst recht an; ich kam wieder und fand Ihn an seinem Schreib-Tische sitzen, da Er die Originale der Uebersetzung Boileau und Racine nebst andern mehr vor sich liegen hatte. Er fing wieder an, von der Schwierigkeit solcher Uebersetzung zu reden und die teutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklähren. Ich nahm mir die Freyheit, Ihm das Gegentheil davon zu versichern, und erbot mich, alles was Er mir vorgeben würde, auszudrücken. So ging es denn an die Vergleichung des textes mit meiner Uebersetzung. Ob Er nun gleich viele teutsche Wörter nicht verstund, so criti-

sirte Er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedruckt hätte, als Er sich jemahls möglich zu sein eingebildet hatte. Bey diesem war der Abbé des Prades zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit seiner Sprache und Dichter zu verstehen gab. Und hier wurden nun fast unzählige Schriftsteller erwähnet, die der König alle gelesen hatte, und richtig beurtheilete. Von den Poeten kam Er auf die Geschichtschreiber, Welt-Weisen, Mathematiker ꝛc. — — Cartesius, Malebranche, Lok, Leibnitz, Wolff, Thomasius und die jetzigen hällischen Philosophen wurden von Ihm beurtheilet, wobei ich denn Gelegenheit hatte, Ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hatte. Er hielt sonderlich auf den Lok viel, sagte, daß Er ihn in Halle eingeführet, daß aber der dasige Professor Meier ihm nicht gewachsen wäre. Er fragte: Ob man hier ihn lese? ꝛc. — — — Ich sagte das Buch wäre für die Studenten zu weitläuftig, ein guter Professor müste einen Auszug daraus machen ꝛc. Ey es ist eine schwere Sache einen guten Profeßor zu finden. Thomasius ist einer gewesen. Ich suche schon seit geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kan keinen finden; Indeßen wenn die unruhigen Zeiten aus sind, will ich wieder daran denken. Indeßen habe ich ihm, bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Douceurs mit eingestreuet Z. E. Da Er die dramatischen Poesien tadelte, sagte ich: es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht beßer gelinge, es gäbe so wenig Terenze, die das Glück hätten von Scipionen getadelt und gebeßert zu werden. Als wir auf den Horaz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich: Es fähle in Deutschland an einem August; Vous en avez un, versetzte Er; mais il manque d'un Mecene erwiderte ich, en cela, war seine Antwort vous avez raison! Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte Er: das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, und je parle comme un cocher, jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren, und habe keine Zeit mehr dazu. Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielte; Sie stehet im ersten Buch der Oden, und ist an eine junge Wittwe gerichtet, die wieder heirathen soll. Bey allen diesen Unterredungen ward es dunckel, und weil ich schon vorhin einmahl gesagt hatte, daß alle Franzosen den Horaz sehr weitläuftig und schlecht übersetzt hätten, wolte Er mir eine Ode vorlesen, es war die Tyrrhena Regum, sagte Er. progenies, setzte ich hinzu, und daß sie an den Maecenas als einen Abkömmling aus den Aetrurischen Geschlecht gerichtet wäre. So sahe er damahl, daß ich den Horaz auch kante, wie ich denn bey seinem Vorlesen die besten lateinischen Stellen laut dazu

sagte. Die Uebersetzung war sehr gut gerathen, so, daß ich sie mit recht loben konte; aber ich sahe auch wohl an dem prächtigen Druck des Qvartanten, den Er vor sich hatte, daß es sein Philosophe de Sans Soucy wäre, den Er in seinem Schloß hat drucken laßen und den Niemand hat, als der, dem Er ihn selbst giebt. Es war also seine eigene Uebersetzung, und ich lobte sie desto mehr. Es sind noch hunderterley im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden, denn unser Gespräch wärete von 4 bis 7 Uhr in einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Er erzählete mir allerley lustige Sachen, von einem Prediger in Thüringen, wo er im Qvartir gestanden; Vom seeligen Reinbeck, von der Brühlinischen Bibliothek, von des Baron Friesen seiner, bey Leipzig. Er redete vom seel: Pitsch in Königsberg, und den gar zu schwülstigen Ausdrücken seiner Gedichte; von Graf Bünaus und Mascovs Historie; von Gellerts Fabeln, und hundert andern Sachen, denn was kan man in viertehalb Stunden nicht reden. Des Klopstok Messias verwirft Er ganz und Miltonsche Schreibart auch. Ce sujet ne vaut rien pour la poësie. Weil er mir nun soviel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtentheils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschiede: Je me vanterai a l'avenir d' avoir appris le loix de la poësie du legislateur de tant de peuples. Er verstund wohl was ich sagte, es schien Ihm nicht zu mißfallen, denn Er sagte: J'ai l'honneur de vous revoir, und so entfernte ich mich, indem Er ein Paqvet aufbrach, welches Ihm der Geheimte Raht Eichel zuschickte."

„Ich mache des nächsten Tages die Strophe des Rousseau und schickte sie des Abends gegen 8 Uhr an seinen Kammerdiener. Es dauert nicht eine Stunde, so ist ein königlicher Kammer Laqvai da, der mir eine Antwort versiegelt bringt. Ich erbreche es, und finde außer einer gedruckten französischen Ode auf die Eroberung von Port Maon, die ich Ihm geschickt hatte, auch ein qvartblat, das Er mit schönen französischen Versen eigenhändig beschrieben hatte. Ich lese sie mit Beschämung durch, und erstaunete über die Geschwindigkeit der Antwort, ungeachtet es um die Tafel-Stunde war. Ich sahe, daß es sich auf unsere discourse bezog, und machte geschwinde 12 deutsche Verse zur Antwort: Aber weil der König morgends früh um 7 Uhr abreisen wolte, so war um 10 Uhr schon zu Bette. Es ist Ihm also auf seinem Tisch geleget worden. Früh um 7 war ich zugegen als der König abreisete, da Er im Vorbeygehen mir auf einem Dancksagungs Complement zurief: Adjeu Monsier."

„Als der König den vorigen Mittwoch zum zweiten mahl wieder kam, schickte Er gleich nach Tische um 3 Uhr nach mir; halb 4 war ich da und ward gleich vorgelaßen. Er fragte nach vielen von meiner Frauen Schriften

und Versen, Prose und Briefen, französisch und deutsch und wolte was davon sehen. Er kam auf viele andere Materien von schönen Wissenschaften, der deutschen Sprache, den Trauerspielen ꝛc. Kurz der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der Tausendste Gelehrte nicht hat. Eine Stunde war vorbey; als Er mir befahl morgen wiederzukommen und das übrige mitzubringen. Ich erschien Donerstags um halb 5 Uhr. Ich brachte Ihm allerley mit und er las von allen was: aber sonderlich den französischen Brief meiner Frauen, und sagte: Si j'avois plus de temps ici, j'ecrirois à elle. Ich überreichte mein Gedicht von einer lateinischen guten Hand geschrieben. Er nahm es, und als ich mich erbot, solches vorzulesen, so sagte Er, Non je le lirai moimême, je l'entendrai mieux. Und hier nahm Er sich Zeit und Gedult es von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Oft fragte Er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes, oft machte Er Anmerkungen oder forderte Erleuterungen, kurz, Er las bis an's Ende und als: die rauheste Sprache kam, sagte Er: Das hat Er mir nicht schencken wollen, aber mit lächeln. Ich bat unterthänigst um Vergebung, und so dauerte die Unterredung bis 7 Uhr Abends."

Die Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757), die der hypochondrische Gellert von dem Gut seiner Freundin aus mit Entsetzen ansehn mußte (Kleist hatte den Auftrag, die Verwundeten nach Leipzig zu bringen: er war sehr niedergeschlagen darüber, nicht dabei gewesen zu sein), war für die deutsche Literatur sehr wichtig: sie gab der Opposition gegen die französischen drei Einheiten Muth, und machte die englische Poesie ebenso populär in Deutschland, als den Namen Friedrich des Großen populär in England. Wenn man damals den König von Preußen als Helden des Protestantismus zu feiern versuchte, so war das freilich zu viel: aber etwas war doch daran: wenn zwei katholische Mächte gegen zwei protestantische kämpfen, und der Papst den Degen der einen weiht, so hat die Religion allerdings ein Interesse daran.

Die fortgesetzten Siege der Preußen (Leuthen 8. Dec. 1757) weckten noch andere Dichter; aber Gleim blieb allen voran. Es ist doch eigen, daß Friedrich von der Existenz dieser Grenadierlieder gar nichts gehört hat. — Sein Verkehr mit Gottsched dauerte fort, obgleich die Unterredung einen unaussprechlich komischen Eindruck auf den König gemacht zu haben scheint: „Er wird," schreibt Lessing einige Zeit darauf sehr ergrimmt an Kleist, „mit dem Gesalbten unsers Gleim immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder französische Verse gesetzt, nebst einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß daraus; er ist vielmehr so stolz darauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt, in sein

Neuestes hat eindrucken lassen. Gott wolle nicht, daß unser Gleim seinen Patriotismus soweit treibt, daß ihm Gottsched durch diese Bekanntschaft respectabler wird! Jetzt ist vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satiren wider ihn zu machen als je."

Nebenbei hatte Lessing in Leipzig die Geschäfte seiner Berliner Freunde zu besorgen. Nicolai hatte den kühnen Entschluß gefaßt, der Handlung zu entsagen und ganz der Literatur zu leben; er mußte sich im Anfang sehr einschränken, aber er that es gern, denn sein Eifer war groß. Ermuthigt durch den Erfolg der „Briefe", beschloß er, zur Beförderung des guten Geschmacks und zur Verbesserung der deutschen Poesie mit Moses ein kritisch-ästhetisches Journal herauszugeben, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften": die erste Zeitschrift der Art, die einen durchgreifenden Erfolg hatte. Nicolai hatte in Paris Correspondenten verschafft, Lessing trieb Febr. 1757 in Leipzig einen Verleger auf und besorgte die Correcturen; das erste Heft erschien Mai 1757. Jedes Heft sollte mit dem Portrait eines berühmten Mannes geziert werden; Kleist sollte den Anfang machen, da er sich aber weigerte, kam Hagedorn an seine Stelle. Lessing schlug für sein eignes Portrait die Umschrift vor: Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

Um die Kunst aufzumuntern, setzte Nicolai aus eignen Mitteln einen Preis für das beste Trauerspiel aus (50 Thlr.); um den Concurrenten den richtigen Weg zu weisen, schrieb er eine Abhandlung über das Trauerspiel, welche an die Spitze der Bibliothek kommen sollte. „Hauptsächlich habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sei der Zweck des Trauerspiels, die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind. Ich setze also den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften, und sage: das beste Trauerspiel ist dasjenige, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt." Das veranlaßte einen höchst lehrreichen Briefwechsel zwischen Lessing, Moses und Nicolai, der bis in den Mai 1757 hineinging.

„Die Bestimmung der Tragödie," schreibt Lessing, „ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern — Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter. — Das Trauerspiel soll soviel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben; folglich muß die beste Person auch die unglücklichste sein. Der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Bösewicht aufführen. Der Held oder die beste Person muß nicht,

gleich einem Gott, seine Tugenden ruhig und ungekränkt verüben. Bewunderung ist das entbehrlich gewordene Mitleid; da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß seinen Helden nicht zu sehr, nicht zu auffallend der bloßen Bewunderung aussetzen, und Cato ist mir ein schlechter tragischer Held.... Der tragische Dichter muß die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk werden lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen muß; er soll seinem Helden nur soviel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen, er muß es ihn recht fühlen lassen, denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.... Nicht alle bewundernswürdigen Eigenschaften will ich vom Trauerspiel ausschließen; nur diejenigen, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstand des Mitleids mein Mitleid schwächt.... Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindlichen Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, oder gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie, aber Sie werden ihnen nicht nacheifern.... Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten an's Licht zu setzen; der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten in's Licht, um uns sein Unglück desto schmerzhafter zu machen. Ein großes Mitleid kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstand des Mitleids sein, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung.... Wir können nicht lange in einem starken Affect bleiben, also können wir auch ein starkes Mitleid nicht lange aushalten, es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dies geweckt und das starke Mitleid bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher als am Ende des fünften Aufzugs einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleid durch sein ganzes Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, d. h. Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln: was sind aber diese leeren Scenen anders als Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleid erholt?... Das Trauerspiel soll das Mitleid überhaupt nur üben, und nicht uns in diesem oder jenem Fall zum Mitleid be-

stimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nämlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleid rege wird und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden ... Der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat, sowie ohne Zweifel der der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.... Es ist wahr, daß an dem Helden ein gewisser Fehler sein muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat, weil ohne diesen sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden. Entsetzen und Abscheu ohne Mitleid würde es erregen, wenn kein Zusammenhang zwischen der Güte des Helden und seinem Unglück wäre."

Leicht übersieht man, daß in dieser Theorie der Uebergang von der Sara Sampson zur Emilia Galotti gemacht wird: es wird sich aber zeigen, daß Episoden dazwischen liegen, die auf eine ganz andere Richtung auszulaufen scheinen. — Gleichzeitig beschäftigte sich Lessing viel mit den italienischen Lustspielen, aus denen er im 4. Bd. seiner „Theatralischen Bibliothek" Auszüge gab, mit besonderer Vorliebe für die Masken, Arlechin, Tertaglia u. s. w.*) Auch hatte er vor, in Gesprächsform die Ansichten, die Moses und Nicolai mit ihm austauschten, herauszugeben: aber die Kräfte waren doch zu ungleich. — Auch für die sonstigen ästhetischen Untersuchungen sollte die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" der Mittelpunkt werden.

Gleichzeitig arbeitete Baumgarten an seinem Lehrbuch weiter, Ramler gab (1758) eine neue Uebersetzung des Batteux, die eine ziemliche Zeit hindurch die Theorie beherrschte, Sulzer hielt regelmäßig in der Akademie Vorlesungen über einzelne ästhetische Gegenstände, und Lessing studirte Burke's Schrift „über das Schöne und Erhabene". Ueber den letzten Gegenstand veröffentlichte Moses eine Abhandlung in der Bibliothek: er führte den Begriff des Erhabenen auf den des Naiven zurück; wichtiger war seine Abhandlung „von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste", Juli 1757, nach Wolffischen Grundsätzen ausgearbeitet, aber doch ein Fortschritt gegen die Einseitigkeiten des Logikers. — Die Schrift war gegen das Princip der bloßen Nachahmung der Natur gerichtet. „Der Zweck des Künstlers ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten

*) Um dieselbe Zeit gab Gottsched den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" heraus, oder „Verzeichniß aller deutschen Trauer- Lust- und Schauspiele, die im Druck erschienen von 1450 bis 1750."

Bezirk vorzustellen; er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen, als die Natur in diesem oder jenem Theil gekommen ist, weil ihn keine höhern Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zerstreut hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkt, bildet ein Ganzes daraus, und bemüht sich es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Der Künstler muß sich also über die Natur erheben." Als die höchste Kunst gilt ihm die Poesie: „Der Dichter kann Alles ausdrücken, wovon sich unsere Seele einen klaren Begriff machen kann. Alle Schönheiten der Natur in Farben, Figuren und Tönen, die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, der Zusammenhang des unermeßlichen Weltgebäudes, die Rathschlüsse Gottes und seine unendlichen Eigenschaften, alle Neigungen und Leidenschaften unserer Seele, unsere subtilsten Gedanken, Empfindungen und Entschließungen können der poetischen Begeisterung zum Stoff dienen." In Bezug auf die bildende Kunst hält er sich sehr an Winckelmann: „meine Materie ist noch ungemein fruchtbar, allein ich bin in die Geheimnisse der Künste nicht eingeweiht genug, mich ohne Gefahr tiefer in ihr Heiligthum zu wagen." — Alle Künste sind von unschätzbarem Nutzen für die Moral, „nicht nur für gemeine Köpfe, die für die Tiefe der Demonstration zu seicht sind, sondern sogar für den Weltweisen selbst, wenn er kein Mittel versäumen will, die todte Erkenntniß der Vernunft zum wahren sittlichen Leben zu erwecken. . . Die Dichtkunst, die Malerei, die Bildhauerkunst, wenn sie der Künstler nicht zu einem unedlen Zweck mißbraucht, zeigen uns die Regeln der Sittenlehre in erdichteten und durch die Kunst verschönerten Beispielen, wodurch die Erkenntniß belebt und jede trockne Wahrheit in eine feurige und sinnliche Anschauung verwandelt wird."

Moses' Hauptzweck war, den Zusammenhang der Ideen und Empfindungen zu ergründen; zu diesem Ende studirte er eifrig den Spinoza, sowie die Moralisten, die Beobachtungen über menschliche Charaktere gesammelt hatten: Montaigne, Labruyere u. s. w. — Nebenbei schrieb er mit der Unbefangenheit einer jungen Bildung Kritiken über Alles, was ihm vorkam, über theatralische Aufführungen und Gemälde, über den Messias und die Fabel: es war das die Seite der Bibliothek, die am meisten wirkte, die aber Lessing am wenigsten befriedigte.

Für den Preis, welchen Nicolai ausgesetzt, meldete sich als erster Bewerber ein Trauerspiel „Codrus" Febr. 1757: als Verfasser stellte sich bald der junge v. Cronegk in Nürnberg heraus, der leider schon 1. Jan. 1758 starb. Das Stück war ganz im französischen Geschmack: ein Wetteifer in Opferfreudigkeit und Großmuth, zwei edle und tugendhafte Nebenbuhler, die

nichts von einander wissen u. s. w., der Ernst der Situation ging ganz in Nebensachen verloren, die Sprache war glatt und gefällig*). Lessing war schon damals nicht recht zufrieden, und machte einen verbesserten Entwurf: dennoch schlug er vor, dem Stück den Preis zu ertheilen, d. h. nach dem Willen des Verfassers, den Preis des folgenden Jahres zu verdoppeln. Mittlerweile würde ein junger Dichter mit einer bessern Tragödie fertig werden: „von dem ich mir (21. Jan. 1758) nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich: er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben hat. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant macht; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne." Orsina war in dieser Ausgabe noch nicht vorhanden: es dauerte 14 Jahr, ehe das Stück zum Abschluß kam.

Cronegk hinterließ noch eine zweite Tragödie: „Olint und Sophronia", nach einer Episode des Tasso: im Geschmack jenes galanten und phrasenhaften Christenthums, welches der Polyeucte in Cours gebracht hatte. Das Stück gab später Lessing in der Dramaturgie Gelegenheit zu der glänzenden Analyse dieser falschen Gattung**). — Beide Stücke waren in Alexandrinern.

Ein zweites Stück schickte Lessing Febr. 1757 zur Bewerbung ein: den „Freigeist" seines jungen Freundes v. Brawe. — Der Freigeist Hen-

---

*) „Wenn heldenmüthige Gesinnungen," sagt Lessing in der Dramaturgie, „Bewunderung erregen sollen, so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen. Die Liebe des Vaterlandes bis zum freiwilligen Tode für dasselbe hätte den Codrus allein auszeichnen sollen. Aber Elesinde und Philëide und Medon, und wer nicht? sind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern: unsere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verliert sich unter der Menge."

**) „Was in Olint und Sophronia Christ ist, das Alles hält gemartert werden und sterben für ein Glas Wasser trinken. Wir hören diese frommen Bravaden so oft, aus so verschiedenem Munde, daß sie alle Wirkung verlieren. — Die Religion, welche bei Tasso nur das Mittel ist, wodurch er die Liebe so wirksam zeigt, ist in Cronegk's Bearbeitung das Hauptwerk geworden. — Eine fromme Verbesserung! aber sie hat ihn verleitet, was bei Tasso wahr und natürlich, simpel und menschlich ist, so verwickelt und romanhaft, so wunderbar und himmlisch zu machen, daß nichts darüber!"

ley, eifersüchtig auf die Tugenden seines Nebenbuhlers Clerdon, verführt denselben zur Wollust, zum Laster und zur Freigeisterei. Clerdon wird von der Gesellschaft ausgestoßen, nur seine Geliebte nimmt sich seiner an. Aber auch diese Rührung weiß Henley durch Verleumdungen zu paralysiren: er verleitet ihn zum Mord, und erklärt ihm dann triumphirend, daß jetzt seine Rache befriedigt sei. Darauf tödtet Clerdon ihn und sich selbst. — Bereits ein Vorspiel zur künftigen Sturm- und Drangperiode, gänzlich verfehlt, aber nicht ohne Spuren eines kräftigen, wenn auch unreifen Talents. — Ein Jahr später (Febr. 1758) hatte Brawe ein zweites Stück fertig, Brutus: in ungereimten fünffüßigen Jamben und ohne Liebesintrigue, ja ganz ohne Frauenzimmer. Zwei kühne Neuerungen! und dazu in der Sprache ein wirklicher Schwung. Die Erfindung ist freilich noch immer sehr jugendlich: Henley heißt diesmal Publius; er verführt den Sohn des Brutus zum Morde seines Vaters, und verübt sonst noch allerlei Teufeleien. — Leider starb Brawe schon 7. April 1758 zu Dresden an den Blattern, erst 20 J. alt, nachdem er eben seine Studien vollendet hatte. — Noch zu einem dritten Stück gab Nicolai's Preis Veranlassung: zu Weiße's Eduard 3., seinem ersten tragischen Versuch.

Nur Kleist's Anwesenheit hielt Lessing in Leipzig zurück: als jener mit seinem Bataillon zur Armee des Prinzen Heinrich commandirt wurde, finden wir Lessing, 4. Mai 1758, wieder in Berlin: voll von den großartigsten Entwürfen. Er will als Schauspieldichter mit Lope de Vega an Fruchtbarkeit wetteifern, und nebenbei mit Ramler eine Reihe gelehrter Werke herausgeben. Er ist in die Schriften des Leibnitz vertieft, den er neben Aristoteles am höchsten stellt, und er studirt die Dichtungen des Mittelalters, namentlich das Heldenbuch (eben war Bodmer daran, die Minnesänger herauszugeben). Fertig wird zunächst die Ausgabe der Logau'schen Sinngedichte (Mai 1759), mit Ramler gemeinsam. Die Hauptsache ist das Wörterbuch, das wohl Lessing allein angehört. Lessing verbindet damit zugleich einen praktischen Zweck. „Es bedarf nur einer geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Dichter von der alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die Erstern aus dem Französischen und Englischen häufig herübernehmen, nicht zu gedenken, so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Worte veralten lassen. Und auf diese haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, soviele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehn muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern

gesehn, welche Ansehn genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf sobald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist. — Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die schlesische Mundart ist deswegen einer besondern kritischen Aufmerksamkeit würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eignen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden." — So war Lessing auch nach dieser Seite hin bahnbrechend, und es ist zu schnell vergessen, eine wie reiche Ausbeute unsere Sprache diesen Studien verdankt.

Ueberall fühlte Lessing schnell das Lebendige heraus: ein blos gelehrter Philolog hätte zwischen dem „Heldenbuch" und Gleim's Grenadier schwerlich irgend einen Zusammenhang gefunden. Diese Lieder gab Lessing, der von Gleim den förmlichen Auftrag erhalten, sie zu sammeln, Juli 1758 mit einer lobenden Vorrede heraus; auch später sorgte er dafür, die neuen einzufügen und die alten immer in Erinnerung zu halten. (25. Aug. war die Schlacht bei Zorndorf.) — Mit der politischen Haltung, namentlich mit den Scheltworten gegen Friedrich's Feinde, war er nicht einverstanden. „Gesetzt," schreibt er 16. Dec. 1758, „es wird über kurz oder lang Friede: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die sie jetzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreit den Dichter noch zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist der Patriot auch bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde: des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte. — Es wäre besser, wenn der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe." Dann setzt er hinzu, 14. Febr. 1759: „Was ich von dem übertriebnen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier, als tausend ausschweifende Redensarten, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht haben. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehn muß) keinen Begriff, und sie scheint

mir auf's höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Wie arg ist diese Stelle mißverstanden! Die Philisterei der Leipziger hatte Lessing zu einem Preußen gemacht, der Hochmuth der Berliner nöthigte ihn, den Sachsen hervorzukehren: das echte Vaterland hat er nie verläugnet. Was er hier „Liebe des Vaterlands" nennt, bezeichnet man jetzt als Particularismus. — Nebenbei war Lessing gerade damals im Begriff, im „Philotas" jene „heroische Schwachheit" über Gebühr zu preisen.

Der kritischen Thätigkeit konnte er doch nicht lange entsagen. Wenn er an der „Bibliothek" sich nicht betheiligte, so hatte er doch die Urtheile derselben mit Aufmerksamkeit verfolgt, und regelmäßig gefunden, daß sich das alles viel gründlicher sagen ließ. Nun ging die Bibliothek in andere Hände über. Als Nicolai gerade im Begriff war, zu seiner weitern Ausbildung nach England zu gehn, starb sein älterer Bruder, und er mußte nothgedrungen die Buchhandlung übernehmen. Im Drang der Geschäfte konnte er die Redaction vorerst nicht fortführen, er reiste also Oct. 1758 nach Leipzig, und bewog Weiße, dieselbe zu übernehmen: sich selbst und Moses bot er als Mitarbeiter an; außerdem gewann Weiße Hagedorn, Winckelmann u. A., so daß die schönen Künste in der Bibliothek reichlicher vertreten waren. Dem Naturell ihres neuen Herausgebers gemäß nahm sie nun einen friedfertigen Charakter an: Grund genug für Lessing, das kritische Messer selbst in die Hand zu nehmen.

Jan. 1759 erschien in Berlin das erste Heft der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", an einen blessirten Offizier gerichtet*). „Die zwei gefährlichen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterland aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, an welchen Sie Theil hatten: kann ich Ihnen nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenig Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienten. Es gilt dies von uns Deutschen vor allen Andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem

*) Gleich zu Anfang wurde ein Project zu einem ewigen Frieden besprochen. „Der Mann meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen ließen... Wenn sich nun aber Halsstarrige finden, wie da? O, Hr. v. P. hat militärische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg, und Sie sollen Zeit genug avanciren."

Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wiederkommen: ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen. Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück: lieber will ich Sie mit dem süßen Traum unterhalten, daß in unsern gesitteten Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrigen Stände ungestört läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt."

Ein Inventarium des bisher Geleisteten zu geben, ist der ausgesprochene Zweck der Literaturbriefe (deren Autorschaft beiläufig Lessing lange abläugnete); insofern hat man sie mit Recht als den Abschluß der alten Periode bezeichnet. Das Resultat ist kein glänzendes: Lessing geht von dem bestimmten Gefühl aus, einen Augiasstall auskehren zu müssen. Unwissenheit, Halbheit, Trivialität, Unsinn sind die Feinde, mit denen er zu kämpfen hat: in dem Aufsuchen des corpus vile, an dem er seine Sonde übt, spielt oft der Zufall seine Rolle: bramarbasirende Schreihälse und Vielschreiber wählt er am liebsten*); wenn sie ihn durch Angriffe reizen, desto besser! am eifrigsten aber fällt er über sie her, wenn sie sich durch schlechte Uebersetzungen an der deutschen Sprache oder an den Alten versündigen. Denn überwiegend philologisch ist die ganze Kritik, und nicht selten glaubt man sich im Vademecum zu befinden. In der That war die Zeit ganz dazu angethan, zunächst das Organ des Denkens und Empfindens zu reinigen, die Sprache: das Denken und Empfinden selbst kam später.

Wo Lessing nicht durch Prätensionen gereizt wird, geht er im Ganzen sehr glimpflich zu Werke: so in Bezug auf die leichte Gattung, mit der er selber begonnen hatte. Es war noch immer die Modegattung. Gleim's

*) Unter diesen nimmt Dusch den breitesten Raum ein, der an Schreibfertigkeit in allen landüblichen Manieren Wieland und Zachariä bedeutend überbietet. Geb. 12. Febr. 1725 in Celle, studirte er in Göttingen und wurde 1756 Professor in Altona. Er schrieb 1749 ein Schäferspiel, die unschuldigen Diebe; 1751 ein komisches Heldengedicht: das Toupé; ferner die malerische Beschreibung eines Landguts, Tolkschuby, nach Opitz und Kleist; 1752 ein Lehrgedicht in 8 Ges., die Wissenschaften; 1754 moralische Gedichte und Oden; 1756 ein Lehrgedicht vom Gebrauch der Vernunft; daneben eine Berathschlagung höllischer Geister im Klopstock'schen Stil; ein komisches Epos in 9 Bch., der Schoßhund; 1757 ein Gedicht in 12 Bch., der Tempel der Liebe; Schilderungen aus dem Reich der Natur und der Sittenlehre durch alle Monate des Jahres; 1758 übersetzte er Pope; 1759 Moralische Briefe zur Bildung des Menschen u. s. w. — Wir werden ihn später in andern Sphären wiederfinden.

Romanzen, Berliner und Leipziger Stadtgeschichten im Bänkelsängerton, waren 1756 erschienen; April 1758 kamen Weiße's „scherzhafte Lieder" heraus, noch ganz in der Art von Chr. Weise, damals sehr gern componirt und gesungen („O Muse, die du dich in Scherzen und jugendlichen Spielen übst"; „Wie sanft, wie ruhig fühl' ich hier des Lebens Freuden ohne Sorgen"; „Meine Mutter fand im Hain mich mit Lindor ganz allein"; „Ja Vetter, ja ich fall' euch bei, daß Lieb' und Thorheit einerlei"; „Sie essen nicht? Sie trinken nicht? und todtenblaß ist Ihr Gesicht?" „Ich habe Chloen im Bade gesehn! wie reizend war sie nicht, wie schön!" „Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär' unser Leben?" „Du forderst ew'ge Lieb' und Treu? ich soll sie dir, o Doris, schwören?" „Dein schmachtend Auge scheint zu sagen, daß du nicht unempfindlich bist"; „Lieber Daphnis, dein Begehren, dich zu lieben, geh' ich ein"; „Ich nenne dich, ohn' es zu wissen, im Traume glaub' ich, dich zu küssen"; „Willkommen, Nacht! wie sehnsuchtsvoll schmacht' ich nach deinen Finsternissen!" U. s. w.): Lessing fand doch, daß dem Freunde die Verse etwas zu leicht flossen. Gleichzeitig gaben Ramler und Krause in Berlin eine Liedersammlung heraus, mit Melodien von Graun, Quantz u. A. Am meisten Aufsehn machten die von Weiße veröffentlichten „Tändeleien" v. Gerstenberg's, der damals (geb. 3. Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig) in Jena studirte. Sie wurden auch von Lessing weit über Verdienst angepriesen, denn eigentlich waren diese kleinen, halb poetischen, halb prosaischen Bilderchen von Faunen, Nymphen, Amoretten, Schäfern und Schäferinnen (von Geßner's Idyllen unterschieden sie sich nur durch die Abwesenheit aller Sentimentalität) eine mittelmäßige Nachahmung des Französischen: nur die zierliche Ausführung zeichnete sie aus. Wenn aber Lessing's zu große Nachsicht kaum gerechtfertigt werden kann, so entschädigt er den Leser reichlich durch die humoristische Schlußwendung: solche Züge merkt man gern bei Lessing an. Gerstenberg läßt nämlich die Untreue der Mädchen dadurch bestraft werden, daß ihnen Bärte wachsen: „Ach nicht doch!" setzt Lessing hinzu, „sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen! sie mögen uns treu sein oder nicht!"

Wenn Lessing die Nymphen im Reifrock und die galanten Marquis im Schäfercostüm duldete, so zeigte er seinen Sinn für echte Poesie, indem er gleichzeitig die lithauischen Dainos mit großer Wärme empfahl: soviel uns bekannt, die erste laute Anerkennung dieser echten Volksdichtung.

Die zweite Modegattung war bisher die Fabel gewesen (vgl. Bd. 1, S. 506), noch neuerdings durch Lichtwer (Jan. 1758) — der später eine heftige Fehde gegen Ramler erhob, als dieser ohne sein Wissen eine verbesserte Ausgabe veranstaltete — (darunter: die seltsamen Menschen; „Thier

und Menschen schliefen feste" u. s. w.)*) — und Gleim, der die Fabel mehr von der neckischen Seite auffaßte („Ich bin nur eine Zeitvertreiberin, die Kinder hören mich nur gern"), und gern im Ton einer muntern, etwas schnippischen Grisette sprach („Grillchen, nein! doch tanze nun!"), aber gerade darum großen Anklang fand. Auch von Kleist ist eine Fabel, „der gelähmte Kranich", die aber schon stark über den herkömmlichen Ton hinausgeht, und darauf hindeutet, daß das naive Interesse an dieser Gattung im Absterben war; es ist schon der Uebergang zu Goethe's „Adler und Taube". — Gleichzeitig gab Bodmer den „Edelstein" heraus, als dessen Verfasser später durch Lessing Bonarius ermittelt wurde.

Lessing war mit der ganzen Richtung, welche die Fabel bereits in der mittelalterlichen Thierpoesie und später durch die Franzosen genommen, unzufrieden. Sein Absehn war damals durchweg auf Simplification gerichtet, und die Fabeln, die er Juli 1757 schrieb, hielten sich streng an das Aesopische Vorbild. So gescheut diese Fabeln aussehn, so wird man nicht viel Poetisches in ihnen finden; sie waren eigentlich nur die Vorarbeit für die „Drei Bücher von der Fabel", die er Oct. 1759 veröffentlichte. Sie enthielten eine Geschichte der Fabel und eine kritische Geschichte der Theorie der Fabel, die zwar auf ein unrichtiges Ziel auslief, aber auf dem Wege die wichtigsten Gedanken über die Kunst im Allgemeinen berührte. Gegen Breitinger war ihm der Kampf leicht: daß die Thiere nicht um des Wunderbaren willen eingeführt werden, sondern weil sie typische Charaktere ausdrücken, hat er gründlich nachgewiesen; gegen das Resultat seiner Forschung aber: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen (weil man in einem wirklichen Fall mehr Beweggründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen), und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel;" —: gegen die Einseitigkeit dieser Theorie mußte die deutsche Bildung sich empören, sobald ihr der Reineke wieder in Fleisch und Blut übergegangen war**).

*) Gleichzeitig schrieb er ein großes Lehrgedicht: „Das Recht der Vernunft", nach Wolffischen Principien und unter dem Beirath Gottsched's, zu dem er noch immer hielt, weil dieser die erste Ausgabe seiner Fabeln (1748) zu Ehren gebracht hatte. Lichtwer (geb. 30. Jan. 1719 zu Wurzen) war seit 1749 in Halberstadt, wo er aber mit Gleim wenig verkehrte; 1752 Regierungsrath.

**) Schon April 1760 schreibt ein Königsberger Kritiker, Hamann: „Wenn Lessing den Lafontaine tadelt, so greift er, ohne es zu wissen, seiner eignen Grundsätze Anwendung an. Lafontaine ist deshalb so plauderhaft, weil er die Individualität der Handlung zur Intuition bringt, und nicht, wie Lessing, ein Miniaturmaler, sondern ein Erzähler im rechten Verstande ist."

Nicht das Unwichtigste in dieser Abhandlung war die erste Feststellung des Begriffs „Handlung", dem Lessing eifrig nachging, weil er in ihm den Kanon aller Poesie suchte: „Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Diese Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzweck." — Diese Untersuchungen leiten uns wieder auf das dramatische Gebiet.

„Niemand wird läugnen," äußerte die Bibliothek der schönen Wissenschaften, „daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem H. Prof. Gottsched zu danken habe." — „Ich bin dieser Niemand," schreibt Lessing 16. Febr. 1759, „ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte." — Freilich muß er zugestehn, daß Gottsched die deutsche Bühne im Zustand der ärgsten Verwilderung antraf: — „auch war er nicht der Erste, der es einsah, er war nur der Erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte Alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen, — — — er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, was selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dies französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei. — Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich merken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehn und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehn und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung u. s. w. Er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Wegs auf das englische Theater geführt haben. — Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, es wäre von bessern Folgen gewesen, als daß man sie mit Corneille und Racine bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Shakespeare weit mehr Geschmack gefunden, und zweitens würde er ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt. — Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare

ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigne Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben, als Othello, König Lear, Hamlet u. s. w."

Hier also beginnt jener Cultus des britischen Dichters, der uns rascher gefördert hat als alle Theorien. Lessing's entschiedenes Wort gab den Ausschlag; Spuren aber finden sich schon früher. In den „Briefen" (1755) hatte Nicolai bemerkt, daß Shakespeare, ein Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung, der Mannigfaltigkeit und Stärke seiner Charaktere den größten Theil seines Ruhmes zu danken habe; er hatte die Gottschedianer wegen ihrer Geringschätzung der englischen Stücke bitter getadelt: „Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen; aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiß, und mit einer mäßigen Kenntniß derselben sind diese Fehler sehr leicht zu vermeiden." — „Ein himmlisches Feuer," hatte gleichzeitig Zimmermann geschrieben (Leben Haller's, 1755), „leuchtet aus Shakespeare's Werken hervor, der war geboren ein Dichter zu sein; die englische Nation setzt ihn mehrentheils über alle Sterbliche hinauf; allein der Mangel des wahren Geschmacks und der Regeln des Trauerspiels verstellt seine Schönheiten und macht sie einem Strohfeuer ähnlich, das eine große Flamme auswirft, die uns wohl erleuchtet aber keine Wärme zurückläßt." — Und an denselben schrieb Wieland, April 1758: „Ich liebe diesen außerordentlichen Menschen mit all seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen, die Sitten, die Leidenschaften nach der Natur zu malen; er hat das köstliche Talent, die Natur zu verschönern, ohne daß sie ihre Verhältnisse verlöre. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint nie etwas Anderes studirt zu haben als die Natur; ist bald der Michel Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie? Zum Geier mit dem, der einem Genie von solchem Range Regelmäßigkeit wünscht, und der vor seinen Schönheiten die Augen zuschließt, oder keine Augen dafür hat, blos weil es nicht die sind, welche das kläglichste Stück von Pradon in weit höherem Grade besitzt als der Cid." —

Es ist eigen, wie wenig gerade damals Lessing's dramatische Versuche

vom Studium Shakespeare's verrathen. Vom Fragment des Faust (Febr. 1759) ist wenig zu sagen; was die Freunde davon erzählen, macht uns wenig auf die Fortsetzung begierig. Der gleichzeitige „Seneca" seines Freundes Kleist, den er damals sehr gelten ließ, ist eine erstaunlich kurze und doch äußerst langweilige Schablone, und sein eigner „Philotas" (März 1759) ist nicht viel besser. Es ist, als ob es ihm damals lediglich auf Simplification der Fabel ankam. Und darin leistet der Philotas allerdings das Unglaubliche. Es kommt keine unnöthige Figur, keine unnöthige Rede darin vor, wenn man nicht das ganze Stück — nach Lessing's eigner Theorie — unnöthig nennen will. Denn von Erregung von Mitleid ist keine Rede, höchstens wird die Bewunderung geweckt. Der junge Prinz, der, in die Gefangenschaft des Feindes gerathen, sich selber umbringt, um nicht gegen den gleichfalls gefangenen feindlichen Prinzen ausgewechselt zu werden, und so seinem Vater die Gelegenheit zu entziehn, den Frieden zu dictiren: — das ist ein potenzirter Codrus. Sonst hatte Lessing gegen solche „heroische Schwachheit" geeifert, aber der siebenjährige Krieg hatte gewirkt: alle seine damaligen Entwürfe hatten einen heroischen Stoff: Brutus, Codrus, Kleonnis der Messenier, Spartacus. — Das Bedürfniß der Vereinfachung machte sich allgemein geltend, man war der französischen Prunkreden müde. Hamann lobte den Philotas sehr, auch Gleim, der aber die prosaische Form bedenklich fand, und es eilig versificirte (April 1759): nachher wurde er doch zweifelhaft, wie Lessing seine Verbesserungen aufnehmen würde, und schickte ihm zur Besänftigung ein Fäßchen Rheinwein. Lessing verstand Spaß in solchen Dingen, er förderte den versificirten Philotas selbst zum Druck.

Einen andern Weg schlug Weiße*) ein. Seine „Beiträge zum deutschen Theater", Bd. 1, enthielten die beiden Trauerspiele Eduard 3. und Richard 3., das Lustspiel „die Poeten nach der Mode" und die Operette „der Dorfbarbier". Greuel genug kamen in jenen Tragödien vor. In der ersten (in Alexandrinern) hat Königin Isabella aus Liebe zu ihrem Buhlen Mortimer ihren Gemahl auf eine greuliche Weise umbringen lassen; sie sprengt aus, er sei natürlichen Todes gestorben, und will ihren Sohn zum Morde der Edelsten des Landes verführen: doch kommt ihre Unthat an's Licht, und sie stößt zuletzt verzweifelnd ihren Buhlen von sich. Was Richard 3. für

*) Gleich nach Beendigung der Beiträge, Nov. 1759, reiste er mit seinen Zöglingen nach Paris, wo er eifrig das Theater besuchte, für seine „Bibliothek", die freilich während seiner Abwesenheit stockte, Mitarbeiter unter den dortigen Künstlern gewann (Wille), und durch Huber's Vermittelung die Bekanntschaft mehrerer berühmter Männer machte, z. B. Rousseau's. Er blieb bis zum Mai 1760 daselbst.

ein Bösewicht ist, kann man sich ohnehin denken; doch concentriren sich im Stück seine Unthaten auf den Mord der Prinzen, worauf sofort sein Sturz erfolgt. — Es ist interessant, wie Weiße sich selbst über sein Schaffen ausspricht: „Die Geschichte zog ihn nur dann an, wenn interessante Begebenheiten sich allmälig entwickelten, und er die Personen, welche daran Theil hatten, in voller Thätigkeit erblickte; noch mehr, wenn der Ausgang eines Unternehmens ganz anders ausfiel, als sich bei den Tugenden oder Lastern und bei den Anstrengungen der handelnden Personen erwarten ließ; wenn Umstände, welche unter einer höhern als des Menschen Gewalt stehn, einen Kampf zwischen der Kraft des Menschen und des Schicksals verursachten. Wo die Geschichte Begebenheiten nicht auf diese Weise erzählte, da half seine Einbildungskraft nach, und es stand ohne Mühe der Stoff zu einer Tragödie vor seiner Seele. War dieser aufgefaßt, so bildete er sich so lebendig aus, und die wirksamen Kräfte, welche die Katastrophe herbeiführten, waren ihm so gegenwärtig, daß er sich zur Darstellung gedrungen fühlte. Unbeschreiblich leicht floß ihm dabei der Dialog, er mochte in gereimten Alexandrinern oder reimfreien Jamben, in gebundner oder ungebundner Rede niedergeschrieben werden.“ „Er scherzte mehrmals in Briefen darüber, daß, wenn die Helden in seinen Trauerspielen über einen Entschluß oder eine Begebenheit raisonniren sollten, sie sich mit ihren Gedanken ebenso brouillirten als er selbst.“ — Sein Sohn setzt hinzu: „da seine Einbildungskraft bei weitem stärker als seine Kraft zu abstrahiren und zu schließen war, so arbeitete er mehr nach Vorbildern als nach Grundsätzen. Die Empfindungen und Leidenschaften, welche am wenigsten in seinem Charakter lagen, und welche ihn nur durch Anstrengung der Einbildungskraft in Bewegung setzten, konnte er weit lebhafter darstellen als die, welche ihm eigen waren. Mit dem größten Feuer schildert er die Gefühle der Kühnheit und Tapferkeit, welche er nicht aus Erfahrung kannte. Und mit welcher Lebendigkeit sind in den Tragödien die wilden Leidenschaften der Ehrbegierde und Herrschsucht, der Rachgier und Wollust, des Uebermuths und der Mordlust dargestellt!“

„Ein unglückliches Schicksal,“ schreibt Weiße in der Vorrede zu den „Beiträgen“, „hat bisher über der deutschen Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblüht; andere lassen, wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorüberfliehn, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen.“

„Sind es wirkliche Genies,“ sagt Lessing bei der Anzeige dieser Tragödien in den Literaturbriefen, „so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der

beste Kopf in dieser Gattung unter dem 30. J. (Lessing war eben 31 J. alt geworden) leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache gewiß ist, d. h. wenn man die Natur und die Alten genugsam studirt hat." — „Wie gut ist es einem Tragiker, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind."

„Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch rühmen, einen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feine Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen. — Was sollten auch die Großen bei unsern Schauspielern suchen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein Paar Monaten Wäschermädchen war u. s. w. Was können die Großen in solchen Leuten erblicken, das ihnen im Geringsten ähnlich wäre?"

An den Versuchen seines alten Freundes ließ Lessing nicht viel Gutes. „Die Oekonomie ist die gewöhnliche der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. — Der Anfang zeigt, wie edel die Sprache unsers Dichters sein könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässigt, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan." — Nicht vortheilhafter sprach er sich zehn Jahre später in der Dramaturgie aus.

Ein merkwürdiges Beispiel für die überwiegende Neigung jener Periode, die Dichtung auf das knappste Maß einzuschränken, ist Kleist's Heldengedicht „Cissides und Perses", das Sept. 1758 vollendet, Mai 1759 in den Literaturbriefen besprochen wurde — es sieht fast wie eine Geschichtstabelle aus. Zugleich ist es aber merkwürdig für Kleist: die elegische Stimmung, die Sehnsucht nach Ruhe, ist ganz verschwunden und hat einem kriegerischen Feuer Platz gemacht; die Begeisterung für Friedrich überträgt sich auf die Generale Alexander des Großen, und gegen alles Herkommen werden die griechischen Republikaner als elende Wichte dargestellt. — In der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, 12. Aug. 1759, wurde Kleist schwer verwundet, und starb 24. Aug. in Frankfurt a. O. in den Armen des Prof. Nicolai, erst 44 Jahr alt. Lessing war tief ergriffen: „Meine Traurigkeit ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg

nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Warum ging er nicht? Er hat sterben wollen! Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll."

Wenige Tage nach der Schlacht hatte Gleim Gelegenheit, der Schwester Friedrich des Großen, der Markgräfin von Baireuth, seinen Grenadier vorzulesen; Friedrich selbst nahm keine Notiz davon. —

Es ist noch nachzuholen, wie die Literaturbriefe über die größern Erscheinungen, über Wieland und Klopstock urtheilten. — Wieland's merkwürdigen Bildungsgang zeichnen am besten die Briefe an Zimmermann. Aus dem Jahr 1756 merken wir folgende Fragmente an:

„Ich bin auf die Erklärung der Phänomene in der materiellen Welt nicht sehr neugierig.... Ich wünschte, daß man den Leib nie für etwas Anderes als das Sensorium und Instrument der Seele ansähe, ohne das Gewebe der Fibern allzusehr mit derselben zu verflechten.... Wohl läßt sich aus der Physiologie Vieles in der Psychologie erklären: man muß nur nie so reden, als ob der Leib etwas in der Seele, per influxum physicum gleichsam, erschaffe, ein sehr gemeiner Fehler, der mir nicht um metaphysischer, sondern um moralischer Gründe willen mißfällt." — „Ich liebe mehr die Aussichten in ein anderes als in dieses Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination." — „Glauben Sie mir, daß mein Herz mit all seinen Fehlern doch noch das Beste von mir ist. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindung und Imagination, Activität, Kühnheit, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden und dergleichen Zeug. — Sie sind schon nahe am Hafen, weil Sie die science du coeur so hoch schätzen." — „Vermuthlich kennen Sie die wahren Mystiker nicht aus ihren Schriften; ohne Zweifel halten Sie dieselben mit dem großen Haufen für Phantasten und Fanatiker; aber ich kann Ihnen beweisen, daß der unfehlbare Weg, zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der Mysticismus ist, welcher ohne eine gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge nicht bestehn kann, und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben zusammenhängt." — Es bezog sich das auf Zimmermann's Buch über die Einsamkeit, gegen welches schon damals Obereit*) einen Angriff vorbereitete.

*) J. H. Obereit, geb. 2. Dec. 1725 zu Arlon, seit 1732 in Lindau am Bodensee erzogen, Oct. 1743 Wundarzt in St. Gallen, dann auf der Wanderschaft unter

„Hat Sie nicht," schreibt Wieland weiter an Zimmermann, „Shaftesbury überzeugt, daß wir alle schwermüthigen, traurigen, finstern Betrachtungen, alle dunkeln, cimmerischen, stygischen Empfindungen, Alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsre ärgsten Feinde bestreiten sollen? — Unsere Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt sein, wir müssen in helle Aussichten sehn u. s. w. — Viele Moralisten scheinen nicht zu wissen, daß Kleinmuth, Verachtung seiner selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel u. dgl. Gift für unsre Seele sind." — „Machen Sie mich, wenn Sie meine „christlichen Empfindungen" lesen, nicht von Neuem zu einem Heiligen oder Luftgeist; ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im mindesten." — „Ich verschlummere wider Willen einen guten Theil meiner Existenz; ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Gehirn dem denkenden Wesen oft versagen. Zuweilen wünsche ich, daß ich ein halb Dutzend muntre Seelen hätte, die der meinigen subordinirt wären und alles das nach meinem Sinn ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünsche sind fast Alles, was mir von meiner ehemaligen Lebhaftigkeit übrig geblieben."

Dann, 11. Jan. 1757: „Junge Mädchen sind mir meist verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affectation, Pruderie, Coquetterie und dergleichen kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitsames Bauernmensch ist in meinen Augen eine vortrefflichere Creatur als eine brillante Coquette; zum Umgang aber wünschte ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier Umgang habe, sind Alle über vierzig Jahr, keine davon ist jemals eine Beauté gewesen, alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig — eine darunter (Eulalia) eine schöne Seele, voll Demuth; eine andere sehr belesen; eine dritte ein satyrischer Kopf u. s. w. — wissen Sie bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That der Großtürke unter ihnen, gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genies mich bon gré, mal gré zu lieben." — Eulalia, die Wittwe von 44 Jahren, kennen wir schon (S. 97).

„Malheureux que vous êtes! wie konnten Ihnen Ninon und die h. Therese zugleich mißfallen! Ob ich gleich weder ein Heiliger noch Einer bin, der den Heiligen die Füße abbeißt, so kann ich es doch nicht leiden, daß Sie unbesonnen genug sind, eine Ninon, den Schandfleck ihres Geschlechts, mit

höchst seltsamen Abenteuern, Herbst 1747 bis 1750 in Berlin, mit theosophischen und alchymistischen Versuchen beschäftigt, seit Juni 1750 Arzt in Lindau, von wo aus er mit Wieland und Zimmermann in Verbindung kam. Er faßte die Einsamkeit von ihrer religiösen Seite, positiv auf, während Zimmermann auf dem Wege der Psychologie ihre Gefahren entwickelte.

Aspasia in eine Classe zu werfen, und sie der unschuldigen, frommen und sublimen Therese vorzuziehn. Der ganze Vorzug der Ninon vor andern gemeinen Huren besteht darin, daß sie das Herz gehabt, ein System ausfindig zu machen, nach welchem Laster keine Laster sind." (Jan. 1758.) Beide hatten vor, eine Geschichte der Liebe und Zärtlichkeit zu schreiben, zu welcher jene psychologischen Beobachtungen die Vorstudien sein sollten.

„Endlich — ich habe eine kleine Liebschaft mit einem gewissen Mädchen, das mir schön und weise und was weiß ich vorkommt. — Sie wissen wohl, daß ein ehrlicher Mann, halb Philosoph und halb Dichter, ein artiges Mädchen ein wenig lieben kann, ohne daß ihm gleich der Kopf verdreht ist. Bringe ich doch in der Woche nur zwei Abende bei ihr zu.... Liebenswürdige Mädchen sind doch ein recht schöner Theil dieser Welt, was auch ihr Aerzte und Anatomen davon glauben mögt, denn ihr seid gewöhnlich im Punkt der Liebe ein wenig zu materialistisch, und wißt zuviel, um in Hinsicht auf das schöne Geschlecht so zarte Gedanken und so angenehme Thorheiten unterhalten zu können, wie alle andern Künstler, die wir in der Natur nur das Schöne suchen, unaufhörlich darauf sinnen, ideale Schönheiten zu schaffen.... Uebrigens bedarf ich einiger Vergnügungen, die von Zeit zu Zeit meiner Seele und meinen Trieben wieder Ton geben und verhindern, daß ich ein Hypochondrist, Misanthrop, Visionär u. s. w. werde, und dieser einzige Grund würde zu meiner Entschuldigung hinreichen, wenn die kleine Thorheit, ein schönes Mädchen zu lieben, einer Entschuldigung bedürfte." (März 1758.)

„Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez, Mr. le Docteur, je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas monde. Ich muß Ihnen noch mehr sagen. Meine Moral hat nichts von den Kapuzinern. Mein Absehn ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury so bewundernswürdig gezeichnet hat. — Ich bin gar nicht für die Schriftsteller, die uns nöthigen wollen, eine so häßliche Tugend zu lieben wie die, welche sie malen. Ich glaube, daß der Weise alle seine innern und äußern Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, seines ganzen Wesens genießt, und daß ein solcher allein die Kunst zu leben versteht. — Ich fürchte in der That, in dem, was man Platonismus nennt, zu weit gehn zu können. Vollkommen erkenne ich alle vorigen Verirrungen meines Geistes und Herzens. Vermengen Sie aber damit nicht das schöne Ideal der Maler und Dichter: ohne dieses kein Correggio, kein Raphael, kein Thomson, keine Alzüre. — Es gab eine Zeit, wo Young mich entzückte. Diese Zeit ist vorbei. — Ich liebe die Feenmährchen nicht mehr, ich finde kein Vergnügen mehr am Leben der h. Therese, ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen, ich verlange nicht mehr, daß jeder Mensch

ein Cato sein soll, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Philosophie zu unterrichten. Voilà bien de changemens, mais qui ont été amenés par des dégrés presque imperceptibles.“ (April 1758.)

„So zweifelhaft Ihnen mein Platonismus in der Liebe scheint, so werden Sie mir doch diese idealische Gunst erlauben. Sie umfassen die Juno und ich nur die Wolke. Wissen Sie indeß, daß ich über die Liebe mehr ein Sokratiker als ein Platonicier bin. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon. Und doch nennt selbst Plato den Anakreon weise, der doch, wie Sie wissen, nicht nur das artige Mädchen, das er malt, sondern alle Mädchen liebte, und zwar nicht mit der transcendentalen Liebe eines irrenden Ritters oder eines Mystikers, sondern wie man in der goldnen Zeit geliebt haben soll. Aergern Sie sich ein wenig an mir, Herr Doctor? Aber habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß die meisten Ausdünstungen meiner Seele nur aus der Oberfläche kommen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich einen ausschweifenden Kopf habe. Was mein Herz betrifft, so ist es ein seltsam Gemisch von Größe und Schwäche. Dazu kommt noch, daß ich ein Humorist bin. Alles das macht einen sehr ungleichen Mann aus mir.“ (Oct. 1758).

Als Zimmermann zum Behuf seiner „Einsamkeit“ die Mystiker studirte: — „Augustin ist einer der größten Antipoden der gesunden Vernunft, die je gewesen. Wovon kann ein Mensch vernünftig schreiben, der nicht denken kann. Hieronymus ist ein noch zehnmal ärgerer Sünder. — Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich besorgen, daß die Mystiker Ihrer Vernunft eine gefährliche Diversion machen möchten. Sie sagen schon: ein einfältiger Christ vor Gott ist besser als ein erhabner Philosoph vor den Menschen! — Das ist nicht die Frage, sondern: ob nicht ein wahrer Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei als ein einfältiger Christ? Und wenn Sie schon so mystisch sind, diese Frage mit Nein zu beantworten, so sehn Sie sich vor, mein lieber Freund. — — Es ist mir recht lieb, daß Sie die christlichen Heiligen, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen, die nach einer wesentlichen Vereinigung mit Gott streben, durch sich selbst und von der guten Seite kennen lernen, ob ich gleich aus Erfahrung weiß, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche sie uns setzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen gelesen haben, so lesen Sie nur ein Paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verspüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilste der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbste zu Grund sinkt, und das Echte und Wahre lauter und unver-

mischt zurückbleibt. Auch der Don Quixote ist ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber." (Dec. 1758).

Neben der Einsamkeit beschäftigte **Zimmermann** noch ein anderer Gegenstand: er gab (1758) sein Werk „über den Nationalstolz" heraus, das damals großes Aufsehn erregte*), und ein Lesebuch der ganzen gebildeten Welt wurde. — Zimmermann ging, mit Wieland's vollkommener Billigung, darauf aus, einen Kampf gegen alle Vorurtheile zu eröffnen. In einem Ton, der stark an die damaligen Franzosen erinnert, geißelt er, mit Anführung pikanter Anekdoten aus aller Herren Länder, z. B. aus China, die Schwächen des specifischen Nationalgefühls; bezeichnend ist es, daß der Schweizer die republikanischen Formen verhöhnt: „der Freiheitsgeist eines Montesquieu und so vieler andern Franzosen ist die größte Satire auf die Denkungsart aller angeblichen Republikaner." Wenn aber die Monarchie sehr gepriesen wird, so kommt das Christenthum desto schlechter weg. Bei alledem finden sich große Blicke in dem Buch. „**Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution**, in den Tagen einer zweiten Scheidung von Licht und Finsterniß. Man bemerkt in Europa gleichsam einen zweiten Aufstand zum Besten des gesunden Denkens. Die Wolken des Irrthums und der Furcht zerstreuen sich, des langen Zwanges müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlornen Rechten der Vernunft und Freiheit wieder Besitz zu nehmen. Das allenthalben verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philosophische Geist, die daher rührende größere Kenntniß des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart, und kurzweg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeugt eine Dreistigkeit im Denken, die oft in eine strafbare Frechheit ausartet, manchem sein kleines Maß von Freiheit, manchem sein ganzes zeitliches Glück, und hie und da einen Kopf kosten wird, auch leider schon jetzt die Sophistik des Mißverstandes und der Mißdeutung zur gegen-

*) **Moses** urtheilt darüber im 4 Bd der „Bibliothek der schönen Wissenschaften": — „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammenkommen, die Genies der verschiedenen Nationen zu beurtheilen und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. Die Alten haben uns vortreffliche Schriften der Art hinterlassen, in ihre Fußtapfen sind die Engländer und Franzosen getreten. Die Deutschen haben nicht eine einzige Schrift dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrich mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an, Proben zu liefern, die gegründete Hoffnungen geben."

wärtigen Logik der Zeit macht: aber mit der politischen Klugheit und der pflichtmäßigen Unterwürfigkeit unter die Landesgesetze verbunden, unserm Weltalter große Verbesserungen und der Barbarei den Todesstich verspricht."

Wieland war mit dem Ton der Schrift nicht ganz einverstanden: „Die Logik rächt sich manchmal ganz unbarmherzig an ihrem alten Verächter. Aber man muß Ihren Einfällen nicht immer gar zu scharf in's Auge sehn. Es beliebt Ihnen, sich mit dem Publico lustig zu machen; Sie regaliren uns mit Ihren Cruditäten, es ist wahr, aber sehr oft dedommagiren Sie uns durch ganz niedliche Bissen. Ihre Abhandlung ist ein Potpourri: dergleichen muß man schreiben, wenn man von Vielen will applaudirt werden." Er selbst ging damit um, unter dem Titel „Lucian des Jüngern wahrhafte Geschichte" ein großes satirisches Werk zu schreiben: „Während Sie mit Abfassung eines sehr ernsten Werks beschäftigt sind, amusire ich mich damit, die ungereimtesten Possen, die ich mit meinem bischen Witz auftreiben kann, zu Papier zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine Sprache zu reden, welche sie nicht verstehn, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen."

Wieland hatte also den Standpunkt seiner frühern schwärmerischen Schriften völlig überwunden, als er 1758 eine Sammlung derselben herausgab, was Lessing veranlaßte, Jan. 1759 in den Literaturbriefen ein Gesammtbild seiner bisherigen dichterischen Thätigkeit zu entwerfen: „Wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dies und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man dann lesen wollen?" — „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als H. Wieland. Ich mag nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in Klosterbergen persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. So viel ist unwidersprechlich, daß seine ersten Werke ihn auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch den eignen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele." — Nun beschreibt er seinen Angriff gegen Uz: „er fiel mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolz auf den moralischen Charakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen davor befallen mußte." — „Die christliche Religion ist bei Wieland immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es

wenigstens zu haben scheine." — In diesem Sinn werden die „Empfindungen eines Christen" besprochen: „Es können auf's höchste Empfindungen eines Christen sein: eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernst anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei. — Sind aber Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. — So wie es tiefsinnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darin verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können." — Auf's äußerste verspottet Lessing den Entwurf einer allgemeinen Erziehung, auf den sich Wieland so viel zu Gute that: — „Er ist ein erklärter Feind von Allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie?" — Endlich hatte er auch gegen seine Form viel einzuwenden: „Wieland verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht blos das Genie derselben und den ihr eigenthümlichen Schwung: er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben, denn alle Augenblicke läßt er seine Leser über ein französisches Wort stolpern."

Eigentlich war es hart, daß Lessing jetzt über die Sünden herfiel, die Wieland vor vier Jahren begangen: damals hatte er sie ignorirt, als beide auf Dunciaden gegen Gottsched ausgingen. Gegen die Gerechtigkeit der Literaturbriefe ließ sich um so mehr einwenden, da Wieland bereits (1758) neue Schriften veröffentlicht hatte, auf die jene Kritik nicht paßte.

Zunächst ein neues Epos in Hexametern, Cyrus, auf 18 Gesänge berechnet, wovon aber nur 5 beendigt wurden: wiederum sehr tugendhaft und gleichnißreich nach Klopstock'schem Muster, aber doch ein menschlicher Held. Vorangegangen war in Prosa „Araspes und Panthea", Dialoge nach dem Xenophon: seltsam stachen diese bodenlos ledernen und weitschweifigen Dichtungen gegen den muntern Ton der Briefe ab. „Der Dichter," heißt es in der Vorrede zum Cyrus, „hat den Gedanken, ein Werk dieser Art zu unternehmen, schon lange gehabt, aber sich nicht eher an die Ausführung gewagt, bis er glaubte, daß er tüchtig dazu sei. Die Flüge, die er in jüngern Jahren nach den ätherischen Gegenden unternommen, hatten seine Einbildungskraft ermüdet; die sokratischen Schriften, welche Horaz den Dichtern so sehr empfiehlt,

hatten seine Philosophie humanisirt u. s. w., als er anfing zu glauben, daß er seiner Neigung nachgeben und sich an die Ausarbeitung eines Werkes machen dürfe, welches einen sokratischen Dichter verlangt. Er suchte das Original in der Geschichte, und fand es — in der Cyropädie." — Indeß hat auf den Ton des Epos Richardson mehr Einfluß gehabt als Xenophon.

Dann folgte eine Tragödie, Johanna Gray, in fünffüßigen Jamben, 20. Juli 1758 von der Ackermann'schen Gesellschaft in Winterthur aufgeführt, und zu diesem Zweck in fünf Wochen ausgearbeitet — d. h. aus dem Englischen beinahe ganz übersetzt, wie Wieland es bei Bodmer gelernt hatte. — Deutlicher aber als in diesen schwachen Versuchen spricht sich seine Umwandlung in den Briefen an Zimmermann aus.

„Ich fange an aus einer Art von Lethargie zu erwachen, ich fühle mich, werde mich nach und nach wieder gewöhnen zu denken." (27. März 1759).

„Ich nehme mir die Freiheit, Bodmer zu sagen, was ich denke: man verweist mich aber an die Franzosen und an das Pariser Parterre. Um den Leuten zu gefallen, sagt man, würde man Gottlosigkeiten, Possen, Dinge, welche der Verderbniß der Welt schmeicheln, schreiben müssen; man muß aber nicht gefallen, muß nicht die Leidenschaften erregen, muß seine Helden nicht die Sprache vernünftiger Leute reden lassen, man muß predigen und einschläfern. Nun so sei es denn!" (6. April 1759.)

„Von Bodmer wollen wir nicht weiter sprechen; er ist mein Wohlthäter gewesen. Vergeben wir dem guten Greise, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter sein will. — Ich werde mich nach und nach so zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird. Aber plötzlich werde ich aus der Wolke, die mich bedeckt, nicht hervortreten. Das Ausschweifende zu vermeiden, meine Einbildungskraft zu meistern, wird meine größte Sorge sein. Ich sehe ein, daß ich als ein unbegreiflicher Mensch in den Augen der Einen, als ein Heuchler in den Augen der Andern, inconsequent bei schwerfälligen Geistern, mondsüchtig bei den Weltleuten, oberflächlich bei den Pedanten, lächerlich, vielleicht gar verächtlich bei mittelmäßigen Geistern habe erscheinen müssen. — Ich sehe alle meine Verirrungen, ich werde sie vermeiden; ich habe Erfahrungen gemacht, ich werde sie nützen; ich kenne mich gut genug, um mißtrauisch gegen meine Schwächen zu sein, und um das, was ich von Talent und Tugend habe, geltend zu machen: kurz, ich habe 25 Jahr hinter mir." (26. April.)

Da seine Erziehungsanstalt sich allmälig auflöste, und aus dem Plan zu einer Wochenschrift nichts wurde, verließ Wieland Zürich — nach einem sehr freundschaftlichen Abschied von Bodmer — und siedelte sich in Bern an, wo er 13. Juni 1759 eintraf: anfangs als Hofmeister; doch gab er diese

Stelle schon im Sept. auf und hielt philosophische Vorlesungen vor vier jungen Leuten. Haller war nicht anwesend: er hielt sich 1758 bis 1764 in der Waadt auf, um die Salinen zu beaufsichtigen.

In Bern kam Wieland in ganz neue Umgebungen, und zunächst in eine sehr geräuschvolle Geselligkeit. Vor Allem hatte er wieder Gelegenheit, sein Herz zu verschenken. Von der ersten Dame, der er es widmete, hatte er schon Gelegenheit, nach kaum einem Monat zu schreiben: „Sie ist nicht, was sie scheint. Auch meine Aufführung gegen sie ist ein Räthsel! Ich bin genöthigt, eine gewisse Rolle zu spielen. Die Verhältnisse, worein wir mit den Menschen verwickelt werden, erlauben uns selten, völlig nach unserm Herzen zu handeln." — Wichtiger wurde eine zweite Dame, Julie Bondeli, eine Philosophin, die auch mit Rousseau Verkehr hatte: Tochter eines Pastors; sein Verhältniß zu ihr hat eine ganze Geschichte.

4. Jul. 1759. — „Mlle. Bondeli ist ein schreckliches Mädchen! Sie redete mir in Einem Zug von Plato und Plinius, Cicero und Leibnitz, Pfaff, Aristoteles und Locke, von rechtwinkligen, gleichschenkligen Dreiecken — sie redete von Allem! Sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Lectüre, Philosophie, sphärische Trigonometrie, aber — es giebt kein Mädchen im Oberland, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehn würde!" — 23. Jul. — „Ihre Ahnung, wie es mir mit ihr gehn würde, war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand ich schon ein vortreffliches Herz in ihr. Sie ist äußerst offen gegen mich, und geht in ihren Declarationen so weit, als ein Mädchen nur bei einem Philosophen thun kann, den sie für einen ehrlichen Mann und einen Fremdling hält." — 24. Jul. — „Die Jungfer Bondeli ist eine Prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund sein. So sei es denn!" — 24. Aug. — „Ich habe eine kleine Ahnung, daß meine Verbindungen mit der Jungfer Bondeli meine übrigen Freunde kaltsinnig machen werden; sie meinen, ich wende zuviel Zeit bei ihr auf, und ich meine, man könne nicht zuviel Zeit aufwenden, um glücklich zu sein. Ich hasse das zerstreute Leben, die Gastereien, das Spiel und alles dieses. Die letzten 14 Tage sind die einzigen, die ich hier gelebt habe; ich war alle Tage bei Jungfer Bondeli. — Sie ist nicht schön und nicht ganz gesund." — 23. Sept. — „Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe... Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehn, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitersten Humor und der größten moralischen Simplicität

mehr Lebhaftigkeit und unerschöpfliche Ressourcen im Umgang gehabt hätte... Ich will und kann kein Gemälde meiner Julie versuchen. Farben, die Ihnen, weil sie zu entfernt und kalt sind, zu stark und glänzend vorkämen, würden mir, beim Anschauen des Urbilds, matt und verdunkelnd erscheinen. ....Eine Composition von Weib, Genie und Philosophie ist eine Erscheinung, die alle unsere Systeme umwerfen kann. ....Julie scheint in vollem Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen herrscht. Sie will nur Freunde haben, und haßt Alles, was den Schein einer überspannten Leidenschaft trägt. Wir haben über diese Materie ebenso naive als lächerliche Dispute gehabt. Ich selbst bin, wie ich glaube, in Absicht der Liebe der Einzige meiner Art, und ich bin stolz genug zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister wirklich so nahe kommt als es unter dem Monde möglich ist; ich weiß, wie man die Tugend lieben soll. Darin besteht mein Privilegium, daß, wenn mein Gegenstand eine Julie ist, die Liebe der Engel sich zu der thierischen verhält wie eine Weltkugel zu einem Sonnenstaub. ....Es ist nichts in der Welt, nichts was zu thun recht ist, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis wäre. Sie würde mich unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit: ich müßte auf eine sehr anständige Art etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen. Indessen gestehe ich Ihnen, daß ich dennoch hoffe; und da ich gegenwärtig durch dieses werthe Geschöpf glücklicher bin als ich beschreiben kann, so läßt diese Hoffnung, nebst der Gewißheit, daß ich den ersten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Seele Platz." —

Wieland's jüngst veröffentlichte Arbeiten veranlaßten Lessing, 18. Oct. 1759 in den Literaturbriefen sein früheres Urtheil einer Revision zu unterziehn: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern. — Hier haben Sie für's Erste sein Trauerspiel: Johanna Gray. — Ihnen einen Begriff davon zu machen, hier eine Stelle aus der Vorrede: „Die Tragödie ist dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen; sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut: Johanna ist ein liebes frommes Mädchen, Lady Suffolk eine liebe fromme Mutter, der Herzog ein lieber frommer Vater, Guilford ein lieber frommer Gemahl, sogar die Vertraute eine liebe fromme — ich weiß nicht was. Sie sind Alle in eine Form gegossen: in die idealische Form der Vollkommenheit,

die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Menschen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige, sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. — Abscheulich sind sie genug, aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehn. — Lassen Sie es gut sein, wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Und wenn er die innere Mischung des Guten und Bösen wird erkannt haben, alsdann geben Sie Acht, was er für vortreffliche Trauerspiele liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edlen Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben."

Leider muß Lessing hinzusetzen — und er thut es mit jenem grausamen, vernichtenden Spott, der ihm eigen ist — daß Wieland so ziemlich das ganze Stück aus dem Englischen abgeschrieben hat, noch dazu, ohne das Original zu verstehn.

Das Urtheil der Literaturbriefe hatte Wieland betroffen gemacht, aber nicht gebessert. Diesmal ermahnte ihn Bodmer, auf alle Angriffe zu schweigen; er solle nicht mehr darauf achten, als auf das Summen der Mücken und das Quaken der Frösche; er selbst hülle sich in seinen philosophischen Mantel, und lasse ruhig auf sich regnen. — Ein neuer dramatischer Versuch Wieland's: Clementine von Porretta, enthält alle Sünden der Johanna; es ist wieder abgeschrieben, diesmal aus dem Grandison, und noch langweiliger, tugendhafter und thränenreicher als das Original; die Sprache ist verhimmelnd, die Empfindung geziert: eine fortgesetzte allseitige Entsagung ohne Grund. Dabei hat ihm unstreitig Sara Sampson vorgeschwebt, aber die Aehnlichkeit liegt nur im Weinerlichen. — In „Theages oder Schönheit und Liebe" sollen sich nach des Dichters späterer Aussage viele Fäden verzweigen. Es ist ein ziemlich mattes Geplauder, in welchem der Dichter sich bemüht, Gegensätze zu vereinbaren, die sich der Vereinbarung entziehn. Die Gräfin Aspasia, eine heitere Weltdame, und der Einsiedler Theages stehn sich gegenüber: für beide ist Shaftesbury's Virtuoso das Ideal. Die Stoiker werden als schwülstige Sittenlehrer gemieden, weil sie die Grazien verscheuchen, aber die Moralität

selbst ist doch die Hauptsache. Die Gräfin besitzt eine herrliche Gemäldegalerie, in welcher lauter edle Handlungen dargestellt werden. „Auf eine gefällige Art nützlich sein, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu sein; und indem ich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen, und mit derselben zusammengenommen, einen stärkern Effect machen, als die Poesie vermöchte."

Um dieselbe Zeit dachte Wieland ernstlich an's Heirathen. „Ich bin nicht für das, was man Welt heißt, gemacht. Alle ihre Ergötzungen sind innerliche Plagen für mich, ob ich gleich aus Gefälligkeit daran Antheil nehme und vergnügt scheine. Freiheit, Muße, Einsamkeit, ein Freund und eine Freundin nahe bei mir, das ist die Situation, nach der mich dürstet, und zu der ich nie gelangen werde." Er machte verschiedne Pläne, die aber alle scheiterten, bis ihn endlich der Ruf zu einer Kanzleidirectorstelle in seiner Vaterstadt Biberach traf. Er eilte, ihn anzunehmen, und verließ Bern 22. Mai 1760: er hatte nicht einmal Zeit, von Julie, die gerade verreist war, Abschied zu nehmen.

Der Messias hatte seit 1755 geruht; daher hatte sich Klopstock auf das biblische Drama gelegt. Sein „Tod Adams" (Aug. 1757) ist vielleicht das wunderlichste Stück unserer ganzen Literatur. Augenscheinlich hat ihm der Oedipus in Kolonos vorgeschwebt: Kain erinnert an Polyneikes, und auch der Ausgang ist ähnlich; aber wenn der griechische Dichter durch die großartige Anschauung und die edle Sprache die Schwäche der Composition vergessen läßt, so ist es uns in dieser steifen weinerlichen Prosa geradezu unerträglich, wie Adam sich drei Acte hindurch damit abquält, dem Zuschauer zu zeigen, daß „des Todes sterben" etwas viel Fürchterlicheres ist als „sterben" überhaupt; und zuletzt erfährt es der Zuschauer doch nicht. Gleichzeitig schrieb Meta einen „Tod Abels", ebenso, unabhängig von ihr, Geßner; der letztere wurde in Frankreich sehr beliebt: Kain erschlägt seinen Bruder in der Uebereilung und verfällt gleich darauf in schwächliche, weichmüthige Reue.

Die „Bibliothek" gab über den Messias*) sowie über das Stück (welches

---

*) Um diese Zeit schreibt Wieland an Zimmermann: „Was Shaftesbury zur Messiade gesagt hätte? — Ein Dichter ist ein schlauer Kopf, wenn er sich ein Sujet außerhalb der menschlichen Sphäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechenschaft ziehn?"

9 Jahre später von Gleim versificirt wurde) ein ziemlich oberflächliches Urtheil: um den Dichter zu entschädigen, verzierte sein Bildniß (Sept. 1757) den 3. Bd. der Bibliothek.

Klopstock's Leben war ein glückliches; wenn seine Mittel nicht ausreichten, nach seines Vaters Tod (8. Nov. 1756) für die Geschwister zu sorgen, so ertrug er das leicht. Zu seinem nächsten Umgang in Kopenhagen gehörten in dieser Zeit außer Bernstorf, Cramer und Rahn der Arzt Berger und Sturz. Der Letztere schildert ihn folgendermaßen: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, ist bescheiden und erträgt auch Widerspruch gern. Er fürchtet, wie eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft abgeschliffener Leute. Dafür zog er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Wir suchten unwegsame Oerter, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend. Klopstock ist immer mit Jugend umringt: wenn er so mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. — Klopstock's Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahl der Natur. Nur wenn Natur aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth, aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck verwirft er. So auch Musik: immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, die Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier die griechische Tänzerin. — Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken: denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er auf's Eis argumentirt. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Im Eislauf entdeckt sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

Meta zeichnete sorgfältig alle großen Züge ihres Gemahls auf, um sie dereinst zu einem vollendeten Gemälde zu verbinden. „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich," schreibt sie an Richardson 6. Mai 1758, „Sie mit dem Gedicht meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, welche das Meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei der Geburt der jungen Verse zugegen bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei

Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Gesicht meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes."

Nebenbei war Meta recht productiv; der „Nordische Aufseher", eine moralische Wochenschrift, welche Cramer seit Jan. 1758 herausgab, und an der sich auch Klopstock lebhaft betheiligte, enthielt von ihr u. A.: Briefe von Verstorbenen an Lebende, über das Jenseits (ganz in der Art Wieland's); Briefe über die Moden; von der besten Art, über Gott zu denken; Betrachtungen über Julian den Abtrünnigen; Gespräche über die wahre Hoheit der Seele u. s. w. — Das Glück der Ehe sollte nicht lange dauern.

Meta erwartete im Sommer 1758 in Hamburg ihre Niederkunft, und zugleich die Ankunft ihres Gatten. Einige Brieffragmente des Letzteren sind bedeutend für sein Bild. — Kopenhagen, 1. Sept. „Ich will Dich recht im Ernste gern entbehren, bis der Mondschein kommt, ob mir's gleich durch alle Nerven zittert, wenn ich an's Wiederhaben denke." — 2. Sept. „Meine Zuversicht, daß unser Gott Dich mir lassen wird, dauert noch immer; ob ich gleich damit nicht sagen will, daß sich nicht zuweilen ein Wölkchen darüber ziehe. Es giebt leichtere und schwerere Stunden der Prüfung. Die jetzigen sind die schwereren. Laß uns wachsam sein, meine liebe Meta, daß wir uns völlig unserem Gott überlassen. Dieser ernsthafte Gedanke beschäftigt mich oft. Was meinst Du, wenn wir uns darüber schrieben, um uns stark zu machen? — Ach wie mein Herz an Deinem Herzen hängt!" — 16. Sept. „Dein Brief hat mich so sehr gerührt, daß ich heute nicht darauf antworten mag. Er hat mich nicht traurig, aber er hat mich wehmüthig gemacht. Unser, unser Gott wird es mit uns machen, wie es seinem allerbesten Willen gemäß ist. — Ich kann es Dir nicht mehr verschweigen, es liegt mir heute besonders schwer auf dem Herzen, daß ich nicht bei Dir bin — doch muß ich Dir zugleich sagen, daß das mir sehr heitre Stunden sind, wenn ich den Gedanken der Abwesenheit recht lebhaft denke, und dann Kräfte genug habe, mit Ruhe daran zu denken, daß dies eben die Stunden der Prüfung sind, und daß ich mich hier eben unterwerfen muß. Es rührt mich heute alles zu sehr, was Du in Deinem Briefe sagst, sonst wollte ich gern mit Dir davon sprechen: ich sage, daß mich der Gedanke von Deinem Tode zu sehr rührt, denn der von der Abwesenheit macht mich, aus den angeführten Ursachen, heiter." — 20. Sept. „Beunruhige Dich nicht mit der Vorstellung, daß Du sterben und ohne mich sterben wirst! Beides ist gar nicht wahrscheinlich. Es wird Dir vielleicht vorkommen, als wenn ich kalt davon spreche. Diese Kälte der Vernunft ist uns Beiden nöthig, nicht allein, daß wir uns nicht zu traurigen Vorstellungen überlassen

und uns dadurch schaden, sondern auch, daß wir desto fähiger sind, uns dem Willen unsers Gottes mit völliger Ergebung zu unterwerfen. Dieser hohe Grad der Unterwerfung ist eine der schwersten und zugleich der ruhmvollsten Pflichten des Christenthums. Diese Tage unserer Abwesenheit von einander (vielen würde dies sonderbar vorkommen) sind solche Tage unserer Prüfung, die uns auffordern, aufmerksam darauf zu sein, daß wir geprüft werden. Auch die unschuldigste und pflichtmäßigste Liebe soll der Liebe zu unserm Gott unterworfen werden. Ich habe meinen Gesang „von der Allgegenwart", den ich im „Aufseher" drucken lasse, von neuem durchgelesen, und die Vorstellungen von der Allgegenwart des Anbetungswürdigen sind mir sehr lebhaft geworden. Wenn mir Gott die Gnade giebt, mich diesen Vorstellungen zu überlassen, ach dann, meine Meta, bin ich gar nicht weit von Dir. — Meine Seele ist jetzt in einer sanften Ruhe mit etwas Wehmuth vermischt." —

Ende des Monats kam er in Hamburg an; sie starb in der Niederkunft den 28. Nov., erst 30 Jahr alt. Er war bei ihrem Tode nicht zugegen*). — „Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden! — Dies ungefähr sagte ich ihr in einer starken Bewegung der Freude. — Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt! — Du bist der meinige gewesen, sagte sie. — Sei mein Schutzengel, wiederholte ich, wenn es unser Gott zuläßt! wenn es unser Gott zuläßt! — Wer wollte das nicht sein? sagte sie. — Nun wollte ich forteilen; die Schmidt sagte: geben Sie ihr noch einmal die Hand. Ich that's, und weiß nicht, ob ich noch etwas sagte. Ich ging auf meine Stube und betete. — Ganz kann ich mich des Weinens nicht enthalten. Und das fordert auch mein Gott nicht von mir."

Sie hatte selbst die Stelle aus dem Messias zur Inschrift ihres Sarges gewählt: „War das der Tod? O sanfte, schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiße Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung fürchterlicher Gedanke, wie schnell bist du Freude geworden! Schlummere denn, mein Gefährte des ersten Lebens, verwese, Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!"

Klopstock selbst drückte seine Empfindungen in der Episode von Gedor und Cidli aus: „Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden. Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn' mit den andern, die ich noch weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler! bleib' und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren; Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt, eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome diesen

*) „Das Abschiednehmen hat Gottsched erfunden!" pflegte Klopstock zu sagen.

Kranz, den ich dort an dem Grabmal von der Cypresse thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!"

Bis zum August 1759 hielt sich Klopstock, meist mit christlichen Oden und Liedern beschäftigt, in Quedlinburg auf; dann kehrte er nach Kopenhagen zurück. Seine Dichtungen verlieren jetzt ihre alte Frische; die griechischen Muster treten zurück, die Sprache der Propheten wird sein Vorbild. Seine Oden, kunstvoll ausgearbeitet, trotz ihrer Ueberschwenglichkeit, gehn fast durchweg darauf aus, die Unsterblichkeit zu erhärten. Es ist doch mitunter ein prachtvoller Ton in diesen Weissagungen, die wie ein Nachhall der Messiade verschweben. „Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen! schweben nicht, wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur, will ich schweben und anbeten! Halleluja! Der Tropfen am Eimer rann aus der Hand des Allmächtigen auch!... Wer sind die Myriaden alle, welche den Tropfen bewohnten? und wer bin ich? Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen! mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten! — Aber du Frühlingswürmchen, das grünlichgolden neben mir spielt, du lebst; und bist vielleicht ach nicht unsterblich! Ich bin herausgegangen anzubeten, und ich weine! Vergieb, vergieb auch diese Thräne dem Endlichen, o du, der sein wird! Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen, o du, der mich durch das dunkle Thal des Todes führen wird! Ich lerne dann, ob eine Seele das goldene Würmchen hatte." — „Warum, da allein du dir genug warst, schufst du? Zahllosen Schaaren Seliger wolltest du der unerschöpfliche Quell ihrer Seligkeit sein. Wurdest dadurch du seliger, daß du Seligkeit gabst? Eine der äußersten Schranken des Endlichen ist hier. Schwindeln kann ich an diesem Hange des Abgrunds, aber nichts in seinen Tiefen sehn. Heilige Nacht, an der ich stehe, vielleicht sinkt mir nach Jahrtausenden dein geheimnißverhüllender Vorhang. Vielleicht schafft Gott Erkenntniß in mir, die meine Kraft, und was sie entflammt, wieviel es auch ist und wie groß, die ganze Schöpfung mir nicht zu geben vermag. Du mein künftiges Sein, wie jauchz' ich dir entgegen!" —

„Ich sehe nicht ein, warum man die Ewigkeit nicht ebenso ruhig abwarten soll, wie den kommenden Tag!" pflegte Lessing zu sagen. Das war nicht die Stimmung, solchem Fluge der Einbildungskraft zu folgen.

Von Seiten der Technik goutirte er ihn wohl. Der Literaturbrief 22. Febr. 1759 — bestimmt, das oberflächliche Urtheil der „Bibliothek" zu verbessern, sagt von Klopstock's Sprache sehr viel Schönes und Gründliches. Seine Abhandlung „von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen"

wurde gerühmt; seine stilistischen Verbesserungen mit Aufmerksamkeit verfolgt: „man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ — Auch der freie Rhythmus der neuesten Oden, von Goethe später mit Glück nachgeahmt, und von Jean Paul Streckvers getauft, fand den Beifall des Kritikers, der sogar seine Anwendung im Drama empfahl.

Desto weniger konnte sich Lessing mit dem Inhalt der neuen Oden einverstanden erklären. Sie machten nicht den Anspruch, als freie Dichtungen beurtheilt zu werden, sie verkündeten eine neue Form des religiösen Bewußtseins; und die prosaischen Mitarbeiter des „Nordischen Aufsehers“ geberdeten sich sogar als Sektirer. — Neben Cramer und Meta trat unter denselben hauptsächlich Basedow hervor.

Basedow, geb. 11. Sept. 1723 zu Hamburg, war der Sohn eines dortigen Perückenmachers, der ihn erst für sein Gewerbe erziehn wollte und ihn unter so strenger Zucht hielt, daß der Knabe aus dem elterlichen Hause entfloh und bei einem Landphysikus im Holsteinischen in Dienste trat. Dieser schickte ihn nach Hamburg zurück (1741), wo er nun das Gymnasium besuchte und sich Reimarus' Gunst erwarb. Nach dem Wunsch seines strenggläubigen Vaters sollte er Theologie studiren; schon als Gymnasiast predigte er auf einigen hamburgischen Dörfern. Von seinen Schuljahren pflegte er selbst zu sagen, er sei ein lustiger Bruder gewesen: er studirte unordentlich und strengte sich wenig an, da sein leichter Kopf ihm durchhalf. So kam er 1744 auf die Universität Leipzig, bereits mit dem Vorsatz, ein berühmter Mann zu werden. Der Collegien ward er bald müde, er las alles Mögliche durcheinander, auch die religiösen Streitschriften. Nach Vollendung seiner Studien (1746) bekleidete er eine Hofmeisterstelle im Holsteinischen; er wußte sich zur Fassungskraft der Kinder herabzulassen und ihnen das Lernen zum Spiel zu machen. Schon damals knüpfte er seinen Unterricht überall an das Nächste: Stube, Haus, Garten, Stall und Scheune. Die Gunst seines Principals verschaffte ihm 1753 eine Professur an der Ritterakademie zu Soroe in Seeland; aber seine Schriften, voll Polemik gegen die herrschende Orthodoxie veranlaßten 1761 seine Versetzung nach Altona. Wenn er aber an dem Katechismus rüttelte, so war er desto eifriger, im Verein mit Cramer und Klopstock die sittliche Bedeutung der Religion zu verfechten. So hatte er namentlich die Behauptung aufgestellt, wahre Rechtschaffenheit sei ohne die Weihe der Religion nicht denkbar.

„Wissen Sie nicht,“ schreibt Lessing 2. Aug. 1759, „daß jetzt ein guter Christ ganz etwas Anderes zu sein anfängt, als er noch vor 30 J. war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einem

lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen hat, und weicht allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß."

Im vollen Einverständniß mit Klopstock hatte Cramer die kalte metaphysische Form der Theologie getadelt, und hinzugefügt: „Die höchste Art über Gott zu denken ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in Bewegung gesetzt sind;... wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu schwache Worte haben würde."

„Der Verfasser," erwidert Lessing, „nennt denken, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine höchste Art, über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. — Bei der kalten Speculation geht die Seele von einem deutlichen Begriff zum andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden, ist die Empfindung ihrer Anstrengung: eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstand selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich das, so müssen alle deutlichen Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu sein aufhören, und ich mich blos ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen bestrebe. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehn lasse. — Die Sprache kann Alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen der Empfindung solle ausdrücken können, ist ebenso unmöglich als unnöthig."

Diese Art der Religiosität hat aber ihre großen Bedenken. „Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unserer Empfindungen haschen! Mit wenig deutlichen Begriffen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Pordage. — Jene kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, muß der Probirstein aller unserer Empfindungen von Gott sein. Sie allein kann uns versichern, daß wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich durch die Neuheit aufzumuntern: von dem wollte ich wetten, daß er oft am unwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt."

Nach diesen Grundsätzen nimmt Lessing Klopstock's Ode über die Allgegenwart Gottes durch. „Wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher gewußt; welchen von meinen Begriffen der Dichter aufgeklärt, in welcher Ueberzeugung er mich bestärkt; so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat, daß ich mir während des Lesens seine Begeisterung zu theilen geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?"

Als nun Basedow in einer sehr groben Replik Klopstock's Gedankenreichthum zu retten versuchte, erwiderte Lessing (12. Juni 1760): „Wer heißt denn Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. — Und so wenig ich aus seiner Philosophie mache, ebensowenig mache ich aus seinen Liedern. Sie sind alle so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Es kann wahr sein, daß er, als er sie machte, im Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist, weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt, erheben können. Er hat die Leiter nach sich gezogen."

Ohne Zweifel mußte Klopstock hier auch einigermaßen für die schlechte Gesellschaft büßen, in die er sich eingelassen hatte. Der „Nordische Aufseher" war eine moralische Wochenschrift ganz in der Art, wie sie vor 40 Jahren üblich gewesen, und Untersuchungen wie die, ob Henriette oder Clementine im Grandison den Vorzug verdiene? gehörten noch zu den geistreichsten der Sammlung. Nebenbei war er grob wie alles Mittelmäßige: Basedow nannte Lessing's Kritik „hart, bitter, lieblos, unbesonnen; so lieblos und unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz nicht denken könne; ein Phänomen, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort nicht glauben würde." Er warf Lessing eine „schamlose Dreistigkeit" vor: er verleumde; er habe abscheuliche Absichten; er habe das schwärzeste Laster begangen; er habe einen unglücklichen Charakter; er verdiene den Abschied der Welt. — „Nun da!" schreibt Lessing, „so einen Freund haben Sie!"

Friedfertig sollte Lessing's Stellung zu keiner Zeit sein; gleichzeitig mit Basedow fiel auch Bodmer über ihn her, und schalt ihn einen Spaßmacher. — „Der arme Capriccio!" antwortet Lessing, „hat der es nun

auch mit den Schweizern verdorben? Noch 1749 stand er bei ihnen in großem Ansehn: da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan: den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm die Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehn hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atome, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt." „Und nun? welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? — Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit, und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zum Capriccio: du bist toll!" —

Aber mitten in der Hitze des Gefechts gab Lessing nie ganz seine gelehrten Arbeiten auf: in diese Zeit fällt das „Leben des Sophokles", gewissermaßen eine Ergänzung des Bayle, auch zur Fortsetzung der „theatralischen Bibliothek" bestimmt: bemerkenswerth ist, mit welchem Eifer Lessing überall die Urtheile der Alten (z. B. im Vergleich der drei großen Tragiker) zu rechtfertigen sich bemüht. — Wichtiger für den Augenblick war die Uebersetzung des Diderot (Mai 1760).

Von Diderot's bürgerlichen Schauspielen erschien der Fils naturel 1757 (er hatte also auf Sara Sampson keinen Einfluß üben können), der Père de famille 1758, zugleich mit Grimm's Abhandlung über die dramatische Poesie. Der Einfluß der modernen Engländer, namentlich Richardson's, auf diese Stücke ist unverkennbar: es war ein rücksichtsloser Kampf gegen die bisherigen Typen der französischen Kunst, und also mittelbar gegen die Resultate der bisherigen socialen Entwickelung. Schon in diesem Sinn mußten sie Lessing willkommen sein, aber auch das Einzelne war ganz in seinem Sinn: die Verachtung prahlerischer Tugend und Großmuth; die rücksichtslose Ausmerzung alles Heroischen und Historischen, die Rückkehr zum

Natürlichen und allgemein Menschlichen, wie nüchtern und alltäglich dieses auch zunächst aussehn mochte. Die Zeit der Renaissance und ihres Prunkstils war abgelaufen.

„Ich bin mir wohl bewußt," schrieb Lessing zwanzig Jahre später, „daß mein Geschmack ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre. — Diderot scheint auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das Theater seines eignen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That schwerer zu bewirken. Die französischen Stücke, die auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur fremde Sitten dar: und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur noch unsere besondre Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt. Je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden, desto hartnäckiger muß der Widerstand sein, den ihre alten Eindrücke jeder Bemühung, sie zu verwischen, entgegensetzen. Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen unter einem Halbdutzend alltäglicher Personen auf der Bühne herumtoben zu sehn; wir sehnten uns längst nach etwas Besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der „Hausvater" erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffene Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. — Auch der Schauspieler lernte von ihm. Der „Hausvater" war weder französisch noch deutsch, er war blos menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte. Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte Diderot gesorgt*)."

So gut sich in dem Berliner Kreise leben ließ, so mußte Lessing doch von Zeit zu Zeit empfinden, daß er wenig verstanden wurde. Die Berliner Freunde hatten eine entschiedene Neigung für Coterien, und wenn Lessing der dazu gar keine Neigung hatte, einmal ihre Eigenliebe verletzte, so legte man das, wenn man gelinde urtheilen wollte, für eine Wunderlichkeit aus. — So schrieb Ramler 29. Dec. 1759 an Gleim: „Hier sagen einige meiner Freunde, daß Lessing, da er doch nicht dazu gepeitscht worden, den Batteux herunter zu machen, aus Liebe zu seinem Uebersetzer ihn wohl hätte verschonen können — doch was geht mich's an. Ich weiß, daß Hr. Lessing

*) Diderot gab Dec. 1761 eine ausführliche Kritik der „Sara Sampson", was bald darauf Grimm veranlaßte, des deutschen Dichters gleichfalls in Ehren zu gedenken. Die Kritik ist abgedruckt in Danzel's Lessing S. 473—476.

seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Die Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er doch im Leben ist. Es ist freilich schlimm! Aber wir wollen uns seiner guten Seiten bedienen, da er zu alt ist, als daß wir ihm seine schlimmen abgewöhnen könnten." Kurze Zeit darauf waren Ramler und Gleim gleichfalls vollständig entzweit, weil der Erstere sich gegen den Freund lieblose Kritiken erlaubte.

Es ist zu begreifen, daß sich Lessing immer unbehaglicher in Berlin fand, um so mehr, da er mit peinlicher Ungeduld den Ausgang seines Leipziger Processes abwarten mußte. „So lange ich," schreibt er an seinen Vater 3. April 1760, „noch von meiner Arbeit leben kann, und ziemlich gemächlich leben, habe ich nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amts zu werden. Trägt man mir eines an, so will ich es annehmen; aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu commode und nachlässig." — Bei Lessing kamen alle Entschlüsse schnell und unvorbereitet: Anfang Nov. 1760 ist er aus Berlin verschwunden, und als Secretär des General Tauenzien in Breslau*).

„Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern," schreibt er von dort an Ramler, 6. Dec.: „Die Wahrheit zu gestehn, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, was ich alsdann zu mir sage? — Narr! sage ich und schlage mich an die Stirn: wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen; daß du wenig Zeit haben wirst zu studiren. Aber war nicht Alles dein freier Wille? warst du nicht Berlins satt? glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein mußten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht blos den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahr, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? .... Ihre Briefe werden ein Großes beitragen, daß ich mir wenigstens die Reue, die unnützeste von allen unangenehmen Empfindungen, erspare." — An Moses: „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines

*) 3. Oct. 1760 war Berlin von den Russen geplündert worden. 11. Nov. zeigten die Berliner Zeitungen — wahrheitswidrig — an, daß mehrere namhafte auswärtige Gelehrte — darunter Lessing, Huber, Zimmermann — auf ihr Ansuchen in die Akademie aufgenommen wären.

Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Licht zu sehn. Die Reu ohnedem nicht ausbleiben."

Später werden die Klagen noch lauter: „Nein, das hätte ich n vorgestellt!" schreibt er 3. März 1761 an Moses; „aus diesem Tor alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß tende Beschäftigungen mehr ermüden müssen als das anstrengendste S daß in dem Cirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erloge gnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf geworden zerrütten würden; daß — — Ach bester Freund, Ihr Lessing ist v In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich sell mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe — si weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich sc Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut — — Aber vielleicht habe ich heute nur so einen finstern Tag, an sich mir nichts in seinem wahren Licht zeigt. Morgen schreibe ich vielleicht heiterer."

Wir verlieren ihn vorläufig aus den Augen.

Noch immer lastete der Krieg auf dem schwergeprüften Sachsen. 1760 wurde Dresden von den Preußen bombardirt: bei der Ge verlor Rabener seine ganze Habe, Kleider, Manuscripte: er ert Elend mit gutem Humor; aber daß man einen Brief veröffentlichte, darüber geschrieben, machte ihm vielen Kummer. Auch Heyne tr Bombardement aus Dresden*; ebenso Weiße, der eben hingekomm sich um eine Kreissteuer-Einnehmerstelle zu bewerben: er hatte im Begleitung seines Grafen Paris verlassen, und sich nun von demse trennt. Gleich darauf fand er eine neue Stelle, als Gesellschafter be Schulenburg in Burgscheidungen.

Gellert hatte sein hypochondrisches Dasein fortgesetzt: „Alles öde und leer; meine Nerven schwach und mein Magen kraftlos;" im genoß er hohe Achtung; sein nächster Freund und Anhänger Clod hielt auf seine Empfehlung eine Professur, alle Augenblicke kamen G

*) Er hatte sich seit 1756 in verschiedenen Hauslehrerstellen bewegt; n Bombardement entfloh er nach Amsdorf, wo er trotz seiner sehr prekären Lage 1761 eine arme Waise heirathete, Therese Weiß. Nach dem Tode Ge (4. Aug. 1761) wurde er, der bisher noch ganz unbekannte Philolog, durch ten Oct. 1762 nach Göttingen empfohlen, und erhielt die Vocation Febr. 17

von unbekannten Gönnern an; der preußische **Prinz Heinrich** erwies ihm viele Auszeichnungen: endlich, 18. Dec. 1760, ließ ihn auch der König kommen*). — „Es wird dem Könige," sagte er zum Major **Quintus Icilius**, der ihn abholte, „mit einem kranken Mann, der nicht reden kann, nicht gedient sein." — Aber er mußte gehorchen. — „Warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" — Ew. Maj. sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. — „Nein, das kann ich nicht sagen." — Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. — „Das ist wahr." — Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guten Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an einem August gefehlt. — „Wie? Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" — Nicht eben das: ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte. — — „Ist Er gar nicht von Sachsen weggekommen? Er sollte reisen!" — Dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen. — „Ja daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?" — Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei gegen Einen." — Ich bekümmere mich mehr um die alte als um die neue Geschichte. — „Hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?" — Ach ja, Ihro Majestät. — „Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon." — Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. — — Schließlich mußte **Gellert** eine seiner Fabeln declamiren: er wählte den „klugen Maler aus Athen", und erhielt den Beifall des Königs. C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands! äußerte sich dieser bei Tisch. Auch **Ernesti**, **Reiske** u. A. ließ er kommen. Einige Tage später schrieb er an die Herzogin von **Gotha**:

Je suis ici dans le pays latin. J'ai, pour m'amuser, passé en revue tous les professeurs de cette université; j'en ai trouvé 3—4 remplis de mérite et de belles connaissances, entre autres un professeur du grec

---

*) Als Curiosität verdient angemerkt zu werden, daß um diese Zeit **Moses** in Berlin beinahe als Pasquillant wäre zur Rechenschaft gezogen worden, weil er sich erlaubt hatte, des Königs Gedichte zu recensiren und darin die Schmeichelei zu wagen: „Ein Friedrich, der an der Unsterblichkeit zweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckiger Cirkel oder ein rundes Viereck."

(Ernesti?*) qui m'a semblé avoir plus de jugement et de goût qu'il n'est commun d'en rencontrer dans les savans de notre nation, j'en ai déterré un qui n'aurait pas échappé à Molière, s'il avait vécu de son temps. Cet homme admirable (offenbar Gottsched) m'a dit avec une gravité magistrale qu'il avait accouché de 60. vol. in-folio, et qu'il en avait publié deux tous les trois mois. — Je lui dis: Mais, Monsieur, vous possédez donc la science universelle? — Aussi fais-je, repartit-il. — Mais, Monsieur, tous les trois mois deux volumes in-folio! Y pensez-vous bien? Je n'aurais pas le temps de les écrire; et comment donc avez-vous pu les composer? — Cela partait de là, me dit-il, mettant le doigt sur son front. — Un de ses confrères charitables ajouta: Et du dictionnaire de Bayle, de Chambers, et de tous les dictionnaires que Monsieur a fondus ensemble. — Oui, je les ai refondus ensemble, dit le savant: mais je les ai rendus excéllents, car je les ai corrigés tous.

Gottsched**) verlor im folgenden Jahr seine „Freundin" Adelgunde (26. Juni 1762, 49 J. alt): das Verhältniß scheint in der letzten Zeit lau geworden zu sein. Für Gellert begann Oct. 1760 ein Herzensverhältniß, das dem stillen Mann sehr werth war: eine Dlle. Lucius in Dresden (geb. 7. Dec. 1739) wandte sich brieflich an ihn, um über Tugend und ähnliche Dinge von ihm aufgeklärt zu werden: und in der That dauerte dieser Briefwechsel bis an Gellert's Tod: er hatte einmal vor, sie mit einem guten Freunde, einem Cantor, zu verheirathen, gab es aber bald als unschicklich wieder auf. Kurz vor seinem Ende sah er sie zum erstenmal: sie heirathete erst Oct. 1774, einen Pastor Schlegel bei Weißenfels. — Diese Briefe machten dem würdigen Mann viel Freude, dagegen hatte er einmal den Kummer, daß ein wohlgesinnter Geistlicher aus Böhmen, von seinen Schriften erbaut, ihn aufforderte, katholisch zu werden, und daß er ihm erst weitläufig seine Gründe auseinandersetzen mußte.

In Berlin wurde zwar der Abgang Lessing's von den Freunden schmerzlich empfunden, und er blieb das ideale Publicum, das sie bei ihren

*) Seit 1759 (unmittelbar nach seiner Ausgabe des Homer) Professor der Theologie. 1760 begann er die „Neue theologische Bibliothek", nach dem Princip, die Bibel streng nach dem Wortlaut zu erklären, und sich weder durch eine äußere Autorität der Kirche, noch durch eigne Neigung, noch durch ein philosophisches System bestimmen zu lassen. Philologisch nüchtern in der Exegese, war er in seinen Ansichten orthodox, aber nachsichtig gegen Andersglaubende. 1761 erschien sein classisches Werk: Institutio interpretis.

**) 1760 gab er das „Handlexicon der schönen Wissenschaften und Künste" heraus, wobei Batteux zu Grunde gelegt war.

Schriften vor Augen hatten: im Uebrigen aber ging Alles den alten Gang fort. Nicolai und Moses führten die Literaturbriefe auf eigne Hand weiter: der Erstere heirathete 12. Dec. 1760, und erscheint seitdem als gemachter Mann. Moses sammelte seine philosophischen Schriften, mit einigen Zusätzen, in denen die Natur der gemischten Empfindungen und die Einwirkung des Schönen auf das Gemüth untersucht wurde: er vertheidigte den Begriff der Vervollkommnung als die Quelle aller Moral. Sulzer schrieb französisch, für die Akademie, Untersuchungen über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst, und arbeitete an seinem ästhetischen Wörterbuch, das aber erst 11 Jahre später fertig wurde. Ramler dichtete den „Tod Jesu", der sich durch Graun's Composition noch heute erhalten hat, und andere Cantaten, die ihn auch mit dem Hof in Berührung brachten (Prinzessin Amalia componirte selbst); außerdem ließ er sich durch Gleim's Beispiel zu kriegerischen Oden verführen, in denen in Horazischer Art, mit Anrufung verschiedener Najaden und Hamadryaden, die Feinde Friedrich's mit Vorwürfen überhäuft wurden, daß sie den unbezwungnen Helden nicht in Ruhe ließen; trotz aller Freude über die Siege überwog doch die Sehnsucht nach dem Frieden, namentlich da eine böswillige Bombe den frommen Dichter fast getroffen hätte, wenn ihn die Götter nicht schützten. — Endlich erhielt der Berliner Parnaß, was ihm bisher gefehlt, eine Sappho.

Der Vater der Karschin, der Schenkwirth Dürrbach, lebte auf einer einsamen Meierei zwischen Züllichau und Krossen, nahe der niederschlesischen Grenze. Anna Louise, geboren 1. Dec. 1722, verlor ihn schon im sechsten Jahre, ein Großoheim nahm sie zu sich auf seine Landbesitzung Tirschtiegel, wo das junge Mädchen Gelegenheit fand, sich in der Bibliothek zu thun zu machen, sehr zum Mißfallen ihrer Großmutter, die zu sagen pflegte: „ein Mädel muß nicht schreiben können, das führt sie nur zu Liebesbriefen, zu weiter nichts Gutem." Als sie gar anfing, Latein zu lernen, wurde es ihrer Mutter zu viel; sie nahm sie wieder zu sich. „Kein Cherub war es, der das wehrlose Kind aus ihrem Paradiese vertrieb; es war das verjährte Vorurtheil, das feindlich den Frauen jedem geistigen Aufschwung entgegenwirkte. In der Wüste des Lebens sollte das Weib nur Kameel und Dromedar sein, das ging, so lange es seine eigenste Bestimmung nicht kannte." Es war für sie eine Zeit großer Entbehrungen; der Wohlstand des Hauses ging zu Grunde und sie war zuweilen genöthigt, das Vieh zu hüten. Doch las sie nicht blos heimlich, sie versuchte sich auch eifrig in Versen.

Als sie 16 Jahr alt war, verheirathete man sie an einen jungen Tuchmacher Namens Hirsekorn. Er hatte auf eine Mitgift gerechnet, und war verdrießlich, darin getäuscht zu sein. „Dazu kam noch ihre Unerfahrenheit in

der Haushaltung und ihr zerstreutes Wesen, welches sie nicht überwinden konnte. Das arme junge Weibchen war zu bedauern. Bei dem besten Willen konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobei sie nicht etwas verschüttet im Wege liegen ließ, auf etwas trat, oder etwas verkehrt machte. Das verdroß ihren Mann sehr." Bald kamen Kinder. „Ihr Mann störte sie mürrisch, wenn sie beim Warten des Kindes in einem Buche las." Er veranlaßte sie, ihn bei seiner Profession zu unterstützen, „indeß ihre Gefühle in tausend poetischen Bildern herumflatterten." Nur Sonntags, wenn ihr Mann ausgegangen war, „nahm sie, ihre Kleinen neben sich, eine Feder oder Buch in die Hand und erleichterte ihren Geist in dem freien Felde der Ideen." Die Nachbarschaft in Schwibus, wo sie wohnten, erfuhr sehr bald, daß die Hirsekorn Verse machen könne. Einen höhern Aufschwung nahm ihre Muse, als Friedrich's Thaten das Vaterland aufregten, und namentlich als ein alter Jugendfreund nach Schwibus zog und sie mit Büchern versorgte. Ihr Mann warf zuweilen die Bücher in's Feuer. „Tief gekränkt, wurde nun auch sie nachlässiger in ihrer sonst so rastlosen Sorge ihm zu genügen, und versäumte in schmerzlicher Zerstreuung die Sklavenarbeit, welche er ihr täglich auflegte."

Eines Tages kam er von seinem Ausgang mit einem Räuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Er warf beim Hereintreten mit lustiger Geberde den Hut auf den Tisch, schwang sich auf einem Bein herum, und rief: „Vivat, es lebe der König von Preußen! Hörste, Louise, weißt du was Neues? Der König hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben; was meinst du, wenn wir die Ersten wären, die sich scheiden ließen?" Seine äußerst erschrockene Frau konnte ihm hierauf nicht antworten, und er fuhr fort: „Na du hast doch nichts dawider, wenn wir den Anfang machen." „Ach Gott, du wirst doch das nicht thun!" war ihre Antwort. „Ja ja, das werde ich wohl thun!" erwiderte er. „Und was ist denn für ein Unglück dabei, wenn man einander nicht leiden kann, ist's nicht besser als davon." Die Frau weinte jämmerlich, aber er sagte: „Höre Louise, weine nur nicht, das Weinen kann zu nichts helfen, es wird nicht anders, ich habe meinen Sinn darauf gesetzt."

Kurz die Scheidung erfolgte; 11 Jahr hatte die Ehe gedauert. Als sie, ohne zu wissen wohin, zum nächsten Thore hinausging, begleitete sie ihre Schwiegermutter dreiviertel Meilen weit, schluchzte und weinte neben ihr her, streckte oft ihre gefalteten Hände vor sich aus und rief: „ach meine liebe Schwiegertochter! daß Gott sich erbarme! du wirst recht aus dem Hause gestoßen!" Sie lebte dreiviertel Jahr hauptsächlich von den Almosen, die ihr ihre Gedichte eintrugen, als ein junger Schneidergesell Namens Karsch ihr seine Hand antrug. Sie willigte ein und zog mit ihm nach Fraustadt. „Sie

überwand den Widerwillen, den ihr Mann ihr vom ersten Augenblick eingeflößt hatte;" er fand keine Arbeit und „sein Mißmuth wurde durch die unverkennbare Kälte seiner Frau vermehrt." Er nahm seine Zuflucht zum Trinken und es kam zu heftigen Schlägereien. Mittlerweile verbreitete sich ihr poetischer Ruf nach Großglogau und auf den Rath ihrer Freunde zog sie 1755 mit ihrem Mann und ihren Kindern dorthin. Sie fand Zugang in vornehmen Häusern, in ihrem eigenen Hause war Noth und Elend. Ein Feldprediger, der sie 1758 besuchte, erzählte: „Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher. Das dritte saß vor ihr, und das vierte ganz kleine auf ihrem Schoß. Sie selbst aber saß unter dem Getümmel dieser Kinder und brachte eben eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört hatte, in Verse. Indeß wir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen, mit dem sie uns beschenkte." Hier ist sein Inhalt: „Ihr Freunde von den Wissenschaften! Ihr kamet mich zu sehn, von der ihr viel gehört. Ihr saht die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt, und keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften, ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin, von ihr allein aus bin ich, was ich bin. Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern. Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich, und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich. Ihr Freunde, die ihr euch die große Mühe nahmet, und mich so niedres Weib zu sehn nach Glogau kamet, euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit, als euer Herz verdient und eure Redlichkeit, die ich aus euren Augen kenne, und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne." —

Wir können uns der Bemerkung nicht erwehren, daß Frau Karschin lieber die zerrissenen Kleider ihrer Kinder hätte flicken sollen, statt eine Predigt in Verse zu bringen. — Ein edler Freund brachte es dahin, daß Karsch von Glogau entfernt wurde. „Die Vermittlung ging zwar nicht den Weg Rechtens, allein die Karschin wurde dadurch frei und der schwersten Sorgen entladen." Obgleich ihr Mann wieder zurückkehrte, fand sie Gelegenheit, ein Gedicht an einen Baron Kottwitz zu richten, der sie reich beschenkte und ihr eine Bitte frei stellte. Sie antwortete augenblicklich, ihr heißester Wunsch wäre, nach Berlin zu kommen. Bald darauf kam ein stattlicher Reisewagen sie abzuholen. Ihr Mann machte unterwegs eine leidenschaftliche Scene, aber Kutscher und Bedienter achteten nicht darauf. So kam sie 25. Jan. 1761 in Berlin an.

Sobald man hier hörte, die Karschin sei angekommen, beeiferte sich Alles, dies Wunder von einem Weibe zu sehn: man schickte ihr Equipagen, gab ihr

Feste, kleidete sie prächtig, kurz man behandelte die 38jährige Frau wie eine Puppe. Ramler, Sulzer, Moses, Nicolai wurden ihre eifrigen Freunde; am lautesten wurde der Jubel, als Gleim Juli 1761 in Berlin ankam, und ihr den Beinamen Sappho gab. Sie machte ihm im folgenden Jahr einen Gegenbesuch*), und hielt sich einen vollen Monat in Halberstadt auf; er gab mit Sulzer ihre Gedichte heraus, und schaffte ihr dadurch eine reine Einnahme von 2000 Thlr. Auch suchte er sie zu bilden, machte sie mit dem Horaz bekannt: kurz ihre Gefühle wurden wach. „Ohne Regung, die ich oft beschreibe, ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe, ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg unverliebt ein Mädchen werden müßte, die ein Krieger halb gezwungen küßte, der die Mauer einer Stadt erstieg. Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner, dann denk' ich den zärtlichsten der Männer, den ich immer wünschte, nie erhielt! Keine Gattin küßte je getreuer, als ich in der Sappho sanftem Feuer Lippen küßte, die ich nie gefühlt.“ Sie nannte ihn Thyrsis und weihte ihm feurige Oden; zuletzt wurde es Gleim doch bedenklich, und er schrieb ihr: „In den Liedern an Thyrsis führt unsere Freundschaft oft den Namen Liebe, und sie ist auch nichts Anderes als Liebe der Gemüther; diese Liebe Ihres Thyrsis zu seiner Sappho ist in so hohem Grade, daß selbst Kleist eifersüchtig sein würde, wenn bei dieser Liebe auch Eifersucht wäre. Und wieviel sanftere Empfindungen giebt sie als die andere Liebe! In Liedern und größern Gedichten, z. B. in der Tragödie, kann diese nicht heftig genug vorgestellt werden; aber im Herzen, wertheste Freundin! wollen wir jener sanften den Vorzug geben, und ganz voll von derselben bin ich unveränderlich Ihr u. s. w.“ — Auch mit Lessing versuchte sie brieflich anzubinden (Mai 1762), er ließ sich aber nicht darauf ein. — In Berlin wird man eines Puppenspiels bald müde; auch die Karschin sollte das erfahren, und da sie fortfuhr, schlecht zu wirthschaften, war sie bald wieder in Noth.

Die kritischen Arbeiten in den „Literaturbriefen“ wurden eifrig fortgesetzt, mit dem ausgesprochenen Zweck, zwischen Kunst und Wissenschaft zu vermitteln, und ein Publicum in der Art der Alten hervorzubringen. „So lange die Bücher,“ schreibt Sulzer, „blos in den Händen der Professoren, Studenten und Journalschreiber sind, dünkt es mich kaum der Mühe werth, für das gegenwärtige Geschlecht zu schreiben.“ Und ebenso Moses: „Da man in Deutschland noch immer gewohnt ist, entweder für Professoren oder für Schulknaben zu schreiben, so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophirt,

*) Er hatte eben „Lieder nach dem Anakreon“ und „Petrarchische Gedichte“ herausgegeben. Kurze Zeit vorher hatte ihm Uz das Gedicht „die Kunst, stets fröhlich zu sein“, gewidmet, worin er sich gegen Wieland und die andern Frömmler rechtfertigte.

eine seltene Erscheinung. Mich dünkt, wenn unsere Schriftsteller die Schul-Etikette vergessen und sich einen freiern ungezierten Ton angewöhnen wollten, so würde der Beifall nicht ausbleiben." — Freilich verkannte er nicht die Bedenken des populären Tons: „Man trägt sich heutigen Tages mit der Grille, alle Wissenschaften leicht vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten, und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann... Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich, als dieser königliche Weg zu den Wissenschaften." — Es kam also darauf an, wirklich philosophische Köpfe und gründliche Gelehrte für den Berliner Verein zu gewinnen, denn auf die Länge konnten Moses und Nicolai allein nicht genügen, das begriffen sie selbst. Baumgarten, mit dem man noch am meisten verkehrte, obgleich er von der lateinischen Sprache nicht lassen wollte, kränkelte und starb bereits 26. Mai 1762, erst 44 Jahr alt. Dafür fand sich ein höchst erfreulicher Ersatz in einem jungen Schriftsteller, der eben neu in die Literatur eintrat.

Thomas Abbt war 25. Nov. 1738 zu Ulm geboren, Sohn eines wohlhabenden Perückenmachers, von P. Miller erzogen; er hatte seit 1756 zu Halle unter Jac. Baumgarten Theologie studirt, daneben aber Mathematik, Philosophie und schöne Wissenschaften, und war 1760 als a. o. Professor in Frankfurt a. O. angestellt worden. Von dort schickte er Dec. 1760 eine Abhandlung „vom Tode für's Vaterland" an Nicolai ein, der sie im Anfang des folgenden Jahres drucken ließ. Sie kam für Preußen sehr zeitgemäß, denn es regte sich doch eine gewisse Opposition gegen die Unternehmungen des großen Königs, und Gleim's Ausspruch: „Berlin sei Sparta!" wurde nun durch einen geistvollen Schriftsteller auch dem schöngeistigen Publicum eingeschärft. Es war ein gedrungener und zugleich blühender Stil in dieser kleinen Schrift, die stark an das Studium des Tacitus erinnerte, und was an Reife der Bildung fehlte, wurde durch einen ungewöhnlichen Ideenreichthum ersetzt. Moses und Nicolai waren sehr befriedigt, und warben den Verfasser für die Literaturbriefe; zwar erhielt er gleichzeitig einen Ruf nach Rinteln, hielt sich aber seiner weitern Ausbildung wegen mehrere Monate in Berlin auf, wo er im engsten Verkehr mit den beiden Freunden lebte. Er war von mittler, etwas untersetzter Statur; hatte schwarzes Haar, ein volles Gesicht, freundliche Augen; sein Ansehn nahm beim ersten Anblick ein. Er besaß das weichste Herz, jedem Eindruck offen, und war ein sehr guter Gesellschafter. Für die Berliner wurde er u. A. dadurch wichtig, daß er ihnen einigen Sinn für Geschichte beibrachte, der ihnen bis dahin ganz gefehlt hatte. „Was nur den Namen Geschichte hat," schrieb ihm Moses, „Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf wollen,

und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß." Ausgeschlossen von dem wirklichen Leben der Völker, mußte der Jude sich eben an Metaphysik halten. Der Verkehr mit Abbt änderte das wenigstens einigermaßen.

Auch mit den Schweizern hielten die Literaturbriefe die Verbindung fest hauptsächlich durch Sulzer's Vermittelung. Iselin hatte 1760 „Philosophisch und politische Versuche" herausgegeben, worin er die Verderbniß des Staat geschildert und zur Tugend aufgefordert hatte. Die Stiftungsfeier der Universität Basel hatte ihm gleichzeitig Gelegenheit gegeben, die besten Köpfe der Schweiz, Geßner, Hirzel, Schinz u. s. w., um sich zu sammeln; er hatte eine Reform der Universität beantragt, damit aber freilich stark angestoßen: der Rector hatte gerade als den größten Vorzug derselben hervorgehoben, daß sie seit längerer Zeit keines fremden Lehrers bedurft habe: „ein Vorzug, dessen sich wohl schwerlich eine hohe Schule in der Welt rühmen könne." Bei dieser Gelegenheit war die Gründung der „helvetischen Gesellschaft" verabredet worden, die zwei Jahre später zu Schinznach erfolgte: der Hauptstifter neben Iselin war Hirzel, damals 36 J. alt und einer der beliebtesten Aerzte von Zürich. Er schrieb 1761 die „Wirthschaft eines philosophischen Bauers" (Kleinjogg): eine Schilderung der ländlichen Thätigkeit in ihren wirklichen Zuständen, die wohlthätig gegen die französirenden Schäferidyllen abstach; einer der ersten Versuche, das Ideal in den wirklichen Dingen nachzuweisen. Die helvetische Gesellschaft sprach als ihren Hauptzweck an: „die Gesetze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft sowohl als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den echten Grundsätzen der Geschichtskunde in ihr wahres Licht zu setzen, und ihre Bemerkungen zum Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen." Auch Moses wurde aufgefordert, Mitglied derselben zu werden, und sprach seinen Dank sehr gerührt aus.

Wie mit der Schweiz, so knüpften die Literaturbriefe Verbindung mit dem fernsten Nordosten des Vaterlandes an. Königsberg war bisher vom Gang der deutschen Literatur wenig berührt worden; nun erregten fast gleichzeitig zwei Königsberger Schriftsteller die Aufmerksamkeit der deutschen Beurtheiler, Hamann und Kant: der Erstere, durch die Vermittelung der Literaturbriefe, um einige Jahre früher.

J. G. Hamann war 27. Aug. 1730 zu Königsberg geboren. Sein Vater, ein angesehener Chirurg, der „altstädtische Bader", hatte bei seiner Erziehung vielleicht zu viel gethan, indem er ihn von Privatlehrern in allen möglichen Dingen unterrichten ließ: außer den alten Sprachen wurden auch die neueren, namentlich Französisch und Italienisch betrieben. Noch nicht 16 Jahr alt, April 1746, durfte er die Universität beziehn, wo er sich der

Namen nach zuerst auf Theologie, dann auf die Rechte legte, eigentlich aber mehr auf allgemeine Bildung ausging. Da dies Studium ihm kein bestimmtes Lebensziel vor Augen stellte, nahm er Nov. 1752 eine Hofmeisterstelle auf einem Gut in Liefland an, in der Nähe von Riga, wurde von der gnädigen Frau, als er den gnädigen Junker grob behandelte, fortgeschickt, ging dann noch auf ein zweites Gut, endlich nach Riga, wo ein reicher Kaufmann, Berends, sich seiner annahm, und ihn veranlaßte, März 1756 ein Werk von Dangeuil „über den Handel" zu übersetzen. Die Einleitung dazu enthält manchen originellen Gedanken, ist aber als Ganzes keine besondere Leistung. Indeß gefiel sie Berends sehr, der ihn aufmunterte, sich dem Handel zu ergeben, wogegen Hamann auch keineswegs abgeneigt war: in seiner Lectüre spielen volkswirthschaftliche Schriften die Hauptrolle.

Zwei charakteristische Eigenschaften treten schon damals hervor: große Lebhaftigkeit der Reflexion und die Abneigung, irgend einen zusammenhängenden Entschluß zu fassen. Der Zufall muß in der Regel den Ausschlag geben, und das Resultat ist mitunter höchst wunderlich.

Juli 1756 vertraute ihm Berends — wenn Hamann nicht etwa durch seine Einbildungskraft getäuscht wurde — eine wichtige handelspolitische Mission an: worin diese bestand, weiß man nicht. Erst ist er längere Zeit in Königsberg, dann in Danzig, Berlin (Oct. 1756: bei Ursinus, Moses, Sulzer, Ramler, Merian, Premontval, bis 23. Nov. — in der Aufzeichnung von Daten ist er immer sehr genau —) Hamburg, Lübeck, Bremen, Amsterdam, endlich 18. April 1757 in London. Seine Mission scheint er vergessen zu haben und in äußerst schlechte Gesellschaft gerathen zu sein: er selbst klagt sich eines sehr lasterhaften Lebens an. Sein Geld war verzehrt, er stak tief in Schulden, bei seiner Willensschwäche dachte er nicht daran, nach Hause zu schreiben, er hatte sich völlig aufgegeben, und das Schicksal von Mylius stand ihm bevor.

In dieser Stimmung fiel ihm 13. März 1758 eine Bibel in die Hände, er las sie bis zu Ende, und es schien, „als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir dies Buch das erstemal verschlossen hätte." „Je weiter ich kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich, sie jemals gegen das Buch Gottes verglichen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung: daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Blindheit, Thorheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zu einer Annehmung solcher Güter zu bewegen,

über deren Größe wir noch mehr als über unsre Unwürdigkeit erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaren. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volks, ich las meinen eignen Lebenslauf, und dankte Gott für seine Langmuth mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. Vor Allem fand ich in den Büchern Mosis eine seltene Entdeckung: daß die Israeliten in einigen Fällen nichts als dasjenige von Gott ersuchten, was Gott Willens war für sie zu thun; daß sie ihren Ungehorsam reuig erkannten, und ihre Buße gleichwohl ebenso geschwind vergaßen; in der Angst aber um nichts als einen Erlöser riefen, ohne den sie unmöglich Gott weder recht fürchten noch recht lieben konnten. Ueber diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnißvoll vorkamen, verfiel ich in ein tiefes Nachdenken. Ich dachte an Abel, von dem Gott sagte, die Erde hat ihren Mund aufgethan, um das Blut deines Bruders zu empfangen; ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern, als die Stimme des Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich fortführe, mein Ohr zu verstopfen; — mein Herz ergoß sich in Thränen, und ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Mörder seines eingebornen Sohnes war."

Die nächste Wirkung solcher allgemeinen Selbstanklagen war, daß er es mit der speciellen leichter nahm: er bürdete seine Schulden dem lieben Gott auf, und fühlte sich erleichtert. In der Muße schrieb er März bis Mai 1758 drei Schriften: eine Selbstbiographie, auf die man ein viel zu großes Gewicht gelegt hat, weil es ihm in seinem damaligen Gemüthszustand zur größten Genugthuung gereichte, sich als den Brudermörder Gottes anzuklagen; Anmerkungen zur Bibel, während seiner Lectüre derselben niedergeschrieben, und „Brocken". Da man Hamann im Ganzen nur vom Hörensagen kennt, wird es gut sein, von diesen Einiges mitzutheilen. — Schon hier, in einer Periode, wo er noch am tiefsten in grüblerische Religiosität verstrickt war, ist er weder Pietist, noch Orthodox; seine Blicke in's Wesen des Christenthums sind neu und mitunter hell, und wo er in Irre geht, ist es nicht der gewöhnliche religiöse Egoismus, der ihn verführt. — Allerdings muß man ihm zu Hülfe kommen: wenn auch in seinen Gedanken ein wirklicher Zusammenhang besteht, so versteckt er ihn eher, als daß er ihn hervorhübe. „Grundsätzen, Systemen," sagt er selbst, „bin ich nicht gewachsen. Brocken, Fragmente, Einfälle, Grillen. Ein jeder nach seinem Grund und Boden. — Ich bin ein Myops: das muß mir nahe kommen, was ich sehen soll — Aber, was ich noch sehe, geschieht gottlob durch natürliche Augen."

„Gott hat sich offenbart in der Natur und in seinem Wort. Man hat

die Aehnlichkeiten und die Beziehungen dieser beiden Offenbarungen noch nicht so weit auseinandergesetzt und so deutlich erklärt, wie eine gesunde Philosophie sollte. — Die Naturkunde und die Geschichte sind die zwei Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und der Aberglaube gründen sich auf eine seichte Physik und seichte Historie. — Die Natur ist so wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Gesetzen unterworfen, als sich alle Begebenheiten durch Charaktere und Staatsgründe aufschließen lassen."

„Es fehlt uns noch ein Forscher, der uns nicht den Gott der nackten Vernunft, daß ich so rede, sondern den Gott der heiligen Schrift im Reich der Natur aufdeckt, der uns zeigt, daß alle ihre Schätze nichts als eine Allegorie, ein mythologisch Gemälde himmlischer Systeme, sowie alle Begebenheiten der weltlichen Geschichte Schattenbilder geheimerer Handlungen und entdeckter Wunder sind. — Mich wundert, daß noch Keiner soviel für die Historie gewagt, als Baco für die Physik gethan. Bolingbroke giebt seinem Schüler den Rath, die ältere Geschichte überhaupt wie die heidnische Götterlehre und als ein poetisch Wörterbuch zu studiren. Doch vielleicht ist die ganze Historie mehr Mythologie, als dieser Philosoph meinte, und gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugniß, ein Räthsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe, als unserer Vernunft, zu pflügen."

„Wo kommt das Ansehn her, in dem die Wahrsagerkünste stehn, und die große Anzahl derselben, die sich auf nichts als ein Mißverständniß unsers Instincts der natürlichen Vernunft gründen? Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichte, Räthsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das Buch der Natur und der Geschichte sind nichts als Chiffern, die ihren Schlüssel verlangen. — Paulus that einem Dichter die Ehre an, ihn einen Propheten seines Volks zu nennen. Die wahre Poesie ist eine natürliche Art der Prophezeihung: wir sind Alle fähig, Propheten zu sein."

„Welche Geheimnisse unserer Natur finden wir in Gottes Wort aufgeklärt! der ganze Mensch scheint ohne dasselbe nichts als Erde zu sein, ohne Gestalt, leer, und Finsterniß auf der Fläche der Tiefe. Hier ist eine Tiefe, die kein menschlicher Verstand absehn kann; eine Tiefe, auf der Dunkelheit liegt, die unsern Augen nicht einmal erlaubt, die Oberfläche recht zu unterscheiden. Wollen wir etwas wissen, so lasset uns den Geist fragen, der über dieser Tiefe schwebt, der diese ungestalte, leere, geheimnißvolle Welt in die Schönheit, die Klarheit, die Herrlichkeit versetzen kann, gegen welche die übrige Schöpfung ihren Glanz zu verlieren scheint."

„Gott offenbart sich — der Schöpfer der Welt ist ein Schriftsteller. — Was für ein Schicksal werden seine Bücher erfahren? was für strengen Ur-

theilen, was für scharfsinnigen Kunstrichtern werden sie unterworfen sein? — Die Rede ist nicht von einer Offenbarung, die ein Voltaire, ein Bolingbroke, ein Shaftesbury annehmbar finden, die ihren Vorurtheilen, ihrem Witz, ihren moralischen, politischen und epischen Gründen am meisten Genüge thun würde: sondern von einer Entdeckung solcher Wahrheiten, an deren Gewißheit dem ganzen menschlichen Geschlecht gelegen wäre. Leute, die sich Einsicht genug zutrauen, um eines göttlichen Unterrichts entbehren zu können, würden in jeder andern Offenbarung Fehler gefunden haben, und haben keine nöthig. Sie sind die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen."

„Der heilige Geist ist ein Geschichtschreiber menschlich thörichter, ja sündlicher Handlungen geworden. . . Gott! wie hat der Stolz in das menschliche Herz kommen können! die ganze Schrift ist in einer Art geschrieben, worin du dich selbst hast demüthigen wollen, um uns Demuth zu lehren; um den Stolz des Philisters zu Schanden zu machen, der deine Wunder, unter dem Griffel, mit dem du sie an die Pforte vor den Augen Himmels und der Erde schriebst, für die Schrift eines Wahnwitzigen ansieht. — Die ganze Bibel scheint recht zu dieser Absicht geschrieben zu sein, uns die Regierung Gottes in Kleinigkeiten zu lehren. Es ist ein Gott, der auf die Gedanken und Reden der Hebmutter horcht, wenn wir zur Welt kommen. So sehr ist unsere Religion für unsere Bedürfnisse, Schwachheiten und Mängel eingerichtet, daß sie alle diese zu Wohlthaten und Schönheiten verwandelt. Alles, was der irdischen Vernunft unwahrscheinlich und lächerlich vorkommt, ist den Christen unumgänglich und unwiderleglich gewiß und tröstlich. Was die Vernunft unterdrückt und verzagt macht, richtet uns auf und macht uns stark in Gott."

„So wie die Menschen ihre Natur oft ihrer Vernunft entgegensetzen, und ihre Gewohnheit zu handeln zu einer Nothwendigkeit machen, so hat man in der Weltweisheit öfters die Natur ihrem Schöpfer entgegensetzen wollen und von widernatürlichen und übernatürlichen Werken geredet. Wieviel Wunder hat Gott gethan, möchte man sagen, daß wir nichts für Natur erkennen sollen! und was ist in der Natur, in den gemeinsten, erklärlichsten Begebenheiten, das nicht ein Wunder für uns ist, ein Wunder im strengsten Verstande! — Wie unzureichend die Begriffe der Menschen sind, um himmlische Dinge sich vorzustellen! Die Ewigkeit Gottes kann uns nicht anders begreiflich gemacht werden als durch die Theile der Zeit, durch die Verbindung von drei Augenblicken, die wir aus Unvollkommenheit unterscheiden müssen. Nach unsern Begriffen geht das Vergangene vor dem Gegenwärtigen her; bei Gott ist das Gegenwärtige der Grund des Vergangenen und Zukünftigen. Was kann uns einen wunderbarern Begriff geben von Gottes Unveränderlichkeit,

überschwänglicher Größe und unerforschlicher Hoheit, als diese Vernichtung aller menschlichen Begriffe, oder diese Uebersteigung derselben?"

„Die Erde macht keine Seele reich; sie macht sie immer ärmer, immer durstiger. Daher ist der reichste Geist der ärmste, der unglücklichste, der geizigste. Worte sind den Schätzen der Erde gleich; sie sind die Scheidemünze der Weisheit, deren Menge uns beschwerlich, unbrauchbar, eitel wird. Die christliche Religion zäumt daher unsere Zeuge, die Schwatzhaftigkeit der Sünde in uns, so stark ein, indem sie uns entdeckt, wie Gott jedes unnütze Wort richten wird. Welche Schriften müssen am meisten auf die Wahl und den Reichthum der Sprache bedacht sein? Die leersten, die abgeschmacktesten, die sündlichsten. Daher gehört es zu der Güte eines Werks, die Gedanken in den wenigsten Worten, und die stärksten in den einfältigsten zu sagen. Daher ist die Kürze ein Charakter des Genies, und aller Ueberfluß eine gelehrte Sünde. Ist die Sünde nicht selbst die Mutter der Sprachen gewesen, wie die Kleidung eine Wirkung unserer Blöße? Würde der Geist Gottes selbst soviel Bücher nöthig gehabt, sich so oft wiederholt, eine solche Wolke von Zeugnissen und Zeugen gebraucht haben, wenn dies nicht selbst unsere Sünde, die Größe unseres Unglaubens, unentbehrlich gemacht hätte?"

„Alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens und der menschlichen Natur sind sich einander ähnlich; sie sind Kundschafter, die uns ein entfernteres Land entdecken sollen. — Wenn die Neugier eine Mutter, Amme der Wissenschaft ist, so können wir von der Wurzel und ihrem Nahrungssaft auf die Früchte leicht den Schluß machen. Alle natürliche Erkenntniß ist offenbart; die Natur der Gegenstände giebt den Stoff, und die Gesetze, nach denen unsere Seele empfindet, denkt, schließt, urtheilt, vergleicht, geben die Form. Alle natürliche Erkenntniß ist daher so alt als die Natur selbst; und weil diese unveränderlich bleibt, so kann keine Neuigkeit in den Empfindungen derselben im eigentlichen Verstande stattfinden. Das Alte hintergeht uns durch den Schein des Neuen, weil wir nichts als die Oberfläche, und diese nur durch einen Nebel sehn. — Nicht also im Laufe der Natur und im Gesichtskreise unserer Vernunft ist etwas Neues anzutreffen. Gott muß den Lauf der Natur ändern oder uns in einen andern Gesichtskreis versetzen, wenn wir etwas Neues erkennen sollen. Der Prediger Salomo scheint hauptsächlich in der Absicht geschrieben zu sein, daß er, als der Weiseste aller Sucher der Weisheit, auf die Offenbarung Gottes im Fleisch als die einzige Neuigkeit, die für die Erde wichtig, allgemein und wirklich neu wäre, verweisen sollte. Gott ließ daher ein Gerücht von dieser Neuigkeit sich lange vorher auf der Erde ausbreiten. Dies ist der einzige Gegenstand, für den uns der Trieb der Neugier von Gott eingepflanzt ist. Dies ist der einzige Gegenstand, der dem-

selben genugthun kann, der unsere Neugier in Weisheit verwandelt. Dies ist ein Durst, den wir ungeachtet unserer Erbsünde fühlen, den alle irdische Brunnen nur vermehren, und den nur die lautere himmlische Quelle stillt."

„Dies ist einer von den unzähligen Widersprüchen, die wir in unserer Natur finden, und deren Auflösung uns unmöglich ist: die Vernunft ist geneigt, einem unbekannten Gott zu dienen, aber unendlich entfernt, ihn zu kennen; sie will ihn nicht kennen, und was noch erstaunender ist, wenn sie ihn erkannt hat, hört sie auf, ihm zu dienen. Dies ist der Grund, warum Gott so spät und so langsam sich entdeckt: er weiß, daß seine Kenntniß den Menschen ein Anstoß, ein Aergerniß ist. Die Athener waren andächtig genug, um vor einem unbekannten Gott niederzufallen: sobald aber dieser unbekannte Gott ihnen entdeckt wird, ist ihnen nichts mehr daran gelegen; sie spotten darüber. — Die Teufel glauben und zittern: aber eure durch die Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne zittern nicht."

„Zwischen natürlicher und offenbarter Religion ist nicht mehr Unterschied als zwischen dem Auge eines Menschen, der ein Gemälde sieht, ohne das Geringste von Malerei zu verstehn, und dem Auge eines Malers; zwischen dem natürlichen und dem musikalischen Ohr."

„Worauf gründet sich alle Gelehrsamkeit? Auf fünf Gerstenbrode, auf fünf Sinne, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemeinschaftlich besitzen. Nicht nur das ganze Waarenhaus der Vernunft, sondern selbst die Schatzkammer des Glaubens beruht auf diesem Stock. Unsere Vernunft ist jenem blinden thebanischen Wahrsager ähnlich, dem seine Tochter den Flug der Vögel beschrieb: er prophezeite aus ihren Nachrichten."

„Wie sündigt der Mensch in seinen Klagen über das Gefängniß des Körpers, über die Grenzen, in die ihn die Sinne einschließen, über die Unvollkommenheit des Lichts! die sichtbare Welt mag noch so eine Wüste in den Augen eines zum Himmel erschaffenen Geistes, die Brode, die uns Gott hier aufträgt, mögen noch so klein sein, sie sind gesegnet. — Ist es nicht unser Geist selbst, der in der Tiefe seines Elends dieses Zeichen seines hohen Ursprungs verräth und sich als einen Schöpfer über die sinnlichen Eindrücke erhebt, der sie fruchtbar macht, der sie zu einem Gerüste baut, um den Himmel zu ersteigen, oder sich Götzen schafft, für die er Ziegel brennt und Stoppeln zusammensucht? — Wir leben hier von Brocken. Unsere Gedanken sind nichts als Fragmente. Unser Wissen ist Stückwerk."

„Sind es nicht die bloßen Erscheinungen der Selbstliebe, die wir mit dem Begriff der Freiheit belegen? Diese Selbstliebe ist das Herz unsers Willens, aus dem alle Neigungen und Begierden gleich den Blut- und Pulsadern entspringen und zusammenlaufen. Wir können so wenig denken ohne

uns unser bewußt zu sein, als wollen ohne uns unser bewußt zu sein... Warum kann der Mensch sein eigen Selbst nicht kennen? Die Natur, die uns in lauter Räthseln und Gleichnissen von dem Unsichtbaren unterrichtet, zeigt uns an den Beziehungen, von denen unser Körper abhängt, wie wir uns die Beziehung unsers Geistes auf andere Geister vorstellen können. So wie der Leib den Gesetzen der äußern Gegenstände unterworfen ist, der Luft, dem Boden, der Wirkung anderer Körper, so müssen wir unsre Seele uns gleichfalls vorstellen Sie ist dem beständigen Einfluß höherer Geister ausgesetzt und mit selbigen verknüpft: dies macht unstreitig unser eigen Selbst so zweifelhaft, daß wir es nicht erkennen, unterscheiden, noch selbst bestimmen können... Hieraus läßt sich ersehn, auf wieviel Thatsachen unsere Selbstkenntniß beruht, und daß selbige so lange betrüglich ist, als uns jene nicht entdeckt und offenbart werden; daß die Vernunft nichts als Analogien auffassen kann, um ein sehr undeutlich Licht zu erhalten."

„Nichts giebt uns ein so außerordentlich Licht in die ganze Natur der Dinge als die große Wahrheit unsers Heilands: Niemand ist gut als der einige Gott. Anstatt also zu fragen: wo kommt das Böse her? sollten wir die Frage vielmehr umkehren, und uns wundern, daß endliche Geschöpfe fähig sind, gut und glücklich zu sein. Diese philosophische Neugier, die sich über den Ursprung des Bösen so sehr wundert und beunruhigt, sollte man fast für ein dunkel Bewußtsein des göttlichen Ebenbildes in unserer Vernunft ansehn, für ein Hysteron-Proteron, dessen wahrer Sinn umgekehrt genommen werden muß, in dessen Versetzung aber gleichwohl ein geheimer Verstand liegt. — Wenn wir das menschliche Geschlecht und jeden Menschen uns vorstellen, daß sein Leben, seine Sicherheit und ewig Glück von einer Bedingung abhängt, und daß er mit Uebertretung derselben nicht nur sein Glück verscherzt, sondern in das höchste Elend geräth, und in beständiger Furcht, Angst und Gefahr schweben, ja eine augenblickliche Erlösung nöthig haben muß, falls er nicht auf ewig verloren sein soll — — so wird uns die Frage vom Ursprung des Bösen in einem ganz fremden Gesichtspunkt vorkommen."

„Wenn man erwägt, wieviel Stärke, Gegenwart des Geistes, Geschwindigkeit, deren wir sonst nicht fähig sind, uns die Furcht einer außerordentlichen Gefahr giebt: so begreift man, warum ein Christ dem natürlichen sichern Menschen so sehr überlegen ist, weil er mit beständiger Furcht und Zittern seine Seligkeit sucht."

„Der Leib ist das Kleid der Seele. Er deckt die Blöße und Schande derselben. Der Wollüstige und Ehrgeizige schreiben die lasterhaften Neigungen ihrem Blut und Fibern zu. Er hat gedient, unsere Seele zu erhalten, eben wie die Kleidung unsern Leib schützt gegen die äußerlichen Angriffe der Luft und anderer

Gegenstände. Diese Nothdurft unserer Natur hat uns erhalten, indeß höhere und leichtere Geister ohne Rettung fielen. Die Hindernisse, die uns ein Kleid giebt, das uns ein wenig schwerer macht und ein wenig von dem Gebrauch unserer Glieder entzieht, erstreckt sich nicht sowohl auf das Gute, in Ansehung der Seele, als in Ansehung des Bösen. Wie abscheulich würde vielleicht der Mensch sein, wenn ihn der Leib nicht in Schranken hielte!"

Keime genug zu fruchtbaren Gedanken finden sich in diesen Paradoxien: es wird darauf ankommen, ob es ihm gelingt, Herr über seine Einfälle zu werden. — Zunächst wurde Hamann 29. Mai 1758 durch eine Botschaft aus St. Petersburg aus seinem Stumpfsinn aufgerüttelt: er faßte endlich einen Entschluß, verließ London 27. Juni und kam 27. Juli in Riga an, wo er von der Familie Berens mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er scheint die Correspondenz des Hauses geführt, zuweilen aber bei seinen Freunden durch die Zudringlichkeit seiner neugewonnenen christlichen Ueberzeugungen Anstoß erregt zu haben. Im Dec. kam es ihm wie eine Eingebung, die Schwester seines Principals zu heirathen: er hielt, mit ihrer Einwilligung, um ihre Hand an, erhielt einen abschlägigen Bescheid, und nahm es als die Erlösung aus einem unerträglich gewordenen Zustand, als sein schwer erkrankter Vater ihn April 1759 nach Hause berief. Berens hatte später die Großmuth, ihn von allen Schuldverpflichtungen loszusprechen.

In Königsberg hatte er zunächst seinen Vater zu pflegen. „In dieser Verfassung kann ich nichts Ordentliches anfangen, und werde es auch nicht. Was mir Gott jeden Tag zuschneidet, will ich thun, wie es mir in die Hand fällt. Ich bete und arbeite wie ein Christ, wie ein Pilgrim, wie ein Soldat zu Friedenszeiten. Meine Bestimmung ist weder zu einem Kauf- Staats- noch Weltmann. Ich bin nichts und kann zur Noth allerlei sein. Bibellesen und Beten ist die Arbeit eines Christen, wie Romane und der Putztisch eines Stutzers. Jedes Buch ist mir eine Bibel und jedes Geschäft ein Gebet." Es war bei seiner Willensschwäche für ihn eine sehr ungünstige Lage, daß er an keine bestimmte Arbeit gebunden war: er verfiel in jene Lesewuth, die ihn sein ganzes Leben beherrscht hat, und die seinem Geist überreichen Stoff bot, ohne doch, was das Nöthigste gewesen wäre, seine Form zu bilden. Er las die griechischen Schriftsteller, Dichter und Prosaiker; die Propheten und ihre Ausleger; den Alkoran und den Hippokrates; die Kirchenväter und andere Theologen, aber auch die Franzosen und Engländer. Unter diesen wirkte hauptsächlich Hume auf ihn, der große Skeptiker, über den er sich oft ärgerte, den er aber fast auswendig konnte. Hamann kannte keinen höhern Begriff als den Glauben: nicht weil er ihn besaß, sondern weil er sich nach ihm

sehnte, um seiner Willensschwäche eine Stütze zu geben. Aber nur die Kraft des Willens giebt den Glauben; Hamann mußte sich nach Zeugnissen umsehn. Uebrigens fand er sich sehr glücklich in seinem geschäftigen Müßiggang, und vermißte nur Menschen, gegen die er sich vollständig aussprechen könne.

Um diese Zeit hatte er den Magister Immanuel Kant kennen gelernt, der, sechs Jahr älter als Hamann, sich in seiner Vaterstadt bereits eines sehr guten Rufs erfreute, obgleich man in Deutschland noch nichts von ihm wußte. Hamann faßte für ihn eine zärtliche Freundschaft, wünschte mit ihm zusammen einen Gegenstand zu bearbeiten und überschüttete ihn mit feurigen Liebesbriefen, die Kant doch nur sehr gemessen erwiederte: an ruhiges und folgerichtiges Denken gewöhnt, war ihm die springende Art seines neuen Freundes unbequem, und er konnte sie nicht ohne eine gewisse Ironie betrachten.

Das hinderte Hamann jedoch nicht, ihm von dem Fortgang seiner Studien Rechenschaft zu geben. „Hume," schreibt er ihm 27. Juli 1759, „hat den Glauben nöthig, wenn er ein Ei essen und ein Glas Wasser trinken soll, warum verläugnet er denn sein Princip, wenn er über höhere Dinge als das sinnliche Essen und Trinken urtheilt! — Folgende Stelle wird beweisen, daß man im Scherz und ohne sein Wissen und Willen die Wahrheit predigen kann, wenn man auch der größte Zweifler wäre: „Die christliche Religion ist nicht nur mit Wunderwerken von Anfang begleitet gewesen, sondern sie kann selbst heutzutage von keiner vernünftigen Person ohne ein Wunderwerk geglaubt werden. Die bloße Vernunft ist nicht zureichend, uns von der Vernunft derselben zu überzeugen, und wer immer durch den Glauben bewogen wird, derselben Beifall zu geben, der ist sich in seiner eignen Person eines beständigen, fortgesetzten, ununterbrochenen Wunderwerks bewußt, welches alle Grundsätze seines Verstandes umkehrt und demselben eine Bestimmung giebt, das zu glauben, was der Gewohnheit und Erfahrung am meisten zuwider und entgegen ist;" — „Hume mag das mit einer höhnischen oder tiefsinnigen Miene gesagt haben, so ist das allemal Orthodoxie, und ein Zeugniß der Wahrheit im Munde eines Feindes und Verfolgers derselben." — Und er fährt fort, in einer Wendung, die auch Lessing nicht würde verläugnet haben: „Wenn nichts so ungereimt ist, das nicht ein Philosoph gelehrt, so muß einem Philosophen nichts ungereimt vorkommen, das er nicht prüfen und untersuchen sollte, ehe er sich unterstünde es zu verwerfen. Der Ekel ist ein Merkmal eines verdorbenen Magens oder verwöhnter Einbildungskraft."

Endlich bewog ihn Kant zu dem Versuch, die einzelnen Einfälle zu einem Ganzen zu krystallisiren, und ein Schriftsteller für das Publicum zu werden. Schon lange hatte ihn der Charakter des Sokrates angezogen, in dessen Ironie er ein Ebenbild seiner eigenen zu finden glaubte; er begann also Aug. 1759

die „Sokratischen Denkwürdigkeiten", die zu Ende des Jahres gedruckt wurden, aber erst im folgenden erscheinen konnten: „Niemand dem Kundbaren" gewidmet, d. h. dem Publicum, zugleich aber „Zween" zugeschrieben, d. h. Kant und Berens, die beide mit der Leistung nicht recht zufrieden waren. In der That sind die „Denkwürdigkeiten" ein wunderliches Durcheinander von Scherz und Ernst, und es ist oft schwer zu sagen, wie die eine Bemerkung mit der nächst vorhergehenden zusammenhängt; auch macht die durchscheinende Parallele zwischen dem Autor und seinem Gegenstand keinen guten Eindruck daß aber das Büchlein selbst historisch beachtenswerth ist, mögen die folgenden Proben zeigen.

„Sokrates scheint von seiner Unwissenheit soviel geredet zu haben al[s] ein Hypochonder von seiner eingebildeten Krankheit. Wie man dieses Ueb[el] selbst kennen muß, um einen Milzsüchtigen zu verstehn und aus ihm klug [zu] werden, so gehört vielleicht eine Sympathie der Unwissenheit dazu, von de[r] sokratischen einen Begriff zu geben. — Wenn Salomo ausruft: Alles i[st] eitel! und ein alter Geck es ihm nachpfeift, so sieht man, daß einerlei Wah[r]heiten mit einem sehr entgegengesetzten Geist ausgesprochen werden können. — Wenn Sokrates dem Kriton durch sein: Nichts weiß ich! Rechenschaft ab legte, mit eben diesem Wort die gelehrten und neugierigen Athenienser abwies, und seinen schönen Jünglingen die Verläugnung ihrer Eitelkeit zu erleichtern und ihr Vertrauen zu gewinnen suchte, so sind das drei verschiedene Dinge." —

„Die Unwissenheit des Sokrates war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatz ist ein größerer Unterschied, als zwischen einem lebendigen Thier und dem anatomischen Gerippe desselben. Was die alten und neuen Skeptiker betrifft: wer soviel Scharfsinn und Beredsamkeit nöthig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu überführen, muß in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen gegen die Wahrheit derselben hegen."

„Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden. — Die Gründe eines Hume mögen noch so triftig sein, so gewinnt und verliert der Glaube gleichviel bei dem geschicktesten Rabulisten und ehrlichsten Sachwalter. Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben sowenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. — Das Schicksal setze den größten Weltweisen und Dichter in Umstände, wo sie sich beide selbst fühlen, so verläugnet der eine seine Vernunft und entdeckt uns, daß er keine beste Welt glaubt, so gut er sie auch beweisen kann; und der andere sieht sich seiner Muse und Schutzengel beraubt bei dem Tode seiner Meta. Die Einbildungskraft, wäre sie ein Sonnenpferd

und hätte Flügel der Morgenröthe, kann also keine Schöpferin des Glaubens sein."

„Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Uebertretung jener künstlerischen Gesetze? Das Genie, ist die einmüthige Antwort. Sokrates hatte also freilich gut unwissend sein; er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war, als an aller Vernunft der Aegypter und Griechen, dessen Stimme er glaubte."

„Aus dieser sokratischen Unwissenheit fließen als leichte Folgen die Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als daß er sich genöthigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; daß er leichtgläubig that, jedes Meinung für wahr annahm, und lieber die Probe der Spötterei und guten Laune als eine ernsthafte Untersuchung anstellte; daß er alle seine Schlüsse sinnlich und nach der Aehnlichkeit machte; Einfälle sagte, weil er keine Dialektik verstand; gleichgültig gegen das, was man Wahrheit hieß, auch keine Leidenschaften kannte, besonders diejenigen nicht, womit sich die Edelsten unter den Athenern am meisten wußten; daß er, wie alle Idioten, oft so zuversichtlich und entscheidend sprach." (Gerade wie Hamann!)

„Die Athenienser waren neugierig. Ein Unwissender ist der beste Arzt für diese Lustseuche. Sie waren, wie alle Neugierigen, geneigt mitzutheilen; es mußte ihnen also gefallen, gefragt zu werden. Sie besaßen aber mehr die Gabe zu erfinden und vorzutragen, als zu behalten und zu urtheilen; daher hatte Sokrates immer Gelegenheit, ihr Gedächtniß und ihre Urtheilskraft zu vertreten, und sie vor Leichtsinn und Eitelkeit zu warnen. Kurz, Sokrates lockte seine Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer Gelehrten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, und von den Götzenaltären ihrer staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes. — Jeder neue Götzendienst war eine Finanzgrube der Priester, welche das öffentliche Wohl vermehren sollte; jede neue Sekte der Sophisten versprach eine Encyklopädie der gesunden Vernunft und Erfahrung. Diese Projecte waren die Näschereien, welche Sokrates seinen Mitbürgern zu verleiden suchte."

— „Wer nicht von Brosamen noch vom Raube zu leben, und für ein Schwert Alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienst der Wahrheit; er werde früh ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken: so ist er vor Hunger und Durst, vor Galgen und Rad sein Lebenlang sicher." —

Es ist schwer zu unterscheiden, wieviel in dem Durcheinander der Form auf Hamann's Unfähigkeit zu schieben ist, seine Gedanken zu ordnen, wie-

viel auf das Streben nach einer höhern humoristischen Kunstform, deren Ideal ihm dunkel vorschwebte. Daß etwas nicht in Ordnung war, fühlte er selbst. „Meine Briefe," schreibt er 17. Aug. 1759, „sind vielleicht schwer, weil ich elliptisch wie ein Grieche und allegorisch wie ein Morgenländer schreibe. — Ein Laie und Ungläubiger kann meine Schreibart nicht anders als für Unsinn erklären, weil ich mit mancherlei Zungen mich ausdrücke, und die Sprache der Sophisten, der Wortspiele, der Kreter und Araber, Weißen und Mohren und Kreolen rede, Kritik, Mythologie, rebus und Grundsätze durch einander schwatze, und bald κατ' ἄνθρωπον bald κατ' ἐξοχὴν argumentire." — Dennoch erwartete er einen günstigen Erfolg seiner Schrift, und schickte sie u. a. an Gellert, Rabener, Premontval. In der That wurde sie in den Literaturbriefen besprochen und zwar mit Lob. Da aber der Recensent die Meinung des Verfassers häufig mißverstanden hatte, und da andere Recensionen (Hamburg, Göttingen) ihn mit oberflächlichem Spott abfertigten, glaubte Hamann die Fehde aufnehmen zu müssen: er schrieb Febr. 1761: „Wolken; ein Nachspiel sokratischer Denkwürdigkeiten", welche an dithyrambischer Verwirrung jenen ersten Versuch bei weitem überbieten und gegen die moderne Literatur eine förmliche Kriegserklärung enthalten.

„Man beschuldigt die Griechen, daß sie das Heiligthum der Wissenschaften gemein gemacht, die Poesie eines Originalgedankens in die flüssige Prosa der Kaffeekreise und Spieltische zierlich übersetzt, aber großentheils ersäuft hätten, und daß die Geheimnisse morgenländischer Weisheit auf ihrem Grund und Boden zu schmackhaften Mährchen und festlichen Systemen ausgeartet wären. — Der Vorwurf, den man ehemals den Griechen gemacht, daß sie die Künste verrathen, gemein gemacht und entweiht hätten, trifft jetzt Frankreich. Ihm haben wir es zu danken, daß es keine Kunst mehr ist, Gespräche, Lust- und Trauerspiele, und alles was man will, zu schreiben. Das Französische ist zu unsern Zeiten so allgemein als das Griechische ehemals war. Wie sollte aber jenes zu London und Berlin nicht ebenso ausarten, als dieses im jüdischen Lande?"

„Das verflossene Jahrhundert war das Reich des Genies; das nächste wird vielleicht unter dem Scepter der gesunden Vernunft blühen. Was für eine traurige Figur machen die Ritter des gegenwärtigen Zeitalters in der Mitte! Ein Jahrhundert, wo man an Worten drechselt, kleine und große Versuche macht, Gedanken zu empfinden und Empfindungen mit Händen zu greifen; wo man Kupferstiche baut, Holzschnitte schreibt, nach Noten ficht, wird das philosophische genannt!"

„Die Vernunft ist heilig, recht und gut; durch sie kommt aber nichts als Erkenntniß der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch

wird, in die Rechte der Weltweisheit tritt, wie einer aus ihnen gesagt hat, ihr eigner Prophet: les sages d'une nation sont fous de la folie commune. Niemand betrüge sich also selbst. Welcher sich unter euch dünkt weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein."

So der Schluß der Wolken, die im Ganzen mehr Spott als Aufmerksamkeit erregten. „'t was caviar to the general;" schreibt Hamann 21. März 1761 an einen Freund; „reden Sie nicht so leichtsinnig von Kindern des Lichts, und pochen Sie nicht so, daß ich an's Licht kommen soll. Wenn meine Stunde kommen wird, so wird meine Gerechtigkeit hell genug hervorbrechen, aber mancher Augen werden es fühlen und manche Liebesdienste werden zu Werken der Finsterniß offenbar und ihr todter Glanz vernichtet werden. Ich lasse mit Fleiß Vieles schlafen, weil die Zeit noch nicht dazu ist. Indeß die Athener von dem schwanzlosen Hunde schwatzten, machte Alcibiades mit ihnen was er wollte." — „Gehört nicht eine große Selbstverläugnung dazu, ein Stück zu liefern, das durch so feine Empfindungen, durch so flüchtige Gedanken, durch so schnelle Bewegungen der Seele, durch so unmerkliche Beziehungen verbunden ist, daß es ganz ohne Verbindung, und besonders für diejenigen ohne Verbindung zu sein scheint, die nicht dazu gemacht sind, in den nämlichen Umständen das Nämliche zu empfinden?" — „Die Wolken sind was sie sein sollen. Eingebung und Gelehrsamkeit sind zwei stolze Hengste, die ich hier zum Gespann gemacht. Die Kunst kann nicht mehr übertrieben werden, als ich es hier gethan, wer Lust hat, es von dieser Seite zu beurtheilen. Das Genie kann nicht unbändiger sein als ich es mir hier erlaubt." —

25 Jahre später, wenn er seine Schriften wieder ansah, wurde er doch verwirrt: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr, und begreife nicht, wie es möglich ist! — Diese Bogen sind alle auf besondere Veranlassungen meines Lebens entstanden und als soviel Ohren im Exemplar desselben gezeichnet. — Dergleichen individuelle Personalitäten, die ganz aus dem Gedächtniß verschwinden, sind die Ingredienzien meiner Composition gewesen, die sich öfters auf einen sehr einzelnen Gesichtspunkt oder auf einen ebenso zufälligen Gemüthszustand bezog. Ich habe soviel possierliche Autorversuche gemacht, mich selbst zu lesen, daß ich fast ebenso leicht und lebhaft mit den Vorurtheilen meiner Feinde als Freunde sympathisiren kann. — Sich in alle die Situationen zu versetzen, welche diese Irrwische hervorgebracht, ist eine wahre Seelenfolter, und ich habe allen Appetit verloren, an eine so herkulische Arbeit zu denken, als erfordert würde, einen solchen Miststall auszukehren und aufzuräumen, und mich auf alle die kleinen Anlässe zu besinnen, welche Einfall und Ausdruck mit und ohne Fug erzeugt." — „Ihre Vorsicht, mir die Stelle meines

eignen Briefs mitzutheilen, ist wirklich nicht überflüssig gewesen, weil es mir sonst schlechterdings unmöglich wäre, mich auf einen einzigen Buchstaben zu besinnen, sowie ich auch jetzt nicht im Stande bin, mich in den damaligen Gang meiner Begriffe zu versetzen." — „Aber viele Kreuzzüge sind hier durch meinen grauen Kopf durchgegangen, von denen doch einige haften mögen. Ein Schriftsteller, der eilt, heute und morgen verstanden zu werden, läuft Gefahr, übermorgen vergessen zu sein."

So wechselte bei ihm Uebermuth und Verzagen. — An Gelegenheit, mit seinen Recensenten von Neuem anzubinden, fehlte es nicht. — Zu den Schriftstellern, die er mit besonderer Vorliebe studirte, gehörte Rousseau, dessen „Neue Heloise" eben erschienen war. „Ich habe diesen Philosophen im Reifrock," schreibt er Aug. 1761 an einen Freund, „mit soviel Geduld und Zufriedenheit ausgehalten, daß ich nicht eher müde wurde als bei dem letzten Bogen. Der erste Theil machte mich unzufrieden, weil der italienische Witz niemals nach meinem Geschmack gewesen; ich habe aber jetzt einsehn lernen, wie unumgänglich die Bekanntschaft dieser Schriftsteller ist, wenn man Gegenstände behandeln will, die zwar in der Natur, aber nicht unter unserm Horizont sind. Die Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeit der Leidenschaften, ein so sonderbar Amalgam des Witzes, worin die römische Größe zerschmolzen ist gleich dem korinthischen Erz, sind vielleicht charakteristische Schönheiten eines Romans, und ihre Nachahmung kann nirgend so gut als bei den Welschen geschöpft werden. — Es ist gar nicht die Rede, ob ein Meisterstück Fehler habe, sondern wo die Fehler liegen und wie sie angebracht sind. Jeder vernünftige Autor weiß seine Fehler zum voraus, er weiß ihnen aber die rechte Stelle zu geben, wo sie wie der Schatten im Gemälde sich verlieren und abstechen, und daß ein philosophisch Auge den Optimismus mit mathematischer Genauigkeit herausbringen kann. Zum Urtheilen gehört, daß man jeden nach seinen eignen Grundsätzen prüft und sich selbst an die Stelle des Autors setzen kann. Wer ein Richter der Menschen sein will, muß selbst ein Mensch werden."

In dieser Stimmung verdroß es ihn auf's äußerste, als gleich darauf in den Literaturbriefen ein äußerst abfälliges Urtheil über die „Neue Heloise" erschien: „Ein Werk, das man sich in Deutschland aus den Händen reißt, konnte ich dieses wohl ungelesen lassen? Aber hätte Herr Rousseau lieber philosophische Aufsätze als einen Roman geschrieben! — Seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers; sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspürt, sich mit ihnen zu versteigen." — Nun werden die Charaktere durchgenommen: „St. Preux der albernste Mensch von der Welt" u. s. w. — „Was soll ich aber von der Affectensprache des

Herrn Rousseau sagen? Sie wird von allen Seiten mit den größten Lobeserhebungen aufgenommen; man nennt sie erhaben, begeistert, göttlich — und ich, zu meiner Schande muß ich gestehn, ich finde sie spitzfindig, affectirt und voller Schwulst. Herr Rousseau, der zum Entzücken schön schreibt, so oft er die Sprache der begeisterten Vernunft zu reden hat, scheint über die Natur der Leidenschaften räsonnirt, sie selbst aber niemals gefühlt zu haben, daher es ihm so schwer wird, ihre echte Sprache zu reden. Er will sich durch Ausrufungen und Hyperbeln in einen Zustand von Empfindungen zwingen, die ihm durch die Erfahrung nicht bekannt genug sind, und dieser Versuch muß allemal mißlingen. Ich gestehe, daß mein Herz bei den verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich konnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen: denn was auf Empfindung Anspruch macht, muß entweder Empfindungen erregen, oder es wird abgeschmackt."

Unter dem Namen „Abälardus Virbius" schrieb Hamann in Briefform eine Entgegnung auf diese Recension, in deren Verfasser er leicht Moses herauskannte: „Auch Empfindungen gehören zu den Gaben, deren wir uns nicht überheben dürfen. Ihrer eignen Sicherheit wegen vermeiden Sie also lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den Werth eines Buchs, falls das eiskalte Herz gewisser Leser durch das Aergerniß Ihres eignen Beispiels nicht zur Verstockung noch mehr erbaut werden soll. — Ein verliebter Philosoph kann unmöglich anders als ein albern Geschöpf in unsern Augen sein, bis die Reihe an Sie und mich kommt, lebendig zu wissen, was uns die Muse längst wahrgesagt, daß die Liebe Philosophen mit Idioten gleich mache. Sollten also ein Paar schwarze Augen einmal wunderthätig genug sein, Ihr eiskaltes Herz, mein Herr! in einen blühenden Frühling zu verwandeln, oder bin ich blos darum auf meine Freiheit so eifersüchtig, um die Schadenfreude einer blonden Heloise desto völliger zu machen: wer sagt uns beiden in diesem Fall für unsere Philosophie gut? Vielleicht dürfte sie uns keine anderen Dienste leisten, als unsere Leidenschaft in ein methodischer geschrobenes Spiel zu setzen. Wer sollte sich aber nicht entschließen, heftig und ausgelassen zu thun, wenn eine Gebieterin diese Sprache für herzrührend hält? Und warum sollte man sich schämen, durch Ausrufungen und Hyperbeln ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln noch genießen läßt?"

„Die Gabe, zu erzählen, ist sehr mannigfaltig. Wer ist der ästhetische Moses, der Bürgern eines freien Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf? Des Herrn Richardson Kupferstich mag in einem Kränzchen von gelehrten Damen obenan hängen! Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buchs

sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich kümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist. Daß witzige Köpfe, die mehr Stutzer als ehrliche Bekenner sind, ein sympathetisches Gefallen an Engelgestalten haben, die kein Autor noch Leser gesehn; daß schöne Geister von der Geistlichkeit des Mondlichts begeistert werden, entschuldige ich gern: aber Philosophen gebührt es: zu prüfen. — Wenn unsere Vernunft Fleisch und Bein hat, haben muß: wie wollen Sie es den Leidenschaften verbieten? Wie wollen Sie den erstgebornen Affect der menschlichen Seele dem Joch der Beschneidung unterwerfen? — Warum eine Sittenlehre, die am meisten nach der Schaubühne schmeckt, bei den Pharisäern der Tugend den höchsten Beifall findet, gehört nicht hierher."

„Man sollte fast meinen, daß Ihrem eignen Urtheil zum Trotz der speculative Charakter eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde. Es ist in der That schwer, sich von einem jungen Gelehrten, der ein halber Savoyard zu sein scheint, einen klugen Begriff machen zu können, wenn man unter lauter Sternen der ersten Größe zu wandeln gewohnt ist, die auf hohen Schulen und Akademien als ein groß Licht den Tag, als ein klein Licht aber die Nacht regieren. Ich kenne Philosophen, die selbst den alten Descartes, ungeachtet seiner Verdienste um den heutigen Weg zu philosophiren, aus bloßer christlicher Liebe in ihrer Gesellschaft dulden." —

Moses versuchte auf diesen humoristischen Brief eine humoristische Entgegnung, die aber im Ganzen mehr albern als humoristisch ausfiel. In dieser Fehde war der Vortheil entschieden auf Hamann's Seite, und wenn Moses Febr. 1762 an Abbt schreibt: „Ich hoffe, daß er meine Antwort so wenig verstehn soll, als ich seine Zuschrift verstanden habe;" und dieser antwortet: „wenn ich gewiß wäre, daß sich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe, so möchte ich Hamann's Gehirn noch lieber sehen, als Maupertuis eines Lappländers: ich hätte Lust, es mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammenkommen kann;" — so ist das nicht unwahr, aber stark berlinisch. — Uebrigens forderte ihn Moses, halb im Scherz halb im Ernst, auf, sich an den Literaturbriefen zu betheiligen; und Hamann lehnte zwar ab („kein Freigeborner nimmt Dienst in einer Rotte Unbekannter!"), wurde aber doch so von dem Anerbieten betroffen, daß er sich selbst mit Nicolai in Unterhandlungen einließ.

Um dieselbe Zeit (Febr. 1762) sammelte er seine bisherigen Versuche unter dem Titel: „Kreuzzüge des Philologen". Unter dem neu Hinzugekommenen tritt vor Allem die „Aesthetica in nuce; eine Rhapsodie in kabba-

listischer Prosa," hervor, in der sich alle Momente seines Denkens und Empfindens auf das Wunderbarste verzweigen.

„Odi profanum vulgus et arceo. — Nicht Leier noch Pinsel! eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen!"

„Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts: wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. — Sinne und Leidenschaften verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit. Der erste Ausdruck der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: es werde Licht! Hiermit fängt die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. — Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, sobald ihr jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erstickt."

„Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nöthig hat ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstractionen aufgelegt."

„Wagt euch nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu sein. Die Sinne aber sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften."

„Der grammatische und der historische Sinn sind im höchsten Grade mystisch, und hängen von solchen augenblicklichen, spirituösen, willkürlichen Nebenbestimmungen und Umständen ab, daß man, ohne hinauf gen Himmel zu fahren, die Schlüssel ihrer Erkenntniß nicht herabholen kann, und keine Reise über das Meer noch in die Gegenden solcher Schatten scheuen muß, die seit gestern oder vorgestern, seit hundert oder tausend Jahren — Geheimnisse! — geglaubt, geredet, gelitten haben, von denen uns die allgemeine Weltgeschichte kaum soviel Nachricht giebt, als auf dem schmalsten Leichenstein Raum hat, oder als Echo, die Nymphe vom lakonischen Gedächtniß, auf einmal behalten kann."

„Selbst der unsterbliche Voltaire erklärt die Religion beinahe für den Eckstein der epischen Dichtkunst, und beklagt nichts mehr, als daß seine Religion das Widerspiel der Mythologie sei. — Wenn aber unsere Theologie nicht soviel werth ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen. Taugt aber unsere Dichtkunst nicht, so wird unsere Historie noch magerer als Pharao's Kühe aussehen; Feenmährchen und Hofzeitungen ersetzen den Mangel unserer Geschichtschreiber."

„Jetzt sagt man: Mythologie hin, Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur, und Newton's und Buffon's Offenbarungen werden

doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? — Freilich sollten sie es thun; warum geschieht es denn nicht? — Weil es unmöglich ist!".

„Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? — Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß wir sie nachahmen sollen?"

„Die Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehn und mit Händen zu greifen."

„O eine Muse wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen ebensosehr verstümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. Ich rede mit euch, Griechen!.... Seht! die große und kleine Masore der Weltweisheit hat den Text der Natur gleich einer Sündfluth überschwemmt. Mußten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Wasser werden? Doch ihr thut weit größere Wunderwerke als die Götter sich jemals belustigt haben, durch petrificirte und alchymische Verwandlungen und Fabeln das menschliche Geschlecht zu überreden: — ihr macht die Natur blind durch den Epikurismus, damit sie eure Wegweiserin sein soll; ihr wollt herrschen über die Natur, und bindet euch selbst Hände und Füße durch den Stoicismus, um desto rührender über des Schicksals diamantene Fesseln in euern vermischten Gedichten fistuliren zu können!"

„Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? Versteht ihr den Buchstaben der Vernunft klüger, als jener allegorische Kämmerer der alexandrinischen Kirche, der sich selbst zum Verschnittenen machte um des Himmelreichs willen? — Leidenschaft allein giebt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. — Ein Herz ohne Leidenschaften, ohne Affecte, ist ein Kopf ohne Begriffe, ohne Mark. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt, zweifle ich sehr. — Die Leidenschaften müssen schon die Schule ausgelernt haben, wenn der zarte Arm der Vernunft sie regieren soll. Brauch deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst*)."

---

*) In einem Brief an Kant, 27. Juli 1759, nennt er sich einen Menschen, „dem die Krankheit seiner Leidenschaften eine Stärke zu denken und zu empfinden giebt, die ein Gesunder nicht besitzt."

Diese Grundsätze wendet er nun auf die Literatur an: „Gerade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehn, und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums? Wir wissen vielleicht selbst nicht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. — Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschaut hat, von Stund an davongeht und vergißt, wie er gestaltet war, ebenso gehn wir mit den Alten um.“ — Dann, halb ironisch: „Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder erwecken? — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie... Du, der du den Himmel zerrissest und herabfuhrst! Laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehn! Laß den Vorwitz ihrer Weisen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze selbst in's Land zu führen! — Myrrhen, Weihrauch, und ihr Gold, woran uns mehr gelegen als an ihrer Magie!“ — Endlich, ernsthaft, aber schwer verständlich: „Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisäischer Orthodoxen, noch die dichterische Ueppigkeit sadducäischer Freigeister wird die Sendung des Geistes erneuen, der die heiligen Menschen Gottes trieb zu reden und zu schreiben. Der Geist der Weissagung lebt im Zeugniß des einigen Namens, durch den wir selig werden: des Namens, den Niemand kennt, als der ihn empfäht.“

Wenn man mit den Denkwürdigkeiten des Sokrates noch ziemlich glimpflich umgegangen war, so erfuhren die Kreuzzüge überall das verächtlichste Urtheil; so in Hamburg, Göttingen (Michaelis), Berlin. Man stellte den Verfasser geradenwegs als einen böswilligen Hanswurst dar. „Genie ist eine Dornenkrone,“ schreibt er 3. Aug. 1762 an Nicolai: „soviel ersehe ich, daß Michaelis mich gelesen, mich versteht, aber nicht das Ansehn haben will, mich zu verstehn; daß er mich nicht versteht und weder verstehen kann noch darf, ist gleichwohl auch wahr.“ — Sein einziger Trost war, daß das Genie allezeit mit der Tollheit verwechselt ist.

Im Grunde meinten es die Berliner nicht so schlimm mit ihm. Moses' Recension bleibt freilich sehr im Aeußerlichen. „Ich habe einen Schriftsteller vor mir, der eine feine Beurtheilungskraft besitzt, viel gelesen und verdaut hat, Funken von Genie zeigt und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat, der also vermöge dieser Eigenschaften einer unserer besten Schriftsteller hätte werden können, der aber durch die Begierde, ein Original zu sein, verführt, einer der tadelhaftesten Schriftsteller

geworden ist. — Die in den Sokratischen Denkwürdigkeiten hier und da her vorblitzenden Schönheiten gefielen mir so, daß ich das Dunkle und Räthsel hafte in der Schreibart nicht sowohl dem Verfasser als irgend einer zufällige Ursache zuschrieb. Ich glaubte, der Verfasser habe diesen seltsamen, beinah mystischen Ton nur zur Belustigung angenommen, als eine Art von Mask um seinen Freunden etwas zu errathen zu geben. — Es erschienen nach de Zeit einzelne flüchtige Blätter von demselben Verfasser, in welchen sich sein Neigung zum Dunkeln und Räthselhaften in der Schreibart noch mehr offen barte; wir lasen diese Blätter, verstanden wenig davon, schüttelten die Köpf und schwiegen. Hier und da erblickte man einen trefflichen Gedanken, de aber wie der Blitz nach Shakespeare's Beschreibung, noch ehe ein Freund zum andern sagen kann: siehe! schon verschwunden war. — Ein Ungenannter ta delt das Gesuchte, Allzuspruchreiche, Gekünstelte und Räthselhafte in seine Schreibart, die himmelweit hergeholten Geheimnisse, die Menge ineinander ver schlungener Anspielungen. — Ich hatte zu der gesunden Beurtheilungskraft diese Schriftstellers, die aus seiner Dunkelheit selbst allenthalben hervorleuchtet, da Zutrauen, er werde diese wohlgemeinte Erinnerung annehmen. — Jedoch ic schmeichelte mir vergebens. Er hat sich einmal in seinen abenteuerlichen Sti verliebt.... Indeß werden Sie mit mir übereinstimmen, daß der Verfasse bei allen seinen Fehlern Genie verräth, und daß ihm zum guten Schriftstelle nichts fehlt, als Geduld, seine Ideen auszubilden, Sparsamkeit im Gebrauc der Zierrathen und Verläugnung seiner Lieblingsgrillen. Was für ein Unter schied zwischen einem solchen Mann und einem andern, der sich durch keinen andern Titel zum Schriftsteller rechtfertigen kann, als durch das Talent, so deutlich wie ein Kräuterweib zu wäschen. Aber freilich! so lange der gute Kopf auf seinem Eigensinn beharrt, und sich nicht bessern will, so hat sein Antipode, der sich nicht bessern kann, die schönste Gelegenheit zu trium phiren."

Man wird der damaligen geistigen Bewegung nur gerecht, wenn ma beide Gegensätze anerkennt. Die Literaturbriefe waren sehr nützlich, di mittlere Bildung im richtigen Geleise zu halten; ebenso nothwendig aber wa es, durch geniale Blicke diese mittlere Bildung vor Ueberhebung zu warnen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß es außerhalb ihres engen Hori zonts noch Dinge gäbe, von denen sie keine Ahnung habe. Es schadete auc nicht, wenn das Licht, das auf diese unentdeckten Gebiete fiel, etwas von Irrlicht hatte. Bedenklicher war, daß auf der einen wie auf der andern Seite weniger die wirkliche Anschauung des Lebens, als die Buchgelehrsamkei den Stoff gab. Daher mußte es eine sehr willkommene Erfrischung sein, wenn ein Mann, mit einem ähnlichen Geist und einem ähnlichen Sinn für Para

doxie ausgestattet wie der Königsberger Grübler, aus der Fülle realistischer Vorstellungen heraus das dürre Glaubensbekenntniß des reinen Begriffs zu ergänzen unternahm. Eine solche Ergänzung fanden die Literaturbriefe in einem westphälischen Advocaten.

Justus Möser war 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren — 9 Jahr älter als Lessing. Die Familie gehörte zu den angesehensten der Stadt, der Vater war Kanzleidirector, der Großvater Prediger; die Mutter, eine gute westphälische Hausfrau, las doch gern die Franzosen, und der Knabe wuchs in der Lectüre von Marivaux und St. Evrémont auf. Die Schule, die er besuchte, war gerade so pedantisch wie die meisten der damaligen Zeit. Möser's Jugend ließ sich nicht sehr zur Aussicht einer soliden staatsbürgerlichen Stellung an: im 15. J. entwendete er seinem Vater Geld, und resolvirte sich kurz, nach Ostindien auszuwandern; nur mit einiger Mühe ließ er sich zurückbringen. Verhältnißmäßig spät, im 20. J., — weil sein Vater sich scheute, den stattlichen Jüngling, der fast 6 Fuß maß, solange die Werber Friedrich Wilhelm's 1. ihr Wesen trieben, außer Landes zu schicken — bezog er die Universität Jena, wo er die Rechte studirte, dann Göttingen: nach Ablauf seines Trienniums erhielt er eine Secretärstelle bei der Ritterschaft. Die Verfassung des Bisthums Osnabrück war eigenthümlich: die Landstände bestanden aus drei Körperschaften, dem Domkapitel, welches den Bischof wählte, und in dem nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens nur drei Evangelische sitzen durften; der Ritterschaft, überwiegend protestantisch, und der Deputation der Städte. Der Regent mußte abwechselnd katholisch und protestantisch sein. Auf dem Lande herrschte die Leibeigenschaft, doch in milder Form. So lagen die Gegensätze hart nebeneinander, und der Advocat lernte sich früh in Menschen aller Art, von entgegengesetzten Gesinnungen und entgegengesetztem Interesse schicken. Daher, bemerkt Nicolai, seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung, alle Gegenstände von mehreren Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von der ungewöhnlichsten; daher seine Vorliebe für Paradoxien und skeptische Sätze, welche zum Theil durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteien, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch sein hohes Wohlwollen nicht nur gemildert, sondern nützlich gemacht ward. — Wenn Lessing von Leibnitz sagte, er liebe es, jede Meinung so lange hin und her zu wenden, bis er sie annehmbar befunden, so gilt das auch von Möser; er ging mitunter darin sehr weit, aber seine massive Gesundheit bewahrte ihn vor jeder eigentlichen Sophistik. — Schon 1747 wurde ihm die einflußreiche Stelle eines Advocatus Patriae aufgetragen: als solcher hatte er die Rechtshändel des Fiscus gegen Einhei-

mische und Auswärtige zu führen; bald darauf wurde er auch Syndic
Ritterschaft, und mußte so nicht selten in einem Proceß beide Partei
treten, was stets zur beiderseitigen Zufriedenheit geschah. Er war n
denschaft Sachwalter, und schlug jede Richterstelle aus.

1746 hatte er geheirathet: eine prächtige Frau, vier Jahr älter
(geb. 1. Oct. 1716), mit der er 41 Jahre in glücklicher Ehe lebte.
freute sich einer robusten Gesundheit und eines Temperaments, das mi
Art von Leuten leicht fertig wurde. Seine Bekanntschaft war von ein
tanen Ausbreitung, und er sah scharf, weil er Niemand in seiner freien
äußerung störte. Von den wirklichen Zuständen hatte er eine concre
schauung, die den eigentlichen Literaten jener Zeit vollständig abging
blos als praktischer Geschäftsmann, sondern weil er sich überall bemühte,
Zustand historisch zu erklären. Absichtlich schränkte er sich auf den enger
ein, dem er durch praktische Thätigkeit angehörte, und der mehr Indiv
tät besaß als irgend ein anderer Fleck des römischen Reichs: er durc
ihn aber vielleicht gerade darum so tief, weil ihm die Analogien aus
Ländern und Zeiten gegenwärtig waren. Selten findet sich ein so klare
mit einer so gründlichen Gelehrsamkeit zusammen. In seinem hist
Wissen duldete er keine bloßen Namen: jeder Name mußte sich ihm i
bestimmte, detaillirte Anschauung übersetzen, wobei es ihm denn freilich
nete, daß er zuweilen das Recht der Analogie übertrieb. Die Geg
gab ihm deutliche Bilder von der Vergangenheit, und umgekehrt: das
phälische Bauernhaus versinnlichte ihm die Cherusker des Tacitus, das
amerikanische Colonialsystem die Gesetze der Völkerwanderung. Ges
Rechtswissenschaft und Linguistik griffen bei ihm in einander, und man
ohne Uebertreibung sagen, daß alle spätern historischen Entdeckungen
Keimen nach sich in seinen genialen Anschauungen verzweigen. Ein De
im vollsten Sinn des Worts, wie irgend einer, schulte er seine Spra
der Bildung der Fremden: er sprach fertig französisch, italienisch, englis
war ein gründlicher Kenner der Alten. Rechtschaffen und bieder, verab
er alles Moralisiren, und liebte bei der historischen Darstellung die nac
man möchte sagen die ruchlosesten Ausdrücke, um deutlich zu sein; ge
haft in Allem was er that, war er in seiner Bildung frei, und be
Reichthum seiner Anschauung und der Güte seines Herzens ergab si
Humor als die natürliche Form seines Denkens und Empfindens. S
steller konnte er nur in den Mußestunden sein, aber was er schrieb, wa
in Bezug auf den Stil sehr sorgfältig gearbeitet. Als Beispiel ma
Jugendarbeit „über die Bekehrung im Alter“ dienen, 1746.

— „Wo der Widerstand schwach ist, da ist der Sieg geringe; u

ein alter Mann oftmals nicht soviel Kraft hat, daß er dem Reiz einer Klapperbüchse widerstehen kann, wie will er dem beständig anziehenden Reiz der Tugend widerstehen können? Glaubt mir, die beste Bekehrerin in der Welt ist die Faulheit; diese ist die wahre Zerstörerin aller Laster; und wenn der Mensch nur erst soweit ist, daß seine Leidenschaften träge werden, so ist er gar bald fromm. Ich habe noch keinen gesehn, der sich in der Stärke seiner Leidenschaften ernsthaft gebessert hätte. Das Herz hat allemal den Verstand betrogen und, wo es hoch gekommen, die Frömmigkeit zum Vorwurf seiner Leidenschaften gemacht. — Ich besinne mich, daß ich in meiner ersten Kindheit einen großen Theil an Kleinigkeiten nahm: mein Herz war ein leerer Raum, der von dem ersten Vorwurf ganz erfüllt wurde. Meine Mutter erfüllte mich anfangs ganz; nachher wurde ihr Bild bei mir kleiner, weil mein silbernes Pfeifchen auch einen Platz haben wollte. Ich ging in die Schule, und nahm soviel Wörterchen in diesen Raum, daß mein silbernes Pfeifchen nur den tausendsten Theil seines vorigen Platzes behauptete. Ich erblickte eine Schöne, welche meinen ganzen Seelenraum durchaus erfüllte; meine Wörterchen waren so schwach, daß sie diesen eindringenden Reizungen nicht den geringsten Widerstand thaten. Es währte beinahe ein Jahr, daß meine vernunftlose Einöde sich dergestalt von dieser Schönen erfüllen ließ. Endlich aber kam das Spiel... Jetzt merkte ich, daß der Schwamm meiner Leidenschaften seine ganze Ausdehnung verliere: ich sah, daß ich täglich frömmer wurde, sowie diese abnahmen. — Eine solche Frömmigkeit ist nur die Abwesenheit der vorigen Bilder, welche sich von selbst verloren haben; die geistlose Leere schnappt aus Noth, und damit das Kinderbüchschen, welches sich bei dem Menschen im Alter, wenn er von seiner Einbildungskraft verlassen wird, jedesmal hervorthut, sich nicht wieder ausdehnen möge, nach frommen Bildern. Daher kommt es, daß alte Leute gar oft leichtgläubig und abergläubisch werden, und in fromme Ausschweifungen verfallen. Denn ein jedes fürchterliche Bild erfüllt sie, weil in ihrem Seelenraum nichts ist, was noch einigen Widerstand thun könnte. — Bei einem Menschen, der die große Kraft seiner Leidenschaften in der Wollust abgenutzt, hat endlich die Frömmigkeit, außer dem Mangel des Widerstandes, noch den Werth der Neuigkeit. Eine jede Vergnügungsart, sie sei gut oder schlimm, hat allemal ihre Reizungen, und das allermatteste Herz empfindet dabei noch etliche angenehme Aufwallungen oder zärtliche Blähungen, die ein Zeichen der Frömmigkeit sind; und diese frommen Aufwallungen werden oft noch von dem Vergnügen der Reue unterhalten. Auch werden viele Sünden durch Verdruß und Langeweile geschwächt und durch die Veränderungsbegierde erzeugt; daher ist ihr Andenken noch immer und wenigstens wider Willen angenehm, weil unser Herz mehr seine Fehler bereuen will als wirk-

lich bereut. Solche Personen opfern Gott nur denjenigen Ekel auf, welchen sie verbannen wollen, es koste was es wolle. Die angenehme Verfluchung ihrer vorigen Ausschweifungen schmeichelt noch immer der sterbenden Neigung, und die Thränen über die Sünden sind fast immer mit solchen Tropfen vermischt, welche aus einer zweideutigen Zärtlichkeit entspringen. Aus diesem Grunde kann ein alter Mann allemal bei seiner Frömmigkeit des Vergnügens der Reue genießen; aus eben diesem Grunde fließt die gemeine klösterliche Andacht, wie St. Pierre schon angemerkt hat, indem er Keinem rathen will in's Kloster zu gehen, der nicht einen solchen Vorrath von Sünden gemacht, daß es ihm niemals an dem Vergnügen der Reue fehlen könne."

Möser war 26 Jahr, als er das schrieb. — Wenige Jahre vorher waren Liscow's Satiren erschienen, dem er in allen Punkten ebenbürtig ist. — Der Censor strich das Ganze, mit der Warnung, sich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten. — Die ausführlichste Charakteristik würde ihn nicht so deutlich zeichnen, als dieser kleine Aufsatz; doch verdient die folgende Stelle aus dem Fragment einer Selbstbiographie damit verglichen zu werden: „Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß; und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen ist, so würde ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wendungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zweck führt. Mein Glück dabei ist, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesicht und gerade mit soviel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhl oder an meinem Schreibtisch lache ich oft ungesehn und ungehört; aber in Gesellschaften und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittern Ausbrüche meines Herzens."

1748 versuchte sich Möser in einem Trauerspiel, „Arminius", in Alexandrinern und nach französischen Mustern: poetisch unbedeutend, aber es spricht sich ein großer politischer Verstand darin aus. Arminius will Deutschland monarchisch einigen, er geht aber an seiner Großmuth zu Grunde, da er unzeitig die deutschen Fürsten schont, und es verschmäht, im rechten Augenblick das aufgeregte Volk gegen sie zu benutzen. „Das Volk erkaltet leicht," sagt ihm sein Rathgeber: „im Anfang ist es gut; drum brauche ja geschwind die nützlich blinde Wuth!" — So wird die Tugend des Helden sein Untergang. —

Ungleich wichtiger ist die Vorrede: es ist das erstemal, daß ein Deutscher darauf aufmerksam macht, man brauche das Alterthum des Volkes nicht erst im Tacitus zu suchen, man habe es in den Sitten der Bauern noch in unmittelbarer Gegenwart. Der lateinische Gelehrte hatte es bisher verschmäht, auf diese untergeordnete Race zu achten: der Jurist, der täglich und eindringend mit dem Volk verkehrte, zeigte der Geschichte den richtigen Pfad, wobei er allerdings von der Natur Westphalens ungemein begünstigt wurde. Es war ein Wendepunkt in der gesammten deutschen Bildung nach einem Gebiet, das auch Lessing fast fremd war. Das Interesse lag nicht blos im Gegenstand, sondern daß die Deutschen überhaupt lernten die Augen aufzumachen, und aus den dumpfen Bücherstuben in's freie Feld zu treten.

1750, 6. Sept., schrieb er ein französisches Sendschreiben an Voltaire, contenant un essai sur le caractère du Dr. Martin Luther et sa réformation. Voltaire hatte die Reformation von der Höhe seiner deistischen Bildung aus verspottet; Möser machte ihn darauf aufmerksam, daß zehn Millionen vernünftiger Wesen Luther's Andenken segnen müßten, weil sie der Aufhebung der Klöster verdankten, daß sie überhaupt auf der Welt seien. Der kleine Aufsatz ist vortrefflich; es spricht der Weltmann, nicht ein Theolog. — Il est vrai, que Luther attaqua la maladie dans un temps critique, lorsqu'elle était parvenue à son comble, lorsqu'elle ne pouvait plus empirer et qu'il fallait selon le cours de la nature qu'elle cessât ou qu'elle diminuât: mais il ne faut pas moins d'un habile homme pour connaître et saisir ces grandes occasions. Le cardinal de Retz, qui fit les meilleurs plans du monde, qui entama les intrigues avec toute la finesse possible, a toujours manqué dans l'exécution, et ne peut aller avec le Dr. Martin, dont les entreprises marquèrent d'un génie capable à saisir tous les avantages sans en perdre un seul. — Certains esprits qui préfèrent un homme rampant devotement dans les pas de ses ancêtres à des hommes extraordinaires, accusent le bon Luther d'avoir été trop ambitieux: mais ceux qui savent distinguer le vice de la passion, dont les mouvemens contraires sur ce vaste océan sont des vents nécessaires, sont bien persuadés, que l'homme sans passion ne sera jamais ni un excellent fourbe, ni un grand homme. Luther avait le coeur grand, ouvert, libéral et compatissant au malheur de son prochain; avec ces qualités on n'est jamais se qu'on appelle ordinairement ambitieux. Quoique Luther fut réformateur, il n'était ni fanatique ni enthousiaste, et sans être pédant singulier et farouche, sa conversation était enjouée, son humeur vive, ses repliques heureuses et fortes, et ses propos de table fort divertissans; il mangea bien et presque tou-

jours en compagnie: — enfin c'était un théologien, qui pouvait se montrer dans le siècle où nous sommes sans faire rougir ses confrères.

Das war einige Jahre vor Lessing's „Rettungen" geschrieben. Hamann las es „mit ungemeinem Vergnügen" und fand einen „Haufen seiner eignen Gedanken" darin. In der That springt eine gewisse Verwandtschaft der beiden Männer in die Augen: die dreiste Nacktheit des Worts, der Sinn für das Burleske, das scharfe Gefühl für das Geschichtliche und Individuelle: alles Eigenschaften, die damals höchst selten waren. Freilich sticht der in den Geschäften dieser Welt erfahrne, juristisch gebildete, an ordentliche und solide Arbeit gewöhnte Geschäftsmann mit seiner robusten Gesundheit sehr vortheilhaft ab gegen den philologischen Grübler, dessen Sinn für die Wirklichkeit durch die ewige Stubenluft und durch Hypochondrie verkümmert wurde, und der weder durch eine zweckmäßige Thätigkeit noch durch ein zweckmäßiges Studium geschult war.

Wie für die Geschichte überhaupt, so hatte Möser nicht blos eine entschiedene Neigung für die Geschichte der deutschen Sprache, sondern auch eine gründliche und gelehrte Kenntniß derselben. Schon 1756 drang er auf eine kritische Ausgabe der alten Denkmäler. Aber er hatte zugleich praktische Zwecke dabei.

„Die deutsche Sprache wird von Einigen für sehr reich gehalten: mir aber kommt sie noch immer zu arm vor, nicht sowohl deswillen, weil sie in das Wesen einer Sache gar nicht eindringen kann, denn diesen Mangel haben auch unsere Begriffe, und zu etwas Mehrerem als unsere Begriffe auszudrücken, ist keine Sprache gemacht; auch nicht um deswillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann: denn auch hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck, und man dürfte nicht einmal wünschen, einen solchen Reichthum zu haben, womit man diesem Unterschied in's Unendliche nachfolgen könnte; — sondern weil sie wirklich an solchen Ausdrücken Mangel hat, welche das tägliche Leben, den täglichen Umgang betreffen und zu unserm nächsten Bedürfniß gehören; oder, um mich deutlicher auszudrücken, weil wir mit Hülfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provincial-Dialekt vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können."

„Dieser Mangel rührt unstreitig daher, daß die deutsche Sprache in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine todte Büchersprache ist, worüber sich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben. In eine solche Sprache ist auch natürlicher Weise nichts aufgenommen, was außer der Sphäre der Schreibenden gewesen, und solchem nach sind die Bedürfnisse des täglichen

Lebens fast überall besser mit Provincial-Worten und Bildern als in der Büchersprache auszudrücken.“

„Verschiedene große Genies, welche diesen Mangel gefühlt, haben zwar seit einiger Zeit gesucht demselben abzuhelfen; aber kaum wagt ein Lessing das Wort Schnickschnack, oder beschreibt uns stiere Augen, so empören sich diejenigen, welche die Buchsprache allein gebraucht wissen wollen, gegen dergleichen Bemühungen, und maßen sich das Recht an, was die französische Akademie mit sovielem Nachtheil über ihre Sprache ausgeübt hat.“

„Der Engländer allein nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet; und dies thut mit ihm jeder Provincial-Dialekt. Man sehe Menschen im täglichen Leben und ihrer ganzen Freiheit, wie sie einen Gegenstand schildern und durch die Nachäffung verbilden wollen: ihr Gesicht, ihr Auge, ihre Geberde und ihre Sprache wird muthwillig, launisch und malerisch; sie machen Worte, nehmen eine ganz eigene Wendung ihrer Rede, verkürzen, verbessern und verderben manches Wort, und erschaffen sich eine Sprache, die ihren Gegenstand ganz natürlich darstellt, ohne sich im Geringsten nach den Regeln der Buchsprache zu richten. Dies leidet jeder Provincial-Dialekt, und die englische Sprache ist ein Provincial-Dialekt, der sich zur Buchsprache für die ganze Nation erhoben hat, anstatt daß alle übrigen gelehrten Sprachen in Europa nichts als ein Buch-Herkommen zum Grunde haben, oder doch durch tyrannische Kritiker von ihrer natürlichen Macht auf eine künstliche herabgesetzt sind.“

„Es geht mir wie den unschuldigen Mädchen, die wohl fühlen, daß ihnen etwas fehlt, ohne einen deutlichen Begriff von dem Fehlenden zu haben. Wenn ich alte Bardenlieder lese, so empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen sowohl in den Bildern als im Ausdrucke, glaube auch wohl, daß die Dichter der mittlern Zeit benutzt werden sollten; allein ich bin nicht im Stande, die Art und Weise näher anzugeben.“ —

Das Organ des Denkens und Empfindens, die Sprache, aus der prosaischen Verkümmerung zu befreien, in der sie Wolff und Gottsched gelassen, war eine Hauptaufgabe der jungen Literatur. Nicht blos in dem Endzweck, auch in den Mitteln waren Lessing und Hamann mit Möser ziemlich einverstanden. Hamann giebt über diesen Gegenstand vortreffliche Anmerkungen: über den Nutzen der Inversionen; über den Einfluß der französischen Wortfügung auf die akademische Bildung. Sein Einfall, man müsse Griechisch aus den Dialekten studiren, war ganz in Möser's Sinn. Unablässig forderte er die Gelehrten auf, sich mit ihrem Studium in die Tiefe der Sprache zu versenken. „In der Sprache jedes Volks finden wir die Geschichte desselben. Da das Geschenk zu reden unter die unterscheidenden Vorzüge des Menschen gehört,

so wundert mich, daß man noch nicht die Geschichte unseres Geschlechts und unserer Seele von dieser Seite näher zu untersuchen einen Versuch gemacht hat." — Aber es war sein Fehler, bei Anregungen stehen zu bleiben: das große sprachliche Talent, das er unzweifelhaft besaß, hat er durch Willkür verdorben.

Die Gelegenheit, durch welche Möser mit den Berlinern in nähere Berührung kam, war die kleine Schrift: „Harlekin oder die Vertheidigung des Groteskkomischen" 1761. Er bezog sich auf Lessing's Ausspruch in den Literaturbriefen, die Austreibung des Hanswurst durch Gottsched sei eine Hanswurstiade gewesen, und forderte ihn auf, bei der Wiedereinführung des Hanswurst hülfreiche Hand zu leisten. — Harlekin führt seine Sache selbst vor dem Gericht der Moralisten und der Gelehrten; er protestirt gegen seine Ausstoßung aus dem Reiche der Kunst, und gegen die Zumuthung, daß jede Kunst durch den Nachweis des moralischen Zwecks sich legitimire. „Wir lieben den Tanz nicht, um unsern Körper gesund zu erhalten, wie manches junge Herz seinen Verstand überreden möchte. Wir hören eine lustige Musik nicht um unsere Herzen zu bekehren." So sieht auch Harlekin nicht ein, warum es ihm allein verdacht werden sollte, das Vergnügen des Nächsten zu seinem Zweck zu machen. — Lasse man sich doch die Oper gefallen: „es kann der größte Lobspruch, den man einer Oper oder einem Heldengedicht, welches seine eigne Welt hat, geben kann, eben darin bestehn, daß beide in Vergleichung unserer Welt völlig unnatürlich sind." — Harlekin besitzt den wichtigen Vorzug, den Lessing an den Thieren der Fabel entdeckt, als Maske ein Typus, ein fertiger, Jedermann deutlicher Charakter zu sein. — Auch die Carricatur hat ihre Vorzüge: Menschen, die sich in einer gewissen Entfernung von der Wahrheit befinden, müssen durch Vergrößerung der Gestalten zu einem deutlichen Gesichtspunkt gelangen. — Die muthwillige, von allem Verstandesballast befreite Ausgelassenheit hat ihre Rechte, selbst im Leben des Weisen. „Die strengen Sittenlehrer mögen immer die Kastraten vom Fegefeuer befreien und die schönen Sängerinnen dort ihre verlorenen Stunden nachholen lassen: ich werde dennoch das Glück der Ersteren nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der Letzteren nicht verdienen!" —

Möser ging in seiner Vertheidigung des Grotesken noch weiter: halb im Ernst, halb im Scherz, wie die Wiederherstellung des Hanswurst, verlangte er die Wiederherstellung des Geckenordens. „Man rühmt es zwar unsern großen Vorfahren nach, daß sie zum Zeitvertreib viel auf brüderliches Trinken gehalten, und darin die ganze Wollust politischer Begeisterungen und kühner Verschwörungen genossen hätten; auch redet man nie von ihren Töch-

tern, ohne sich Prinzessinnen vorzustellen, die in einsamem Nachdenken und treuer Liebe im hohen Stil ihre Feierabende zugebracht hätten. Allein man mag ihnen ihr Trinken, ihre Verschwörungen und ihre Abenteuer noch so hoch anrechnen, so bleibt es doch immer ein Räthsel, wie sie ohne Kartenspiel, ohne Romanlectüre, ohne Schauspiel und ohne Zeitungen die eine Zeit wie die andere so vergnügt hinbrachten?... Die Geschichte, welche die Handlungen eines Jahrhunderts in eine selbständige Erzählung zusammendrängt, und die ganze Welt als immer geschäftig darstellt, täuscht den Kenner nicht. Die heroischen Tugenden waren so wenig wie die tändelnden unsers Jahrhunderts der Langenweile allein gewachsen." In dem Geckenorden findet nun Möser den wichtigen Vorzug, daß er Maskenfreiheit gab, und dem Einzelnen verstattete, aus sich herauszugehn. „Bei uns bringt man die Zeit bei Tische wie im Staatscabinete zu, und redet mit der Vorsicht eines Gesandten. Wie glücklich waren dagegen jene klugen Gecken, die ihren Orden anhängen, und dann in dem Charakter ihrer Rolle mit allen durchlauchtigsten und hochgebornen Brüdern eine stumpfe Lanze brechen konnten." — „Aber das beste Mittel für das Frauenzimmer, um einer Gesellschaft den lebhaftesten Ton zu geben, war unstreitig, daß ein jedes seinen erklärten Anbeter haben durfte; daß jeder Dichter seiner Dame öffentlich sagen durfte, was er bei ihrem Anblick fühlte, und daß diese ihm in eben dem Ton antworten konnte. Jedes Auge mußte heiterer, jeder Mund beredter, jeder Einfall leichter sein als jetzt, wo der Mann seiner Frau gar nichts, der Liebhaber aber seine Schmeicheleien nur heimlich sagen darf."

„Harlekin" gab Abbt — damals Professor in Rinteln — April 1761 Veranlassung, „im Namen einer kleinen Berlinischen Gesellschaft" an Möser zu schreiben, und zugleich seine Schrift in den Literaturbriefen anzuzeigen. In der Antwort bemerkte Möser u. A.: „Zu den Schwierigkeiten, welche sich der Aufnahme des deutschen komischen Theaters entgegenstellen, rechne ich den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt. In einer solchen lassen sich mit der Zeit viel ideale Charaktere personificiren und dem ganzen Reich zur Intuition bringen." — Seit dieser Zeit bleibt Möser mit den Berlinern in dauerndem Zusammenhang, mit Abbt in freundschaftlichstem persönlichen Verkehr*).

Es war ein wichtiger Schritt in der deutschen Bildung, daß man für den Humor empfänglich wurde. In dieser Zeit kam Sterne's Tristram Shandy heraus, der bei den Führern der deutschen Literatur ein ungemeines

*) Seine Briefe an Abbt sind zum Theil allerliebst; so als dieser 1763 eine längere Reise durch Oberdeutschland machte: „Wenn Sie nun nach der Schweiz kom-

Interesse erregte. „Ich gestehe Ihnen," schreibt Wieland an Zimmermann, „daß Sterne beinahe der einzige Autor in der Welt ist, den ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Bewunderung ansehe. Ich werde sein Buch studiren, so lange ich lebe, und es doch nicht genug studirt haben." Auch Lessing wurde ungewöhnlich warm, und es gelang ihm nach einigem Sträuben den ernsthaften Moses zu bekehren. „Anfangs," schreibt dieser, „machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich schwärmte von Digression zu Digression, ohne die rechte Laune des Verfassers zu saisiren. Ich hielt ihn für einen Mann wie unsern Liscow, an dem ich, wie Sie wissen, keinen sonderlichen Geschmack finde. Endlich aber u. s. w. — Ich bin sonst kein Freund vom Burlesken, aber ich weiß auch wenig Beispiele, wo das Burleske so unterrichtend gewesen wäre, wo die Carricaturen so wahr, die Sitten nebst ihrem Possirlichen so edel, die Fabel so sittlich gut —."

Ernsthafter begegneten sich damals Moses, Lessing, Abbt, Nicolai, Hamann, Möser in dem Studium Rousseau's — von dem der gute Gellert zu sagen pflegte, er gehe nur auf's Sonderbare aus; Mosheim habe auf zwei Seiten mehr brauchbare Wahrheiten als Rousseau in all seinen Werken. — Im Namen eines savoyischen Vicars hatte Rousseau die natürliche Religion gegen die offenbarte vertheidigt; auf Jerusalem's Drängen erließ Möser an ihn 2. Nov. 1762 das „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Rousseau." —

„Sie haben vermuthlich längst die Anmerkung gemacht, daß die positive Religion mehrentheils mit den bürgerlichen Gesellschaften ihren Anfang genommen, und die Lehre von den Göttern sich in der Genealogie der ersten Stifter und in der Vollmacht der Gesetzgeber am ersten gezeigt habe."

„Laßt uns einmal annehmen, eine bürgerliche Gesellschaft sei nöthig gewesen, um die Welt glücklich oder wenigstens minder unglücklich zu machen; was meinen Sie, daß ein glückliches Genie hätte thun sollen, wenn seine Gesellschaften sich durch bloße Vernunftgründe nicht bändigen ließen? — Vielleicht denken

---

men, so bringen Sie mir doch etwas mit: einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus soviel Wesens gemacht wird. Vor Allem lassen Sie sich dort die Art zeigen, wie sie die großen Käse machen; hiervon ist noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke von Genf sind, so erinnern Sie sich, daß Cäsar darüber gegangen. Sollten Sie am Fuß der Alpen eine Julie oder Sophie finden, so lassen Sie sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. In Genf werden Emile und Sophie nun wohl ein halbes Dutzend Kinder mit einander haben, denn sie scheinen Beide von guter Art zu sein. Sollten Sie das Glück haben, das Paar zu sehen, so erkundigen Sie sich vor Allem, ob" u. s. w. —

Sie, sei die Errichtung großer Gesellschaften selbst überflüssig gewesen, indem jeder Mensch ein guter Philosoph sein und in den savoyischen Gebirgen ruhig leben können; vielleicht gehn Sie sogar so weit, und sagen, daß der Mensch glücklicher gewesen sein würde, wenn ihn so wenig Furcht als Liebe geplagt hätten. — Wir wollen annehmen, daß allmälig von Adam's Kindern einige tausend Enkel von einander völlig unabhängig geblieben wären; daß sie als Hirten gelebt, und sich endlich über die Weide entzweit hätten: was meinen Sie, würde bei diesem Kriege entstanden sein? Ein Heerführer, glaube ich, auf beiden Seiten, eine Macht, viele Köpfe zu vereinigen, sie auf den Nothfall zu zwingen, zu züchtigen, zu strafen, zu henken, zu brennen, ganze Rotten von ihnen zu vertilgen. Und wie sollte ein glückliches Genie, welches seinen und seiner Freunde Untergang verhüten wollte, zu der nothwendigen Macht gelangen? — Er sollte, wenn er konnte, einen Gott zu Hülfe nehmen, oder mit einer Göttin buhlen; seine Mutter von einem Herkules schwängern und seine Gesetze vom Himmel fallen lassen; er sollte Geheimnisse, Tempel und Priester anordnen, Wunder befehlen und die Aufrührer niederdonnern lassen. Das sollte er thun."

„Das sollte ein Mensch, ein glückliches Genie, ein Held thun? — Ich denke doch, die ersten Stifter großer Gesellschaften haben dies nothwendig thun müssen, um sich die nöthige Vollmacht zu verschaffen, eine Vollmacht, welche sie berechtigen konnte, Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen zu setzen, wenn sie sich dem großen Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt widersetzten."

„Aber die Leute sind auch Narren und dumme Klötze gewesen, welche sich auf diese Art hintergehn ließen? — O mein werthester Herr Vicar! sie waren freilich keine Emile. Allein bei aller ihrer Einfalt suchten sie doch, wie er, auf einem kleinen Hügel in einem weißen Hause mit grünen Volets und rothen Ziegeln zu wohnen; sie wollten der Frucht ihrer Arbeit und der Reben ihres Weinstocks ruhig genießen, und gelangten zu diesem großen Endzweck, indem sie sich gewisse Dinge einbilden ließen. Das waren gewiß keine dummen Leute."

„So ist es also erlaubt, böse Mittel in guter Absicht zu gebrauchen? — Bewahre mich der Himmel, daß ich dieses behaupten sollte; ich mißbillige dies Alles im höchsten Grad. Nur eine Folge habe ich nöthig, und diese müssen Sie mir zugeben, nämlich daß alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln sein, die natürliche Religion unzulänglich gehalten haben, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; und daß sie deswegen zu Göttern und andern Maschinen, oder zu einer positiven Religion ihre Zuflucht nehmen müssen."

„Ich habe es oft versucht, und Mosen mit aller der Stärke ausgerüstet, welche ihm die natürliche Religion darbieten konnte; ich habe ihn gegen einige hunderttausend Ziegelbrenner, welche ihr Gefühl und ihr Gewissen in den Leimgruben gebildet hatten, und ihn stürmisch fragten: wer hat dich doch zum Richter über uns gesetzt? von der Schönheit der Gestirne, von der Pracht des Donners, von der Ordnung im unendlich Kleinen und andern Dingen reden lassen; ich habe ihm die Gründe eingegeben, welche die Verfasser der Donner-, Stein- und Fischtheologien dem gebändigten Theil der Menschen mit gutem Erfolg vorgelegt haben: allein niemals habe ich damit auch nur zu der Vermuthung gelangen können, daß er mit diesen menschlichen Kräften ein unbändiges Volk von seinem göttlichen Beruf zur Herrschaft überzeugt haben würde; besonders wenn es die Noth erfordert hätte, etliche Rotten aufhenken zu lassen."

„Ueberhaupt dünkt mich, Gott habe die Seelen der Menschen nicht alle nach einem Maßstab gemacht, so wenig als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen. Ein großer Theil scheint mir unfähig zu sein, gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen. Wir werden von der Wahrheit nicht lebhaft genug gerührt, um zur Zeit der Anfechtung auszuhalten; es giebt sklavische Seelen, welchen die Wahrheiten anbefohlen werden müssen; es giebt Könige, welche keine andren Beweise als Wunder zulassen; das Costüm, die Sitten und die Arten zu denken und zu begreifen, sind unterschieden; alle diese Menschen finden sich in der Gesellschaft, und die Religion muß für alle gerecht sein. Wenn wir aber der Erfahrung folgen, so hat die natürliche Religion alle diese Bedürfnisse nicht erfüllen können."

„Und was thun wir Menschen mit der Beredsamkeit und Poesie? Wir malen unsern Sinnen. Und warum das? Weil uns eine sinnliche Rede mehr als bloße Schlüsse rührt. Nun wollen wir einmal annehmen, eine gewisse positive Religion wäre eine sinnliche Rede von der natürlichen — (und warum dürften wir das nicht annehmen, da die sinnliche Rede auch das Wahre zum Grunde haben kann?): sollten denn nicht die Stifter und Gesetzgeber Macht haben, die menschlichen Gemüther auf eben die Art zu ihrem Besten anzugreifen und zu rühren, wie wir solche mit sinnlichen Reden anzugreifen nöthig finden?"

„Sie werden aus der Erfahrung wissen, daß die Predigt der Werke Gottes, welche wir täglich vor Augen haben, gar oft dem Geschrei eines Kanarienvogels gleicht, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon erklingen. Und mit dieser Predigt gedenken Sie die wilden Ziegelbrenner zu einem starken, glücklichen und ruhigen Volk zu bilden? O mein werthester Herr Vicar! Ihre natürliche Religion ist gut, aber nicht hinlänglich."

„Sie mögen immer sagen, die Religion sei solchergestalt nur eine bezaubernde Musik, ein Kappzaum für den Pöbel; ich antworte Ihnen darauf jetzt weiter nichts als: wir sind alle Pöbel! Für uns Pöbel, und nicht für Engel ist unsre Religion gemacht."

„Was ist der Mensch? Ein Thier, das an der Kette seiner Einbildung liegen soll. Etliche brauchen einen Klotz von fünf Centnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen... O es ist eine mächtige Rede: „hören Sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten zu ihnen käme." Es ist ein hartnäckiges Volk, beides der Philosoph und der Mensch. Fünf Centner halten sie nicht."

„Keine Religion darf auf bloßen Vernunftschlüssen beruhen. Denn dieses kann nicht geschehn, ohne eines jeden Menschen Vernunft zum Richter zu machen."

„Es ist ein besonderer Hang des Menschen zum Wunderbaren, zum Außerordentlichen, zu Geistern, Gespenstern, Vorgeschichten, heimlichen Naturwirkungen und andern Dingen, welche oft auch dem Philosophen das Bekenntniß abpressen: ja wir wissen noch nicht Alles. Die großen Männer, welche die Wirkungen dieses Hanges als abergläubische Einbildungen bestritten haben, sind glücklich genug gewesen, solchen unschädlich zu machen. Allein die Skrupel haben sie nicht ausrotten können, und Viele schämen sich nur, dasjenige öffentlich zu gestehn, was sie sich in ihrer Betrachtung heimlich selbst beichten. Sollte aber dieser Hang nicht eine höhere Ursache haben? Stellen Sie sich einmal vor, daß wir ihn nicht hätten, daß wir einen Knorpel im Gehirn hätten, der sich blos durch mathematische Beweise behandeln ließe: sollten wir dann wohl diese glücklichen, zärtlichen, weichlichen und leichtgläubigen Empfindungen haben, die soviel zu unsrer Wollust beitragen? Entweder wir müßten Alles bis auf den Grund einsehn können — und diese Forderung ist ungereimt —; oder wir sind glücklich, daß wir uns leichter und sanfter beruhigen lassen. Freilich ist dieser Hang sehr bequem, den Aberglauben zu unterstützen. Aber die natürliche Liebe, die Güte, die Großmuth sind ebenso sehr zu mißleiten: Sie wissen es, und haben sie nicht verflucht. — O der Mensch ist ein allerliebstes, wunderliches Ding! er ist der Herr und der Narr aller seiner Mitgeschöpfe."

— „Nunmehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Vertheidigung der Wahrheit unserer christlichen Religion übernehme. Allein hier muß ich Ihnen aufrichtig gestehn, daß ich kein Theolog, sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen blos so entworfen, wie ich glaube, daß sie ein unparteiischer Mann, der von unserer Religion nur etwas versteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von mensch-

lichen Gesellschaften und ihre Zufälle eingesehn; ich habe die Krankheiten dieser großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen, und daraus geschlossen, daß ihnen eine offenbarte Religion jederzeit nothwendig und heilsam gewesen. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben kann, hinreicht. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder wohl gar zu zerreißen."

Diesen rein juristischen Standpunkt der Religion gegenüber hat Möser stets bewahrt: vom Standpunkt des weltlichen Nutzens vertheidigte er die symbolischen Bücher, den Glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafen, an eine alleinseligmachende Religion u. s. w. Seine Blicke sind durchweg fein und scharf, aber man soll nicht vergessen, daß erst durch Thomasius' und seiner Schüler harten Kampf es möglich geworden war, dieses sonst schreckliche und culturfeindliche Princip zu einem Spiel des heitern Witzes zu machen. In die Tiefen des religiösen Bewußtseins einzudringen, scheint Möser die Lust wie die Fähigkeit gefehlt zu haben. Daß Moses, um die Welt von seiner göttlichen Sendung zu überreden, selber an seine Sendung glauben; daß er, um seine Inspiration geltend zu machen, wirklich inspirirt sein mußte: das hätte Hamann viel eher finden können als Möser, wenn er im Stande gewesen wäre, seine verwirrten genialen Einfälle ebenso zu beherrschen und zusammenzudrängen, als Möser seine realen Anschauungen.

Möser's größeres und fruchtreicheres Wirken gehört in ein folgendes Capitel.

In rüstigem Wetteifer mit den Berliner Literaturbriefen arbeitete in Leipzig die Bibliothek der schönen Wissenschaften an der Bildung des deutschen Publicums. Von Burgscheidungen aus, wo er seit Aug. 1760 als Gesellschafter des Gr. Schulenburg lebte, setzte Weiße sie fort. Seine „Amazonenlieder" in der Manier des Gleim'schen Grenadiers, aber ohne bestimmten Gegenstand, hatten ihn Ramler empfohlen; sein nächster Freund und Verbündeter war der Componist Ad. Hiller (geb. 28. Dec. 1728 bei Görlitz, in der Dresdner Kreuzschule unter Homilius gebildet, 1751 als stud. jur. in Leipzig inscribirt, 1754 Hofmeister bei dem Gr. Brühl), der mit einem jungen Pflegling 1758 nach Leipzig zurückgekehrt war, 1760 seine Stelle niederlegte und eine musikalische Zeitschrift herausgab, zugleich aber Weiße's Operetten und Gellert's geistliche Lieder componirte. Im Jahr 1761 hielt sich Weiße mit seinem Principal in Gotha auf — sie wollten eigentlich

nach Italien gehn, wurden aber durch den Krieg zurückgehalten — mit Lust- und Trauerspielen*) beschäftigt, im engen Verkehr mit Bertuch, Münter und Gotter, und bei dem schönen Geschlecht sehr wohl angesehn, wie der folgende Brief eines jungen Fräuleins aus Gotha erweist:

„Je ne vous ai pas dit encore, quel vide vous avez laissé dans nos petits cercles. Mlle. A. dit: ce M. Weisse était pourtant un honnête garçon, bon, bienfaisant, d'une politesse! il nous apporta les meilleurs livres! Mlle. B.: il dansa parfaitement bien; à nos bals il était toujours le premier et le dernier et nous apprenait des jolies contredanses. Mlle. C.: il avait de l'esprit et disait les plus jolies choses de monde... Mais mon dieu! je vous rendrai tout orgueilleux, n'en croyez rien de tout ce que je vous dis ici, c'est tout autrement qu'on parle. Mlle. A.: c'était un petit fripon, en présence de ma mère il ne parlait que de la morale, et à l'oreille il me dit quelquefois des polissonneries que je n'oublierai pas. Un petit méchant, dit Mlle. B., qui nous quitta un soir sous prétexte d'écrire des lettres, pour le passer lur le canapé avec Me. M. et Mll. J. Oui, un pétit libertin! comme nous fûmes chez son hôtesse, il nouz fit passer dans sa chambre pour voir le bel ordre qui y regnait, il nous enferma et n'en laissa pas sortir une sans l'avoir baisée. Oui mon ami, c'est ainsi qu'on parle de vous. Malgré tout cela nous voulons absolument que vous retourniez encore cet été, je vous le dis à la sourdine, que toute une ville en fera des réjouissances publiques, et je vous promets sous cette condition une absolution entière de tous vos péchés, volontaires et involontaires. Toutes mes amies se préparent de détacher, en cas que vous ne suiviez pas nos ordres, des petits détachemens des Amazones, qui doivent vous emmener bon gré, mal gré" u. s. w.

Nach kurzem Aufenthalt in Burgscheidungen erhielt Weiße Jan. 1762 eine Kreis-Einnehmerstelle in Leipzig, und reiste nach Dresden, um von Rabener, seinem Vorgesetzten, in Pflicht genommen zu werden. Dort schloß er eine enge Freundschaft mit Hagedorn und Oeser, die eifrig an der Bibliothek arbeiteten, und auch Beiträge von Winckelmann vermittelten; außerdem gewann er Huber, Geßner, Heyne, Thümmel, Gerstenberg und andere junge Dichter. Freund Hiller erhielt die Direction des Gewandhauses. Endlich entschloß sich der schüchterne Mann, bei dem

*) Oct. 1762 erschien der 2. Bd. seiner „Beiträge zum deutschen Theater"; darin: Mustapha und Zeangir; Rosamunde und die Haushälterin. — Oct. 1764 der 3. Bd.: Crispus — die Befreiung von Theben (in reimlosen Jamben) — der Mißtrauische.

Appellationsrath Platner um die Hand seiner Tochter anzuhalten; er heirathete sie 6. Juni 1763, 37 J. alt, und gehörte fortan zum Leipziger Patriciat.

Hagedorn gab April 1762 „Betrachtungen über die Malerei" heraus die damals viel Aufsehn machten und von Huber in's Französische übersetzt wurden; mit Wärme und in einem blühenden Stil geschrieben, wie er durch Winckelmann in Cours gesetzt war. Die Griechen wurden als unbedingte Muster empfohlen, alles Häßliche von der Kunst ausgeschlossen. Hamann fand viel an diesen platonischen Regeln auszusetzen; er vermißte in ihnen „die wesentlichsten und fruchtbarsten Grundsätze, von denen allein die Kenntniß und der Genuß, die Liebe nnd die Fortpflanzung schöner Naturen abhängt." „Ihre Sittenlehre und ihr Geschmack gründen sich blos auf gemalte Güter, ihre Lebensart und ihre Schreibart sind eine getünchte Oberfläche, die das Auge täuscht und den Sinn beleidigt;" „Götzen von Porcellan und glasirter Erde sind die Ideen unserer schönen Geister, ihre heitersten Begriffe, die vom zartesten Gefühl entspringen und wieder zu den Empfindungen eilen, sind schmutziger als das besudelte Gewand des Keltertreters..." — „Doch für euch Jungfern habe ich schon mehr als zuviel geschrieben: ihr Wittwen werdet mich besser verstehn, warum die Nacht den Homer erleuchtete und allen Liebhabern schöner Natur günstig ist, die den hellen Mittag als das Grab blöder Sinne fürchten... warum unsere schönen Geister sich ihres Fleisches und Blutes schämen; warum sie sich alle verschworen haben, aus moralischer Heiligkeit kein Mädchen mehr anzurühren als eine Miß Biron oder wenigstens eine nordische Gräfin; warum die Kämmerlinge der schönen Künste das Uebliche ihrer Kennzeichen nicht weiter als nach dem Brustbild und der Garderobe erkennen, und doch aus der Gabe, einen Reifrock zu messen, Hoffnungen unmöglicher Begebenheiten folgern, nämlich die Morgenröthe eines erquickenden Tags, den sie niemals erleben werden, so lange sie keine Auferstehung des Fleisches glauben..." —

Gleichzeitig mit Hagedorn's Betrachtungen erschien Winckelmann's „Sendschreiben an den Gr. Brühl über die Herkulanischen Entdeckungen"; die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" waren vorausgegangen. Winckelmann sprach sich über Hagedorn stets in Ausdrücken überschwenglicher Begeisterung aus, und die Verdienste desselben für das sächsische Kunstleben sind in der That nicht zu verkennen, namentlich seit dem folgenden Jahr, wo er die Aufsicht über alle Kunstsammlungen des Kurfürstenthums erhielt, und Oeser das Directorium über die Kunstakademie in Leipzig übergab. Graff, der berühmte Portraitmaler (geb. 1736 zu Winterthur), siedelte sich einige Jahre später in Dresden an.

— Sieben schwere Jahre hatte das mittlere Deutschland unter der Last des furchtbaren Krieges daniedergelegen. Endlich, 15. Febr. 1763, wurde der Friede zu Hubertsburg abgeschlossen; 30. März kehrte der König nach Berlin zurück, indem er den feierlichen Empfang vermied, und ganz allein eine Messe anhörte. Ramler übertraf sich selbst in einer Reihe von Oden im Gleim'schen Stil, den Helden zu feiern; das Höchste in pomphaften latinisirenden Benennungen erreichte er im „Triumph": „Schäme dich, Camill, daß du mit vier Sonnenpferden in dein errettetes Rom zogst!" „Friedrich, ein Prinz der Brennen" — und nun werden die barbarischen Nationen alle aufgezählt, die er besiegt hat: — „kehrte nach sieben blutigen Jahren so mächtig zurück, als er auszog, und triumphirte nicht! — Siehe, er lenkt unsern Ehrenbogen aus, und unsern goldbehängten Rossen, und besteigt den prahlenden Wagen nicht. Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit ansehn, ist der Triumphe allerhöchster; und des Dichters allerhöchster Triumph ist, solchen König besingen. Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied, stolzer als der Ceïsche und Thebanische Päan, keinem Golde feil, auch selbst dem seinigen nicht. Und ob er auch dem Ehrenbogen von deinen Händen auslenkt, und, nicht gewohnt an deine Töne, sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt, so singe du doch den Brennussöhnen ihren Erretter unnachgesungen."

Er hatte den guten Gleim ganz vergessen. Sonst waren sie, mit Uz und Götz, gewohnt ihre Gedichte zur unbefangenen Prüfung einander mitzutheilen; nun aber hatte sich Ramler auf böswillige, ja höhnische Kritik gelegt, so daß Gleim endlich ausrufen mußte: „So ganz abscheulich zeigt sich mein so sehr von mir geliebter Ramler, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abscheuliche Bild dessen, der mein Freund war. Zeile vor Zeile glüht von Bosheit, stößt mir einen Dolch in's Herz" u. s. w.

Endlich hatte die Sappho Berlin's, die gute Karschin, das lange ersehnte Glück, ihrem Helden in's Angesicht zu schauen, 24. Oct. 1763. Sie hat die Audienz poetisch erzählt. „Er frug: wer lehrte dich Gesang? wer unterwies dich in Apollo's Saitenzwang? — Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten mich ohne Kunst zur Dichterin. — Er lächelte und wollte wissen, woher ich Nahrung nähm'; da sagt' ich: Freunde müssen mich nähren, täglich geh' ich hin zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne siehet, und eine zweite Sängerin in meiner Tochter dir erziehet. — Ich sprach's, und Friedrich's Blick schien meinen Freund zu loben. Nach meiner Wohnung frug er mich. Monarch, sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich mit meinem Winkel unter'm Dache hoch erhoben! — .. Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten sanft auseinander, lachte so wie einer, der ein Bret hat in dem Meer erhalten und jetzt

die Sonne sieht, und ihren Strahlen froh entgegenblickt, und vor Entzücken das Lächeln auf der Lippe trägt... Des Vaterlandes Vater sprach zuletzt, er würde mir das Leben sorglos machen, und alle Musen sprachen's nach." — Leider vergaß der König sein Versprechen, so unablässig sie ihn daran erinnerte; einmal schickte er ihr zwei Thaler; sie antwortete: „Zwei Thaler giebt kein großer König, und dies Geschenk vergrößert nicht mein Glück, nein es erniedrigt mich ein wenig: drum send' ich sie zurück." Aber die Noth wuchs, und eine neue Sendung von drei Thalern acceptirte sie mit folgender Quittung: „Seine Majestät befehlen, mir, anstatt ein Haus zu baun, doch drei Thaler auszuzahlen. Der Monarchbefehl ward traun prompt und freundlich ausgerichtet, und zum Dank bin ich verpflichtet. Aber für drei Thaler kann in Berlin kein Hobelmann mir mein letztes Haus erbauen; sonst bestellt' ich ohne Grauen heute mir ein solches Haus, wo einst Würmer Tafel halten, und sich ärgern über'n Schmaus bei des abgegrämten alten magern Weibes Ueberrest, das der König darben läßt*)."

Friedlich fanden sich die müden Helden auf neutralem Boden zusammen, so Laudon und Ziethen in Karlsbad, wo beide wetteiferten, dem frommen Gellert ihre warme Anerkennung auszusprechen. Laudon konnte nicht begreifen, wenn er Gellert ansah, wie dieser so lustige Dinge habe schreiben können; Gellert konnte ihm den Sieger in so manchen Schlachten nicht ansehn. Der Verkehr wiederholte sich in den folgenden Jahren, eine Masse Gräfinnen gesellten sich dazu, es that dem Herzen Gellert's doch wohl! Noch größere Ehre widerfuhr ihm Sept. 1763: Prinzessin Christine, auf einem Besuch in Leipzig, ließ ihn kommen, dankte ihm für seine Schriften, und sie machten sich gegenseitig Complimente über ihren Stil (die Prinzessin hatte seit 18 Monaten kein deutsches Wort gesprochen!), ja endlich ging sie, bei hellem lichten Tage an seinem Arm über den Markt! Er prüfte sich ernsthaft, ob seine Freude sich auch nicht etwa auf ihren hohen Stand bezöge! Einige Zeit darauf hatte er noch die weitere Ehre, dem neuen Kurfürsten (August 3. starb 5. Oct. 1763) Privatvorlesungen über den Nutzen der Moral zu halten. Nebenbei las er eifrig Berichte von frommen Sterbenden, und fuhr fort, Seelen zu retten; immer mit Milde. „Trage die Irrenden mit Sanftmuth, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben." — Die Zahl der zugleich frommen und freisinnigen Gottesgelahrten in Leipzig, die sich an Ernesti anschlossen,

*) In der Sammlung „Denkmale ehelicher Liebe und Zärtlichkeit" von dem Horazischen Lange, der 1764 seine Doris verlor und sich gleich darauf von Neuem verheirathete (geb. 1711), figurirt auch die Karschin sehr bedeutend.

hatte sich 1758 um zwei vermehrt: Zollikofer (geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen) war Prediger der reformirten Gemeinde, Teller (geb. 9. Jan. 1734 zu Leipzig) Prediger an der Nicolaikirche geworden; beide als Kanzelredner sehr angesehn, beide in freundschaftlichem Verkehr mit Gellert.

Alle diese aufgeklärten Geistlichen ehrten den aufgeklärten Juden, der zuerst gewagt, an deutscher Bildung zu arbeiten. Moses war inzwischen ein angesessener Mann geworden. — Nach einem Besuch in Hamburg hatte er Juni 1761 an Lessing geschrieben: „Ich habe das Theater besucht, ich habe Gelehrte kennen lernen und, was Sie nicht wenig befremden wird, ich habe die Thorheit begangen, mich zu verlieben. Sie lachen? Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann! Vielleicht ist das 30. Jahr das gefährlichste, und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt, und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihm eingenommen, daß ich glaube glücklich mit ihr leben zu können." — Nachdem er seine geschäftlichen Angelegenheiten geordnet, führte er Juni 1761 Fromet Gugenheim heim. Er lebte mit ihr in einer langen und glücklichen Ehe. Die Judenschaft befreite ihn wegen seiner Verdienste von allen Abgaben, dagegen gelang es ihm erst ein Jahr später, die Schutzgenossenschaft in Berlin zu erwerben, in Folge eines Empfehlungsbriefes, den der Marquis d'Argens an den König richtete: „Un philosophe mauvais catholique supplie un philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci que la raison ne soit pas du côté de la demande." — Sein Ruf war mittlerweile, hauptsächlich durch Sulzer, auch nach der Schweiz vorgedrungen.

Von einer seiner gewöhnlichen Reisen nach der Schweiz kehrte Sulzer März 1763 zurück, begleitet von zwei jungen Landsleuten, dem Diaconus Lavater (22 J. alt) und dem Maler Heinrich Füßli, die auf Bodmer's Rath nach Deutschland auf Menschenkenntniß auszogen. In Leipzig führte er sie bei Ernesti, Gellert, Zollikofer, Oeser ein, auch bei Weiße, den er aber sehr kühl behandelte, weil dieser sich unehrerbietige Ausdrücke über Bodmer hatte zu Schulden kommen lassen. Nach einem kurzen Besuch bei Gleim kamen sie in Berlin an, wo Sulzer eigentlich nur Abschied nehmen wollte, um ganz nach der Schweiz zurückzukehren: man hielt ihn aber zurück, indem man ihm eine Stelle an der Ritterakademie übertrug und ihn bei der Inspection der Schulen betheiligte. Er wohnte fortan in Moabit.

Die beiden Freunde hielten sich vier Wochen in Berlin auf, hauptsächlich im Verkehr mit Sack, Moses und Ramler. Lavater führte ein sorgfältiges Tagebuch, worin er alle neuen psychologischen Beobachtungen auf-

zeichnete. Mit Moses hatte er ein ausführliches Gespräch über Religion: Der Jude erklärte seine Achtung vor dem Stifter des Christenthums, wenn Jesus von Nazareth nichts als ein tugendhafter Mann hätte sein wollen. Mit großer Wärme schrieb Lavater 18. April darüber an Breitinger: „Eine leutselige leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfer Einsicht, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf. Ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgang, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften, und beim Lobe unverändert; ungezwungen in seinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig und dienstfertig. Ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geliebt und geehrt."

Füßli ging von da nach Italien zu Winckelmann, Lavater nach Barth in Schwedisch-Pommern zu Spalding, den er wegen seiner „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum" (1761) hoch verehrte, und bei dem er sich acht Monate aufhielt, um sich in der Religion philosophische Begriffe zu erwerben. — In dieser Zeit empfing Moses die erste feierliche Anerkennung von der officiellen Gelehrsamkeit.

Die Berliner Akademie hatte die Preisaufgabe gestellt, ob die metaphysischen Wissenschaften überhaupt einer solchen Evidenz fähig wären als die mathematischen? — Gleich nach dem Frieden, 4. Juni 1763, wurde über die eingegangenen Arbeiten erkannt; den ersten Preis erhielt Moses Mendelssohn, — so wird er jetzt genannt — der im Sinne von Leibnitz entschieden hatte (auch Abbt hatte sich daran gemacht); den zweiten der Professor Immanuel Kant in Königsberg, der nun zum erstenmal in die allgemeine Bewegung der deutschen Literatur eintritt.

Königsberg lag damals, bei den unentwickelten Verkehrsmitteln, viel weiter von dem Mittelpunkt Deutschlands ab als jetzt; aber es hatte ein bedeutendes Leben, der Handel blühte und der Verkehr mit den deutschen Provinzen Rußlands war lebhaft. Wie in der ganzen Stadt, so herrschte in Kant's elterlichem Hause ein gemilderter Pietismus, über den sich Kant noch im spätern Alter sehr anerkennend aussprach. „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann: jene

Ruhe, jene Heiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen."

Dieser Richtung gehörte besonders die Mutter an, die 1737 starb; der Vater war Sattlermeister und nicht in besondern Umständen; der Knabe wurde von dem Oheim, einem Schuster unterstützt. Kant wurde 22. April 1724 geboren — gleichzeitig mit Klopstock. Sein Beichtvater, der Rector des Fridericianums, in welches Kant 1733 eintrat, Dr. Alb. Schulz (geb. 1692, † 1763) gehörte der Wolffischen Bildung an. Auf der Schule erlangte der Knabe eine gründliche philologische Bildung und einen so gewandten lateinischen Ausdruck, daß er später von seinem Mitschüler Ruhnken, dem berühmten Philologen, bitter getadelt wurde, sich der deutschen Sprache zu bedienen, die doch nur für Ungelehrte sei. Auf der Universität, die er Oct. 1740 bezog, studirte er dem Namen nach Theologie, mit besonderem Eifer aber Mathematik und Naturwissenschaften. Seinen Unterhalt erwarb er sich durch Privatstunden, die er für geringes Honorar andern Studenten gab. Nach Ablauf der Universitätszeit bewarb er sich vergebens um eine Unterlehrerstelle im Kneiphof; in derselben Zeit starb sein Vater, 14. März 1746. 23 Jahr war er alt, als er sein erstes Werk herausgab: „Gedanken von der wahren Schätzung lebendiger Kräfte", 22. April 1747. Lessing war damals noch ein junger, unbedeutender Student, ebenso Klopstock, Möser hatte eben seine Satire über die Bekehrung geschrieben.

Erst im 57. Jahr hat Kant das Werk geschrieben, welches seinen Namen unsterblich machte. Liest man aber dies Erstlingsbuch des 23jährigen Jünglings, so wird man über diese frühe Reife betroffen. Es handelt sich, die Dynamik, welche Leibnitz, Cartesius und ihre Schüler in langjähriger Arbeit festzustellen unternommen, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Ein enormes Wissen, eine tiefe Kenntniß der Mathematik und Physik, eine allseitige Durchdringung des Gegenstandes tritt zunächst hervor; dann ein Scharfsinn, der sich zu den größten Schritten erkühnt und doch jeden Augenblick vorsichtig den Boden prüft; ein Ausdruck, der ebenso wissenschaftlich sicher als lebendig ist, ja eine anmuthige Bildlichkeit nicht ganz verschmäht. Auch wer für den Gegenstand kein Interesse hat, wird durch diese klare Exposition, diesen entschlossenen, bewußten Fortschritt gefesselt. Ein kühnes und starkes Selbstvertrauen beseelt den Jüngling, und er ist darin nicht naiv, er giebt sich Rechenschaft und weiß es zu begründen.

„Ich glaube, ich habe Ursache, von dem Urtheil der Welt eine so gute Meinung zu fassen, daß die Freiheit, die ich mir nehme, großen Männern zu

widersprechen, mir für kein Verbrechen werde ausgelegt werden. Es war eine Zeit, da man bei einem solchen Unterfangen viel zu befürchten hatte; allein ich bilde mir ein, diese Zeit sei nunmehr vorbei, und der menschliche Verstand habe sich der Fesseln glücklich entschlagen, die ihm Unwissenheit und Bewunderung ehemals angelegt hatten. Nunmehr kann man es kühn wagen, das Ansehn der Newton und Leibnitz für nichts zu achten, wenn es sich der Entdeckung der Wahrheit entgegensetzen wollte, und keinen andern Ueberredungen als dem Zuge des Verstandes zu gehorchen."

„Wenn es vor dem Richterstuhl der Wissenschaften auf die Anzahl ankäme, so würde ich eine sehr verzweifelte Sache haben. Allein diese Gefahr macht mich nicht unruhig. Das Vorurtheil ist recht für die Menschen gemacht, es thut der Bequemlichkeit und der Eigenliebe Vorschub, und so lange die Eitelkeit der menschlichen Gemüther noch mächtig sein wird, so lange wird sich das Vorurtheil auch erhalten, d. h., es wird niemals aufhören."

„Es steckt viel Vermessenheit in den Worten: *die Wahrheit, um die sich die größten Meister der menschlichen Erkenntniß vergeblich beworben haben, hat sich meinem Verstande zuerst dargestellt.* Ich wage es nicht, diesen Gedanken zu rechtfertigen, allein ich wollte ihm auch nicht gern absagen. Ich stehe in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine Kräfte zu setzen. Eine Zuversicht der Art belebt alle unsere Bemühungen und ertheilt ihnen einen gewissen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr förderlich ist. Wenn man in der Verfassung steht, sich überreden zu können, daß man seiner Betrachtung noch etwas zutrauen dürfe, so wendet man Alles an, seine Vermuthung wahr zu machen. Nachdem man sich nun tausendmal bei einem Unterfangen geirrt hat, so wird der Gewinn, der hierdurch der Erkenntniß zugewachsen ist, dennoch viel erheblicher sein, als wenn man immer die Heerstraße gehalten hätte. — Hierauf gründe ich mich. *Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.*"

„Man wird mich zuweilen in dem Ton eines Menschen hören, der von der Richtigkeit seiner Sätze sehr wohl versichert ist, und der nicht befürchtet, daß ihm werde widersprochen werden. Ich bin so eitel nicht, mir dieses in der That einzubilden, ich habe auch nicht Ursache, meinen Sätzen den Schein eines Irrthums so sorgfältig zu benehmen; denn nach sovielen Fehltritten, denen der menschliche Verstand zu allen Zeiten unterworfen gewesen, ist es keine Schande zu irren. Es steckt eine ganz andere Absicht unter meinem Verfahren. Der Leser ist ohne Zweifel schon durch die Lehrsätze, die jetzt im Schwange gehn, vorbereitet; in dieser Verfassung liest er diese Blätter

Er sieht meine Gedanken nur als Zweifel an, und wenn ich sehr glücklich bin, noch etwa als scheinbare Zweifel, deren Auflösung er der Zeit überläßt, und die der Wahrheit dennoch nicht hinderlich fallen können. Hingegen muß ich meine ganze Kunst anwenden, um die Aufmerksamkeit des Lesers etwas länger bei mir aufzuhalten; ich muß mich ihm in dem ganzen Licht der Ueberzeugung darstellen, das meine Beweise mir gewähren, um ihn auf die Gründe aufmerksam zu machen, die mir diese Zuversicht einflößen. Der Schriftsteller zieht den Leser unvermerkt mit in diejenige Verfassung, in der er sich bei Verfertigung seiner Schrift selber befand: ich wollte ihm also, wenn es möglich wäre, lieber den Zustand der Ueberzeugung als des Zweifels mittheilen. Dies sind die kleinen Kunstgriffe, die ich nicht verachten muß, um das Gleichgewicht der Wage einigermaßen herzustellen, in der das Ansehn großer Männer einen so gewaltigen Ausschlag giebt."

„Es scheint, daß ich den Männern, die ich mich unterfangen habe zu widerlegen, mit mehr Ehrerbietigkeit hätte begegnen können; ich hätte mein Urtheil über ihre Sätze in einem gelindern Ton aussprechen, ich hätte sie nicht Irrthümer, Falschheiten oder auch Verblendungen nennen sollen ... Ich will die Wahrheit nur ohne Umschweife gestehn: ich werde nicht ungeneigt sein, diejenigen Sätze für wirkliche Irrthümer und Falschheiten zu halten, welche mir in meiner Betrachtung unter dieser Gestalt erscheinen; und warum sollte ich mir den Zwang anthun, diesen Gedanken in meiner Schrift so ängstlich zu verbergen, um dasjenige zu scheinen, was ich nicht denke, was aber die Welt gern hätte, daß ich es dächte? — Und überhaupt zu reden, würde ich mit der Ceremonie auch schlecht zurecht kommen, allen meinen Urtheilen, die ich über große Männer ausspreche, einen gewissen Schwung der Artigkeit zu ertheilen, die Ausdrücke geschickt zu mildern und überall das Merkmal der Ehrerbietung sehn zu lassen: diese Bemühung würde mich wegen der Wahl der Wörter öfters in eine verdrießliche Enge bringen, und mich der Nothwendigkeit unterwerfen, über den Fußsteig der philosophischen Betrachtung auszuschweifen. Ich will mich also dieser Gelegenheit bedienen, eine öffentliche Erklärung der Ehrerbietigkeit und Hochachtung zu thun, die ich gegen die großen Meister unserer Erkenntniß, welche ich jetzt die Ehre haben werde meine Gegner zu heißen, jederzeit hegen werde, und der die Freiheit meiner schlechten Urtheile nicht den geringsten Abbruch thun kann."

Nicht alle großen Männer haben das Schicksal, dem Mythus zu verfallen; Kant gehört dazu. Die Ueberlieferung weiß nur von einem alten Fritz, von einem alten Kant zu erzählen: es ist gut, historisch zu bemerken, daß es auch einmal einen jungen Kant gab. Und die Physiognomie dieses jungen Mannes ist sehr bedeutend. Vergleichen wir die obige Schrift mit

dem, was Lessing in gleichem Alter — also 1752 — schrieb, so ist bei Kant nicht blos eine unendlich größere Reife, ein unendlich tieferes Wissen, sondern auch ein jugendliches Feuer, eine Kraft und ein Stolz, daß man wohl die Frage aufwerfen möchte: was wäre aus der Kritik der reinen Vernunft geworden, wenn er sie in der Zeit der vollsten Lebenskraft geschrieben hätte? Anstatt daß er sie nun schrieb, nachdem er dreißig Jahre unmündige Knaben täglich sechs Stunden im ABC der Speculation, langsam und gründlich unterwiesen hatte? Die Frage weiter zu verfolgen, wäre freilich müssig: aber achten müssen wir darauf, daß in diesem kleinen, schwächlichen Mann, der zur regelmäßigen Stunde seinen Spaziergang machte, um seine Gesundheit in Ordnung zu halten, der bei Tische lieber lustige Anekdoten erzählte als über die Unsterblichkeit der Seele disputirte: daß in diesem methodischen Philosophen vielleicht mehr heimliches Feuer schlummerte, als in den spätern Titanen, die gegen Gott declamirten, weil ihnen ihr erstes Sonett mißrathen war.

Schon damals fühlte er sich berufen, eine neue Lehre zu gründen. „Unsere Metaphysik ist in der That nur an der Schwelle einer gründlichen Erkenntniß; Gott weiß, wann man sie selbige wird überschreiten sehn." Er durchschaute die einzelnen Schwächen seiner Vorgänger vollkommen, und seine Schilderung, z. B. Wolff's, ist mitunter von einem köstlichen Humor. Aber wichtiger ist, daß er den großen Blick besaß, sofort den Mittelpunkt des Falschen zu treffen. „Ich unterstehe mich zu sagen, daß die Tyrannei der Irrthümer vornämlich von dem Mangel der Methode herrührt." „Wenn man vermittelst gewisser Schlüsse, die irgendwo einen Fehler versteckt halten, der sehr scheinbar ist, eine gewisse Meinung erwiesen zu haben glaubt, und man hat hernach kein ander Mittel, die Ungültigkeit des Beweises gewahr zu werden, als die Entdeckung des bestimmten Fehlers, so wird der Irrthum lange unentdeckt bleiben. Der Verstand wird entweder niemals einem Beweise Beifall geben, oder er muß es thun, wo er nichts erblickt, was einem Fehler ähnlich sieht, d. h. wo er keinen vermuthet. In einem solchen Fall wird er niemals eine besondere Bestrebung zu Aufsuchung eines Fehlers anwenden, weil er keinen Beweggrund dazu hat; folglich wird derselbe sich nicht anders als vermittelst eines glücklichen Zufalls vorfinden, und dieser glückliche Zufall kann ganze Jahrhunderte ausbleiben. Hieraus läßt sich abnehmen, worin das Geheimniß werde zu suchen sein, das dieser Schwierigkeit vorbeugt, und die Entdeckung der begangenen Irrthümer erleichtert: wir müssen die Kunst besitzen, aus den Vordersätzen zu errathen und zu muthmaßen, ob ein auf gewisse Weise eingerichteter Beweis in Ansehung der Folgerung auch werde hinlängliche und vollständige Grundsätze in sich halten. Auf diese Art werden wir abnehmen, ob in ihm ein

Fehler befindlich sein müsse, wenn wir ihn gleich nirgend erblicken: wir werden alsdann bewogen werden, ihn zu suchen, denn wir haben eine hinlängliche Ursache, ihn zu vermuthen." — Diese Maxime ist es in der That, was das breite speculative Denken vom spitzen sophistischen unterscheidet.

Der Mythus erzählt, Kant habe vom menschlichen Geist verlangt, er solle schwimmen lernen, ohne in's Wasser zu gehen; die Denkgesetze zu prüfen, ohne zu denken; seine Philosophie sei subjectiv: sie beschäftige sich mit dem Gewissen und der Moralität, für die Natur zeige sie wenig Interesse; ja sie behaupte, das „Ding an sich", das Gesetz der Natur, lasse sich nie entdecken. — Wunderbarer Weise beginnt Kant's wissenschaftliches Leben mit der Erforschung eben dieses Naturgesetzes; etwa zwanzig Jahre hindurch treibt er fast nichts Anderes, und bis an sein Lebensende beschäftigt er sich mit besonderer Vorliebe mit der Naturwissenschaft. — Die glänzendsten Deductionen der Kritik der reinen Vernunft, Zeit, Raum, Bewegung, Ort, Wechselwirkung, Substanz: Positiv und Negativ, Möglichkeit und Wirklichkeit, sind in dieser Erstlingsschrift schon vorbereitet. — Die Wahrheit ist vielmehr: daß Kant keinen Augenblick seines Lebens dem wahnsinnigen Zweifel an der Objectivität der Welt und der Objectivität der wissenschaftlichen Erkenntniß Raum gegeben hat; daß ihm als subjectiv nur erschien, wofür man damals objective Gesetze suchte: der Geschmack und die damit zusammenhängende Empfindungswelt. — Mit größerem Recht hat man angemerkt, daß diese Jugendarbeit von gar keinem psychischen Interesse eingegeben, sondern rein sachlich sei: er hat kein Bedürfniß, den Kampf seiner Gefühle an den Tag zu legen, und Gott darüber zu interpelliren, sondern er will das Gesetz der Mechanik untersuchen: kaltblütig, geschäftsmäßig, solid, wie es einem Philosophen ziemt. — Aber ein gewisses psychisches Interesse liegt doch darin. Indem er die Wechselwirkung und den Verbrauch der Weltkräfte untersucht, will er dahinter kommen, ob sie sich nicht am Ende abnutzen, so daß der Untergang der Welt nur eine Frage der Zeit ist. Wie steht es dann mit der „besten Welt?" — Es ist wichtig, das zu wissen: aber Kant's Gemüthsruhe wird durch den Gedanken ebensowenig erschüttert als die des römischen Dichters: „Wenn es gleich nach dem Gesetz der Bewegung, welches wir behauptet haben, nothwendig wäre, daß der Weltbau, nach einer allmäligen Erschöpfung seiner Kräfte, endlich völlig in Unordnung geriethe, so kann dieser Streich die Macht und Weisheit Gottes dennoch nicht treffen. Denn man kann es dieser nimmer verdenken, daß sie nicht ein Gesetz in die Welt gebracht hat, wovon wir wissen, daß es absolut unmöglich sei, und daher auf keine Weise statthaben könne." Die Frage bildet den Hauptgegenstand noch mehrerer folgenden Schriften Kant's.

Die Physiker mögen untersuchen, wie es mit dem wissenschaftlichen Werth

der neuen Dynamik beschaffen ist, sie mögen ferner erklären, wie es kam, daß sie damals unbeachtet blieb. Hier ist nur die Einwirkung auf Kant von Wichtigkeit. Er hatte große Hoffnungen auf den Erfolg gebaut; als dieser ausblieb, verfiel er nicht in Weltschmerz, sondern wartete mit äußerster Gemüthsruhe ab. „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen." — Da seine Mittel ihm nicht erlaubten, in der Universitätsstadt zu bleiben, so nahm er noch in demselben Jahr 1747 eine Hauslehrerstelle an, zuerst bei einem Pfarrer in Gumbinnen, dann bei einem Edelmann in Mohrungen, endlich bei dem Grafen Keyserling in Rautenberg, der mit seiner Familie einen Theil des Jahres in Königsberg zubrachte. In diesem Hause eignete sich Kant den Ton des feinen Umgangs an, der ihn sein ganzes Leben auszeichnete. In allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens wußte er die gebildete Haltung zu bewahren, die selbst etwas Reservirtes hatte, so freien Spielraum er im heitern Tischgespräch seinen geselligen Gaben ließ. Als muntrer Erzähler war er in der ganzen Stadt bekannt. Das Bedürfniß der Zeit, seine Empfindungen und Anschauungen gemüthlich mitzutheilen, befaß er fast gar nicht, er war Zeit seines Lebens ein schlechter Correspondent; seine Briefe, soweit sie nicht rein wissenschaftlicher Art sind, handeln nur von Geschäften. Dagegen war die Neigung zur Satire schon früh bei ihm entwickelt. Ueber sein Aeußeres wird von Augenzeugen berichtet: sein Körper schien von der Natur das Gepräge der Schwächlichkeit empfangen zu haben. Von schwachem Knochenbau, von noch schwächerer Muskelkraft, war er kaum fünf Fuß groß; seine Brust war sehr flach und fast eingebogen. In seinem nicht großen Kopf zog sein sanftes und doch lebhaftes Auge unwiderstehlich an. Seine Haare waren blond, seine Gesichtsfarbe frisch und seine Wangen behielten noch im hohen Alter eine gesunde Röthe. Sein Gehör zeichnete sich durch Schärfe und Feinheit aus. Seine schwache Stimme war doch bis zu den siebziger Jahren einer bedeutenden Anstrengung fähig. Er beobachtete sehr genau seine körperlichen Zustände, und ordnete sie durch ein einfaches und streng geregeltes Leben. Er hatte als Maxime festgestellt, man müsse durch einen ernsten Vorsatz sich krankhafter Gefühle bemeistern können, und hatte Kraft genug, dies durchzuführen.

Nachdem er ein neues Werk, die „Allgemeine Naturgeschichte des Himmels", 14. März 1755 dem König von Preußen gewidmet, habilitirte er sich, mit Unterstützung eines Handwerkers, 17. April, wurde 12. Juni Magister, disputirte 27. Sept. zum zweitenmal über Principia prima cognitionis metaphysicae, und begann seine Vorlesungen über Mathematik, Physik, Fortification, Feuerwerkskunde, wobei er Lehrbücher von Wolff, über Metaphysik,

Logik, Moral, wobei er Lehrbücher von Baumeister und Baumgarten zu Grunde legte. In seinem äußern Leben hat sich seitdem wenig geändert.

Seine damaligen Schriften enthalten durchweg Naturphilosophie; und zwar eine weitere Beleuchtung der alten Frage über den Weltuntergang. Auf Veranlassung einer akademischen Preisaufgabe behandelte er zunächst 1754 die Frage: „ob die Erde in ihrer Umdrehung einige Veränderung erleide?" dann: „ob die Erde veralte?" Darauf folgte 1755 die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, nach Newton'schen Grundsätzen".

„Wenn wir die Klagen bejahrter Leute hören, so vernehmen wir, die Natur altere merklich, und man könne die Schritte verspüren, die sie zu ihrem Verfall thue. Die Witterungen, sagen sie, wollen nicht mehr so gut wie vormals einschlagen. Die Kräfte der Natur sind erschöpft, ihre Schönheit und Richtigkeit nimmt ab. Die Menschen werden weder so stark noch so alt mehr als vormals. Diese Abnahme, heißt es, ist nicht allein bei der natürlichen Verfassung der Erde zu bemerken, sie erstreckt sich auch auf die sittliche Beschaffenheit. Die alten Tugenden sind erloschen, an deren Statt finden sich neue Laster. Falschheit und Betrug haben die Stelle der alten Redlichkeit eingenommen. — Dieser Wahn ist nicht sowohl eine Folge des Irrthums als der Eigenliebe. Die ehrlichen Greise, welche so eitel sind, sich zu überreden, der Himmel habe die Sorgfalt für sie gehabt, sie in den blühendsten Zeiten an das Licht zu stellen, können sich nicht überreden, daß es nach ihrem Tode noch ebensogut auf der Welt hergehn solle, als es zuging, ehe sie geboren waren. Sie möchten sich gerne einbilden, die Natur veralte zugleich mit ihnen, damit es sie nicht reuen dürfe, eine Welt zu verlassen, die selber ihrem Untergange nahe ist."

Andere Beachtung als diese eitlen Klagen verdienen die Gründe der Wissenschaft. „Das Veralten eines Wesens ist im Lauf seiner Veränderungen nicht ein Abschnitt, der äußere und gewaltsame Ursachen zum Grunde hat. Dieselben Ursachen, durch welche ein Ding zur Vollkommenheit gelangt, bringen es durch unmerkliche Stufen zu seinem Untergang. Es ist eine natürliche Schattirung in der Fortsetzung seines Daseins, und eine Folge ebenderselben Gründe, dadurch seine Ausbildung bewirkt worden, daß es endlich verfallen und untergehn muß. Alle Naturdinge sind diesem Gesetz unterworfen, daß derselbe Mechanismus, der im Anfang an ihrer Vollkommenheit arbeitete, nachdem sie den höchsten Punkt derselben erreicht haben, weil er fortfährt das Ding zu verändern, selbiges nach und nach wieder von den Bedingungen der guten Verfassung entfernt und dem Verderben mit unvermerkten Schritten endlich überliefert. Derselbe Trieb, der die Bäume wachsen macht, bringt ihnen den Tod, wenn sie ihr Wachsthum vollendet haben. Ebenso ist der allmälige Ver-

fall der Erde in die Folge der Abänderungen, welche ihre Vollkommenheit anfänglich bewirkten, so eingeflochten, daß er nur in langen Zeitläuften kenntlich werden kann." — Aber die Möglichkeit kann nicht abgeläugnet werden.

„Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes eine Vergänglichkeit zu verstatten. Ein Weltgebäude hat, durch die Vortrefflichkeit der Einrichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend Jahrhunderte es nicht vernichten; allein weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an seiner Zerstörung arbeitet, so wird die Ewigkeit alle möglichen Perioden in sich halten, um durch einen allmäligen Verfall den Zeitpunkt seines Untergangs doch endlich herbeizuführen. So werden Welten und Weltordnungen vom Abgrund der Ewigkeit verschlungen; aber die Fruchtbarkeit der Natur ist ohne Schranken, denn sie ist nichts Anderes als die Ausübung der göttlichen Allmacht selber. Indeß die Natur mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit ausziert, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Stoff zur Bildung noch größerer Welten zu formen." — Man hat die Uneigennützigkeit der spinozistischen Weltanschauung gerühmt: hier bleibt wahrlich auch nichts zu wünschen übrig.

„Wenn ich den Trieb der alten Völker zu großen Dingen, den Enthusiasmus der Ehrbegierde, der Tugend und der Freiheitsliebe, der sie mit hohen Ideen begeisterte und sie über sich selbst erhob, mit der gemäßigten und kaltsinnigen Beschaffenheit unserer Zeiten vergleiche, so finde ich zwar Ursache, unsern Jahrhunderten zu einer solchen Veränderung Glück zu wünschen, welche der Sittenlehre sowohl als den Wissenschaften gleich einträglich ist, aber ich gerathe doch in Versuchung, zu vermuthen, daß vielleicht dieses Merkmale einer gewissen Erkaltung desjenigen Feuers seien, welches die menschliche Natur belebte, und dessen Heftigkeit ebenso fruchtbar an Ausschweifungen als schönen Wirkungen war." Er war doch kein nüchterner Philister, der alte Kant! freilich nüchtern genug, um einen solchen Einfall an den Ort zu stellen, wo er hingehörte.

Es ist ein kühner, großartiger Entwurf, den Kant in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" ausführte. Gestützt auf sehr umfassende, aber doch nicht erschöpfende Kenntnisse der physikalischen und astronomischen Gesetze, unternahm er, in der Weise Newton's und Kepler's den innern Zusammenhang und das Gesetz der großen Weltbewegung nachzuweisen, und zwar nicht auf dem Wege der Analyse, sondern der intellectuellen Anschauung. Er schildert mit beredtem Munde, durchweg schön und mitunter fast poetisch, was er in den Augen seines Geistes sieht. Kenner versichern, daß spätere Astronomen, die ein ähnliches Weltsystem construirten,

ihre Belehrung hauptsächlich aus Kant schöpften, dessen Werk damals wenig populär wurde. Wie dem auch sei, es ist zunächst nur die constructive Zuversicht seines Geistes festzuhalten, hinter der manche spätere Systeme der Naturphilosophie weit zurückbleiben, die ihren Verfassern einen großen, wenn auch ephemeren Ruhm eingebracht, der Wissenschaft einen bleibenden Nachtheil zugefügt haben.

Es kam Kant darauf an, das Walten des allgegenwärtigen Gottes in dem gesetzlichen Lauf der Natur nachzuweisen. Wohl wußte er, was die Rechtgläubigkeit dagegen einwenden würde: „Wenn der Weltbau mit aller Ordnung und Schönheit nur eine Wirkung der ihren allgemeinen Bewegungsgesetzen überlassenen Materie ist, wenn die blinde Mechanik der Naturkräfte sich aus dem Chaos so herrlich zu entwickeln weiß, und zu solcher Vollkommenheit von selber gelangt, so ist der Beweis des göttlichen Urhebers, den man aus dem Anblick der Schöpfung des Weltgebäudes zieht, völlig entkräftet; die Natur ist sich selbst genug, Epikur tritt mitten im Christenthum wieder auf, und eine unheilige Weltweisheit tritt den Glauben unter die Füße."

Aber ebenso sicher erkannte er die Schwäche dieser vermeintlichen Vertheidiger der Religion, welche neben der Allmacht eine unabhängige, der Allweisheit gewissermaßen feindliche Materie bestehn ließen, und setzte ihr den höhern Begriff entgegen: „Die Materie, die der Urstoff aller Dinge ist, bleibt an gewisse Gesetze gebunden, welchen sie frei überlassen nothwendig schöne Verbindungen hervorbringen muß: es ist ein Gott eben deswegen, weil die Natur selbst im Chaos nicht anders als regelmäßig verfahren kann." „Es ist eine bekannte Regel der gesunden Vernunft, daß man ohne die erheblichste Ursache nichts für ein Wunder halten soll, da die Vollkommenheit des Universums auch ohne viel übernatürliche Einflüsse dem göttlichen Willen gemäß nach den Gesetzen der Natur erreicht wird." „Da Gott eine Welt in seinem Rathschluß begriff, in der Alles durch einen natürlichen Zusammenhang die Regel des Besten erfüllt, so würdigte er sie seiner Wahl." „Es wird nicht nöthig sein, daß, wo die Natur nach nothwendigen Gesetzen wirkt, unmittelbare göttliche Aeußerungen dazwischen kommen. Denn wie könnten die nothwendigen Folgen der Dinge, deren Grund in Gott ruht, seinem Willen entgegen sein? Alle Veränderungen der Welt, die mechanisch, d. h. aus den Bewegungsgesetzen nothwendig sind, müssen jederzeit darum gut sein, weil sie nothwendig sind, und es ist zu erwarten, daß die Folge unverbesserlich sein werde, sobald sie nach der Ordnung der Natur unausbleiblich ist."

„Wenn man mit solchen Betrachtungen sein Gemüth erfüllt hat, so giebt der Anblick eines gestirnten Himmels bei einer heitern Nacht eine Art des

Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unentwickelte Begriffe, die sich wohl empfinden aber nicht beschreiben lassen." — Im Urtheil über die Klopstock'schen Oden wäre Kant vielleicht liberaler gewesen als Lessing!

„Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehn können?"

Hier findet sich nun in der That eine Lücke in dem Kantischen System des Weltalls: alle Dinge stehn in Harmonie, nur die Menschenseele nicht. „Wenn man das Leben der meisten Menschen ansieht, so scheint diese Creatur geschaffen zu sein, wie die Pflanze Saft in sich zu ziehn und zu wachsen, sein Geschlecht fortzusetzen, endlich alt zu werden und zu sterben. Er erreicht unter allen Geschöpfen am wenigsten den Zweck seines Daseins, weil er seine vorzüglichen Fähigkeiten zu solchen Absichten verbraucht, die die übrigen Creaturen mit weit minderen, und doch weit sicherer und anständiger erreichen. Er würde auch das verachtenswürdigste unter allen sein, wenn die Hoffnung des Künftigen ihn nicht erhöbe." „Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben, so wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Schwung, sich über Alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältniß gegen die ganze Natur, welche aus einer nähern Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringt, sein Dasein fortsetzen. Fortan wird die erhöhte Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußern Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben."

Moderne Ausleger haben dies Anerkenntniß einer Lücke im Weltbau entweder für einen lyrischen Stoßseufzer oder für eine bewußte Accommodation ausgegeben. Auch läßt sich nicht läugnen, daß Kant mit großer Vorsicht einen offenen Conflict mit der Kirche vermeidet, und manche Frage dahingestellt sein läßt, die für ihn keine Frage ist. Aber diese Lücke in der moralischen Welt ist gerade einer der wesentlichsten Grundzüge seines Denkens, aus dem später der springende Punkt seines Moralsystems sich entwickelte: erhaben ist, mit Verläugnung des endlichen Naturzusammenhangs dem Gesetz des geistigen Zu-

sammenhangs zu folgen, und erhaben zu sein, ist die Pflicht der menschlichen Seele.

Unmittelbar an die Naturgeschichte des Himmels schloß sich die „Geschichte und Naturbeschreibung des Erdbebens von 1755“ an, welche furchtbare Naturerscheinung damals bekanntlich durch ganz Europa den Glauben an die göttliche Weltregierung erschütterte. Das Ganze ist nur beschreibend, sachlich, aber mit großer Umsicht und Sorgfalt ausgearbeitet, lehrreich noch für unser heutiges Wissen. Für uns ist am wichtigsten die Nutzanwendung, die Antwort, welche Kant der allgemeinen Bestürzung giebt.

„So sind wir Menschen! Nachdem wir einen widerrechtlichen Anspruch auf alle Annehmlichkeiten des Lebens gemacht haben, wollen wir die Vortheile mit keinen Unkosten erkaufen. Wir verlangen, der Erdboden solle so beschaffen sein, daß man wünschen könnte, ewig darauf zu wohnen. — Der Mensch ist von sich selbst so eingenommen, daß er sich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes ansieht. Und doch wissen wir, daß der ganze Inbegriff der Natur ein würdiger Gegenstand der göttlichen Weisheit ist. Wir sind ein Theil derselben und wollen das Ganze sein. Die Regeln der Vollkommenheit der Natur im Großen sollen in keine Betrachtung kommen, und es soll sich Alles in richtiger Beziehung blos auf uns schicken. Was in der Welt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen gereicht, das, stellt man sich vor, sei blos um unsertwillen da, und die Natur beginne keine Veränderungen, die irgend eine Ursache der Ungemächlichkeit für den Menschen werden, als um sie zu züchtigen, zu drohen, oder Rache an ihnen auszuüben. Diese Art des Urtheils ist ein sträflicher Vorwitz.“

„Der Mensch ist im Dunkeln, wenn er die Absichten errathen will, die Gott in der Regierung der Welt vor Augen hat. Allein wir sind in keiner Ungewißheit, wenn es auf die Anwendung ankommt, wie wir diese Wege der Vorsehung dem Zwecke derselben gemäß gebrauchen sollen.“

„Der Mensch ist nicht geboren, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit ewige Hütten zu bauen. Er hat kein Recht, von den Naturgesetzen, die Gott angeordnet, lauter bequeme Folgen zu erwarten, und er lernt durch solche schreckliche Zufälle einsehn, daß dieser Tummelplatz seiner Begierden billig nicht das Ziel aller seiner Absichten enthalten solle.“

Schon 1756 hatte Kant ein sehr volles Auditorium, auch hielt er Privatvorträge vor russischen Offizieren über Physik und Geographie, und nahm junge Edelleute in Pension. Bei den Vorgesetzten war sein Ansehn noch nicht festgestellt: April 1756 und Dec. 1758 wurde er, beim Eintritt von Vacanzen, übergangen. Seine Vorlesungen hatten sich mittlerweile auch über

natürliche Theologie und Anthropologie ausgedehnt; seine Schriften waren noch immer überwiegend naturphilosophisch: Bewegung und Ruhe; Theorie der Winde; Einfluß des Mondes; vom Feuer u. s. w. Seine Collegien über physische Geographie arbeitete er immer sorgfältiger aus.

Ein junger Magister, der Oct. 1759 in Königsberg de mundo non optimo (die Welt ist ein Jammerthal!) disputirte, veranlaßte Kant, ein Programm „über den Optimismus" herauszugeben. „Seitdem man sich von Gott einen geziemenden Begriff gemacht hat, ist vielleicht kein Gedanke natürlicher gewesen als dieser: daß, wenn er wählt, er nur das Beste wählt. Leibnitz hat auch damit nichts Neues vorzutragen geglaubt, wenn er sagte: der Inbegriff alles dessen, was Gott außer sich hervorgebracht hat, ist das Beste was nur hervorzubringen möglich war." „Ein Gedanke, der so leicht, so natürlich ist, den man endlich so oft sagt, daß er gemein wird und Leute von zärtlichem Geschmack ekelt, kann sich nicht lange im Ansehn erhalten. Was hat man denn für Ehre davon, mit dem großen Haufen zu denken? Subtile Irrthümer sind ein Reiz für die Eigenliebe, welche die eigene Stärke gern fühlt, und man hat die Wahrheit nicht gern guten Kaufs." „Diesemnach hat man es erstlich außerordentlich, dann schön, und endlich richtig gefunden zu behaupten, daß es Gott beliebt habe, unter allen möglichen Welten dieß zu wählen, nicht weil sie besser war als die übrigen, die in seiner Gewalt waren, sondern weil es ihm kurzum so beliebte." — Nachdem er diese Frage metaphysisch erörtert, fährt Kant fort: „Wem es zu weitläufig ist, sich in alle die feinen Fragen stückweise einzulassen, der würde mit etwas weniger Schulgelehrsamkeit, aber vielleicht mit ebenso bündigem Urtheil eines richtigen Verstandes so schließen: entweder ich kann mir gar keinen Begriff von einer Wahl machen, oder man wählt nach Belieben; was aber beliebt, das gefällt; gefallen aber und für gut halten, sind nur Unterschiede der Worte. Darum, weil Gott diese Welt unter allen möglichen, die er kannte, allein wählte, muß er sie für die beste gehalten haben, und weil sein Urtheil niemals fehlt, so ist sie es in der That. Wenn es auch möglich wäre, das höchste Wesen könnte nach der erdichteten Art von Freiheit, die Einige auf die Bahn gebracht haben, wählen, und das Schlechtere vorziehn, so würde es doch dies nimmer gethan haben." „Es ist dies vielleicht ein Zwang des Willens und eine Nothwendigkeit, welche die Freiheit aufhebt: nicht umhin zu können, dasjenige zu wählen, was man deutlich für das Beste erkennt. Gewiß! wenn das Gegentheil hiervon Freiheit ist, wenn hier zwei Scheidewege in einem Labyrinth von Schwierigkeiten sind, wo ich auf die Gefahr zu irren mich zu einem entschließen soll: so besinne ich mich nicht lange. Dank für eine solche Freiheit, die das Beste unter dem, was zu schaffen möglich war, in's ewige

Nichts verbannt, um trotz allem Ausspruch der Weisheit dem Uebel zu gebieten, daß es Etwas sei!" — Aehnlich hat sich 20 Jahre später Lessing gegen Jacobi ausgesprochen.

Man lernt Kant's breites, massives Denken, das nie dem Ziel vorbeigeht, vielleicht am besten schätzen, wenn man Hamann's spitze Bemerkungen damit vergleicht. „Seine Gründe," schreibt er, „verstehe ich nicht. Wenn es der Mühe lohnte, ihn zu widerlegen, so hätte ich mir wohl die Mühe geben wollen, ihn zu verstehn. Er beruft sich auf das Ganze, um von der Welt zu urtheilen. Dazu gehört ein Wissen, das kein Stückwerk ist. Vom Ganzen auf die Fragmente zu schließen, ist ebenso, als von dem Unbekannten auf das Bekannte." Es war die Zeit, wo Hamann sich Kant auf's eifrigste näherte; wenn er ihn aber öfters so mißverstand, wenn er ein logisches Postulat für ein empirisches Urtheil ansah, so ist Kant's Ablehnung wohl begreiflich. Ohnehin mochte Kant bei Tische nicht philosophiren: Alles hatte bei ihm seine Zeit, während Hamann nur glücklich war, wenn er Spiel und Arbeit durcheinanderwirren konnte. — Der Optimismus ist nicht das Resultat, sondern die nothwendige Voraussetzung jeder wahren Philosophie. Es ist charakteristisch, daß Hamann Leibnitz' Schriften langweilig fand, und ihn für einen Charlatan hielt.

Wo sich irgend eine Gelegenheit bot, an dem Schulgebäude der Scholastik zu rütteln, ergriff sie Kant mit Vergnügen. „Es ist schade um die Mühe," sagt er in der Schrift „über die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" 1762 (gegen Crusius gerichtet), „an einer unnützen Sache bessern zu wollen: man kann nur was Nützliches thun, wenn man sie vernichtet." „Ich würde mir freilich zu sehr schmeicheln, wenn ich glaubte, daß die Arbeit von einigen Stunden vermögend sein werde, den Koloß umzustürzen, der sein Haupt in die Wolken des Alterthums verbirgt, und dessen Füße von Thon sind." Aber künftig werden diese logischen Spielereien „nur eine schätzbare Seltenheit von der Denkungsart des menschlichen Verstandes enthalten, wenn der ehrwürdige Rost des Alterthums einer besser unterwiesenen Nachkommenschaft die emsigen und vergeblichen Bemühungen ihrer Vorfahren an diesen Ueberbleibseln wird bewundern und bedauern lehren." „Es ist der Zweck der Logik, nicht zu verwickeln, sondern aufzulösen; nicht verdeckt, sondern augenscheinlich etwas vorzutragen; nicht die Undeutlichkeit, sondern die Deutlichkeit zu vermehren." „Allein so ist einmal das Loos des menschlichen Verstandes: entweder er ist grüblerisch und geräth auf Fratzen, oder hascht verwegen nach zu großen Gegenständen und baut Luftschlösser." „Die wissenswürdigen Dinge häufen sich zu unsern Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach und unsere Lebenszeit zu kurz sein, nur den nützlichsten Theil

daraus zu fessen. Es bieten sich Reichthümer im Ueberfluß dar, welche ei zunehmen wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen. Es wä besser gewesen, sich niemals damit zu belästigen."

Um diese Zeit (Sept. 1762) waren Kant's Collegien bereits sehr sta besucht. Ein junger Student, der sie alle hörte, und auch mit Haman enge befreundet war, — Herder — hat uns eine Schilderung seines Le rers hinterlassen, wie er ihm damals vorkam. „Er hatte die fröhliche Mu terkeit eines Jünglings. Seine offne zum Denken gebaute Stirn war ein S unzerstörbarer Heiterkeit; Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebot. M eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hum prüfte, und die Naturgesetze Newton's, Kepler's, der Physiker verfolgte, nah er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emile und sei Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte si und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf de moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Natu lehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er sein Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgülti keine Cabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namens-Ehrgeiz hatte je fi ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrhe Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus wa seinem Gemüthe fremd. Das Salz, womit er unseren Verstand und uns Vernunft abreibend geschärft und geläutert hat, die Macht, mit der er d moralische Gesetz der Freiheit in uns aufruft, können nicht anders als gu Früchte erzeugen."

Nun folgt die Preisschrift über die Evidenz. Die Berliner Akadem ertheilte ihr am 14. Juni 1763 nur den zweiten Preis, und spätere G schichtschreiber pflegen sie mehr mit oberflächlichem Wohlwollen als mit Aner kennung zu besprechen. Und doch enthält diese kleine Schrift den Kanon alle echten Speculation, und damit zugleich das Urtheil über alle vorhergehende und nachfolgenden Systeme. — Es handelt sich nämlich darum, aus der Sach selbst den Unterschied zwischen der Methode der mathematischen und der philo sophischen Wissenschaft herzuleiten.

„Die Mathematik verfährt synthetisch. Ihre Begriffe werden erst durch die Definition gemacht, und enthalten nichts, als was die Definition besagt. Ihre Aufgabe ist, klare und sichere Begriffe zu verknüpfen und zu vergleichen, um zu sehn, was daraus gefolgert werden kann."

„In der Philosophie dagegen ist der Begriff von einem Dinge schon gegeben, aber verworren und nicht genug bestimmt. Jedermann hat z. B. einen Begriff von der Zeit. Ich muß diesen in allerlei Beziehungen betrachten,

um Merkmale desselben durch Zergliederung zu entdecken, verschiedene abstrahirte Merkmale verknüpfen, ob sie einen zureichenden Begriff geben und untereinander zusammenhalten. Wollte ich hier synthetisch auf eine Definition der Zeit zu kommen suchen, welch ein glücklicher Zufall müßte sich ereignen, wenn dieser Begriff gerade derjenige wäre, der die uns gegebene Idee völlig ausdrückte! Das Verfahren muß analytisch sein."

„In der Mathematik ist das Zeichen das Ding selbst: in der Philosophie sind die Zeichen niemals etwas Anderes als Worte, die weder in ihrer Zusammensetzung die Theilbegriffe, woraus die ganze Idee besteht, anzeigen, noch in ihren Verknüpfungen die Verhältnisse der philosophischen Gedanken zu bezeichnen vermögen. Daher man bei jedem Nachdenken in dieser Art der Erkenntniß die Sache selbst vor Augen haben muß."

„In der Metaphysik ist jede Zergliederung, die geschehn kann, auch nöthig, denn sowohl die Deutlichkeit der Erkenntniß als die Möglichkeit sicherer Folgen hängt davon ab. Allein man sieht gleich zum voraus, daß es unvermeidlich ist, in der Zergliederung auf unauflösliche Begriffe zu kommen, die nur anschauend zu erkennen sind. Diese in wenige einfache Begriffe zerlegen zu wollen, gleicht dem Fehler der alten Naturlehrer, in der Materie nur vier Elemente zu finden."

„Es ist weit schwerer, durch Zergliederung verwickelte Erkenntnisse aufzulösen, als durch die Synthesis gegebene einfache Erkenntnisse zu verknüpfen. Ich weiß, daß es Viele giebt, welche die Philosophie in Vergleich mit der höhern Mathesis sehr leicht finden. Allein diese nennen alles Philosophie, was in Büchern steht, die diesen Titel führen. Der Unterschied zeigt sich durch den Erfolg. Die philosophischen Erkenntnisse haben mehrentheils das Schicksal der Meinungen; sie verschwinden, aber die Mathematik bleibt. Die Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste unter allen menschlichen Einsichten, allein es ist noch niemals eine geschrieben worden. Die Aufgabe der Akademie zeigt, daß man Ursache habe, sich nach dem Wege zu erkundigen, auf dem man sie erst zu suchen gedenkt."

„Die echte Methode der Metaphysik ist mit derjenigen einerlei, die Newton in die Naturwissenschaft einführte. Suchet durch sichere innere Erfahrung, d. h. durch ein unmittelbares augenscheinliches Bewußtsein diejenigen Merkmale auf, die im Begriff liegen, und ob ihr gleich das ganze Wesen der Sache nicht kennt, so könnt ihr euch doch derselben sicher bedienen, um Vieles daraus herzuleiten. — Unterscheidet sorgfältig das, was ihr gewiß wißt, von dem, was ihr vermuthet. Da die Worte ihre Bedeutung durch den Redegebrauch haben, so achtet bei jeder Anwendung behutsam darauf, ob wirklich einerlei Begriff mit demselben Zeichen verbunden sei." U. s. w.

„Vergleicht man hiermit das Verfahren der Philosophen, so wie es i
allen Schulen im Schwange ist, wie verkehrt wird man es nicht finden! Di
allerabgezogensten Begriffe, darauf der Verstand natürlicher Weise zuletzt hinaus
geht, machen bei ihnen den Anfang. In der Geometrie fängt man von den
Leichtern an und steigt langsam zu schwereren Ausübungen: in der Meta
physik wird der Anfang vom Schwersten gemacht: von der Möglichkeit un
dem Dasein, von der Nothwendigkeit und Zufälligkeit u. s. w., lauter Be
griffe, zu denen eine große Abstraction und Aufmerksamkeit gehört, vornäm
lich, da ihre Zeichen in der Anwendung viele unmerkliche Abartungen erleiden
— Sobald die Philosophen den natürlichen Weg der gesunden Vernunft ein
schlagen werden, so werden sie vielleicht nicht so viel Einsichten feil zu biete
haben, aber diejenigen, die sie darlegen, werden von einem sichern Werth
sein."

Wenn aber Kant die mathematische Methode von der Philosophie aus
geschlossen sehn wollte, so empfahl er dagegen den Philosophen das Studiu
der Mathematik, um sich in die darin behandelten Begriffe eine reichere Ein
sicht zu verschaffen. In den Begriffen des Raumes, des unendlich Kleine
u. s. w. hat die Mathematik wirkliche und sehr erhebliche Entdeckungen g
macht, welche die Philosophie zu sehr vernachlässigte. Eine dieser Entdeckunge
behandelte Kant 1763 in dem „Versuch, den Begriff der negativen Größ
in die Weltweisheit einzuführen", den man mit Recht unter seine tiefsinnigste
Schriften zählt. Daß Positiv und Negativ in der Mathematik nur Beziehungs
begriffe sind, daß die Anwendung dieses Gesetzes auf die Philosophie der Na
tur und auch des Geistes von der höchsten Fruchtbarkeit sein müsse, das ist
in kühnen geistvollen Zügen den spätern Philosophen hier vorweggenommen.
„Die negative und positive Wirksamkeit der Materien, vornämlich bei der
Elektricität, verbergen allem Ansehn nach wichtige Einsichten, und eine glück
lichere Nachkommenschaft, in deren schöne Tage wir hinaussehn, wird hoffentlich
allgemeine Gesetze erkennen, wo uns jetzt noch ein zweideutiger Zusammenhang
erscheint." Kant giebt seine Schrift nur für einen unvollkommenen Versuch
aus, der zunächst den Zweck habe, Aufmerksamkeit zu erregen; Aufmerksamkeit
auf die uns immer gegenwärtige und doch so verborgene Thätigkeit unsers
Geistes. „Welche bewundernswürdige Geschäftigkeit ist nicht in den Tiefen
unsers Geistes verborgen, die wir mitten in der Ausübung nicht bemerken,
weil der Handlungen sehr viel sind, jede einzelne aber nur sehr dunkel vor
gestellt wird ... Je mehr man seine gemeinsten und zuversichtlichsten Urtheile
durchforscht, desto mehr Blendwerke entdeckt man, da wir mit Worten zufrie
den sind, ohne etwas von den Sachen zu verstehn." „Da der gründlichen
Philosophen, wie sie sich selbst nennen, täglich mehr werden, die so tief in

alle Sachen einschauen, daß ihnen nichts verborgen bleibt, was sie nicht erklären und begreifen können, so sehe ich schon, daß mein Begriff der negativen Größe ihnen sehr seicht vorkommen wird. Ich, der ich aus der Schwäche meiner Einsicht kein Geheimniß mache, nach welcher ich gemeiniglich dasjenige am wenigsten begreife, was alle Menschen leicht zu verstehen glauben, schmeichle mir durch mein Unvermögen ein Recht zu dem Beistand dieser großen Geister zu haben." „Simonides ist noch immer ein Weiser, der nach vielfältiger Zögerung seinem Fürsten die Antwort gab: je mehr ich über Gott nachsinne, desto weniger vermag ich ihn einzusehn. So lautet nicht die Sprache des gelehrten Pöbels. Er weiß nichts, er versteht nichts; aber er redet von Allem, und was er redet, darauf pocht er." „Ich wünsche mir einen ordentlichen Mathematiker zum Richter, denn was die metaphysischen Intelligenzen von vollendeter Einsicht anlangt, so müßte man sehr unerfahren sein, wenn man sich einbildete, daß zu ihrer Weisheit noch etwas könnte hinzugethan, oder von ihrem Wahn etwas könnte hinweggenommen werden." — Hätte der alte Kant um 1840 wohl anders gesprochen?

Die nächste Schrift: „Der einzig mögliche Beweisgrund vom Dasein Gottes", 1763, hatte zunächst einen äußerlichen Zweck. Lambert (geb. 1728 zu Mühlhausen, Sohn eines Schneiders, seit 1756 als Reisehofmeister in Göttingen, Leyden u. s. w.) hatte 1761 „Kosmologische Briefe" herausgegeben, die viel Aufsehn machten, obgleich sie nach Kant's Ansicht nichts weiter enthielten, als was er selbst in seiner „Naturgeschichte des Himmels" vorgetragen. Auf diese fast vergessene Schrift die Aufmerksamkeit hinzulenken, war einer der Hauptzwecke des neuen Versuchs, der wiederum eine vollständige Erklärung von der Entstehung des Universums nach mechanischen Gesetzen enthält, und fast nur nebenbei die herkömmlichen Beweise vom Dasein Gottes prüft, was sie eigentlich sagen wollen, und inwiefern sie dem Menschen nützen. „Die Methode, aus der Größe des Weltalls auf die Größe des Schöpfers zu schließen, ist vortrefflich, 1) weil die Ueberzeugung überaus sinnlich und daher sehr lebhaft und einnehmend, und dennoch auch dem gemeinsten Verstande leicht und faßlich ist; 2) weil sie natürlicher ist als irgend eine andere, indem ohne Zweifel ein Jeder von ihr zuerst anfängt; 3) weil sie einen sehr anschauenden Begriff von der Weisheit, Güte und Macht Gottes verschafft und mit ihm die Seele füllt." Wissenschaftlich ist sie freilich nicht, auch verführt sie leicht, in den Details der Welt Zwecke zu suchen, wo keine sind; aber „verlangt man Faßlichkeit für den gemeinen Begriff, Lebhaftigkeit des Eindrucks und Einfluß auf die moralischen Triebfedern der menschlichen Natur, so ist dem kosmologischen Beweise vor allen andern der Vorzug zuzugestehn.

Und es ist ohne Zweifel von mehr Erheblichkeit, den Menschen mit hoh
Empfindungen, die fruchtbar an edler Thätigkeit sind, zu beleben, indem ma
zugleich den gesunden Verstand überzeugt, als ihn mit sorgfältig abgewogen
Vernunftschlüssen zu überführen." Freilich, wer die Sache tiefer erforschen wi
muß sich „auf den bodenlosen Abgrund der Metaphysik wagen. Ein finst
Ocean ohne Ufer und ohne Leuchtthürme, wo man es wie der Seefahrer a
dem unbeschifften Meer anfangen muß, welcher, sobald er irgendwo La
betritt, seine Fahrt prüft und untersucht, ob nicht unbemerkte Seeströme sein
Lauf verwirrt haben, aller Behutsamkeit ungeachtet." Wenn man beweis
will, Gott ist, hat man zuerst den Begriff des Daseins zu untersuche
und man wird finden, daß er dem Subject gar kein neues Prädicat zufüh
„Jede menschliche Sprache hat von den Zufälligkeiten ihres Ursprungs eini
nicht zu ändernde Unrichtigkeiten; es würde grüblerisch und unnütz sein, n
in dem gewöhnlichen Gebrauch gar keine Mißdeutungen daraus erfolg
können, an ihr zu künsteln und einzuschränken. Aber ob ich schon an d
überfeinen Weisheit derjenigen, welche sichere und brauchbare Begriffe in ihr
logischen Schmelzküche so lange übertreiben, abziehn und verfeinern, bis
in Dämpfen und flüchtigen Salzen verrauchen, so wenig Geschmack als jema
anders finde, so ist der Gegenstand der Betrachtung, den ich vor mir ha
doch von der Art, daß man entweder gänzlich es aufgeben muß, eine demo
strative Gewißheit davon jemals zu erlangen, oder es muß sich gefallen lasse
seine Begriffe bis in diese Atome aufzulösen." — „Ich habe nicht die Me
nung von dem Nutzen einer solchen metaphysischen Untersuchung, als wenn d
wichtigste unserer Erkenntnisse: es ist ein Gott, ohne dieselbe wanke und i
Gefahr sei. Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß unsere zur Glückseligke
nothwendigen Einsichten auf der Spitzfindigkeit feiner Schlüsse beruhen solle
sondern sie dem natürlichen Verstand unmittelbar überliefert, der, wenn ma
ihn nicht durch falsche Kunst verwirrt, nicht ermangelt, uns gerade zum Wah
ren und Nützlichen zu führen." — „Unsere gesammte Erkenntniß endigt doc
zuletzt in unauflöslichen Begriffen." —

Der Beweis, den Kant in einer wesentlich verbesserten Form steh
läßt, ist der ontologische: „wenn er euch nicht genügt, so schlagt euch vo
diesem ungebahnten Fußsteig auf die große Heerstraße der menschlichen Ve
nunft. Es ist durchaus nöthig, daß man sich vom Dasein Gottes über
zeuge; es ist aber nicht ebenso nöthig, daß man es demonstrire." —

Moses' Preisschrift hatte Lessing gelesen und gebilligt, obgleich er seine
Freund im Studium und Verständniß des Leibnitz mittlerweile weit überho
hatte. Von Kant's Arbeit scheint er keine Notiz genommen zu haben: ein eigen
Geschick hielt diese beiden größten Denker ihrer Zeit auseinander, die do

recht zusammengehörten. — Im Uebrigen hatte Lessing während seines Breslauer Aufenthalts den Berliner Freunden viel Herzeleid bereitet: theils hatte er nichts von sich hören lassen, theils war er in den Ruf eines argen Spielers gekommen, und sein Umgang mit wunderlichen Originalen schien auch nicht sehr erbaulich. Dazu gehörten der Kriegsrath Scheffner, der Schauspieler Brandes (geb. 15. Nov. 1735 zu Stettin), den Lessing zu dramatischen Arbeiten anhielt, und der später die Geschichte seines höchst abenteuerlichen Lebens selbst beschrieben hat, endlich ein junger Kaufmann, Ephraim Kuh (geb. 1731 in Breslau), der April 1763, mit Empfehlungen von Lessing an Moses versehen, nach Berlin ging, dort von einem lebhaften Bildungstrieb ergriffen wurde, poetische Versuche machte, und endlich im Wahnsinn endete. Aug. 1763 zeigte sich Lessing selbst, in Begleitung seines Generals, auf einem kurzen Besuch in Berlin: seine äußern Verhältnisse hatten sich so gebessert, daß er seine Eltern bedeutend unterstützen konnte.

Mit Kant blieben die Berliner fortan in stetiger Verbindung; an Nicolai empfahl ihn Hamann; Moses knüpfte einen gelehrten Briefwechsel mit ihm an, ebenso Lambert, der 1764 als Mitglied der Akademie nach Berlin berufen wurde, wo er ein „Neues Organon, oder Gedanken über Erforschung und Bezeichnung des Wahren in seinem Unterschied vom Schein" schrieb. Beide waren einverstanden über die Nothwendigkeit einer radicalen Umgestaltung in der Metaphysik. „Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll," schreibt ihm Kant, „ist es nöthig, daß die alte sich selbst zerstöre, und, wie die Fäulniß die vollkommenste Auflösung ist, die jederzeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Krisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, daß die so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt sei."

Das Symptom der Auflösung fand er in den „läppischen Spielwerken", in dem ewigen Getändel der Witzlinge, die weiter keinen Geschmack haben als den, vom Geschmack zu reden. Gegen diese Verweichlichung des Geschmacks zu eifern, wurde Kant nicht müde. Den belletristischen Leistungen der Zeit zu folgen, gab er bald auf; nur den Engländern und Franzosen schenkte er noch einige Aufmerksamkeit, im Uebrigen befriedigte er sein poetisches Bedürfniß in Citaten aus den Alten. Für die Freiheit in der Harmonie, welche das Wesen der schönen Kunst ist, hatte er wenig Sinn. In der Schrift vom Dasein Gottes kommt, bei Besprechung des teleologischen Beweises, eine in dieser Beziehung sehr lehrreiche Stelle vor. Kant beschreibt einen mathematischen Beweis, in welchem sich harmonische Verhältnisse des Cirkels herausstellen, und fährt dann fort: „Ich erinnere mich, daß ein verständiger

Lehrling, als ihm dieser Satz mit seinem Beweise von mir vorgetragen wurde, nachdem er Alles wohl verstand, dadurch nicht weniger wie durch ein Naturwunder gerührt wurde. Und in der That wird man durch eine so sonderbare Vereinigung vom Mannigfaltigen in einer so schlecht und einfältig scheinenden Sache, als ein Cirkel ist, überrascht und mit Recht in Bewunderung gesetzt. Es ist auch kein Wunder der Natur, welches durch die Schönheit oder Ordnung, die darin herrscht, mehr Ursache zum Erstaunen gäbe, es müßte denn sein, daß es deswegen geschähe, weil die Ursache derselben ja nicht so deutlich einzusehn ist, und die Bewunderung eine Tochter der Unwissenheit ist... Es läßt sich abnehmen, welche Unermeßlichkeit solcher harmonischen Beziehungen sonst in den Eigenschaften des Raums liege, deren viel die höhere Geometrie in den Verwandtschaften der verschiedenen Geschlechter der krummen Linien darlegt, und alle, außer der Uebung des Verstandes durch die denkliche Einsicht derselben, das Gefühl auf eine ähnliche oder erhabnere Art wie die zufälligen Schönheiten der Natur rühren."

Wer so empfindet, scheint gewiß mehr zum Metaphysiker als zum Aesthetiker angelegt. Indeß darf man nicht vergessen, daß sich Lessing ganz ähnlich äußerte; daß er für Naturschönheiten nicht den mindesten Sinn hatte, dagegen über den unsymmetrischen Bau eines Zimmers in den äußersten Verdruß gerathen konnte.

Aesthetische Betrachtungen lagen so sehr in der Zeit, daß auch Kant sich ihnen nicht entziehn konnte. Er schrieb April 1764 „über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", nicht in systematischer Durchführung, sondern mehr als eine Sammlung vereinzelter Beobachtungen, die ein gemeinsames Princip suchten. Einzelne Einfälle treffen recht sehr den Kern der Sache*);

*) Unmittelbar darauf schrieb Hamann in die K. Z. eine Recension, die sehr zu beachten ist. „Bei der gleich anfangs gar zu freigebig vorausgesetzten Unabhängigkeit unserer Empfindungen von der Beschaffenheit der Gegenstände besorgen wir, daß ohne Noth und Vortheil dem Eigensinn des Geschmacks ein Uebergewicht eingeräumt wird... Statt gar zu scharfsinniger Worterklärungen an einigen Stellen wünschte man das eigentliche Ziel der Beobachtungen sorgfältiger bestimmt zu sehn, wenn alle Feinheit nicht auf ein flüchtiges und müssiges Vergnügen hinauslaufen soll... Da ferner zu Beobachtungen die Gleichgültigkeit eines Zergliederers und starken Geistes unumgänglich ist, so hat der Ekel vor dem niedrigen Pöbel der Empfindungen und die Ehrfurcht vor dem hohen Adel des Gefühls dem Leser einen reichen Vorrath von Empfindungen entzogen, die wo nicht anmuthig, doch lehrreich gewesen wären... Wir wollen den Mangel unserer Erinnerungen aus einem englischen Schriftsteller ergänzen, der das Gefühl des Erhabenen aus den Trieben der Selbsterhaltung und durch eine Anstrengung der Fibern erklärt, die mit jedem Schmerz verbunden ist. Daher sind dem Gefühl des Erhabenen unabsehbar große, unregelmäßige, rauhe, nachlässige, massive, dunkle, gerade fortschießende oder stark abstechende Gegenstände angemessen." U. s. w.

in der Reihe von Definitionen macht sich ein gewisses unsicheres Tasten bemerklich. „Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens oder des Verdrusses beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußern Dinge als auf dem jedem Menschen eignen Gefühl, dadurch mit Lust oder Unlust gerührt zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran Andere einen Ekel haben, die verliebte Eigenschaft, die öfters Jedermann ein Räthsel ist... — Es giebt noch ein Gefühl feinerer Art, welches entweder darum so genannt wird, weil man es länger ohne Sättigung und Erschöpfung genießen kann, oder weil es, so zu sagen, eine Reizbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu tugendhaften Reizungen geschickt macht: das Gefühl des Erhabenen und des Schönen... In Ansehung der Schwäche der menschlichen Natur und der geringen Macht, welche das allgemeine moralische Gefühl über die mehrsten Herzen ausüben würde, hat die Vorsehung dergleichen hülfeleistende Triebe als Supplemente der Tugend in uns gelegt... Die wahre Tugend kann nur auf Grundsätze gepfropft werden, und wird, je allgemeiner sie sind, desto erhabner und edler. Diese Grundsätze sind nicht speculative Regeln, sondern das Bewußtsein eines Gefühls, das in jedem menschlichen Busen lebt: das Gefühl von der Schönheit und Würde der menschlichen Natur."

In einer Geschichte der Philosophie würden andere Gesichtspunkte hervorgehoben werden müssen: hier kommt es mehr darauf an, die Geistesstimmung Kant's in Bezug auf gewisse Lieblingsrichtungen der Zeit merklich zu machen. — Schon damals hat sein Moralprincip eine ausschließlich männliche Färbung; es ist interessant zu erfahren, was er den Frauen übrig läßt. — Er spricht von der Neigung derselben zum Philosophiren.

„Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmack haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit, und sind in dem Vortheil, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch, und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden."

„Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend: sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit; das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwanges unleidlich. Sie thun etwas

nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist... Ein Mann muß es seiner Frau niemals sagen, wenn er einen Theil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr setzt: warum will er ihre muntere Gesprächigkeit fesseln, dadurch daß er ihr Gemüth mit einem wichtigen Geheimniß belästigt?... Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlecht so vielfältig vorrückt, wofern sie an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gerne schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre Reize... Es ist sehr ungezogen, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehn. Wenn man ein gar zu flatterhaftes Frauenzimmer eine Närrin heißt, so kann das, wenn man sich nur versteht, wohl bisweilen eine vertrauliche Schmeichelei anzeigen."

Lessing und Möser hätten sich nicht viel anders ausgesprochen; auch Hamann nicht; diese realistischen Naturen treten in schwachen Gegensatz zu Klopstock, Wieland (wie er damals war), Winckelmann, den Anbetern des Ideals.

„Da unsere Absicht ist," fährt Kant fort, „über Empfindungen zu urtheilen, so kann es nicht unangenehm sein, die Verschiedenheit des Eindrucks den die Gestalt und Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen, wo möglich unter Begriffe zu bringen. Diese ganze Bezauberung ist im Grunde über den Geschlechtertrieb verbreitet. Die Natur verfolgt ihre große Absicht, und alle Feinigkeiten, die sich hinzugesellen, sie mögen nun so weit davon abzustehn scheinen, wie sie wollen, sind nur Verbrämungen, und entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus ebenderselben Quelle. Ein gesunder und derber Geschmack, der sich jederzeit sehr nahe bei diesem Triebe hält, wird durch die Reize des Anstands, der Gesichtszüge, der Augen u. s. w. an einem Frauenzimmer wenig angefochten, und indem er eigentlich nur auf's Geschlecht geht, sieht er mehrentheils die Delicatesse Anderer als leere Tändelei an. Wenn dieser Geschmack gleich nicht fein ist, so ist er deswegen doch nicht zu verachten. Denn der größte Theil der Menschen befolgt vermittelst desselben die große Ordnung der Natur auf eine sehr einfältige und sichere Art. Dadurch werden die meisten Ehen bewirkt und zwar von dem emsigsten Theil des menschlichen Geschlechts, und indem der Mann den Kopf nicht von bezaubernden Mienen, schmachtenden Augen, edlem Anstande u. s. w. voll hat, auch nichts von allem diesem versteht, so wird er desto aufmerksamer auf haushälterische Tugenden, Sparsamkeit u. s. w., und auf das Eingebrachte... Dies grobe Gefühl ist geschickt, die Person ohne Umschweife glücklich zu machen. Auf der andern Seite dient ein sehr verfeinerter Geschmack zwar dazu, einer ungestümen Rei-

gung die Wildheit zu benehmen, und, indem er solche nur auf sehr wenig Gegenstände einschränkt, sie sittsam und anständig zu machen, allein diese verfehlt gemeiniglich die große Endabsicht der Natur, und da sie mehr fordert oder erwartet, als diese gemeiniglich leistet, so pflegt sie die Person von so delicater Empfindung selten glücklich zu machen. Sie wird grüblerisch, indem sie eigentlich auf keinen bestimmten Gegenstand geht, sondern nur mit einem beschäftigt ist, den die verliebte Neigung sich in Gedanken schafft und mit allen edlen und schönen Eigenschaften ausziert, welche die Natur selten in einem Menschen vereinigt. Man muß keine sehr hohen Ansprüche auf die Glückseligkeiten des Lebens und die Vollkommenheiten der Menschen machen. So reizend auch die Eindrücke des zärtlichen Gefühls sein mögen, so hat man doch Ursache, in der Verfeinerung desselben behutsam zu sein, wofern man sich nicht durch übergroße Reizbarkeit viel Unmuth erklügeln will. Ich möchte edleren Seelen wohl vorschlagen, das Gefühl in Ansehung der Handlungen, die sie selbst thun, so sehr zu verfeinern als sie können, dagegen in Ansehung dessen, was sie genießen oder von Andern erwarten, den Geschmack in seiner Einfalt zu erhalten: — wenn ich nur einsähe, wie dies zu leisten möglich sei! In dem Fall aber, daß es anginge, würden sie Andre glücklich machen und selbst glücklich sein."

An Ironie fehlt es dieser Stelle nicht, der man es bei allem Geist doch ansieht, daß der Verfasser sich nie die Mühe gegeben hat, mit dem „schönen Geschlecht" in ernsthafte Beziehungen zu kommen. Kant war damals 40 J. alt; er ist Hagestolz geblieben.

Der Schluß des Aufsatzes wirft einen Blick auf die Geschichte der Bildung. Schon in der römischen Kaiserzeit findet Kant einen allmäligen Verfall. „Allmälig erlosch auch der Rest des feinen Geschmacks mit dem gänzlichen Verfall des Staats. Die Barbaren, nachdem sie ihrerseits ihre Macht befestigten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den gothischen nennt und der auf Fratzen auslief. Man sah nicht allein Fratzen in der Baukunst, sondern auch in den Wissenschaften und den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl, da es einmal durch falsche Kunst geführt ward, nahm eher jede andere unnatürliche Gestalt als die edle Einfalt der Natur an, und war entweder beim Uebertriebenen oder beim Läppischen. Der höchste Schwung, den das menschliche Gefühl nahm, um zu dem Erhabenen aufzusteigen, bestand in Abenteuern... Man sah eine seltsame Art von heroischen Phantasten, welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und andere romantische Handlungen. Während dieser Zeit ward die Religion zusammt den Wissenschaften und Sitten durch elende Fratzen entstellt, und man bemerkt, daß der Geschmack nicht leichtlich auf einer

Seite ausartet, ohne auch in allem Uebrigen, was zum feinen Gefühl gehört, deutliche Zeichen seiner Verderbniß abzulegen. Die Klostergelübde machten aus einem großen Theil nutzbarer Menschen zahlreiche Gesellschaften emsiger Müßiggänger, deren grüblerische Lebensart sie geschickt machte, tausend Schulfratzen auszuhecken, welche von da in die größere Welt ausgingen und ihre Art verbreiteten. Endlich, nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unsern Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edlen sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edlen Einfalt entferne, vornämlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimniß der Erziehung dem alten Wahn entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer thätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinheit blos auf das flüchtige und müssige Vergnügen hinauslaufe, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmack zu beurtheilen." — Es ist anzumerken, daß gleichzeitig mit diesem Buch Winckelmann's Kunstgeschichte erschien.

Kant, der damals bei den Behörden schon in gutem Ansehn stand sollte Aug. 1764 Professor der Poesie werden: er lehnte es aber ab, weil er keine Lust hatte, officielle Gelegenheitsreden zu halten.

Schon Aug. 1758 hatte sich Kant, angeregt durch die Anfrage einer vornehmen Dame, mit den Schriften des Geistersehers Swedenborg beschäftigt: keineswegs in einem von vornherein festgestellten Unglauben, sondern mit einem wirklichen, sehr lebhaften Interesse. Als diese Schriften in Deutschland durch den Mystiker Oetinger*) gesammelt wurden, schrieb Kant das humoristische Werk „Träume eines Geistersehers"**): das man indeß nur halb versteht, wenn man unbeachtet läßt, daß unter den verspotteten Träu-

---

*) Geb. 6. Mai 1702 zu Göppingen (Würtemberg), † 1782. Seine erste Bildung hatte er von pietistischen Eltern; in der Schule zu Blaubeuren unterrichtete ihn der Wolffianer Bülfinger. Gleich Edelmann, suchte er alle Inspirirten der Zeit auf, von den Herrnhutern bis zum Sattler Rock. Endlich schloß er sich entschieden der Schule Bengel's an. Unter seinen zahlreichen mystischen Schriften ragt hervor die Theologia ex idea vitae deducta.

**) Febr. 1766 an Moses, Spalding, Lambert, Sulzer u. s. w. geschickt, die sich in seine Sprache fast ebensowenig finden konnten als in die Hamann's. Gewissermaßen als Einleitung dazu ist die Abhandlung „über die Krankheiten des Kopfes" 1764 zu betrachten.

merien eine wenigstens — die von der „intelligibeln Welt" — in Kant's späterem System eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

„Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten. Hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können. Hypochondrische Dünste, Ammenmährchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauzeug nicht ermangeln; die Philosophen zeichnen den Grundriß, und ändern ihn wiederum, oder verwerfen ihn, wie ihre Gewohnheit ist. Welcher Philosoph hat nicht einmal, zwischen den Betheuerungen eines festüberredeten Augenzeugen und der innern Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann? .. Es ist wohl noch der Ausweg übrig, sich mit dergleichen vorwitzigen oder müssigen Fragen gar nicht zu bemengen, und sich an das Nützliche zu halten. Weil dieser Anschlag aber vernünftig ist, so ist er jederzeit von gründlichen Gelehrten durch die Mehrheit der Stimmen verworfen worden."

„Der Verfasser bekennt mit einer gewissen Demüthigung, daß er so treuherzig war, der Wahrheit einiger Erzählungen der Art nachzuspüren. Er fand — wie gemeiniglich, wo man nichts zu suchen hat — er fand nichts. Nun ist das wohl eine hinlängliche Ursache, ein Buch zu schreiben, und so entstand die gegenwärtige Abhandlung, welche, wie man sich schmeichelt, den Leser nach der Beschaffenheit der Sache völlig befriedigen soll, indem er das Vornehmste nicht verstehn und das Andre nicht glauben wird."

„Wenn alles dasjenige, was von Geistern der Schulknabe herbetet, der große Haufe erzählt und der Philosoph demonstrirt, zusammengenommen wird, so scheint es keinen kleinen Theil von unserm Wissen auszumachen. Nichtsdestoweniger getraue ich mich zu behaupten, daß, wenn es Jemand einfiele, bei der Frage etwas zu verweilen: was denn das eigentlich für ein Ding sei, wovon man unter dem Namen eines Geistes so viel zu verstehn glaubt? er alle diese Vielwisser in die beschwerlichste Verlegenheit versetzen würde. Das methodische Geschwätz der hohen Schulen ist oftmals nur ein Einverständniß, durch veränderliche Wortbedeutungen einer schwer zu lösenden Frage auszuweichen, weil das bequeme und mehrentheils vernünftige: Ich weiß nicht! auf Akademien nicht leichtlich gehört wird."

„Wenn man frühzeitig als ein Kind sehr viel weiß, dann ist man sicher, im Alter nichts zu wissen, und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchstens der Sophist seines Jugendwahns."

— — „Der Initiat hat schon den groben und an den äußerlichen Sinnen klebenden Verstand zu höhern und abgezogenen Begriffen gewöhnt, und nun kann er geistige und vom körperlichen Zeuge enthüllte Gestalten in derjenigen

Dämmerung sehn, womit das schwache Licht der Metaphysik das Reich d
Schatten sichtbar macht."

„Auf eine ernsthafte Art über die Hirngespinnste der Phantasten Au
legungen machen zu wollen, giebt schon eine schlimme Vermuthung, und d
Philosophie setzt sich in Verdacht, welche sich in so schlechter Gesellschaft b
treffen läßt. — Man wird nicht verlegen sein, von den Gespenstererzählunge
die den Philosophen so oft in den Weg kommen, ingleichen allerlei Geiste
einflüssen, von denen hier oder da die Rede geht, scheinbare Vernunftgrün
anzugeben. Denn metaphysische Hypothesen haben eine so ungemeine Bie
samkeit an sich, daß man sehr ungeschickt sein müßte, wenn man sie nicht ein
jeden Erzählung bequemen könnte, sogar ehe man ihre Wahrhaftigkeit unte
sucht hat, welches in vielen Fällen unmöglich, und in noch mehreren sehr u
höflich ist."

„Wenn indessen die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet we
den, die demjenigen erwachsen, der nicht allein für die sichtbare Welt, sonde
auch für die unsichtbare in gewissem Grade organisirt ist, so scheint ein G
schenk dieser Art demjenigen gleich zu sein, womit Juno den Tiresias beehrt
die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen ertheile
könnte. Denn die anschauende Kenntniß der andern Welt kann hier nur e
langt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welche
man für die gegenwärtige nöthig hat. Ich weiß auch nicht, ob selbst gewiss
Philosophen gänzlich von dieser harten Bedingung frei sein sollten, welche s
fleißig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegende
richten, und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen. Zum wenigste
mißgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich, daß ihne
irgend ein Mann von gutem Verstande ebendasselbe dürfte zu verstehn geben
was dem Tycho de Brahe sein Kutscher antwortete, als jener meinte, zu
Nachtzeit nach den Sternen den kürzesten Weg fahren zu können: Gute
Herr! auf den Himmel mögt Ihr Euch wohl verstehen, hier abe
auf der Erde seid Ihr ein Narr."

„Aristoteles sagt irgendwo: wenn wir wachen, so haben wir ein
gemeinschaftliche Welt; träumen wir aber, so hat ein jeder di
seinige. Wenn also von verschiedenen Menschen ein jeglicher seine eign
Welt hat, so ist zu vermuthen, daß sie träumen. Auf diesem Fuß, wenn wi
die Luftbaumeister der mancherlei Gedankenwelten betrachten, deren jeglicher d
seinige mit Ausschließung anderer ruhig bewohnt — denjenigen etwa, welch
die Ordnung der Dinge, wie sie von Wolff aus wenig Bauzeug der E
fahrung aber mehr erschlichenen Begriffen gezimmert, oder diejenige, welc
von Crusius durch die magische Kraft einiger Sprüche vom „Deutlichen

und „Undenklichen" aus Nichts hervorgebracht worden, bewohnen: — so werden wir uns bei dem Widerspruch ihrer Visionen gedulden, bis diese Herren ausgeträumt haben. Denn wenn sie einmal, so Gott will, völlig wachen, d. h. zu einem Blick, der die Einstimmung mit anderm Menschenverstand nicht ausschließt, die Augen aufthun werden, so wird Niemand von ihnen etwas sehen, was nicht jedem Andern gleichfalls bei dem Licht ihrer Beweise augenscheinlich und gewiß erscheinen sollte; und die Philosophen werden zu derselbigen Zeit eine gemeinschaftliche Welt bewohnen, dergleichen die Größenlehrer schon längst inne gehabt haben, welche wichtige Begebenheit nicht lange mehr anstehn kann, sofern gewissen Zeichen und Vorbedeutungen zu trauen ist, die seit einiger Zeit über dem Horizont der Wissenschaften erschienen sind."

„Das Eigenthümliche des Traums wie des Wahnsinns besteht darin, daß der Mensch bloße Gegenstände seiner Einbildung außer sich versetzt, und als wirklich vor ihm gegenwärtige Dinge ansieht."

— „Man muß wissen, daß alle Erkenntniß zwei Enden habe, bei denen man sie fassen kann: das eine a priori, das andere a posteriori. Zwar haben verschiedene Naturlehrer neuerer Zeiten vorgegeben, man müsse es bei dem Letzteren anfangen, und glauben den Aal der Wissenschaft beim Schwanz zu erwischen. indem sie sich genugsamer Erfahrungskenntnisse versichern, und dann so allmälig zu allgemeinen und höheren Begriffen hinaufrücken. Allein ob dieses zwar nicht unklug gehandelt sein möchte, so ist es doch bei weitem nicht gelehrt und philosophisch genug, denn man ist auf diese Art bald bei einem Warum? worauf keine Antwort gegeben werden kann: welches einem Philosophen gerade soviel Ehre macht als einem Kaufmann, der bei einer Wechselzahlung freundlich bittet, ein andermal wieder vorzusprechen."

„Daher haben scharfsinnige Männer, um diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, von der entgegengesetzten äußersten Grenze, nämlich dem obersten Punkt der Metaphysik angefangen. Es findet sich aber hierbei eine neue Beschwerlichkeit, nämlich daß man anfängt, ich weiß nicht wo, und kommt, ich weiß nicht wohin; und daß der Fortgang der Gründe nicht auf die Erfahrung treffen will; ja daß es scheint, die Atome des Epikur dürften eher einmal von ungefähr zusammenstoßen, um eine Welt zu bilden, als die allgemeinsten abstracten Begriffe, um sie zu erklären."

„Da also der Philosoph sah, daß seine Vernunftgründe einerseits, und die wirkliche Erfahrung andrerseits, wie ein Paar Parallellinien wohl in's Unendliche neben einander fortlaufen würden, ohne jemals zusammenzutreffen, so ist er mit den übrigen, gleich als wenn sie darüber Abrede genommen hätten, übereingekommen, ein jeder nach seiner Art den Anfangspunkt zu nehmen, und darauf, nicht in der geraden Linie der Schlußfolge, sondern mit einem

unmerklichen Clinamen der Beweisgründe, dadurch, daß sie nach dem Ziel gewisser Erfahrungen oder Zeugnisse verstohlen hinschielten, die Vernunft so zu lenken, daß sie gerade hintreffen mußte, wo der treuherzige Schüler sie nicht vermuthet hatte: nämlich dasjenige zu beweisen, wovon man schon vorher wußte, daß es solle bewiesen werden. Diesen Weg nannten sie alsdann noch den Weg a priori, ob er gleich unvermerkt durch ausgesteckte Stäbe nach dem Punkt a posteriori gezogen war: wobei aber billigermaßen der, so die Kunst versteht, den Meister nicht verrathen muß. Nach dieser sinnreichen Lehrart haben verschiedene verdienstvolle Männer auf dem bloßen Wege der Vernunft sogar Geheimnisse der Religion ertappt, sowie Romanschreiber die Heldin der Geschichte in entfernte Länder fliehen lassen, damit sie ihrem Anbeter durch ein glückliches Abenteuer von ungefähr aufstoße."

„Die Metaphysik, in welche ich das Schicksal habe verliebt zu sein, ob ich mich gleich nur selten einiger Gunstbezeugungen rühmen kann, leistet zweierlei Vortheile. Der erste ist, den Aufgaben ein Genüge zu thun, die das forschende Gemüth aufwirft, wenn es verborgenere Eigenschaften der Dinge durch Vernunft ausspäht. Aber hier täuscht der Ausgang nur gar zu oft die Hoffnung. Der andere Vortheil ist der Natur des menschlichen Verstands mehr angemessen, und besteht darin, einzusehn, ob die Aufgabe aus demjenigen, was man wissen kann, auch bestimmt sei, und welches Verhältniß die Frage zu den Erfahrungsbegriffen habe, darauf sich unsere Urtheile jederzeit stützen müssen. Insofern ist die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft, und da ein kleines Land jederzeit viel Grenze hat, überhaupt auch mehr daran liegt, seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehn, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreicht wird."

— „Vorher wandelten wir wie Demokrit im leeren Raum, wohin uns die Schmetterlingsflügel der Metaphysik gehoben hatten, und unterhielten uns daselbst mit geistigen Gestalten. Jetzt, da die Kunst der Selbsterkenntniß die seidenen Schwingen zusammengezogen hat, sehen wir uns wieder auf dem niedrigen Boden der Erfahrung und des gemeinen Verstandes: — glücklich, wenn wir denselben als unsern angewiesenen Platz betrachten, aus welchem wir niemals ungestraft hinausgehn, und der auch Alles enthält, was uns befriedigen kann, so lange wir am Nützlichen halten."

„Wenn die Wissenschaft ihren Kreis durchlaufen hat, so gelangt sie natürlicher Weise zu dem Punkt eines bescheidenen Mißtrauens, und sagt, un-

willig über sich selbst: wieviel Dinge giebt es doch, die ich nicht einsehe! Aber die durch Erfahrung gereifte Vernunft, welche zur Weisheit wird, spricht im Munde des Sokrates mitten unter den Waaren eines Jahrmarkts: wieviel Dinge giebt es doch, die ich nicht brauche!"

„Die Annehmlichkeit, welche die Erweiterung des Wissens begleitet, wird sehr leicht den Schein der Pflichtmäßigkeit annehmen, und aus jener überlegten Genügsamkeit eine dumme Einfalt machen, die sich der Veredlung unsrer Natur entgegensetzen will. Die Fragen von der geistigen Natur, von der Freiheit und Vorherbestimmung, dem künftigen Zustand u. dgl. bringen anfänglich alle Kräfte des Verstandes in Bewegung, und ziehen den Menschen in den Wetteifer der Speculation, welche ohne Unterschied klügelt und entscheidet, lehrt oder widerlegt, wie es die Scheineinsicht jedesmal mit sich bringt. Wenn diese Nachforschung aber in Philosophie umschlägt, die über ihr eignes Verhalten urtheilt, so ziehn sich die Grenzen enger zusammen. Wir haben einige Philosophie nöthig gehabt, um die Schwierigkeiten zu kennen, welche einen Begriff umgeben, den man als sehr alltäglich behandelt; etwas mehr Philosophie entfernt dieses Schattenbild der Einsicht noch mehr, und überzeugt uns, daß es gänzlich außer dem Gesichtskreis der Menschen liegt."

„Die Eitelkeit der Wissenschaft entschuldigt gern ihre Beschäftigung mit dem Vorwand der Wichtigkeit, und so giebt man gemeiniglich vor, daß die Vernunfteinsicht von der geistigen Natur der Seele zu der Ueberzeugung vom Dasein nach dem Tode, diese aber zum Beweggrund eines tugendhaften Lebens sehr nöthig sei. Allein die wahre Weisheit ist die Begleiterin der Einfalt, und da bei ihr das Herz dem Verstande die Vorschrift giebt, so bedürfen ihre Zwecke nicht solcher Mittel, die nimmermehr in aller Menschen Gewalt sein können. Wie? enthält das Herz nicht unmittelbare sittliche Vorschriften? und muß man, um den Menschen hier seiner Bestimmung gemäß zu bewegen, die Maschinen an eine andere Welt ansetzen? — Es scheint vielmehr der menschlichen Natur gemäßer, die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen. So ist auch der moralische Glaube bewandt, dessen Einfalt mancher Spitzfindigkeit des Vernünftelns überhoben sein kann, und welcher einzig und allein dem Menschen in jeglichem Zustand angemessen ist, indem er ihn ohne Umschweif zu seinen wahren Zwecken führt. Laßt uns also diese Speculation der Sorge müssiger Köpfe überlassen. Sie ist uns in der That gleichgültig, und der augenblickliche Schein der Gründe für oder wider mag vielleicht über den Beifall der Schulen, schwerlich aber etwas über das künftige Schicksal der Redlichen entscheiden. Es war die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu beflügelt, daß sie so hohe Wolken

theilen sollte, die uns die Geheimnisse der andern Welt aus den Augen ziehn; und den Wißbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen aber sehr natürlichen Bescheid geben, daß es wohl am rathsamsten sei, wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen. Da aber unser Schicksal in der künftigen Welt vermuthlich sehr darauf ankommen mag, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so sagt der ehrliche Candide zum Beschluß nach soviel unnützen Schulstreitigkeiten mit Recht: laßt uns in den Garten gehn und arbeiten!"

Als Moses diese Schrift empfing, war er eben darauf aus, die Unsterblichkeit der Seele dem gebildeten Publicum in einem gleichmäßig belehrenden und unterhaltenden Buch zu beweisen; er war über Kant's respectwidrige Ansichten nicht wenig verdrossen. Das veranlaßte (8. April 1766) ein Schreiben des Letzteren, welches den Charakter des Mannes vortrefflich wiederspiegelt.

„Was es auch für Fehler geben mag, denen die standhafteste Entschließung nicht allemal völlig ausweichen kann, so ist doch die wetterwendische und auf den Schein angelegte Gemüthsart dasjenige, worein ich sicherlich niemals gerathen werde, nachdem ich schon den größten Theil meiner Lebenszeit hindurch gelernt habe, das Meiste von demjenigen zu entbehren und zu verachten, was den Charakter zu corrumpiren pflegt, und also der Verlust der Selbstbilligung, die aus dem Bewußtsein einer unverstellten Gesinnung entspringt, das größte Uebel sein würde, was mir nur begegnen könnte, aber ganz gewiß niemals begegnen wird. Zwar denke ich Vieles mit der allerkläresten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke."

„Ich verhehle nicht, daß ich die aufgeblasene Anmaßung der Metaphysik, wie sie jetziger Zeit gangbar ist, mit Widerwillen, ja mit einigem Haß ansehe; daß nichts der wahren Einsicht so schädlich sein könne als die erträumte Wissenschaft mit ihrer so verwünschten Fruchtbarkeit. Es ist kein leichtsinniger Unbestand, sondern die Wirkung einer langen Untersuchung, wenn ich nichts rathsamer finde, als ihr das dogmatische Kleid abzuziehn und sie skeptisch zu behandeln. Die Scheineinsicht eines verderbten Kopfs bedarf zuerst ein Katarktikon." — „Meiner Meinung nach kommt Alles darauf an, die Data zu dem Problem aufzufinden: wie ist die Welt gegenwärtig, sowohl den materiellen Naturen als den andern von ihrer Art? Man soll also die Kraft der äußern Wirksamkeit, und die Receptivität, von Außen zu leiden, bei einer solchen Substanz finden, worin die Vereinigung mit dem menschlichen Körper nur eine

besondere Art ist. Weil uns nun keine Erfahrung hierbei zu statten kommt, so fragt man, ob es an sich möglich sei, durch Vernunfturtheile a priori diese Kräfte geistiger Substanzen auszumachen, d. h., ob man das erste Grundverhältniß der Ursache zur Wirkung durch Vernunftschlüsse erfinden könne. Ich bin gewiß, daß dies unmöglich ist; und es liegt daran, auszumachen, ob es hier nicht wirklich Grenzen giebt, welche durch die Schranken unserer Vernunft gesetzt sind?" —

— Mendelssohn's „Phädon" (1767) wurde das Lieblingsbuch der gebildeten Welt; die „Träume eines Geistersehers" wurden wenig beachtet.

Wir haben J. J. Moser (Bd. 1, S. 639) sammt seinem Sohn in Hanau an der Spitze einer Akademie für junge Standespersonen verlassen. Die Anstalt war in voller Blüthe, als die würtemberger Landschaft ihn zu ihrem Consulenten berief. Er traf Oct. 1751 in Stuttgart ein, aber es wurde ihm sehr schwer, das Vertrauen der Landschaft zu gewinnen, fast alle seine Reformpläne fanden Widerstand, und sein leitender Grundsatz in Bezug auf das Verhältniß zum Herrn: was man nachgeben will und kann, sofort und unumwunden nachgeben; in ernsteren Dingen aber unerschütterlich sein, verstieß zu sehr gegen die herkömmliche Praxis des Lavirens. Hier schrieb er 1753 die „Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst". Ueber sein religiöses Leben berichtet er folgendermaßen.

„Ich hätte gern mehrere Gebetsgemeinschaft mit meiner lieben Ehegattin gepflogen; sie hingegen wollte nun lieber allein beten, darin sie sich auch fleißig geübt hat. Mit dem Gesinde setzte es öftere Veränderungen, worüber ich zwar meiner lieben Frau mehrmalen Vorstellungen that: sie bezog sich aber auf 2. Cor. 5, 12: „Gott sind wir offenbar; ich hoffe aber, daß wir auch in euern Gewissen offenbar sind;" und dabei mußte ich sie lassen. Mit meinen Geschwistern, auch andern alten Freunden in Christo war die Gemeinschaft und der Umgang nicht mehr so herzlich, vertraut und gesegnet als da wir vormals in Würtemberg waren. Die Zinzendorf'schen Händel hatten auch hier viele Spaltung und Mißtrauen unter den Gutgesinnten erregt; man hielt uns doch für Leute, die in etwas angesteckt seien; daher traute man uns nicht ganz, zumal da unsre und der Andern Erkenntniß und Erfahrungen nicht allemal mit einander übereinkamen. Wenn von Zusammenkünften die Rede war, hätten die Andern gern Alles auf Behandlung der heiligen Schrift gesetzt; ich und meine liebe Frau hingegen hätten gern mit erfahrenen, treuen und vertrauten Seelen Gemeinschaft gehabt, denen man sein Herz hätte entdecken, von den vorfallenden Versuchungen, Schwachheiten, Aergernissen, Mitteln in der Gnade

weiter zu kommen u. s. w. sprechen, sich bei Andern Raths erholen und wieder Andern das ihnen oft sehr Nöthige in Liebe hätte sagen können. Aber davon wollte man nichts hören, hielt es für Gewissenszwang; nur wenn man etwas, so sich für Bekehrte nicht schickte, ahndete, wurden sie empfindlich, meinten, man wolle ihren Grund angreifen und sie nicht mehr für Kinder Gottes halten. Noch Andere hatten den Schein eines rechtschaffenen Wesens, da sich hernach nur allzudeutlich offenbarte, daß sie in einer fleischlichen Freiheit lebten; daher wir uns ihrer, und sie sich unserer, als ob wir Leute wären, die allzugesetzlich seien, entäußerten. Ueber allem diesem wurden wir endlich auch verlegen, und unser Umgang bedeutete meistens wenig mehr als ein liebreicher Umgang im gemeinen Leben. Die Herrn Bengel und Storr hielten Erbauungsstunden, die uns zu manchem Segen hätten werden können: wir besuchten sie aber nicht."

Seit 1755 nahm sich Herzog Karl Eugen (geb. 1728) persönlich der Regierung an und trat mit Moser in engen Verkehr. „Wollte Gott," schrieb er ihm 15. Juli 1756, „es dächte jeder so patriotisch wie der Herr Consulent und Ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl." Dieser Verkehr gab der Landschaft, die verrathen zu sein glaubte, argen Anstoß. Mit dem Eintritt Montmorin's in's Ministerium änderte sich die Sache. Der neue Minister wollte willkürlich in alte Gerechtsame eingreifen, und verlangte unbedingten Gehorsam. Bald stand Moser an der Spitze der Opposition. Vom Hof erfolgte Drohung auf Drohung; und als Moser eine Geldverwilligung hintertrieb und dem Minister erklärte, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren als Unrecht thun, ließ ihn der Herzog 12. Juli 1759 ohne weiteres auf den Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil sechs Jahre in schwerer einsamer Haft blieb! Der kaiserliche Hof ließ ihn im Stich, weil er sich früher der evangelischen Stände angenommen. Es war ein Act der Tyrannei, der selbst damals Aufsehen erregte*).

In derselben Zeit (1759) schrieb sein Sohn Karl Friedrich (geb. 1723), der in Hanau geblieben war und in engem Verkehr mit den dortigen Pietisten stand (27. April 1759 erhielt er durch Bernstorf den Titel eines dänischen Etatsraths) das damals hochberühmte Buch Der Herr und der Diener (gewissermaßen als Fortsetzung der „patriotischen Gedanken von der Staatsfreigeisterei" 1755). Die Anregung dazu hatte die Erbprinzeß Caroline von Darmstadt gegeben, mit welcher Moser schon seit mehreren

*) Seine Tochter heirathete 1755 den Statistiker Achenwall in Göttingen, der Mai 1754 seine erste Frau verloren hatte. In Göttingen — das er 1754 besuchte — stand Moser überhaupt in hohem Ansehn.

Jahren in enger Berührung stand: eine der bedeutendsten Frauen der Zeit; sie verschaffte ihm 1762 eine Anstellung in kassel'schen Diensten. Das Buch ist gewissermaßen das Programm für ein künftiges Ministerium: es sind kluge Regeln darin, z. B. daß ein Minister Feuer und Activität haben, aber nicht zu geistreich sein müsse; die Hauptsache ist aber der rücksichtslos freimüthige, ja leidenschaftliche Ton gegen die Höfe und das Hofgesinde.

Es ist doch der Mühe werth, einmal in diesem vergessenen Buch zu blättern.

„Ich sage es mit patriotischen Thränen, wie wenig sind der Regenten, welche das so theure Geschenk der deutschen Freiheit ohne Mißbrauch gebrauchen! und wie nahe sind wir den Zeiten, da man nicht mehr zwischen gut und schlimm, sondern nur noch zwischen schlimm und noch schlimmer wählen darf! Die Aussicht der mehrsten unserer jetzigen Landesregierungen ist nichts weniger als tröstlich; fast schäme ich mich aber, ein Deutscher zu sein, wenn ich beherzige, was viele unserer künftigen Erbfürsten erst für Leute sein werden! Die Nachwelt sei Richter über die Folgen eines Zeugnisses, dessen Wahrheit die jetzige Welt gegen Dank und Willen bekräftigen muß!"

... „Die meisten dieser Herrn lernen die Hofstudien, Sprachen, Musik, Reiten, Tanzen, Fechten und Schäkern, sonst nichts. Mit dieser schlechten Zubereitung rücken sie endlich in die Regierung ein, nicht als in ein Amt, dessen Pflichten sie gründlich erlernt hätten, sondern mit der Freude eines Sohns, der seinem Vater schon längst ein sanft und seliges Ende gewünscht, und sich nun in dem Besitz eines Vermögens sieht, mit dem er schalten und walten kann wie er will."

„Das despotische Wesen vieler unserer deutschen Herrn, die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die mannigfaltige Uebertretung der heiligsten Versprechungen mit ihren Landständen, die Unwissenheit der mehrsten Regenten in ihren eigentlichen Pflichten, deren oft wissentliche Hintansetzung, und die übertriebene Erhöhung ihrer unverletzlichen Rechte, nebst soviel andern Zeichen böserer Zeiten, haben wir meistentheils der militärischen Regierungsart zu danken... Die Pünktlichkeit des Dienstes, den man im Kriegsstand von den Subalternen fordern kann und muß, und der rechtmäßige Eigensinn eines Generals, gegen welchen der Untergebene nicht soviel Verstand brauchen darf, um zu untersuchen, ob die Sache klug und recht gethan sei, sondern desto mehr Willen haben muß, das Anbefohlene gleich und ohne Widerrede zu thun, macht Regenten, die also gebildet zur Regierung kommen, spröde, hart und unleidlich, um mit und unter ihnen in Sachen zu arbeiten, wobei es oft auf den Willen am wenigsten, sondern auf eine langsame, reife und geduldige Ueberlegung ankommt. Da im Krieg Gewalt vor Recht geht, und

auch ein rechtschaffener General aus Befehl und Noth Vieles thun muß, das er für seine Person lieber ungeschehn sein ließe, so legt sich eine gewisse Härte auf das Gemüth, welches einen Herrn nicht leicht wieder verläßt. Er nimmt Alles auf den Fuß: ich lasse mich nicht zwingen, und sieht Alle, mit denen er zu thun hat, als eine Art von Feinden an."

„Sollte man es in unsern heillosen Zeiten anders als auf einem verlornen Blatt Papier wagen dürfen, dem Regenten in's Angesicht und mit Hoffnung des Eindrucks zu sagen: Respectiren Ew. Durchlaucht die Stimmen Gottes und des Gewissens!"

„Was mich sorgenvoll macht, ist der immer mehr geglaubte und öffentlich behauptete Satz, ein Regent sei Niemand als Gott von seinen Handlungen Verantwortung schuldig. Es war dies sonst die Sprache der Monarchen, sie wird aber, im Vertrauen auf die deutsche Freiheit, auch an unsern kleinern Höfen Mode. Unsere Herren meinen durch diesen Ausspruch zu gewinnen, weil er schüchtern gemachten Unterthanen den Mund stopft; sie würden aber diese bedeutungsvollen Worte weniger gebrauchen, wenn sie ihren wahren und weiten Sinn recht verständen. Ein Herr, welcher zu dem traurigen Mittel schreitet, Gott zum Richter zwischen sich und die Unterthanen zu stellen, sagt damit in der That nichts Anderes als: Ich verlange von euch weder Vertrauen noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen; ebensowenig werde ich euch eine Entschuldigung machen, weil ich zum voraus weiß, sie wird nicht gültig erfunden werden; ihr habt nur eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, verklagt mich bei Gott! habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine an, übergebt sie bei Gott, welcher der alleinige Richter meiner Handlungen ist. — — Er ist es auch! und dieser allmächtige Richter aller Herren wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regenten ausspeien und mit Ketten ewiger Finsterniß binden lassen wird."

— Solche und ähnliche Dinge stehn in dem vergessenen Buch, das freilich weder elegant noch systematisch geschrieben ist. Wir heben noch eine Stelle über Friedrich den Großen hervor (1759).

„Man kann ihm, diesem unzubeschreibenden Geist, Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen, er ist der König unter den Helden, er hat Verstand für mehr als eine Erde, er dreht sich wie die Sonne in seiner eigenen Axe und glänzt in seinem eigenen Licht, er hat ihre Hitze und ihre Flecken, er hat das Maß eines großen Geistes, Jahrhunderte nach uns werden seine Natur noch mit Sorgfalt erforschen, vielleicht findet sich ein Newton unter den Politikern, der seinen innern Gehalt ebenso genau zu bestimmen weiß, als dieser Confident des Schöpfers die Welten abgewogen hat. Ich habe ihn

nie ohne hohe und hinreißende Empfindungen gesehn, seine Thaten sind mein Gedankenfest, ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Wege zu errathen, der Adler schwingt sich aber in Höhen, die minderem Gefieder unsichtbar bleiben. Ich stehe von weitem und betrachte seine Größe, — sie ruht mit uns auf einer Erde, er stehe oder falle, er braucht den Raum von Kolossen. Ich weiß mir keinen vornehmern Menschen zu denken. Schade aber für uns, daß er nicht eine Welt für sich alleine hat!"

Das Buch wurde nicht lange nach seinem Erscheinen von Hamann in der Königsberger Zeitung ziemlich ungünstig besprochen. Für diesen Mann hatte Moser — der selbst ziemlich tief in mystische Studien verstrickt war — er war ein vertrauter Freund des Frl. v. Klettenberg, der „Philo" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele"; auch schrieb er 1763 ein Klopstock'sches Epos, „Daniel in der Löwengrube" — ein großes Interesse. Er erließ an ihn Ende 1762 ein „treuherziges Schreiben eines Laienbruders im Reich", in welchem Hamann der Beiname eines „Magus im Norden" gegeben war, den Hamann später selbst gern hörte. Es entspann sich daraus ein Briefwechsel: Moser erkundigte sich Aug. 1763 im Auftrag der Prinzeß Caroline, ob Hamann nicht die Erziehung ihres Sohnes übernehmen wolle? — Hamann that eine solche Aeußerung sehr wohl, aber der Entschluß wurde ihm schwer: er hatte, um Anwartschaft auf eine Kanzellistenstelle, als Volontär in der Kammer gearbeitet, mußte aber Jan. 1764 den Versuch aufgeben, weil er die sitzende Lebensart nicht vertragen konnte. Dafür übernahm er Febr. 1764 die Literaturberichte der Königsberger Zeitung, in welchen er hauptsächlich gegen die Pflichtenlehre des Zeitalters und gegen das vernunftmäßige Christenthum zu Felde zog, nicht ohne Seitenblicke auf Kant. — So fand er in dem deistischen Buch eines Franzosen (Febr. 1764) den Hauptpunkt in dem Satz: „Quelque chose a été faite; donc quelque autre chose n'a pas été faite, donc celle-ci a fait l'autre: c'est à quoi on devrait réduire la théologie naturelle." „In diesem erhabnen Begriff des Etwas," fährt Hamann fort, „findet der Verfasser theils Bewegungsgründe der tiefsten Anbetung, theils den verdienstlichen Beruf zu einer sehr metaphysischen Bilderstürmerei: weil nämlich alle Eigenschaften, die man Gott zueignet, durch eine ungeschickte Analogie veranlaßt werden, und entweder auf sinnliche Erscheinungen oder willkürliche Abstractionen hinauslaufen. Hierin besteht der gefährliche und dem Menschen angeborne Anthropomorphismus, durch den bloße Verneinungen körperlicher Eigenschaften zum Charakter der Gottheiter dichtet, und sittliche Tugenden, die doch auf die Bedürfnisse der menschlichen Natur und Gesellschaft eingeschränkt und dem höchsten Wesen ebenso unanständig als unsere Gliedmaßen sind, in ein

kolossales Verhältniß gebracht und vergöttert werden So fährt d. Vf. fo
selbst zu überzeugen, daß es Lästerung und Widerspruch, wenigstens I
und Vorurtheil sei, von Gott zu sagen, daß er denke, handle, weise
und heilig sei. Weil dieser philosophische Bann nun die ganze me
Sprache unheilig macht, und man gänzlich verzweifeln muß, ein unent
Beiwort darin zu finden, daß dem Namen Gottes mit gutem Gewis
Seite stehen kann, so blieb nichts als das emphatische und unschuldige
wort Etwas übrig, worin nach dem standhaften Bekenntniß R's. di
Fülle der Gottheit wie in einer tauben Nußschale verborgen liegt. I
scheidenheit, sich nichts vom Gott der Christen verlauten zu lassen, gehö
hohen Geschmack des erleuchteten Jahrhunderts, wo die Verleugnung de
lichen Namens eine Bedingung ist, ohne die man zu dem Titel eines
weisen keine Ansprüche wagen darf." — „Ueberhaupt ist die Religio
die Wechselbank der Vernunft mehr entweiht als erbaut worden....
die Schmach Christi auf sich zu nehmen, sucht man das Kreuz zu ve
und die Vernunft in einen Engel des Lichts zu verstellen." — Am h
spricht sich Hamann April 1764 über Michaelis' „Erklärung des L
buchs" aus: ein epochemachendes Werk der Kritik, in welchem zuerst
wurde, die historische Farbe des Orients von der eigentlich religiösen Ze
abzulösen.

Es war ein ohnmächtiger Widerstand gegen den Geist des Ze
Um dieselbe Zeit schrieb Basedow, den wir als Lessing's Gegn
„Nordischen Aufseher" her kennen: „Philalethie, neue Aussichten in die
heiten und Religion der Vernunft bis in die Grenzen der glaubw
Offenbarung", wodurch in Hamburg ein Sturm der orthodoxen Z
unter Melch. Goeze erregt wurde. Spalding's „Gedanken üb
Werth der Gefühle im Christenthum" erlebten immer neue Auflage
würdige Mann, der durch seine Persönlichkeit außerordentlich wirkte,
in seiner Selbstbiographie, daß der Strom seiner moralischen Beredsaml
nig durch historisches Wissen gehemmt würde. „Auf meiner Einsan
Schwedisch-Pommern," erzählt er, „hätte ich freilich Zeit und Muße
mir etwas mehr von wirklicher Gelehrsamkeit zu erwerben, und in philol
und historischen Kenntnissen das nachzuholen, was durch die unglückliche I
haftigkeit des Unterrichts auf der Schule und Universität versäumt wa
faßte auch mehrmals den ernstlichen Vorsatz dazu, las mit Fleiß und
römische Classiker, die ich mir noch nicht hatte unbekannt werden lasse
wohl nicht mit dem geübten kritischen Geschmack, der den wahren Hun
ausmacht und ihm seinen rechten Werth giebt; griff auch oft zu den G
aber mit noch wenigerm Erfolg. Ich hätte zu tief mit den dazu erford

Elementen anfangen müssen, an denen meine vormaligen Lehrer es mich hatten ermangeln lassen; und diese Schwierigkeit fand ich zu abschreckend. Meine bisherigen Umstände und Beschäftigungen, vielleicht auch meine eigne Trägheit hatten mich zu andern und leichtern Lectüren verwöhnt, und so blieb es mehrentheils bei einem mannigfaltigen vermischten Lesen literarischer, moralischer, philosophischer und theologischer neuerer Schriften, wobei ich das eigentlich Gelehrte, so gut ich es nach der vormaligen Verwahrlosung noch konnte, nur aus der zweiten Hand, aus den Werken neuerer Schriftsteller, einigermaßen zusammensuchte. Diesen Mangel habe ich nachher oft genug bedauert und zu bedauern Ursache gehabt." — Wir haben den jungen Lavater auf der Pilgerfahrt zu Spalding begleitet: er war acht Monate in seiner Gesellschaft geblieben und hatte sich von ihm erbauen lassen. Nun erhielt Spalding (jetzt 50 Jahr alt: eben hatte er nach dem Verlust seiner ersten Frau wiederum ein junges Fräulein geheirathet) einen Ruf als Pastor Primarius und Propst an der Nicolaikirche nach Berlin. Beide reisten Febr. 1764 gemeinsam nach Berlin, wo sich Lavater noch einige Wochen aufhielt, dann Klopstock in Quedlinburg, Gleim in Halberstadt, Jerusalem in Braunschweig, Michaelis in Göttingen, K. F. Moser und Frl. v. Klettenberg in Frankfurt besuchte (März 1764), und dann nach Zürich zurückkehrte.

Kurze Zeit darauf ist Hamann unterwegs: nachdem er seine Arbeiten an der Zeitung eingestellt, reist er 30. Mai 1764 aus Königsberg ab, von Moser eingeladen, der versprochen hat, für ihn zu sorgen. Er kommt 23. Aug. in Frankfurt an, findet aber seinen Gönner abwesend, und kehrt, von einer plötzlichen Unruhe getrieben, wieder zurück. Einige Tage bleibt er in Berlin: Ramler und Nicolai gefallen ihm nicht übel; am engsten schließt er sich an Moses an, der ihm auch Geld zur Rückreise nach Königsberg vorschießt, wo er Sept. 1764 wieder eintrifft.

Um diese Zeit war es Moser gelungen, seinen alten Vater zu befreien. Auf sein heftiges Andringen hatte Dec. 1763 das preußische Cabinet im Verein mit Dänemark eine ernste Mahnung an den Herzog von Würtemberg erlassen; als auch diese nichts fruchtete, wandte sich 30. Juli 1764 die Landschaft an den Reichshofrath. Der Herzog ließ nun dem Gefangenen die Freiheit anbieten, wenn er eine Acte unterzeichnen würde, in welcher er sich als Verbrecher bekannte und um Gnade bat: Moser war Mann genug, dies Ansinnen entschieden zurückzuweisen. Darauf erfolgte 6. Sept. eine Resolution des Reichshofraths, ihn sofort freizulassen und 25. Sept. 1764 die wirkliche Freilassung.

Wunderbarer Weise hatte die schwere Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; auch sein rastloser Thätigkeitstrieb hatte sich Befriedigung zu ver-

schaffen gewußt. Man hatte ihm alles Schreibmaterial entzogen, er kra
mit einer Lichtscheere in die weiße Wand ein, und mit derselben Lichtschee
um es doch mit sich zu nehmen, in den Rücken des Papiers seiner Bibel u
seines Gesangbuchs. Und was kratzte er auf diese Weise zusammen! 1) Ueb
1000 geistliche Lieder, später in 114 Bogen gedruckt! 2) 34 Werke vermis
ten Inhalts, z. B. „Grundsätze des Besteuerungsrechts derer Reichsständ
„europäisches Staatshandbuch" u. s. w.; ganz ohne Hülfsmittel! 3) „Ein
alten Mannes muntere Stunden während seines Festungsarrests", z. B.: „
litischer Streit zwischen einem lateinischen Principal und seinen Schüler
politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern; Reisebeschreibu
in's Land der Altgebräuchler" u. s. w. „Diese munteren Stunden enthalt
aber keine beißende Satiren, noch Schnacken oder etwas einem Christen od
ernsthaften Mann Ohnanständiges; sondern nur einen gemäßigten Witz, u
vermuthete Gedanken und Wendungen, und sittliche Charakteristiken gewiss
Gattungen von Personen, die ich genau habe kennen lernen." — 2. Se
1762 hatte er seine Frau verloren: die Briefe, die sie ihm in den Kerk
schrieb, zeigen nie auch nur die Spur eines echten, individuellen Gefühl
einer unverfälschten Stimme des Herzens oder auch nur eine positive Tha
sache, die ein gemeinsames Interesse verriethe; es ist nur vom Blut des La
mes die Rede, gegen Alles, was geschieht, ist sie gleichgültig. Bei ihre
Phlegma hatte der Pietismus eine ganz contemplative Färbung angenomme
wenn der cholerische Moser denselben Ton anzustimmen sucht, klingt es g
macht.

Auch nach seiner Entlassung gelang es ihm nicht, Frieden zu finde
Sein ältester Sohn erhielt 6. März 1765 vom kaiserlichen Hof (Fürst Coll
redo), die ernste Ermahnung, der Vater möge sich jetzt stille halten. Ei
neue Gefahr bedrohte ihn von Würtemberg wegen seiner Schrift „vom So
datenhalten"; er entfloh August 1765 zu seiner Tochter nach Karlsruhe, erhi
zwar März 1766 die Erlaubniß zur Rückkehr, wurde aber als Consule
nicht mehr gebraucht. Doch erfreute ihn 30. Jan. 1769 ein gnädiges Han
schreiben des Herzogs, der ihn so lange verfolgt; es fand eine persönliche Z
sammenkunft statt, in welcher der Herzog ihm erklärte, er sei ein ehrlich
Mann, was den alten Moser doch freute. Auf eine ungnädige Erkläru
des kaiserlichen Hofs, weil Moser in seinem Reichsstaatshandbuch das Corp
Evangelicum zum Widerstand ermahnt, und, was das Schlimmste war, geg
Preußen sich viel rücksichtsvoller ausgesprochen als gegen Oestreich, verspra
Moser, alles Anstößige zu streichen. 10. Juli 1770 erhielt er die definiti
Entlassung, mit Beibehaltung einer jährlichen Pension von 1500 Gulde
Als der kaiserliche Hof gegen Moser, weil er die Reichshofrathsgutachten i

der Jesuitenangelegenheit veröffentlicht, eine Untersuchung verlangte, und als ihn das Kammergericht mit einem fiscalischen Proceß bedrohte, schützte ihn beidemal der Herzog.

Am Schluß seines Lebens fand der sechsundsiebzigjährige Greis noch Muße, ein neues wissenschaftliches Werk zu beginnen. — Das Völkerrecht war durch Wolff rein philosophisch ausgebildet, so daß die in Wirklichkeit bestehenden Uebereinkünfte und Gewohnheiten höchstens als gelegentliche Belegstellen für rechtsphilosophische Sätze benutzt waren. Schon als junger Mann fand Moser diese Auffassung unbefriedigend: was die Staaten als Rechtsnormen unter sich beschlossen hätten und wonach also die gesittete Welt in der That regiert werde, habe doch mindestens dieselbe Bedeutung, als was in dem Kopf der Theoretiker entstanden sei. Seine Belesenheit in den Staatsschriften zeigte ihm, daß solche positive Verabredungen und Gewohnheiten den gesammten rechtlichen Völkerverkehr umfassen und fast jede einzelne Frage berücksichtigen. Diesen Plan eines Systems des positiven Völkerrechts im Gegensatz zum „natürlichen" führte er 1772—1780 durch.

Zwei Jahre vor seinem Tode zeichnete er noch die Resultate seines religiösen Denkens und Empfindens auf.

„Ob ich gleich, wenn ich es mit Menschen zu thun hätte, auch von Tugenden und guten Werken etwas sprechen und eine Belohnung deswegen erwarten könnte, so wäre mir doch ganz unbegreiflich, daß ein Mensch auf den thörichten Einfall gerathen könne, damit vor Gott zu bestehn, oder wohl gar noch eine ewige Seligkeit deswegen zu hoffen, wenn ich nicht wüßte, daß solches blos daher rühre, weil solche Personen weder Gott noch die Sünde noch ihres Herzens unergründliches Verderben kennen. Das hindert aber nicht nur nicht im geringsten, daß ich nicht so vergnügt als irgend ein Mensch in der Welt meine Tage zubrächte; sondern es ist eben das Mittel, vergnügt leben zu können, wenn ich meine Gerechtigkeit nicht in mir selbst suchen darf, sondern in der mir durch den Glauben zugeeigneten Heiligkeit Jesu ... Eine Reinigung der Seelen nach dem Tode halte ich weder für nöthig noch möglich: denn bei der Gemeinschaft mit Jesu bedarf ich sie nicht, und außer derselben hülfe sie nichts."

„... An Spectakeln, Lustbarkeiten, Spielen, Tanzen, wilden Musiken u. s. w. habe ich so gar keine Freude, daß, wenn ich auch glaubte, ich für mich könnte ohne Sünde dabei sein, so würde ich doch fern bleiben; ob es aber überhaupt Sünde sei? darauf lasse ich mich gar nicht ein. Man bekehre sich nur von ganzem Herzen; was einem sodann der heilige Geist und sein Gewissen erlauben, das kann und will ich ihm nicht zur Sünde machen."

„... Ich **kann** ebenso denken, wie ein Voltaire u. s. w., und was ich

von Gründen oder Spöttereien gegen die Bibel und christliche Religion lese oder höre, ist mir nichts Neues; denn ebenso habe ich längst selbst gedacht. Ich kann auf alle Einwürfe ebensowenig hinreichend antworten, als einer, der einen Gott glaubt, alle Einwürfe der Atheisten auflösen wird, oder als man einem Zweifler in tausend Sachen, die man gewiß weiß, glaubt und selber erfährt, auf alle Widersprüche so begegnen kann, daß nicht etwas übrig bliebe, so man an seinen Ort gestellt lassen muß. Ich kann denken wie ein Naturalist, und also beides unparteiisch gegen einander abwägen: hingegen ist die unmöglichste Unmöglichkeit, daß ein Unbekehrter mit Ueberzeugung und einem lebendigen Gefühl des Herzens denken könne wie ein Bekehrter. Seitdem das Herz den Kopf gelehrt, hat dieser sich ganz umgekehrt auch in den Grundideen."

„... Es ist also nichts als einer innerlichen und gründlichen Ueberzeugung meines Verstandes und dem durch denselben gelenkten freien Willen zuzuschreiben, daß ich mich zu der alten evangelischen (Luther- Arnd- Spener-Frankischen) Religion bekenne, hingegen keine Freudigkeit hätte, zur reformirten zu treten: und zur katholischen überzugehn, wäre mir, so lange ich die h. Schrift Neuen Testaments für Gottes Wort halte, die unmöglichste Unmöglichkeit. Dabei glaube ich, daß der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten, welche die Gnade Gottes in Christo uneingeschränkt glauben, blos auf exegetischen Wahrheiten beruhe; und ich kann mit wahrhaftig bekehrten Reformirten ohne Anstand brüderlich umgehn."

„... Ich setze meine Religion nicht blos darin, daß ich gewisse Lehrsätze für wahr halte und nach selbigen lebe, sondern daß ich wieder mit Gott vereinigt werde und also selig sei, und zwar allein durch Jesum. Hierzu gehört: 1) eine tiefe, bis an's Ende des Lebens wachsende Erkenntniß und lebhaftes Gefühl des unergründlichen Verderbens des menschlichen Herzens und des unseligen Zustandes in Zeit und Ewigkeit eines natürlichen Menschen; 2) eine lebendige Erkenntniß der unaussprechlichen Langmuth Gottes in Christo; 3) eine gänzliche Aenderung des ganzen angebornen natürlichen Sinns; 4) eine, wenn dies vorhergegangen ist, durch den heiligen Geist gewirkte wirkliche Ergreifung der statt des verdienten Fluchs uns ohne alles Verdienst und Würdigkeit angebotnen Gnade Gottes durch den Glauben an Jesum und die durch sein Blut gestiftete vollkommene Versöhnung und Befreiung von der Herrschaft der Sünde und des Satans; 5) ein daraus fließender Genuß des Friedens Gottes in Jesu und ein bleibendes Zeugniß des heiligen Geistes, daß mir, so lange ich in der Gnade stehn bleibe, alle meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden um des Blutes Jesu willen vergeben seien; 6) ein dem Vorbild Jesu gemäßer Wandel, wozu die Kraft und Willigkeit

allein durch den Glauben an ihn hergeleitet wird; 7) daß ich auf solche Weise einen freudigen und kindlichen Zugang zu dem Herzen Gottes durch Jesum und einen Umgang mit ihm haben kann, mich dessen auch wirklich bediene; 8) daß ich die zu dem Eingang in das Reich Gottes unentbehrliche Vollkommenheit in Jesu bereits habe; 9) mithin alle Augenblick, so lange ich in der Gemeinschaft mit Jesu stehe, ohne alle weitere Zubereitung oder Reinigung der Seele nach dem Tod, bereit und würdig bin, in eine selige Ewigkeit überzugehn; sonach auch 10) dem jüngsten Gericht mit größter Begierde und Freudigkeit entgegensehn kann, als dem Ziel aller meiner Hoffnung und dem Anfang einer unendlichen unaussprechlichen Seligkeit in dem nähern Genuß Gottes in Jesu. Jesus ist und bleibt der Mittelpunkt zwischen Gott und mir, er ist mein Alles in Allem, außer ihm habe und will ich keinen Gott, viel weniger einen gnädigen Gott, am allerwenigsten aber einen Vater. — Wie nun dies lauter Dinge sind, welche die Vernunft nicht lehren kann, oder auch derselbigen thöricht sind, so geschieht es mir gar nicht sauer, mich von denen, die nicht eines Sinns hierin mit mir sind, insofern als einen Narren ansehn zu lassen*)."

Moser's Schule blühte hauptsächlich in Göttingen. — Sein eifriger Anhänger, Pütter — wir kennen ihn aus seiner Liebesgeschichte — hatte schon 1754 ein sehr zahlreiches Auditorium, darunter nicht wenig Grafen und selbst Prinzen; seine Rechtsgutachten wurden auswärts sehr gesucht und reich bezahlt. Als die Franzosen anfingen, in Göttingen unangenehm zu werden, nahm er 1761 mit Erlaubniß des Hofs eine Stelle in Gotha an, wo er im folgenden Jahr sein Lehrbuch der deutschen Reichsgeschichte vollendete, mit der Absicht, „solche Begebenheiten, die zur historischen Kenntniß unsers Vaterlandes im Ganzen oder doch ihres Zusammenhangs wegen vorzüglich erheblich scheinen, jede an ihrem rechten Ort, nicht gerade nach Art einer Chronik, sondern nach einer gewissen Real-Ordnung genau vorzutragen." „In Auswahl der Begebenheiten und deren mehr oder minder ausführlicher Zergliederung glaubte ich nach perspectivischer Art die älteste Geschichte nur im Allgemeinen, die neuere desto vollständiger darstellen zu müssen. Nach dem unserer Geschichte und Verfassung eigenthümlichen Verhältniß der besondern deutschen Staaten zum deutschen Reich im Ganzen schien mir nöthig, nicht nur das Aufkommen unserer jetzigen hohen Häuser anzuzeigen, sondern auch von Rudolf 1. her von den kurfürstlichen und altfürstlichen Häusern aller zur Regierung gekommenen oder sonst merkwürdigen Personen eine bequeme Stelle nachzuweisen," — damit der angehende Jurist sich leicht orientiren könne.

*) Er starb 30. Sept. 1785.

— Nach dem Frieden, März 1763, kehrte Pütter zurück nach Göttingen, wo er bald die erste Stelle einnahm; bei der römischen Kaiserwahl Dec. 1763 war er an der Wahlbotschaft betheiligt; eine Reichshofrathstelle wurde ihm angeboten; er schlug sie aus. — Neben ihm wirkte in Göttingen seit 1759 für die historischen Wissenschaften hauptsächlich Gatterer, geb. 13. Juli 1727 bei Naumburg, in Altorf erzogen („Handbuch der Universalgeschichte" 1761), der 1764 das historische Institut stiftete. Der große Gönner der Universität, Münchhausen, wurde im folgenden Jahr Premierminister.

Juli 1762 bis Juli 1764 hielt sich Klopstock in Quedlinburg und Halberstadt auf, wieder in engem Verkehr mit Gleim, der ihn freilich nicht selten mit seiner Eifersucht plagte. Eine neue Liebe hatte ihn ergriffen, ein Edelfräulein in Blankenburg, die er Done taufte, und 2. Dec. 1762 in folgenden Versen ansang: „Du zweifelst, daß ich dich wie Meta liebe? Wie Meta lieb' ich, Done, dich! Das saget dir mein Herz voll Liebe, mein ganzes Herz. Mein ganzes Leben soll dir dieses sagen, das hier im Staub und jenes dort, wenn sie und du und ich zusammen glückselig sind. Du liebest sie, und weißt nicht, welche Freude mir dies in meine Seele strahlt; denn leicht ist's deinem schönen Herzen, daß du sie liebst." Schließlich ruft er Meta, des Himmels Bewohnerin, zur Zeugin an, daß er beide gleich sehr liebe. Es war nahe an der Verlobung; seine Ernennung zum dänischen Legationsrath Jan. 1763 sollte dieselbe beschleunigen, aber in der Mitte des Jahres wurden die Beziehungen plötzlich abgebrochen. Mehrere Jahre später wurde das zarte Lied gedichtet: „Dein süßes Bild, Edone! schwebt stets vor meinem Blick, allein ihn trüben Zähren, daß du es selbst nicht bist. Ich seh' es, wenn der Abend mir dämmert, wenn der Mond mir glänzt, seh' ich's und weine, daß du es selbst nicht bist." — Einige sehr zarte Lieder sind noch als Nachklang dieser Stimmung zu betrachten. „Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab in die Wälder sich ergießt, und Gerüche mit den Düften von der Linde in den Kühlungen wehn; so umschatten mich Gedanken an das Grab der Geliebten, und ich seh' in dem Walde nur es dämmern, und es weht mir von der Blüthe nicht her." „Willkommen, o silberner Mond, schöner, stiller Gefährt der Nacht! Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund! — Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin." „Schweigend sahe der Mai die bekränzte leichtwehende Lock' im Silberbach; röthlich war sein Kranz, wie des Aufgangs, er sah sich und lächelte sanft." U. s. w.

Der Messias stockte noch immer, Klopstock hatte sich ernstlich auf's Drama gelegt, wozu ihm eigentlich alles Talent abging. „Salomo" wurde

1763 vollendet, „David" begonnen: beide nach dem Rathe Gleim's in Jamben — beiläufig vielleicht den schlechtesten, die in deutscher Sprache geschrieben sind. Der Vorwurf des „Salomo" ist nicht uninteressant: der Weiseste aller Sterblichen verfällt in Zweifel an der Möglichkeit eines Verkehrs mit dem höchsten Wesen, und wird darüber zum Molochsdiener. Aber nur ein Dichter von wirklichem und tiefem Gedankenreichthum hätte sich an die Behandlung wagen dürfen: das ganze Stück ist Stimmung, fast ohne alle Gedanken, und statt der Handlungen ereignen sich Wunder. Durch Wunder wird dem Zweifel wohl der Mund gestopft, aber er wird nicht gelöst. Nebenbei sind diese Wunder selbst äußerlich höchst ungeschickt eingeführt: daß Moloch selbst als verkleideter Pilger an seinem eignen Altar opfern und vor seinem eignen Bilde knien muß, ist ein Einfall, dem sich an Abgeschmacktheit schwerlich etwas an die Seite stellt. — „David" behandelt die bekannte Schätzung des Volks, und die Rache, welche der Herr über den König verhängt, indem er drei Tage durch die Pest sein Volk decimirt. Das ganze Interesse des Stücks liegt in der virtuosen Ausmalung der Pestscenen, natürlich durch Boten, die zuletzt doch auch sehr eintönig werden: eine sittliche Vertiefung der äußerst rohen orientalischen Sage ist weder gesucht noch gefunden. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. — Beide Stücke gingen ziemlich spurlos am Publicum vorüber. — Noch immer war der Enthusiasmus des Dichters ausschließlich religiöser Natur; die Vaterlandsidee sollte ihm erst später aufgehn.

Die Nachbildungen der enthusiastischen Dichtart waren nur Abschwächungen des Originals: so K. F. Moser's „Daniel in der Löwengrube" 1763; Hudemann's „Lucifer" 1765 (dem später noch Kain, Jephtha u. s. w. folgten: von einer widrigen Sentimentalität und Geschwätzigkeit). Einen höhern Aufschwung nahmen Willamov's (geb. 1736 zu Morungen in Westpreußen, Sohn des dortigen Pastors, stud. zu Königsberg 1752, Professor in Thorn 1758) „Dithyramben" 1763 nach Pindarischem Muster: Geburt des Bacchus und Zerreißung des Orpheus durch die Mänaden; Gedicht über den Himmelssturm der Titanen; über die Losreißung Siciliens von Italien; über die erste Nacht der Proserpina bei Pluto und die Insel Atlantis, welche in der Unterwelt liegt; der Triumphzug des Bacchus in Indien; dann auch die Niederlage des Varus, wobei der Gott der Trunkenheit den bierlustigen Deutschen zu Hülfe kommt; auch moderne Gegenstände mit Einmischung des Bacchus: Sobieski, Peter der Große, Friedrich der Große u. s. w. Schon damals schrieb Weiße: „Sein Enthusiasmus ist nicht selten erzwungen und studirt: er sucht öfters den Strom, der seine Worte fortwälzen soll, als daß er von demselben jähling ergriffen und fortgerissen wird." — Später legte sich der Dichter auch auf Fabeln.

Geßner, seit der französischen Uebersetzung seiner Idyllen durch Mich Huber 1760 ein berühmter Dichter, fuhr in seinen Arbeiten fort; in's Jah 1762 fallen „der erste Schiffer", ein Epos in zwei Gesängen: unbestimmt Liebessehnsucht, Amor im Traum, giebt den Gedanken der Schifffahrt ein ferner zwei Schäferspiele „Evander und Alcimon" und „Erast", und „Gemäld aus der Sündfluth". „Wie süß," schreibt Hottinger von diesen Stücken „stammelt nicht das Kind ebendieselbe Empfindung, welche der Jüngling feu riger, der Mann entzückter und der Greis mit wonnevoller Ruhe ausspricht.. Seine Schäfer sind Wesen einer bessern Art; wir wagen kaum sie Brüder zu nennen, und der Kuß seiner Schäferin ist für unsere Lippen zu rein. Sein losester Faun ist frömmer als Theokrit's Hirten." — Ein Neuerer setzt mit Recht hinzu: „Hier fehlt nur noch ein ätherischer Kuß auf die Hand der Schäferin, und wir sind wieder bei den Pariser Hofidyllen."

Geßner war jetzt Mitglied des großen Raths und Mitbesitzer einer Buchhandlung, in welcher u. A. 1761 Wieland's gesammelte Schriften er schienen. Dies war der äußere Grund des fortdauernden Zusammenhangs mit dem alten Freunde, der im Uebrigen als erklärter Abtrünniger in der Poesie ganz neue Pfade betreten hatte.

Seit Juni 1760 lebte Wieland in seiner Vaterstadt, der schwäbischen Reichsstadt Biberach, in ziemlich prosaische Geschäfte verstrickt. Die kleine Republik war paritätisch: ein katholischer, ein evangelischer Bürgermeister; so alle Großwürden; auch der große Rath halb der einen, halb der andern Con fession angehörig. Wieland erhielt die Stelle eines Kanzleidirectors, aber auch von der andern Seite wurden darauf Ansprüche gemacht, und der Proceß vor dem Reichshofrath währte volle vier Jahre. Wieland lernte nun klein bürgerliche politische Intriguen kennen, und sammelte Stoff zu den Abderiten. In seinen Briefen an Zimmermann beschäftigt er sich vor Allem damit über das Verhältniß zu Julie Bondeli klar zu werden. (Vgl. S. 166.

14. Oct. 1761. „Der Tod von Juliens Vater hat wieder Hoffnung in meinem Herzen geweckt. Die Umstände scheinen mir von der Art, daß ich wagen könnte ihr anzutragen, mein mittelmäßiges Glück mit mir zu theilen.. Julie hat Recht, sich von mir für beleidigt zu halten, und glaubt, ungeachtet sie mir ihre Freundschaft erhielt, die Unmöglichkeit zu fühlen, die Empfindungen die sie sonst für mich hatte, wieder haben zu können. Ich meines Theils be haupte, daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind, und daß sie nichts Besseres thun kann, als mir zu verzeihn.. und meine Thätigkeit dadurch wieder zu beleben, daß ich durch Arbeit mein Schicksal verbessere, weil ich das ihrige damit vereinigen will."

21. Oct. — „Ich habe allerdings großes Unrecht . . . Aber wenn sie

mir nicht völlig verzeihn kann, so sind alle meine ehemaligen Meinungen von der erhabenen Güte ihrer Seele eben solche Täuschungen gewesen, wie die Gefühle, die uns ehedem beide belebten... Ich kenne mein Herz; ich weiß ganz bestimmt, wäre ich in diesem Augenblick bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde darauf könnte ich mich aber auch selbst verachten, daß ich solch einer Schwachheit fähig gewesen. Der Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpf, wie vollkommen es auch sein möge, sich so erniedrige... Kann Julie mich lieben, wie sie sonst mich geliebt hat, und aus eigner Wahl sich entschließen, mit mir zu leben, so werde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich gleich, um mit ihr zu leben, lebenslang Kanzleidirector von Biberach werde bleiben müssen. Wo nicht — so werde ich allein bleiben und so lange es Gott gefällt, ein Leben fortsetzen, das kurz genug werden wird. — Man ist der Meinung, daß die Liebe keine Schwierigkeiten sehn müsse; ich bin dieser Art von Liebe nicht fähig. Ich fühle für Julie was man nur fühlen kann, aber ich schwärme nicht; ich sehe die Dinge ungefähr so wie sie sind."

18. Dec. — „Sie werden auf Juliens Bericht hin empört sein über einen Menschen, der sich gegen eine Person vergehn konnte, die, wenn mich nicht Alles trügt, einen außerordentlichen Eindruck auf Ihr Herz machen mußte; Sie werden gefunden haben, daß jener Elende nicht ein Mensch zu heißen verdiene... Lesen Sie unsre Briefe: Sie werden da Probleme finden, mit deren Lösung ein Philosoph sich würdig beschäftigen kann, und einsehn, ich sei zwar nicht völlig zu entschuldigen, aber doch mehr unglücklich als schuldig."

5. Jan. 1762. — „Diese unseligen Geschäfte werden in die Länge meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben zu Grunde richten. Ich muß mich durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen; kurz, da der Gebrauch meiner Seelenkräfte nur dazu dienen würde, mich ohne Unterbrechung die Abscheulichkeit meines Zustandes empfinden zu machen, so ist das Einzige, was mir übrig bleibt, meiner selbst zu vergessen. An einem solchen Ort, bei solchen Geschäften, Händeln, Processen, müßte das Genie eines Engels endlich unterliegen... Die Acquisition eines Vermögens, das mich unabhängig machte, ist das einzige Mittel, dieser Katastrophe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heirathsvorschläge gethan..."

Eine Stunde von Biberach, auf dem Schloß Warthausen, lebte seit dem Ende des J. 1761 Graf Stadion, ein 72jähriger Greis von höchster Bildung und Lebenskenntniß. Bei ihm fand Wieland seine alte Jugendgeliebte wieder, Sophie v. Laroche (vgl. S. 96), noch immer das höchste

activen und diese in dem passiven Theil seiner Natur gründet; beide bringen viel Gutes hervor: die Schwärmerei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglaube zahme, geduldige, fromme Thiere, die in dem ordentlichen Kühweg einherwandeln und für Alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit alledem ist es doch jederzeit für sehr nöthig und heilsam erachtet worden, über jene Triebfeder der großen Leidenschaften und über diese plumpe vis inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne immer für das beste Mittel gegen die Ausschweifungen von beiden angesehn worden; und in dieser Intention ist Don Sylvio geschrieben. Daß ich in wenig Jahren eine Apologie für mich und meine Schriften werde nöthig haben, sehe ich schon lange voraus: Agathon, der in jedem Betracht ärgerlicher ist als Sylvio, wird Murrens und Schreiens genug erwecken. Ich bin aber gewiß, daß ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. Die Sentimens eines Menschen bleiben immer, aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit."

Viel Gutes ist von diesem Versuch nicht zu sagen, wie sich denn überhaupt der Don Quixote eher bewundern als nachahmen läßt. Die Erfindung ist bunt, aber ohne Geschmack, der Humor trotz aller Derbheit nicht kühn, der Verfasser steckt noch selbst in den Neigungen, die er bekämpft, und die Lebensklugheit, die sich hier im Uebermaß spreizt, hat nicht das mindeste Recht dazu. Es ist merkwürdig, wie der Dichter dies unbeschreiblich mittelmäßige Werk noch später mit einiger Vorliebe betrachten konnte. Eine hervorstechende Episode ist das Mährchen vom Prinzen *Biribinker*, in seiner Erfindung weit über dem jüngern Crebillon, und eine Probe, was man Alles in dem eleganten Cirkel von Warthausen goutirte! Der alte Graf wird doch etwas vom Faun gehabt haben*). — Bei der damaligen Kritik (*Abbt* u. s. w.) fand das Buch nicht viel Anklang.

Weit mehr in seinem Element ist *Wieland* in den „komischen Erzählungen", von denen einige kleinere Proben (Nadine; Erdenglück, an Chloë; Celia und Damon) schon 1762 erschienen. Der Vers ist leicht und gefällig, die Sprache, wenn auch etwas breit, zuweilen elegant, und von einer Grazie, die mit den Franzosen wetteifert. Ganz französisch ist auch der Inhalt, namentlich bei den größeren Erzählungen (1764: Endymion; das Urtheil des Paris; Aurora und Cephalus; Juno und Ganymed): eine Travestie der alten

---

*) Kurz vorher, 1760—1762 hatte *Musäus* (geb. 1735 zu Jena, Candidat der Theologie) eine Satire gegen den empfindsamen Roman geschrieben: „Grandison der Zweite, in Briefen", 3 Bd. Er wurde 1763 Pagenhofmeister in *Weimar*.

mythologischen Geschichten nicht in's Burleske, sondern in's Schlüpfrige, die mehr nach der Lüsternheit eines abgespannten Alten, als nach der Dreistigkeit eines frischen Knaben schmeckt. Wieland's Erklärungen über diesen Punkt sind äußerst merkwürdig.

So schreibt er, Mai 1764, an Geßner: „Qui semel verecundiae fines transiit, sagt Cicero, eum oportet graviter esse impudentem. Das Erste that ich, da ich schon vor einigen Jahren die platonische Partei verlassen habe; das Andere thue ich jetzt, da ich Ihnen meinen Endymion schicke... Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es aller der zu vielen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat... Ich hasse alle Gleisnerei, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht es zu sagen. Im Uebrigen hoffe ich, Sie werden ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Sujets zum wenigsten soviel Retenue und Bescheidenheit finden als in der Io des Correggio, welche wir einst mit einander bewunderten." — Und an seine früher so verehrte Julie, mit der die Correspondenz wieder aufgenommen war: „Habe ich gleich in einem Sinne aufgehört Enthusiast zu sein, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit, und finde die Tugend nicht weniger liebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele glaube und beim Bilde eines rosenfarbenen Seraphs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde. Solche erkünstelte Speculationen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet; angenehme Hirngespinste, woran wollüstige Seelen sich ergötzen... Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war... Ich habe, dem Himmel sei Dank, seit meinem 17. J. wenigstens ein volles Dutzend liebenswürdiger Frauen geliebt. Alle diese haben mir große Pein verursacht; alle meine Liebschaften waren von der Art, die man passions nennt, alle meine Geliebten Göttinnen, die ich anbetete, und ich habe wohl einige Male die platonische Liebe bis zu einem Heroismus getrieben, dessen ich mich nicht mehr fähig halte. Vergesse man doch endlich diese moralischen Donquixoterien meiner frühern Jugend!"

„Daß die Uz, die Lessing, die Nicolai sich herzlich lustig machen über mich und die Erfüllung ihrer ehemaligen Weissagungen — grand bien leur fasse! Wenn sie sich artig aufführen wollten, so sollten sie sich freuen, daß ich mit ihnen in der ähnlichen Kategorie stehe, ohne mir deswegen Vorwürfe zu machen."

Dennoch wird er zuweilen bedenklich: „wie oft seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wieder-

Stücke meistens keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften, unregelmäßigen und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß Komisches und Tragisches darin auf die seltsamste Art durcheinandergeworfen ist, und oft ebendieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenig Augenblicken darauf durch irgend einen seltsamen Einfall oder barocken Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es schwer wird, uns wieder in die gehörige Fassung zu versetzen. Man tadelt dies, und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darum desto natürlichere Abbildungen des menschlichen Lebens sind."

„Der Lebenslauf der meisten Menschen gleicht den Haupt- und Staatsactionen im alten gothischen Geschmack in soviel Punkten, daß man beinahe auf den Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser letztern wären klüger gewesen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die heimliche Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur ebenso getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen sein ließen, sie zu verschönern. Was kann ähnlicher sein, als es beide Arten der Haupt- und Staats-Actionen einander in der Anlage, im Knoten und in der Entwickelung zu sein pflegen! Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so und nicht anders gemacht haben! Wie oft überraschen sie durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren! Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daß sich begreifen läßt, warum sie kamen oder warum sie wieder verschwinden! Wie oft sehen wir die größten Wirkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht! wie oft das Ernsthafte und Wichtige leichtsinnig, und das Nichtsbedeutende mit einer lächerlichen Gravität behandelt!"

„Wie viel große Aufzüge auf dem Schauplatz der Welt hat man nicht zu allen Zeiten durch Hanswurst ausführen sehn! Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragikomödie die Verwickelung lediglich daher, daß Hanswurst durch irgend ein dummes und schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den gescheidten Leuten ihr Spiel verdirbt!" U. s. w.

„Wäre Shakespeare's Geist, anstatt sich selbst und der Natur überlassen zu sein, nach Mustern gebildet worden: — meinen wir, daß er diese Kühnheit behalten haben würde, die ihn oft über die Schranken hinwegreißt, welche die Natur unserm Geiste gesetzt hat? Meinen wir, wenn sein Gedächtniß mit Gemälden, Gedanken und Sprüchen aus den classischen Schriftstellern angefüllt gewesen wäre, er würde so reich an ursprünglichen Gedanken, an feinen Bemerkungen, eignen Wendungen, an Verknüpfungen von Ideen gewesen sein, die uns in demselben Augenblick durch ihre scheinbare Seltsam-

keit befremden und durch ihre Wahrheit zum Beifall nöthigen? er würde so stark, mit so feurigen Zügen geschildert, er würde soviele neue Seiten der Natur entdeckt haben? Oder glauben wir, wenn er in seiner Jugend schon an die Manier der Alten sich gewöhnt hätte, er würde diese neuen und schimmernden Farben gefunden haben, welche seinen Gemälden soviel Stärke, ein so blühendes Leben, einen so zauberischen Firniß geben?"

„Shakespeare's Helden, zumal seine Lieblingshelden, sind alle Humoristen, und vermuthlich ist dies eine Hauptursache, warum, ungeachtet Sprache, Sitten und Geschmack sich seit jener Zeit so sehr verändert haben, dieser Autor doch für seine Landsleute immer neu bleibt, und etwas weit Anzüglicheres für sie hat als alle neueren, welche nach französischen Vorbildern gearbeitet haben."

Allein das Geschäft dieser Uebersetzung war Wieland doch nur äußerlich: im Vordergrund seines Strebens stand immer, den Weg von der Schwärmerei zur Weltweisheit (oder wie er sich ausdrückte, zur Natur), den er selber durchgemacht, in einem lebendigen Gemälde zur Anschauung zu bringen. — Don Quixote war lange sein Liebling gewesen: nach dem Muster dieses Feldzugs gegen die Ritterromane unternahm er einen Feldzug gegen die Feenmährchen, und begann Juni 1763 — zur Abwechselung des Agathon — den „Don Sylvio de Rosalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei": „Ich kam an einem Regentag auf den Einfall, einen kleinen Roman zu schreiben, worin Kluge und Narren viel zu lachen fänden, und der mich selbst amusirte, ohne mich im Geringsten anzustrengen. Dies Amusement interessirte mich unvermerkt so stark, daß ich eine Art Arbeit daraus machte, und daß ich beschloß, aus meinem Fonds, der an sich närrisch genug ist, etwas so Gescheidtes zu machen, als mir nur möglich wäre." Der erste Theil wurde Oct. 1763 an Geßner abgeschickt, aber von den Zürichern stark beanstandet. „Ich gestehe gern," schreibt Wieland 7. Nov., „daß der Abstand, den der Geist und Ton, der in diesem Dinge herrscht, mit den feierlichen Schriften meiner frühern Jahre macht, einem beträchtlichen Theil des Publicums anstößig sein wird... Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten aus der Geschichte und meiner eignen Erfahrung kennen lerne, je mehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime von Aberglauben und Enthusiasmus durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken und die ausschweifenden Entwürfe von jeher einen gewaltigen Dégât im Gebiet der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht haben. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens; beide sind dem Menschen natürlich, indem jene sich in dem

Ideal seiner poetischen Träume, die ihm aber seit vielen Jahren aus den Augen gekommen war. Ihr Mann war von frühster Kindheit vom Grafen erzogen: er hatte ihn abgerichtet, Liebesbriefe im verschiedensten Stil zu schreiben, die dann der alte Herr benutzte; selbst einen falschen Namen hatte er ihm gegeben. Der Graf war aller Wissenschaften und Künste mächtig; seine Genußfähigkeit war so groß wie seine poetische Empfänglichkeit. Glauben hatte er an nichts. In allen diesen Dingen war sein Secretär sein Schüler gewesen, und auch die schöne Sophie hatte sich in den Ton gefunden; mit den beiden Töchtern des Grafen gemeinsam hatte sie die Aufgabe, für die Unterhaltung des vielverlangenden Herrn zu sorgen. Jeden Morgen, ehe er in's Cabinet des Grafen ging, bemerkte Laroche seiner Gattin eigens ausgewählte Stellen aus deutschen, französischen und englischen Werken, mit deren Inhalt sie sich bekannt machte, und wofür sie eine leichte geschmackvolle Einkleidung suchte. In dieser brachte sie dann das Gelesene an, entweder wenn sie dem Grafen beim Auf- und Abgehn in vielen ineinanderlaufenden Zimmern Gesellschaft leistete, oder bei Tafel. So konnte sie wohl werden, wie Goethe sie später schildert: mild gegen Alles; sie konnte Alles dulden ohne zu leiden, den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiederte sie auf die gleiche Weise.

Für diese unterhaltungssüchtige Gesellschaft mußte ein junger Platoniker, der schon halb auf dem Wege war, sich zu bekehren und Weltweisheit anzunehmen, ein sehr willkommener Gegenstand sein. Und mit welcher Verehrung näherte er sich dem Kreise! „Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage zu Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt, worin Alles, was die Verehrung eines Biedermanns verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen vertheilt findet. Warthausen ist der Mittelpunkt der Welt, die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariost's und Tasso's vorziehn. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, so ist es der unbequeme, aber nur zu gerechte Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene, in solch eine Gesellschaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, Verdienste und Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben." — So fing man an, wacker zu erziehn. Die Unterhaltung war natürlich meist französisch, obgleich Sophie auch sehr liebenswürdig schwäbelte.

„Non sum qualis eram," schreibt Wieland 8. Nov. 1762 an Zimmermann: „ohne mich zu verwundern, daß ich Enthusiast, Ascet und Hexametrist, Prophet und Mystiker gewesen bin. Es ist geraume Zeit, daß ich, Dank dem Himmel, von allem diesen zurückgekommen, und mich ganz

natürlich wieder auf demselben Punkt befinde, von dem ich vor zehn Jahren ausgegangen bin. Platon hat dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz gemacht. Die Harmonie der Sphären ist den Arien von Galuppi, der Nektar dem Tokaier gewichen... Ich fühle, wie schwierig es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andere debutirt habe, und zu wagen, ein Mensch zu sein, nachdem ich den Seraph gemacht habe. Aber sollte man mich auch für einen Thoren halten, womit mir ohne Zweifel kein großes Unrecht geschehn würde, so werde ich wahr und ehrlich sein, und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten. — Genug, um Sie auf vielerlei vorzubereiten, was mich von einer Seite bekannt machen wird, über die alle die guten kleinen Seelen, die nicht wissen, wie so etwas zugeht, sehr erstaunen werden."

Wieland war von Kindheit auf ein großer Psycholog gewesen: die neu erworbene Weltweisheit, und den Weg, auf dem er dazu gelangt, in einem psychologischen Gemälde darzustellen, welches ebensoviel phantastische Anschauung als Philosophie enthalten sollte, war sein nächstes Trachten. Seine eigne Geschichte wollte er auf die Culturzustände des Alterthums projiciren, und entwarf den Plan zum „Agathon": „Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünsche." (5. Jan. 1762.) Später: „es war eine kleine Zauberin, die dies Wunder wirkte; ohne sie würde ich tausendmal unter der Last der Verzweiflung erlegen, oder in Anstößen von Trübsinn, Unmuth und Wildheit auf verderbliche Extremitäten gefallen sein." — Auf Julie hatte er März 1762 vollständig resignirt.

Auf der reichen Bibliothek zu Warthausen fand Wieland ein schönes Material zur englischen Literatur, und unternahm 1762, ein Stück von Shakespeare zu übersetzen, den Sommernachtstraum. Er führte seine Arbeit mit Liebe und Erfolg aus; es ist wirkliche Poesie in dieser Nachbildung, und auch in der Form ist er genau: als dann aber ein Stück nach dem andern folgte, machte er sich's leichter: er übersetzte prosaisch, kürzte und besserte nach Belieben und verzierte den Text mit Anmerkungen, die großen Anstoß erregten. Gleichwohl hat diese Uebersetzung — an der Wieland bis 1766 arbeitete, und deren Fortsetzung er später Eschenburg überließ — sehr viel dazu beigetragen, den großen Dichter im deutschen Volk einzubürgern; und daß es auch mit seinem Urtheil nicht durchweg so schlimm stand, als man später behauptete, mögen die folgenden Stellen belegen.

„Man tadelt an Shakespeare" — heißt es im Agathon — „demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen vom Könige bis zum Bettler am besten gekannt und durch und durch gesehen hat — daß seine

geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche Weisheit ist die glückliche Thorheit werth, worin wir in diesem Zustand einer wahren Bezauberung unser Leben verträumen!... Ich schwöre es bei den Grazien, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückte Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand unser ganzes Wesen erfüllte."

21. Oct. 1765 heirathete Wieland, und erstattete Geßner (der eben in den großen Rath aufgenommen war), folgenden Bericht: „Ich habe an der Fortsetzung des Agathon gearbeitet, bin aber durch eine Vorfallenheit unterbrochen worden... Ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Vielleicht; wenigstens insofern wir das in der großen Welt fast durchgehends angenommene Princip, daß ein Philosoph und ein Dichter frei sein solle, gelten lassen. Dem sei nun wie ihm wolle, ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind — und wenn ich mich nur erst in meinem neuen Stande werde zurechtgesetzt haben, so hoffe ich, daß die Musen nichts dabei verlieren sollen... Meine junge Frau empfiehlt sich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis. Sie ist eben nicht so schön, aber ungefähr so ungekünstelt, so unschuldig als Ihre Melida — keine Biberacherin, das werden Sie ohnehin vermuthen — ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen und damit Punctum." .. „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehn habe... Sie ist doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gerne eine Frau für sich selbst hat: eine Prätention, die man bei den großen Schönheiten vergebens macht." .. „Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist." ..

Diese Art der Verbindung hatte denn doch auch für den Dichter die nachtheiligsten Folgen. Innerlich nüchtern von Natur, lernte er jetzt auf die Ideale des Lebens völlig resigniren, und wurde in dieser Beziehung ein Cyniker, während er sein ideales Bedürfniß theils in dem Harem seiner platonischen Jugenderinnerungen, theils in dem Gaukelspiel phantastisch orientalischer Einbildungen sättigte. Auf der einen Seite die platteste Allerweltsklugheit, auf der andern ein beständiger Opiumrausch, der zu nicht weniger unschönen Bildern führte. Früher in der Einbildung ein verzückter Mensch, wurde er nun

in der Einbildung ein welterfahrner Don Juan: das Eine entfernte ihn von der Wahrheit des Lebens ebenso wie das Andere.

Das Verhältniß der Verehrung zu Warthausen löste sich bald in eine angenehme Familiarität auf. Die Briefe an Sophie sind äußerst spaßhaft. — Einmal hat sie einen Auftrag vergessen auszurichten: „voilà," schreibt er ihr, „de ces caprices feminins qui me font souffrir cruellement. Dieu garde ma femme de pareilles gentillesses; une seule suffirait pour me donner la Kränck pendant 14 jours consécutifs. Vous rêvez sans cesse à des objets passablement idéaux, und vergessen darüber die Hauptsache. Adieu, belle Missous! je ne vous demande pas pardon de l'impertinence de mon billet, elle est la suite naturelle de l'affreux humeur que vous venez de me donner." — Er läßt Laroche grüßen, „pour lequel, soit dit sans vous fâcher, je me sens infiniment plus d'amour platonique que pour vous et pour toutes les femmes de l'univers, sans en excepter les Houris et les Sylphides." — Sie theilt ihm ein Billet einer Freundin mit: „sérieusement," schreibt der kleine Don Juan, „un homme qui ne serait pas moi, tirérait de certaines expressions certaines conséquences qui ne tourneraient pas au préjudice de son amour propre. Sans vanterie, on connaît un peu la carte du coeur féminin, et on sait à peuprès ce que tout cela veut dire. Mais comme je sommes, à ce que vous dites, fort biau et une bonne pâte de garçon, et que je n'y entendons pas finesse; tatigué! nous sommes bian loin de semblables pensimens. Jarniguienne! il sierait bien à un petit Kanzleiverwalter de s'aviser de vouloir aimer la femme de Msr. le Wohlgeborne Herrlichkeit! Cependant, tous les jours ne sont pas encore venus et il ne faut jurer de rien." . . Dann wieder an Sophie gewandt: „Cruelle! vous ne sentez pas combien vous me devez de réparations! vous, qui avez privé le public et la postérité de tous les beaux vers que j'aurais fait, si vous aviez continué de jouer le rôle de ma muse! vous, qui êtes la véritable et unique cause de toutes les infidélités que j'ai fait à tant d'aimables femmes, m'ayant oté le droit de vous aimer sans me rendre la faculté d'aimer autre chose que vous. Abrenuncio! Je m'en lave les mains! je suis fait pour n'aimer que vous, et je remplirai ma destinée. Je vous aimerai en dépit des astres, de vous et de tous les abbés du monde." „Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen Mädchen oder Weibe allerlei vor, was ich nur für Sie fühle. Die armen Schäfchen glauben mir auf's Wort. Aus Erkenntlichkeit fühlen sie die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich. Man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Nicht als ob ich irgend

Mein Held muß ein außerordentliches Gemisch von großen Eigenschaften und Schwachheiten, von heroischen und komischen Zügen, und seine Begebenheiten müssen so romanhaft sein, daß sie noch moralisch und poetisch interessant bleiben, ungeachtet sie in ein komisches Licht gestellt werden und durch die Entdeckung der wahren Springfedern vom Wunderbaren unendlich verlieren."

Die unaufhörlichen Angriffe auf die Moralität der „komischen Erzählungen" machten Wieland doch viel Verdruß. „Rathen Sie mir nicht," schreibt er an Geßner 5. Jan. 1767, „daß ich dergleichen widrige Urtheile mit einer großmüthigen Verachtung ansehn soll; es ist schon darum unmöglich, weil sie mich hier in ein verächtliches Licht stellen." Dringend bat er seinen alten Freund, den Pfarrer Waser zu Winterthur (geb. 1713) — eben hatte er die Uebersetzung des Swift beendet und den Lucian begonnen — sich seiner anzunehmen und nachzuweisen, „daß die komischen Erzählungen als wahre und satirische Gemälde der herrschenden Sitten der großen Welt zu betrachten und aus diesem Gesichtspunkt wirklich moralisch seien." „Der Henker hole die Autorschaft, wenn sie mir von allen Enden Deutschlands nichts als Verdruß zuziehn soll!" — Aber bald ließ er sich trösten: „Sie sollen mich," schreibt er 6. März, „nicht mehr in diesem albernen, weinerlichen Tone pinseln hören. Ich habe nun in Absicht der komischen Erzählungen meinen Kopf aufgesetzt, und werde gelegentlich Allen und Jeden, und wenn es auf einem allgemeinen poetischen Concil geschehn müßte, in's Angesicht behaupten, daß sie in ihrer Art ebenso moralisch sind als die Briefe der Leute aus der andern Welt." — Ein großer Trost mußte für Wieland das Urtheil Lessing's sein, der (in der Dramaturgie) vom „Agathon" sagt: „es gehört unter die vortrefflichsten Werke unsers Jahrhunderts, scheint aber für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu sein. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehn gemacht haben; der Name des Verfassers wäre auf allen Zungen... Mit der äußersten Befremdung nehme ich wahr, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Ton sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von classischem Geschmack." — Dies ist der Ton, in welchem Lessing fortan stets von Wieland spricht.

Schon Nov. 1763 hatte Lessing gegen seinen Vater den Wunsch ausgesprochen, recht bald zu seiner alten Lebensweise zurückzukehren. „Ich habe an diese Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren; es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Was ich wollte, hab' ich er-

reicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht und mir eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." Juni 1764: „Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen sollte, mich auf den kürzeren Rest meines Lebens zum Sklaven zu machen." Seine Geschäfte waren zum Theil sehr unbequem, Verhandlungen mit dem Münzfälscher Ephraim u. s. w.

Auch seine Gesundheit war nicht stichfest. „Krank will ich wohl einmal sein," schreibt er an Ramler 5. Aug. 1764, „aber sterben will ich deswegen noch nicht... Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und dann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unsers Temperaments, glaube ich, sind mit Wandlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrast habe." „Ihre Liebe wünscht mich gesund: aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern; die gesunden Döbbelin und Lessing werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund, aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleisch, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden läßt."

Zu Anfang des nächsten Jahrs gewann er endlich den Leipziger Proceß, es blieben ihm aber nur 300 Thlr. davon übrig. Mitte April 1765 verließ er Breslau, und ging über seine Vaterstadt nach Leipzig, wo er mit Nicolai, der die Ostermesse besuchte, zusammentraf und ihn nach Berlin begleitete.

Ein Anderer kam Lessing aus Breslau zurück (36 J. alt). Er war nun wirklich ein Mann geworden, reif, concentrirt, in der vollsten Kraft des Strebens. Er war aus dem engen Literatenkreise herausgetreten und hatte die wirkliche Welt gesehn; tüchtige Menschen, die ihn mehr durch ihren Charakter als durch ihre Bildung angezogen. Ueber seinen Tagesgeschäften hatte er die gelehrten Studien nicht vergessen, und brachte als Resultat derselben ein unsterbliches Werk fast vollendet mit, den „Laokoon". Auch der Dichter war in ihm zur Reife gediehn: die „Minna von Barnhelm", der natürliche Gewinn seines halben Soldatenlebens, harrte nur noch auf die letzte Hand. — Nur in einem Punkt war er unverändert geblieben: wirthschaften hatte er nicht gelernt. Da sich indeß seine Umstände einigermaßen gebessert hatten, nahm er seinen jüngern Bruder Karl zu sich, und dieser junge Mann, der

Der sinnliche Theil des Romans verdient alles Lob; aber Wieland wußte sich viel mehr auf das lehrhafte Element desselben, nur war er selber nicht recht im Klaren, wohin alle diese Disputationen führen sollten. „Es wird Kopfarbeit brauchen," schreibt er an Zimmermann, „den Agathon, nachdem er durch alle Media wird durchgegangen sein, wieder an eben den Punkt zu bringen, von dem er ausgegangen ist. Der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem 40. Jahr in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im 25. losgerissen." 30 Jahr später — so lange noch beschäftigte ihn das Problem, in diesem Gemälde Eudämonismus und Tugend zu versöhnen: „Wir werden uns nun kaum verwundern können, wie es zuging, daß unser Held sich endlich unvermerkt auf einem Punkt fand, wo ihn, da er die Grundsätze, die Verheißungen und die Freundschaft des Sophisten Hippias mit einem so feurigen Unwillen von sich wies, vermuthlich nur die schlauesten Kenner des menschlichen Herzens mögen erwartet haben, nämlich da, wo ihm ein großer Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er erst nur zu zweifeln angefangen hatte, nun ganz chimärisch und belachenswerth, diejenigen hingegen, deren Gegenstände ihm zwar ehrwürdig bleiben mußten, dennoch subjectiv betrachtet, in der barocken Gestalt, wie sie in der Einbildung der Sterblichen verkleinert, verzerrt, vermischt oder verkleidet werden, zu nichts Anderem zu taugen schienen, als sich lustig damit zu machen." — So sehr sich Wieland abquält, er findet nur einen Halt: „die namenlose Empfindung ist es allein, die den Liebhaber vom Satyr scheidet, und eine Art sittlicher Grazie sogar über dasjenige ausbreitet, was bei diesem nur das Werk eines animalischen Hungers ist*)."

Ueber die gleichzeitigen deutschen Romane, die sich fast durchweg an Richardson oder Fielding anschließen**), ragt der Agathon erstaunlich hervor.

---

*) „Wieland," schreibt Lichtenberg, „scheint alle seine feinen Beobachtungen des Menschen zu erschöpfen, uns Agathon sonderbar und groß vorzustellen. Aber ich kann es unmöglich glauben, daß ein so schwärmerischer delphischer Jesuitenschüler Athen nur eine Stunde beherrschen kann; es wird mir bange, wenn ich höre, daß er sich dazu entschließt. Ich bin durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen; ich möchte fast sagen, ich mißgönnte es dem Jesuitenschüler, daß ein so großer Mann wie Wieland sich für ihn interessirt, und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln sucht."

**) Zu den beliebtesten gehört die „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" 1766, von Timoth. Hermes (geb. 1738 bei Stargard, Predigerssohn, stud. in Königsberg bis 1759, dann Hauslehrer, auch in Berlin; Feldprediger; schließlich 1772 in Breslau). — Mehr in Wieland's Manier ist das „prosaisch-komische Heldengedicht" von M. v. Thümmel (geb. 1738, seit 1761 Kammerjunker in Coburg): „Wilhelmine oder der

Gleichwohl erwarb er sich beim Publicum und der Kritik nur langsame Anerkennung. „Wie lange," fragt ein gleichzeitiger Recensent, „werden doch die deutschen Schriftsteller nach fremden Ländern betteln gehn? So hat schon oft mancher Patriot gefragt, und vielleicht ebenso oft: warum schaffen sich die Deutschen keine Nationalromane?... Es wäre recht und billig, und sogar von ungleich größerem Nutzen, wenn wir nach dem Beispiel aller andern Nationen fein zu Hause blieben und unser eignes Vaterland erst studirten, ehe wir unter andern Völkerschaften herumliefen und nicht den Gelehrten gleichen, die die alten Aegypter oder Hottentotten genauer kennen als ihre eignen Landsleute."

Agathon, die komischen Erzählungen, Shakespeare u. s. w. genügten noch nicht, Wieland's Productionstrieb zu befriedigen. „Ich habe," schreibt er 29. Aug. 1766 an Zimmermann, „eine Menge Sujets, welche, wenn ich lebe, mich nach und nach beschäftigen und vielleicht das Publicum ermüden werden zu lesen, ehe ich müde werde zu reimen; so unbeschreiblich groß ist der Reiz, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Hexenwerk verbunden ist. ... Sie werden erschrecken, wenn ich Ihnen von einem heroisch-komischen Gedicht sage, dessen Held — Alexander der Große sein soll!... Meine Idee ist diese. Die Poeten, die epischen und tragischen wenigstens und die Odendichter schildern uns Helden, die meiner festen Ueberzeugung nach nie gewesen sind; die Geschichtschreiber machen es zuweilen nicht besser: sie sind eine Art von Romanschreibern, welche von der Liebe zum Schönen, Großen und Wunderbaren hingerissen, uns statt der wirklichen Leute, welche sie uns bekannt zu machen unternommen haben, idealische Personen unterschieben. Wieviel die wahre Kenntniß der menschlichen Natur darunter leidet, und wieviel auf solche Weise Dichter und historische Romanschreiber zu Unterhaltung einer Menge populärer Vorurtheile, welche dem menschlichen Geschlecht gewiß nicht zum Besten gereichen, beitragen, ist zwar bekannt, verdiente aber wohl einmal umständlich entwickelt zu werden. Nun habe ich in meinem Kopf, es würde einen seltsamen Effect machen, lustig zu lesen und dabei gewiß nicht unnützlich sein, wenn die Helden einmal von einem Poeten geschildert würden, wie sie wirklich sind, d. h. als eine Art von Don Quixoten. Ich habe mir davon eine Idee gemacht, von der ich, die Wahrheit zu sagen, ein wenig behext bin.

---

vermählte Pedant", 1764: die Vermählung eines ehrlichen Landpastors mit der abgelegten Maitresse eines Hofmarschalls. Das Sujet ist von der ärgsten Frivolität, aber die Behandlung von so anmuthiger Komik, daß man kaum ein Arg daran hat. Und nebenbei ist das geschilderte Leben, wenn auch mit französischen Edelmanns-Augen angesehn, doch deutsch.

eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte; die verdiene ich auch nicht: ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoskops mich dazu verurtheilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich also muß man sich halten, wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen! — ein Blick von Sophien ausreicht, um alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben." — Und in diesem Jargon geht es bogenlang fort: die gute Frau läßt sich bei der Gelegenheit immer der verehrten Freundin empfehlen, von der sie menschlich behandelt wird. — Sophie wird nebenbei von einem Dritten angebetet, dem sie nach Dresden tugendhafte Briefe schreibt; Wieland ist Vermittler und Rathgeber; er beschwört sie, die Göttlichkeit ihrer Tugend zu mildern, um jenen nicht noch mehr zu entflammen: „Femme divine! comment peut-on vous connaître, comment peut-on vous avoir aimé, et être sensible pour aucune autre femme du monde! Rentrez, rentrez, pour l'amour de Dieu! dans cette indolence, où je vous ai vue! reprenez le voile qui me cachait Sophie! n'usez pas de ce pouvoir irrésistible que le ciel vous a donné de charmer, d'enlever, d'enchanter toutes les ames sensibles! Apprenez nous à vous regarder avec cette heureuse stupidité, qui ne sent rien et se félicite d'être si sage! — Mais non! restez telle que vous êtes!" U. s. w.

Das wichtigste Werk der Periode bleibt der „Agathon", dessen erster Band 1766, der zweite 1767 erschien: die Fortsetzung folgte später. In jener glänzenden Zeit des griechischen Lebens, wo der alte Glaube und die alten Sitten sich zersetzten, wird der schöne Agathon in Delphi zum Priester erzogen (das Muster war der Ion des Euripides). Er ehrt die Pythia, die ihn, ohne daß er es merkt, mit wilder Brunst verfolgt; er hat eine unschuldige Liebe zu einer Psyche, die sich später als seine Schwester erweist; er ist ein Schwärmer, wie Wieland zur Zeit der seraphischen Gedichte. Durch sonderbare Zufälle kommt er an die Spitze der Republik Athen, und regiert recht gut, wenn auch etwas schwärmerisch; der Undank der wankelmüthigen Republikaner verbannt ihn. So finden wir ihn bei Eröffnung des Romans, wo eine Schaar rasender Mänaden ihn zerreißen oder todtküssen will, eine prächtige Scene; Seeräuber nehmen die ganze Schaar gefangen; auf dem Schiff findet er Psyche wieder, die durch die Eifersucht der Pythia aus Delphi vertrieben war; in Smyrna wird er als Sklave verkauft, ein atheistischer Doctrinär, Namens Hippias, will ihn zu seinem gelehrigen Schüler machen, und disputirt mit ihm über die Natur der Liebe, der Tugend, der Glückseligkeit. „Um weise zu sein, hast du weiter nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle der begeisterten Zauberin Phantasie, und die kalte Ueberlegung

Platz eines oft sehr betrüglichen Gefühls zu setzen. Frage die Natur, : Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird." Es ihm keineswegs, den jungen Platoniker zu bekehren, der ihm vielmehr,)ender Röthe im Gesicht, ein zürnender Apoll, erwidert: „Du erklärst 'n von moralischer Vollkommenheit für Phantasien. Siehe mich hier, ! so wie ich hier bin, biete ich den Verführungen aller deiner Cyanen, inbarsten Ueberredungen deiner egoistischen Weisheit, und allen Vor- die mir deine Grundsätze und dein Beispiel versprechen, Trotz. Eine ener Phantasien ist hinreichend, die unwesentliche Zauberei aller deiner :rke zu zerstreuen. Nenne die Tugend immerhin Schwärmerei; diese nerei macht mich glücklich, und würde alle Menschen glücklich machen, den ganzen Erdboden in ein Elysium verwandeln, wenn nicht deine itze und diejenigen, welche sie ausüben, soweit ihr ansteckendes Gift :lend und Verderbniß ausbreiteten."

aß Hippias nicht reussirt, leuchtet dem Leser ein, denn der ehrliche ist schrecklich langweilig, und man sehnt sich nach den Mänaden zurück. leiben nicht aus: um den ungelehrigen Knaben zu beschämen, führt ihn in das Haus einer vornehmen Buhlerin, der schönen Danae, der en Maitresse des jungen Cyrus. Diese läßt die gefährlichsten Buhler-)ielen, und die Erzählung wird wieder sehr unterhaltend. Danae siegt, ht durch rohe Sinnlichkeit, sondern weil sie selbst eine schöne Seele druck und Begriff treten hier zum erstenmal in einer gewissen Breite siegt, weil Agathon zu sehr auf seine platonischen Grundsätze baut*); wird auch besiegt, die Seelen mischen sich, und als Hippias zu trium- |laubt, wird er selbst beschämt: Agathon geht, nicht mehr als Platoniker, weltklug, aber doch noch sittlich, zum Tyrannen Dionys, und Danae e tugendhafte Matrone, der Agathon, als er sie später wiederfindet Geschichte erfährt, mit tiefer Ehrerbietung die Hand küßt.

Die Stärke seiner Empfindungen rieb sich an sich selbst ab. Seine Einbildungs-)te in solchen Fällen so lange in geradem Laufe fortzuschießen, bis sie sich fand, wieder umzukehren. Er fing nun an sich zu überreden, daß mehr :erei als Wahrheit in seiner Betrübniß sei. Er glaubte bei näherer Verglei- finden, daß seine Leidenschaft für Danae durch die Vollkommenheit des Ge- s gänzlich gerechtfertigt würde. So vorzüglich ihm vorher die unschuldigen)er ersten noch unerfahrnen Liebe geschienen hatten, so unwesentlich fand er ı Vergleichung mit demjenigen, welches ihn die schöne Danae in ihren Armen hren lassen. Das bloße Andenken setzte sein Blut in Feuer und seine Seele den; seine angestrengteste Einbildung erlag unter dem Bestreben, eine voll- Wonne zu empfinden. Psyche schien ihm jetzt zu nichts Anderem bestimmt u sein, als die Empfindlichkeit seines Herzens zu entwickeln und ihn fähig zu die Vorzüge der unvergleichlichen Danae zu empfinden."

eine ziemliche Geistesverwandtschaft mit Nicolai besaß, hat aufgezeichnet, was er über die Art und Weise seines Bruders zu beobachten glaubte.

„Seine Ausgaben waren vergrößert; daher war er genöthigt, desto fleißiger zu sein, und seinen Fleiß auf die Vollendung einiger Werke zu richten, die er in Breslau angefangen hatte... Aber er konnte sich an das ungesunde Stubenhüten nicht recht gewöhnen; man merkte, daß seinem etwas stärker gewordenen Körper die sitzende Lebensart nicht mehr behage... Es war sein Vorsatz, sich nur auf ein oder zwei Fächer einzuschränken... Aber wenn er in der besten Arbeit auf und niederging, fiel ihm der Titel eines Buchs in die Augen: er sah hinein, fand da einen Gedanken, der zu seiner jetzigen Meditation zwar ganz und gar in keiner Beziehung stand, aber doch so vortrefflich war, daß er ihn aufschreiben mußte; im Aufschreiben konnte er seine eignen Gedanken nicht mit Stillschweigen übergehn; diese bezogen sich wieder auf etwas Anderes, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es später nicht zu finden. — Nun hatte die Sache ein ganz anderes Ansehn! — Der Druckerjunge aber verlangte Manuscript; das mußte noch einmal durchgesehn werden, und deswegen hatte er sich recht früh hingesetzt. Jetzt konnte er nur mit Noth seine Gedanken auf's Neue sammeln. Gegen Abend war seine Seele vom Stubendunst beklemmt; er ging zu einem Freunde, sie kamen in's Plaudern, über einen interessanten Gegenstand. Er kam zeitig nach Hause, aber das Manuscript war vergessen: des Freundes Meinung hatte viel für sich, mußte aber berichtigt werden. So saß er bis zwölf, legte sich zu Bett, stand auf und mochte lieber alles Andere thun als sitzen und seine Arbeit durchlesen, die ihm gar nicht gefiel. Bruder! sagte er wohl endlich, die Schriftstellerei ist die abgeschmackteste Beschäftigung, nimm ein Beispiel an mir!"

Aehnlich kam Lessing wohl den alten Freunden vor, die mittlerweile sehr gesetzte Leute geworden waren. Nicolai war der Erfolg der Literaturbriefe zu Kopf gestiegen, aber die sporadische Wirksamkeit genügte ihm nicht mehr, es kam darauf an, die gesammte Literatur, mit Inbegriff aller Wissenschaften zu centralisiren und ihr ein vernünftiges Urtheil beizubringen. Gottsched war alt, lange verbraucht, und konnte beerbt werden. Aus den „Literaturbriefen" wurde die „Allgemeine deutsche Bibliothek" 1765, welche sich die Aufgabe stellte, Alles zu recensiren, überall den Suchenden den rechten Weg zu zeigen, kurz und bündig zu sagen, was der richtige Geschmack sei. Nicolai gewann eine ziemliche Anzahl nicht unbedeutender Gelehrten, die sich noch jährlich vermehrte — denn gute zwei Menschenalter hat die Bibliothek gewirkt. Gern hätte er Lessing an die Spitze gestellt, der ja in der Vossischen ebenso kritisirt, und eigentlich den Ton angegeben: aber Lessing wußte sehr

wohl, daß man dergleichen nicht über ein Paar Jahre treiben könne, ohne sich zu ruiniren; zudem haßte er alles Coteriewesen. Er hat nicht eine Zeile für die Bibliothek geschrieben. So war denn Nicolai genöthigt, selber an die Spitze zu treten: er entwickelte eine große Rührigkeit, gab an, wie die Recensionen gemacht werden sollten, strich, besserte, schrieb selber, und bildete allmälig den Glauben in sich aus, in Sachen des Geschmacks und des gesunden Menschenverstandes habe er in ganz Deutschland so ziemlich das beste Urtheil.

Die Bibliothek hat viel gewirkt; man muß sie als die kritische Folge der frühern moralischen Wochenschriften ansehn. Sie hat den Mittelstand auf die angemessene Mittelstraße geleitet, ihn ebenso vor dem Aberglauben und der Intoleranz als vor der Freigeisterei gewarnt, die Pedanterie ebenso bekämpft als die Excentricität u. s. w. Moses und Sulzer standen dem Herausgeber am nächsten; auch Ramler, der allmälig die Sprache seiner Oden und Cantaten so abgeglättet hatte, daß Ino (1765) u. A. als Stilmuster jede Anthologie zieren konnte; er fühlte die Verpflichtung gegen die Literatur, die Versuche Anderer ebenso zu corrigiren, Verstorbener und Lebender; er stellte 1766 eine „lyrische Anthologie" zusammen, als Canon der deutschen Dichtkunst. Da er für lebendige Individualität keinen Sinn hatte, und viel tyrannischer war als Gottsched, entzweite er sich bald mit allen Freunden, z. B. mit Gleim, der nicht mit ihm redete, wenn er nach Berlin kam. — Auch die aufgeklärten Gottesgelehrten waren in der Bibliothek stark vertreten, die auf die Theologie ein besonderes Gewicht legte: so Sack und Spalding, der seit 1765 den größten Einfluß auf das Unterrichtswesen ausübte, und dafür sorgte, Büsching, Semler, Nösselt u. A. anzustellen. — Der große Astronom Euler nahm 1777 einen Ruf nach St. Petersburg an.

Neben diesen gesetzten Persönlichkeiten fehlte es auch nicht an Originalen, die sich dem Kreise anschlossen. Bald nach Lessing kam Meinhard nach Berlin. Geb. 11. Sept. 1727 zu Erlangen, hatte er in Helmstädt unter Mosheim Theologie studirt, und dann einige Jahre als Hauslehrer in Liefland und Dänemark zugebracht, bis er 1752 nach Göttingen kam, um dort auf der Bibliothek, im Verkehr mit Gesner und Michaelis, den schönen Wissenschaften obzuliegen. 1756 bis 1759 ist er wieder als Hofmeister eines Baron Budberg auf Reisen, durch Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien; 1759 hält er in Helmstädt ästhetische Vorlesungen, und lebt dann bald in Braunschweig, hauptsächlich mit Zachariä, bald in Leipzig, mit Gellert und Weiße. 1763 übersetzte er Home's „Grundsätze der Kritik", welche die Aesthetik auf Erfahrungen des Seelenlebens zurückzuführen suchten, und gab die „Versuche über die besten italienischen Dichter" heraus, die freilich seitdem durch tiefere Studien überholt sind, damals aber den Literaturfreunden eine ganz neue Welt

aufschlossen. Seine Freiheit von Vorurtheilen zeigt sich u. A. in dem, was er über Machiavelli sagt. Am besten charakterisirt ihn seine Ansicht über Mäcene, der auch Lessing völlig beipflichtete. „Man irrt sehr, wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt: das wahre Genie arbeitet, gleich einem reißenden Strom, sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse... Aufmunterungen schaden nur, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt. Die Genies, welche der Regierung Ludwigs 14. den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geist der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien nicht durch soviel Galanterie entnervt, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthigt hätten, dem Geschmack eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der Schutz nach sich zieht, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist der, daß dadurch die Begierde zu schreiben zu sehr ausgebreitet wird, daß viele blos witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affectationen zu unterscheiden, und führen das Publicum von der Natur zum Gekünstelten. Dies ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Meinhard war von mittlerer Statur, hager und blaß, hatte eine sanfte Miene, freundlich, etwas blöde und nicht sehr belebt. Sein Körper war durch das viele Reisen, durch angestrengtes Studiren, durch die allzuoft veränderte Lebensart und durch milzsüchtige Zufälle sehr geschwächt. Er lebte mäßig, genoß fast nichts als leichte Gemüse, Wurzeln und Obst, und war daher bei seiner Leichtigkeit im Arbeiten niemals wegen seines Unterhalts besorgt. Freiheit liebte er über Alles, und suchte stets Meister von seinen Beschäftigungen und von seiner Zeit zu sein; er lebte ohne Amt, aber nie ohne Arbeit. In seinen Urtheilen war er äußerst behutsam, und erklärte sich nie ohne eine gewisse Furchtsamkeit. Er verstand Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Holländisch mit vollkommener Feinheit und Genauigkeit. Die besten Schriftsteller aller Nationen zierten seine Bibliothek, und er studirte sie unablässig. Die Italiener liebte er am meisten, wegen ihres Wohlklangs: an die griechischen Rhythmen konnte sich sein Ohr nie gewöhnen. — Einsamkeit und Stille liebte er über Alles: mehr als einmal trieb ihn das Geräusch einer Wohnung oder einer Stadt in eine andere.

Ueberhaupt veränderte er gern seinen Aufenthalt, wenn sich seine Bekanntschaft an einem Ort zu sehr vermehrte.

Im Herbst 1763 ging er wieder auf Reisen, mit einem Gr. Moltke, auch nach Italien, wo er intim mit Winckelmann verkehrte. Juni 1765 kehrte er zurück, überbrachte Gleim einen Lorbeerzweig vom Capitol, und lernte Lessing kennen, der im letzten Literaturbriefe 4. Juli 1765 seine italienische Literatur sehr rühmte. Diese Anerkennung war damals allgemein, als harmlose Natur hatte er nirgend Feinde: Wieland, Weiße, Moses, Klotz u. s. w. schätzten ihn ebenso wie Lessing. Gleim suchte ihn nach Halberstadt zu ziehn, aber Meinhard zog Erfurt vor, wo er Nov. 1765 bis April 1767 einsam im Gasthaus lebte. Er starb in Berlin 15. Juni 1767 an Entkräftung, erst 40 Jahr alt.

Ein anderer Mitarbeiter der Literaturbriefe, Abbt, der seine Correspondenz mit Möser, Nicolai, Moses u. s. w. eifrig fortsetzte, hatte inzwischen ein „classisches“ Werk geschrieben, „vom Verdienst“, April 1765, das verschiedene Auflagen erlebte und nicht blos den Bürgerstand fesselte, sondern auch einen regierenden Herrn, den Grafen von Lippe, der Sept. 1765 Abbt (damals Professor in Rinteln) nach Bückeburg kommen ließ, und so großes Gefallen an ihm fand, daß er ihn sofort in seine Dienste zog.

Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe war 9. Jan. 1724 in London geboren. Da er als zweiter Sohn keine Hoffnung hatte, zur Regierung zu gelangen, blieb seinem Ehrgeiz fast keine Laufbahn übrig als die militärische. Man hatte ihm alle Wissenschaften beizubringen gesucht, die ihm in seinem Stande nur irgend nützlich hätten werden können, wirklich aber hatte er sich nur mit der Mathematik, soviel sie der Militär bedarf, mit etwas Physik, mit der Kriegskunst und mit der römischen Geschichte bekannt gemacht. Dabei sprach er sehr gut englisch, französisch, italienisch und portugiesisch; seine Muttersprache verstand er am wenigsten, gleichwohl lernte er in spätern Jahren sich ungemein durchdacht, kräftig und edel, wenn auch nie richtig, darin ausdrücken. Von vielen andern Wissenschaften hatte er fragmentarische Kenntniß, und im Gespräch entfielen ihm oft einzelne Ideen, die sich seinem Gedächtniß bei dem Jugendunterricht fast wider seinen Willen eingeprägt hatten, worüber er dann selber spöttelte. Zur Vollendung seiner Studien war er in Genf gewesen, nachher hatte er sich in Wien aufgehalten und von da große Reisen nach Italien, nach Ungarn und bis in die Türkei gemacht. Die Liebe zur Musik und Malerei, der er treu blieb, verdankte er diesen Reisen, in denen er übrigens als wilder junger Engländer auftrat. — Als sein älterer Bruder starb (1742), rief ihn der Vater nach Hause. Er war so aufgeklärt, als es ein Herr seines Standes in jenen Zeiten sein konnte, aber seine ungemessene

Prachtliebe und seine Anhänglichkeit an die Weiber verdarben Alles, was in den Geschäften gut gemacht wurde. — Man denke sich den an englische Ungebundenheit gewöhnten jungen Mann in dem Zwang eines kleinen, steifen, ceremoniösen Hofes; neben der Stiefmutter, einer stolzen, und doch gerade gar nichts bedeutenden deutschen Fürstin, die sich im Umgang mit Frömmlingen für alle Glückseligkeiten schadlos hielt, die sie entbehrte; neben der Maitresse des Vaters, welche die Einkünfte des Landes vergeudete, so daß die Schulden sich täglich häuften und er selber sich Manches entziehn mußte. — 1748 starb der Vater, und der ganze Zustand wurde mit einemmale umgeworfen. Alle vorhandene Pracht wurde mit einer Art Wuth vertilgt, Gebäude niedergerissen, die Gärten verwüstet, die kostbaren Geräthe verschleudert, das ganze Dienstpersonal erneut. Die neuen Beamten hatten, um die ganze Regierung an sich zu reißen, nichts weiter zu thun, als dem Grafen in seiner Leidenschaft für das Militärsystem nachzugeben. Festungen wurden gebaut, Stückgießereien angelegt, Kriegsübungen vorgenommen, 6½ Pc. des Landes zum Dienst gepreßt! Es konnte nicht fehlen, daß es in seiner Verfassung, seiner Industrie, seinen Sitten verwilderte, obgleich sonst keine Ungerechtigkeiten vorkamen, weil der Graf von Natur gütig war, und auf „Probität und Droiture“ Alles gab. — Im siebenjährigen Krieg konnte der Graf seine Vorübungen benutzen; er war der tüchtigste General der alliirten Armee; aber er konnte sich mit seinen Vorgesetzten nicht stellen. Endlich erhielt er die Aufforderung, die Reorganisation des portugiesischen Heerwesens durchzuführen.

Aus Portugal kehrte er nach einer Reihe von Jahren in sein Land zurück, in seinen Gesinnungen ungemein verändert. Er war älter geworden und hatte die Menschen nun auch nach andern Gesichtspunkten gesehn. Zwar war er noch Militär, aber er hatte doch nun auch den Vorsatz, seine bürgerliche Regierung gut zu führen. Er hing gern Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen nach, er lernte die Wissenschaften achten, seine Sitten waren sanfter geworden, er näherte sich den Menschen; ja er that, was seinem Lebensplan von Jugend auf zuwider gewesen war, er heirathete. — Es war seine Cousine, Gräfin Maria, 16. Juni 1744 geboren; ihre und ihres Bruders Benjamin Geburt hatte die Mutter getödtet. Seit ihrem 16. Jahr war sie in einer schlesischen Brüdergemeinde, unter der Aufsicht ihrer Schwester erzogen: ihre zarte Gesundheit erhielt durch die pietistische Stimmung, die sie von dort mitbrachte, die aber mit echter Frömmigkeit verbunden war, eine eigne Farbe. „Sie gehörte zwar nicht eigentlich zur Gemeinde, man sah auch das Beschränkte, Zwangvolle, Abgesonderte, das manchen Gliedern derselben eigen ist, nicht an ihr; aber sie schätzte und liebte edlere Brüder und Schwestern als Freunde ihres Herzens.“ 7. Nov. 1765 fand die

Vermählung statt. Der Graf widmete der sanften, holdseligen Frau eine echt ritterliche Liebe, die sie mit treuer Verehrung erwiederte: um aber sein Vertrauen zu gewinnen, stand sie ihm geistig zu fern; zudem fand sie einen übermächtigen Nebenbuhler in Abbt, der seit einem Monat als Regierungsrath definitiv in den Dienst des Grafen getreten war. Der Graf, ein großer Verächter aller Rechtsgelehrsamkeit, hatte die feste Ueberzeugung, daß ein entschiednes Talent zu Allem befähige. Abbt war verständig genug, sich die fehlenden Kenntnisse in aller Stille anzueignen. Die Beiden lebten nun unter einem Dach. Abbt verstand den Grafen und faßte seine Ideen auf, gab ihm aber auch Ideen zurück, die sein Nachdenken beschäftigten. So stimmte er ihn allmälig und schonend zu andern Lebensansichten um und behielt sein Vertrauen, indem er seine Vorurtheile überwand. Auch für die deutsche Literatur flößte er ihm Theilnahme ein. — Es war eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden Männern, aber zu angreifend für den Gelehrten: Abbt kränkelte schon im Mai 1766, und starb 3. Nov. d. J., erst 28 J. alt.

„Die Hoftafel," schreibt Möser gleich darauf, „ist zu stark für seine Jahre und sein Feuer gewesen. Zu seinem Unglück hatte er seinen Herrn lieb gewonnen, einen Herrn, der seine feinsten Bemühungen einzusehn und zu schätzen wußte. Und dies hielt ihn in einer beständigen Leidenschaft, in einer unaufhörlichen Bestrebung zu gefallen. Wie er mir zuerst seinen Vorsatz nach Bückeburg zu gehn entdeckte, und mit einer Art von Entzückung die gnädige und schmeichelhafte Begegnung des Herrn Grafen rühmte, nahm ich eben daraus einen Grund, ihm davon abzurathen; und der Abt Jerusalem warnte ihn ebenfalls vor der Gefahr, welche mit einer zu großen Liebe gegen große Herrn im persönlichen Umgang verknüpft wäre."

„In seinem Umgang hatte er etwas zu Süßes, und wir mußten ihm sagen, daß er zu schön spräche; dies war auch der Fehler seiner Schriften. Es schien als wenn er seine Gegenstände durch ein weit schärferes Glas als Andere beurtheilte, und seine Ausdrücke waren nach dem Maß seiner eigenen Empfindungen gerecht, aber nicht nach dem Maß, welches die Menschen insgemein haben. Er kam aber gerade jetzt von diesem Kunststil, welcher vielleicht für eine Optik in der Moral, worin man die Ingredienzien der Tugend durch's Vergrößerungsglas untersucht, gerecht gewesen sein würde, zurück."

„Er freute sich nie mehr, als wenn ich ihm seine schönen Theorien mit einem praktischen Einwurf vereiteln konnte. Wie er in den Literaturbriefen so sehr die Heloten gegen den Lykurg vertheidigt hatte, und ich ihm begreiflich machte, daß die Bürger zu Sparta, nach unserer Art zu reden, Brauhäuser besessen hätten, wovon sie auf eigne Kosten gerüstet zu Felde ziehn müssen, daß in dieser Last die bürgerliche Ehre bestanden, daß die Heloten ent-

weder Heuerlinge oder Beiwohner gewesen, und Lykurg ein seltsamer Gesetzgeber gewesen sein würde, wenn er solchen mit jenen eine gleiche Ehre angemuthet hätte, so ergötzte er sich über seine Unerschrockenheit, womit er seine Meinung der ganzen Welt aufgedrungen hatte."

Abbt hatte die Idee einer allgemeinen Weltgeschichte. Möser hatte diesen Vorsatz stets mißbilligt. „Ein Mann wie er müßte nicht nach Copien arbeiten: er dürfte und könnte wohl selbst die Quellen ansehn, und sein Auge würde ihm allezeit ein Mehreres entdeckt haben, als seine Vorgänger gesehn. Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von Andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen; beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden, der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht, oder mehrentheils witzig."

Abbt's höchstes Ideal war, die Kunstgeschichte mit der politischen in Verbindung zu bringen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunst zu zeigen, und die Reife eines jeden Staats, einer jeden Sprache und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geschichte der Kunst mit zu erweisen.

Nicolai gab Abbt's vermischte Schriften heraus, und setzte ihm in seiner Weise ein Ehrengedächtniß.

Wenn Nicolai von Berlin aus bemüht war, die deutsche Literatur zu centralisiren, so behaupteten daneben die alten bewährten Mittelpunkte ihr Recht. Vor Allem Leipzig. Der Berliner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" machte Weiße's „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste" (so umgetauft 1765; sie behauptete sich bis 1806) Concurrenz. Außer den alten Mitarbeitern Hagedorn, Winckelmann, Lippert hatte Weiße eine Reihe neuer gewonnen: Mich. Huber (geb. 27. Sept. 1727), den Uebersetzer Geßner's, den er 1765 aus Paris als Lector nach Leipzig zog; er trieb Kunsthandel, hielt mit Hülfe seiner französischen Frau eine Pension für vornehme junge Leute, und schrieb 1766 einen Cours de poésie allemande; Clodius (geb. 1738), Kleist's Freund, seit 1764 ordentlicher Professor (super Quinctiliani judicio de sublimitate Homeri), lateinischer Dichter, Verfasser von Oden im Ramler'schen Stil mit hochtrabenden Ausdrücken; schreibt Versuche über die Sitten in den griechischen Dichtern; auch ein bürgerliches Schauspiel „Medon oder die Rache des Weisen" (1768: lauter Großmuth eines schmählich gekränkten Biedermanns); dirigirt gleichfalls eine Pension; noch ein Freund Kleist's, Leutnant von Blankenburg (geb. 24. Jan. 1744

Kolberg), der für die Bibliothek correspondirte, und sich später, nachdem seinen Abschied genommen, ganz in Leipzig ansiedelte; Garve (geb. 7. Jan. 42 zu Breslau, unter Baumgarten in Frankfurt gebildet, Magister), : seit 1765 in Leipzig war, bei Gellert wohnte, und durch ihn bei eiße, Zollikofer, Ernesti eingeführt wurde; schon damals in Hypochondrie d Moral ganz das Ebenbild von Gellert; Engel (geb. 11. Sept. 1741 Mecklenburgischen, studirt in Rostock), der gleichfalls 1765 nach Leipzig n. — Weiße selbst war von einer unermüdlichen Thätigkeit; von '66—1768 erschienen zwei neue Bände dramatischer Beiträge; darunter stspiele: „Der Naturaliensammler", „der Projectmacher", „die Freundschaft f der Probe", „List über List"; Trauerspiele: „Atreus" (in reimlosen Jam- n), „Amalie", „Romeo" (von Ramler sehr sorgfältig corrigirt, von Bod- er verhöhnt); komische Opern, nach dem Muster Favart's, mit Hiller meinsam ausgearbeitet: „Lottchen am Hofe" (7. Mai 1767), „Die Liebe f dem Lande" (20. Mai 1768) u. s. w. Den größten Beifall gewannen e „Lieder für Kinder" (1766, eben war Weiße zum erstenmal Vater ge- orden), gleichfalls von Hiller componirt, der erste Beginn jener ungeheuern inderliteratur, die eine Zeit lang die Literatur für Erwachsene vollständig berwucherte.

19. Oct. 1765 wurde ein junger Studiosus aus Frankfurt a. M. in eipzig inscribirt, W. Goethe, der nicht blos in seiner Selbstbiographie, ndern auch im Faust von dem damaligen „Klein-Paris, das seine Leute ildet", ein anschauliches Bild giebt. Der junge Süddeutsche mußte den reinen eutschen Dialect erlernen, sich modisch kleiden, frisiren, er mußte L'hombre pielen, um gebildete Damen gesittet zu unterhalten; er lernte über Literatur äsonniren, und erfuhr, daß Friedrich der Große ein schlechter General sei. Gottsched hatte damals einen ziemlichen Beischmack von Lächerlichkeit, aber an machte dem riesengroßen, immer gravitätischen alten Herrn doch noch ine Aufwartung; so auch Goethe, dessen Empfangscene bekannt ist. Endlich ber starb Gottsched doch, 67 J. alt, 12. Dec. 1766.

Das Herz der jungen Studirenden fesselte nur Gellert*). Seine Schrift- tellerei hatte er ganz aufgegeben, aber seine Vorlesungen über Stil und Moral waren noch immer sehr besucht. Er ermahnte in weinerlich wohlwollendem

*) „Für ganz Deutschland ist es ohne Widerrede Gellert, dessen Fabeln dem Geschmack der ganzen Nation eine neue Richtung gegeben haben. Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen. Fragt die erste beste Landpredigerstochter nach Gellert's Fabeln? die kennt sie! nach den Werken andrer Dichter? kein Wort! — Dadurch ist das Gute in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und Geschmack

Ton die jungen Leute, der Tugend treu zu bleiben, auf ihre Handschrift zu achten und Verse möglich zu vermeiden. Er erinnerte sie daran, daß Leipzig stets den Ruf der Wohlanständigkeit gehabt. Die moralischen Vorlesungen wurden später herausgegeben; der Hof erhielt ihm seine Gnade.

Wenn die beiden genannten „Bibliotheken" im Ganzen von wohlwollenden Absichten ausgingen, so war gleichzeitig eine neue Coterie im Entstehn, die nur schädlich wirken sollte. An der Spitze derselben stand Klotz, geb. 1738 zu Bischofswerda in Sachsen, 1762 a. o. Professor in Göttingen, 1765 o. Professor in Halle, und bald darauf Geheimerath. Er erwarb sich früh den Ruf, ein elegantes Latein zu schreiben und vortreffliche Carmina zu machen; seine Epistolae Homericae 1764 hatten durch ihre dreisten, schwülstigen Wendungen bei Dilettanten einen großen Beifall gefunden. Homer wurde hier summa vis et mensura ingenii humani genannt. In einer ganzen Reihe ähnlicher Schriften trat Klotz für die Grazien des Alterthums gegen die Pedanterie der gewöhnlichen Gelehrten in die Schranken, zuweilen mit einer Geckenhaftigkeit, die an den gleichzeitigen Graziendienst bei Gleim, Wieland und den Anakreontikern erinnert — die Amoretten spielen bei ihm eine ebenso große Rolle als bei diesen — und mit einer Neigung zur Camaraderie, die mit der Zeit in der Literatur einen um so größern Unfug stiften mußte, da die Neigung zum Dilettantismus im Publicum damals sehr in Aufnahme kam, und dem dünkelhaften Schwätzer ein leichtes Gehör verschaffte. Daß Klotz mit seinen Jüngern auch im wirklichen Leben die philiströsen Begriffe deutscher Ehrbarkeit so stark als möglich skandalisirte, sei nebenbei bemerkt. — In seiner journalistischen Bildung ging er von der Schule Weiße's aus, und wie bei dieser, galt auch bei ihm in der ersten Periode Winckelmann als der Führer der neuen Literatur. Zu diesem wenden wir uns nun zurück.

Winckelmann hatte die erste Zeit in Rom sehr eingeschränkt gelebt, bis er als Aufseher der Bibliothek in die Dienste des Cardinal Archinto trat. Der größte Theil seiner Zeit war der Betrachtung der alten Kunstwerke gewidmet, um seinen Blick zu schärfen: die Beschreibungen der Statuen, die später als poetische Zierden seinem größern Werk einverleibt sind, gehören bereits jener Zeit an. Bei der Gährung seiner Ideen verdrängte ein literarischer Entwurf den andern, doch war sein Augenmerk immer auf eine Geschichte der Kunst gerichtet. Es war kein geringes Glück für ihn, daß damals die Ent-

---

einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen; diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen: aber unter dem Theil der Nation liegen sie, der von fremden Sitten, Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat." — So schreibt 1765 Abbt „vom Verdienst".

deckungen in Herculanum und Pompeji für das Alterthum eine ganz neue Perspective eröffneten: er besuchte sie im Frühling 1758 und dann wiederholt. Im Sept. desselben Jahres beschrieb er in Florenz die geschnittenen Steine seines verstorbenen Freundes, Baron Stosch. Gleich darauf starb sein erster Gönner, und er trat in den Dienst des Cardinal Albani. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit, sie zu befriedigen, und ein bis an's Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in spätern Jahren in dem Geschäft, sie würdig aufzustellen, sein höchstes Vergnügen; ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinete die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten. Im Sommer 1760 vollendete Winckelmann die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten"; im folgenden Jahr ging Mengs nach Madrid. Einer zweiten Reise nach Neapel 1762 gehören verschiedene Entwürfe an, namentlich die „Erläuterung schwieriger Punkte in der Mythologie". Mit Heyne, der 23. Juli 1763 mit der Rede de veris bonarum artium incrementis ex libertate publica seine Stelle in Göttingen antrat, und bald eine sehr bedeutende Rolle daselbst spielte, stand er in beständigem Briefwechsel; in die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" schickte er verschiedene Abhandlungen. 1763 wurde er Präsident der Alterthümer in Rom, und schrieb die „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht in derselben"; 1764 die „Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen", an Heinrich Füßli gerichtet, mit dem er im Frühling desselben Jahres nach Neapel gegangen war: eine Schrift, wodurch er sich den brennenden Haß der italienischen Antiquare zuzog. Unmittelbar darauf erschien die „Geschichte der Kunst des Alterthums", die sich zuerst philosophisch mit dem Ursprung der Kunst und ihrem Wesen, dann historisch mit ihrer allmäligen Entwickelung bei den Urvölkern, endlich bei den Griechen und Römern beschäftigte. Was dem Werk jene ungeheuere unmittelbare Wirkung auf die Literatur gab — sein poetischer Sinn — hat Goethe so schön ausgedrückt, daß wir seine Worte leihen.

„Die Poeten der Vorzeit schienen Winckelmann früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer, in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften.

Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Wort und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebot steht: er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht."

Dies Verfahren hat nun freilich für den Gelehrten seine Bedenken, und nicht mit Unrecht bemerkt ein berühmter Philolog: „Das ganze Streben seines Geistes war zuletzt auf Erklärung von alten Werken gerichtet, welche von Andern für unerklärbar gehalten waren. Er fing an, nicht mehr ein Ausleger des Alterthums, sondern ein Seher zu sein. Die Beurtheilung, welche kaltes Blut und ruhiges Nachdenken erfordert, hielt überhaupt nicht immer gleichen Schritt mit seiner erhitzten Einbildungskraft; aber diese hatte in der Länge der Zeit eine Menge Gegenstände, die er sich erst blos als muthmaßlich oder möglich gedacht, mit soviel Lebhaftigkeit gefaßt, sich eingeprägt und öfters erneuert, daß sie ihm als wirkliche, als ehemals in der That bemerkte Dinge vorkamen, mit welchen er nun andere Ideen, die ihm aufstießen, verband, weil sie jenen ähnlich zu sein schienen. Und so fand er Verhältnisse und Schönheiten, die andern Augen unmöglich zu entdecken waren. — Noch ein Nachtheil folgte aus seiner Lage und dem Ort seines Aufenthalts. Der Vorrath seiner Bemerkungen aus den Alten, insonderheit den Griechen, war gewissermaßen erschöpft; er hatte weder Zeit, viel zu lesen, noch waren ihm die erforderlichen Hülfsmittel bei der Hand; und nun ersetzte ein oft trügendes Gedächtniß und eine täuschende Phantasie den Mangel der Belesenheit. Man erstaunt, wenn man die Verzeichnisse der Bücher, die er gebraucht, durchläuft, wie sehr ihm überall die guten Ausgaben fehlten. Die Schriften, welche mittlerweile in andern Theilen Europa's über Kunst und Alterthum erschienen, kamen ihm nicht leicht zu Gesicht, sowie ihm der Fortgang der Literatur überhaupt fremd blieb. Nirgend offenbart sich der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel mehr als in dem historischen Theil seiner Kunstgeschichte."

Aber der Dichter weiß auch diesem Mangel die bedeutende Seite abzugewinnen: „Winckelmann arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten ebenso geschwind zurücknimmt als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punkts, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Ziels,

wohin man gelangen will, sowie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt."

„Und so ist Alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgesetzt sein möchte: denn Beschränkung ist überall unser Loos."

Es war ausschließlich das Interesse der bildenden Kunst, das Winckelmann vertrat; in Bezug auf die Poesie war er bei den Begriffsbestimmungen Breitinger's und Baumgarten's stehn geblieben; in ähnlichem Sinn schrieb er bald darauf einen längern Artikel „über die Allegorie" in Weiße's Bibliothek. Es war nothwendig, die Vergleichung zwischen den beiden Künsten auch vom entgegengesetzten Gesichtspunkt anzustellen, und diesen Zweck hatte sich Lessing gesetzt, als er schon um 1762 in Breslau den „Laokoon" begann — die „Kunstgeschichte" erhielt er erst, als er mit dem Buch beinahe fertig war. Moses und Nicolai, denen er den Inhalt gesprächsweise mittheilte, faßten es so auf, als sei es auf eine Widerlegung Winckelmann's abgesehn, und in diesem Sinn wurde Mai 1765 nach Leipzig und Dresden berichtet: eben wurde durch den Major Q. Icilius mit Winckelmann unterhandelt, ihn nach Berlin zu ziehn, die Sache scheiterte nur an den übermäßigen Forderungen des Letzteren.

„Laokoon: über die Grenzen der Malerei und Poesie"*) erschien April 1766. Das Buch ist künstlerisch gedacht und angelegt, von einer unaussprechlichen Frische und Anmuth; daß eine Reihe antiquarischer Auswüchse darin vorkommen, die den philosophischen Gang der Untersuchung zuweilen unterbrechen, empfand Lessing später selbst als einen Uebelstand. Hier zum erstenmal zeigte sich Lessing der Nation in seiner vollen Kraft; und es ist bereits die Form festgestellt, die man in allen spätern Schriften antrifft: das Interesse des Lesers wird nicht blos für den Gegenstand in Anspruch genommen, sondern für die Gedanken-Arbeit des Schriftstellers, die sich in dramatischer Anschaulichkeit vor den Augen des Publicums darstellt.

---

*) „Es giebt," schreibt Weiße 5. April 1766 an Klotz, „gewisse Grenzen in der Malerei und Poesie, soviel sie sonst Aehnlichkeit mit einander haben, wo sie von einander abgehn, die man nicht überschreiten muß."

Die unkritische Art, die Gesetze der bildenden Kunst mit denen der Poesie zu vergleichen, hat nicht blos das Urtheil verwirrt, sondern auch die Künstler verführt. „Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, in der Malerei die Allegoristerei erzeugt: indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, und diese zu einem stummen Gedicht.“

„Diesem falschen Geschmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegenzuarbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Blätter. Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind mehr unordentliche Collectaneen zu einem Buch, als ein Buch. Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutsche überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles was wir nur wollen herzuleiten, darauf verstehn wir uns trotz einer Nation in der Welt.“ —

Winckelmann hat in seiner Schrift „von der Nachahmung der griechischen Werke“ den Laokoon des Bildhauers mit dem des epischen Dichters in Vergleich gestellt, zu Ungunsten des Letzteren, weil er die Heftigkeit des Schmerzes unedel findet. — Dieser Ansicht tritt Lessing entgegen.

„Ich weiß es, wir feinern Europäer wissen über unsern Mund und unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streich des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehn, unter den Bissen der Natter ruhig sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuths. — Nicht so der Grieche! Er fühlte und furchte sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwächen: keine durfte ihn aber von der Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten.“

Unter den wenigen Tragödien, die uns von den Griechen übrig geblieben, stellen zwei den körperlichen Schmerz dar. Unter den verlornen Stücken des Sophokles nennt man einen Laokoon. „Ich bin versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und den Herkules wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleid ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar

nsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affect, ssen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, sowie jede andere ntliche Vorstellung ausschließt."

Daß die bildende Kunst den Affect anders darstellt als die Poesie, hat nen andern Grund.

„Der griechische Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das geeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes lbst mußte in seinem Werk entzücken. — Die Schönheit war das höchste esetz der bildenden Kunst. — Nun giebt es Leidenschaften und Grade von eidenschaften, die sich im Gesicht durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, nd den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schöen Linien, die ihn in einem ruhigen Stande umschreiben, verloren gehn. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar oder tzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind. Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben." — Diese Enthaltung hatte aber noch einen tiefern Grund.

„Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als nen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenlick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkt brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und iederholter Maßen betrachtet zu werden: — so ist es gewiß, daß jener einge Augenblick nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber llein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr ir sehn, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazu enken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolg ines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als ie höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das leußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da e über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwäern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks ls ihre Grenze schaut."

„Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränglische Dauer: so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als ansitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach nsern Begriffen rechnen, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick ein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, rhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehn,

daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut."

— Alle diese Bedenken finden auf die Poesie keine Anwendung. Am mißlichsten scheint die Darstellung des körperlichen Schmerzes auf dem Theater: sehr schön weist Lessing am Philoktet nach, wie das Genie auch diese Schwierigkeiten zu überwinden versteht. „Wir sehn alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammenschlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seine Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischt. O des Franzosen, der keinen Verstand, dies zu überlegen, kein Herz, dies zu fühlen, gehabt hat!" — „Die moralische Größe bestand bei den Griechen in einer ebenso unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Haß gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bei allen seinen Martern... Und diesen Felsen von einem Mann hätten die Athener verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt: man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten. Das Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, Alles mit Anstand zu thun und zu leiden; von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten, so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleid geweckt, und öfters erregtes Mitleid würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurn können höchstens bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen Seneca's, und ich bin der festen Meinung, daß die Gladiatorenspiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer im Tragischen soweit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig solche Rodomontaden wahren

Heldenmuth einflößen können, ebensowenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, sowie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunst nachahmen kann."

Es folgt eine scharfsinnige Beleuchtung der Laokoonsgruppe, deren Entstehung Lessing, gegen Winckelmann's Ansicht, in die Kaiserzeit verlegt: spätere Forschungen haben ihm Recht gegeben. Vortrefflich wird der Gegensatz der Götterbilder in der bildenden Kunst und im Epos nachgewiesen; schlagend die Verkehrtheit gezeigt, in der Weise des Homer malen, in der Weise des Phidias erzählen zu wollen. „Man läßt sich von der Zweideutigkeit des Worts verführen. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist: sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt ein Gemälde."

Endlich geht Lessing auf den letzten Grund der Sache ein. „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel und Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben im Raum, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn die Zeichen ein bequemes Verhältniß zum Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Theile nebeneinander existiren, aufeinander folgende Zeichen aber nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen."

„Gegenstände, die nebeneinander oder deren Theile nebeneinander existiren, heißen Körper: folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. — Gegenstände, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen, heißen Handlungen: folglich sind Handlungen der eigentlichste Gegenstand der Poesie."

„Die Malerei kann Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Die Poesie kann Körper schildern, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. — Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht." — Sehr schön wird nachgewiesen, wie

Homer, anstatt einen Gegenstand zu beschreiben, denselben vor unsern Augen entstehn läßt.

„Der Poet will nicht blos verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht blos klar und deutlich sein: sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblick der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet (seiner Worte), bewußt zu sein aufhören." „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welches nichts als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen." (Wie nahe streifen diese Untersuchungen an die gleichzeitigen Untersuchungen Kant's!) Diese Schnelligkeit aber kann die Rede nie nachahmen, also kann das Gemälde nie ein eigentlicher Vorwurf der Malerei sein. „Der männliche Pope sah auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Linsen."

Da die Poesie nicht Körper, sondern Handlungen darzustellen hat, so kann ihr höchstes Gesetz nicht die Schönheit sein. „Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehn lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile nebeneinander liegen: nur die Malerei kann körperliche Schönheit nachahmen. Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit gänzlich." — Nur an der Wirkung läßt er sie erkennen. „Malt uns, Dichter! das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt." „Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst einholt, ist, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler, der die Bewegung nur errathen lassen kann, weniger bequem als dem Dichter. In der Poesie bleibt er, was er ist, ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Es kommt und geht, und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern als bloßer Formen oder Farben, so muß der Reiz in dem nämlichen Verhältniß stärker auf uns wirken als die Schönheit."

Darin stimmt Lessing mit Winckelmann völlig überein, daß für die
nde Kunst die Schönheit das höchste Gesetz sei. Nach ihm haben die
hischen Künstler nie das Häßliche, Gemeine oder Unbedeutende gebildet,
). nie eine Furie. „Wenn man Maler und Dichter vergleichen will, muß
vor allen Dingen zusehn, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob
hne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben
ten können. Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters
Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte
allezeit so vollkommen sein, als wenn er einzig das Vergnügen des Be-
ters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überlud die Götter
Sinnbildern, und die schönsten unter ihnen wurden nicht überall als die
sten verehrt. Den Namen von Kunstwerken sollte man nur denjenigen
ken beilegen, in welchen sich der Künstler als freien Künstler zeigen
en, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles
re, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zei-
verdient diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst
len gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war." —

Die große Wirkung des Buchs entsprang hauptsächlich aus der Energie,
welcher das leitende Princip festgehalten und durchgeführt war. „Die
rlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe," erzählt Goethe, „erscheint
dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, er-
nt nur der Zeit, in welcher sie ersehnt, im rechten Augenblick hervorzu-
n. Man muß ein Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche
kung der Laokoon auf uns ausübte, indem er uns aus der Region eines
merlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Wie
einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens,
bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener
k abgeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst."

Wenn Winckelmann ausschließlich die bildende Kunst im Auge hatte,
oncentrirt sich bei Lessing das ganze Interesse auf die Poesie. In Be-
auf die bildende Kunst stützt er sich lediglich auf seinen Vorgänger: gleich
läßt er in der Kunst nur das Schöne und Große, läßt er nur die Dar-
ung des Menschen gelten, und verwirft alle die kleinen Gattungen, die
als die Antiquare am meisten beschäftigten. Die Landschaft existirt für
nicht, und die geschnittenen Steine lassen ihn kalt.

Als Winckelmann in Rom hörte, ein Magister habe sich erlaubt,
n ihn zu schreiben, sprach er sich 26. Mai 1766 mit ziemlicher Verach-
g darüber aus; anders, als er das Buch selbst gelesen hatte, 16. Aug.:
schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte; er verdient

also eine würdige Antwort." Doch verlor er bald die Lust, mit ihm anzuknüpfen.

Von Klotz — den er im Laokoon im Ganzen mit Lob erwähnt — erhielt Lessing 9. Mai 1766 einen begeisterten Brief, worin dieser um Erlaubniß bat, ihn recensiren zu dürfen; Lessing antwortete 9. Juni höflich aber nicht eingehend; er äußerte seine Absicht, ihn in Halle zu besuchen. Um diese Zeit machte er einen Ausflug nach Pyrmont, und hielt sich einige Zeit in Göttingen auf, wo er Michaelis anregte, das alte Testament zu übersetzen; außerdem verkehrte er mit Kästner, Dieze, Heyne: in Göttingen hatte sein Laokoon warme Anhänger, und im Ganzen nahm man für ihn gegen Winckelmann Partei. Auch Gleim suchte er in Halberstadt auf, bei Halle fuhr er vorbei. Den 11. Oct. kam nun die lateinische Recension von Klotz an, mit einem überschwenglichen Schreiben: „das nenne ich eine Recension!" erzählt Lessing später; „nun wußte ich doch, wer ich war! ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Mein Buch war ein aureolus libellus, und Hr. Klotz rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wollte, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!" — Der ganze Ton widerte Lessing so an, daß er das Schreiben unbeantwortet ließ. — Bald darauf (Herbst 1767) begründete Klotz mit seinem Anhang eine neue Recensiranstalt, die „deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", die Lessing zur offenen Feindseligkeit veranlaßte.

Wenn Lessing und Winckelmann sich hauptsächlich auf das Alterthum stützten, so wurde gleichzeitig das Gebiet der Poesie nach einer entgegengesetzten Seite erweitert. Es war Klopstock und seine Schule, welche gegen das plastisch-griechische Kunstprincip das musikalisch-morgenländisch-germanische vertrat.

Seit Juli 1764 lebte Klopstock wieder zu Kopenhagen, in dem altgewohnten Kreise des „Nordischen Aufsehers": Cramer, Münter, Resewitz, Sturz; Basedow (in Soroe); die Grafen Bernstorf und Stolberg (seit 1756 als Oberhofmeister in Kopenhagen, verheirathet 1763 seine älteste Tochter an Bernstorf, stirbt 22. Jan. 1765 und hinterläßt seine beiden Söhne Christian, geb. 5. Oct. 1748, und Friedrich Leopold, geb. 7. Nov. 1750, Klopstock und Cramer zur Erziehung) u. A.: liest man die Briefe des

es, so sieht es fast so aus, als habe in Kopenhagen nur deutsche Bildung rscht. Als ein neues, sehr fruchtbares Element kam kurze Zeit nach tock v. Gerstenberg dahin, der Dichter der „Tändeleien“ (vgl. S. 151), seitdem mit seinem leichten, anschmiegenden Talent schon mannigfache dlungen durchgemacht hatte: in Gleim'scher Manier schrieb er 1762 lieder eines dänischen Grenadiers, gleichzeitig Oden an und über Gott, tock gewidmet; Idyllen aus den hesperischen Gärten, in Geßner's Stil, dazwischen galante Madrigale an Chloe u. s. w. in der eignen frühern r. War sein poetisches Talent nicht erheblich, so besaß er dafür eine Belesenheit in der Literatur und viel Scharfsinn und Empfindung für worauf es ankommt. Die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ ;, an denen auch Klopstock und seine Freunde arbeiteten, machten in der hen Dichtung Epoche.

Seit lange hatte man das Bedürfniß einer Mythologie empfunden. Früher man sich unbefangen der lateinisch-griechischen bedient, seit aber die Poesie rnsthaftes Geschäft geworden war, konnte man Jupiter und Apoll nicht in christlichen Oden anwenden. Selbst Ramler hatte sich genöthigt ge- in dieser Beziehung den Vorrath der Antike auf's engste Maß zurück- ren. Klopstock hatte mit Milton's Hülfe zahllose Seraphim einge- , Wieland nach dem Muster der Franzosen die Amoretten und Gra- allein diesen Luftgebilden fehlte zu sehr die greifbare Gestalt, und neben- waren sie höchst einförmig. Man kam allmälig dahinter, daß eine Mytho- sich nicht machen lasse.

„Freilich kann es,“ schreibt Moses um diese Zeit in einer Kritik der ler'schen Gedichte, „mit aller Fabellehre in unsern Tagen den völligen nicht haben, den der lyrische Dichter oft wünscht. — Allein was ist es aupt mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftelnden Zeiten? Ein s Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten sind vorbei, da Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter n und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Ver- lung vorgesungen wurden. Unsre Tempel sind Häuser, worin sich Men- zum Gottesdienst versammeln, unsere Bildsäulen stehn zum Ergötzen da, eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Com- en, erbauen uns in Predigten und lesen Gedichte zur anständigen Zeit- rzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsre isterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich der gar gut verstehn, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehn.“

Nun zeigte sich eine willkommene Aushülfe: es gab eine Mythologie, die ich noch nicht ausgebeutet war, und der man leicht eine nationale Fär-

bung geben konnte: die altgermanische. Aus dem Volksmund zu entnehmen was davon noch wirklich lebte, war man einerseits zu gelehrt, andrerseits hätt man auch nicht gern den Aberglauben befördert. So mußte die Gelehrsam keit Rath schaffen. Schon Gottfr. Schütz hatte in Gottsched's Zeitschriften die Vorzüge der nordischen Mythologie hervorgehoben; in Kopenhagen wa man an der Quelle. Die jüngere Edda und die dänischen Kiämpe Vise wurden eben herausgegeben, eine Menge unbekannter Götter- und Asennamen tauchten auf, ja eine ganze Göttergeschichte, die mit dem prophezeiten Welt untergang sogar dem sentimentalen Zeitgeschmack entgegenkam. Die recht Farbe aber gab erst Ossian.

Ueber die Unechtheit und Werthlosigkeit dieses Macpherson'schen Mach werks (die ersten Fragmente erschienen 1761 und 1763) heute noch ein Wo zu verlieren, wäre überflüssig. Daß aber diese Mondscheingeschichten, die Nebelbilder von hohen Helden, wackern Geistern und sehnsüchtig liebende Jungfrauen gerade in Deutschland die höchste Begeisterung hervorrufen mußten wird man begreifen, wenn man erwägt, daß Klopstock in seiner ganze Dichtung so etwas gesucht, es aber nur unvollkommen geschaffen hatte. Nu waren die ersehnten Gestalten in phantastisch heldenhaftem Costüm da, un mit dem anscheinenden Siegel des Alterthums versehn.

An der Echtheit und Naturtreue dieser in einander fließenden Gestalte zweifelte Niemand. Schon 1763 erschien die erste lobende Anzeige im han noverschen Magazin, 1764 die erste fragmentarische Uebersetzung (Fingal) i Prosa, der bald mehrere folgten. „Die Poesie," heißt es in der „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1766, „ist in Absicht auf die Beschaffen heit des Ausdrucks und der Sprache älter als die Prosa. Man findet, da die Musik oder der Gesang unter den barbarischen Völkern mit der Gesellschaf fast ein gleiches Zeitalter hat. Die ersten Gegenstände, die den Mensche in diesem ersten rohen Zustand eingeben konnten, ihre Gedanken in Zusammensetzungen von einiger Länge zu äußern, waren solche, die natürlicher Weise den Ton der Poesie annahmen: Lobgesänge auf die Götter und ihre Vorfahren; Erzählungen ihrer eignen Kriegsthaten oder Klagen über ihr Unglück. Was wir bisher gewohnt gewesen, blos als den Charakter der orientalischen Poesie anzusehn, weil einige der frühesten Gedichte davon auf uns gekommen, ist wahrscheinlicher Weise ebensogut der occidentalische, und mehr eines Zeitalters als eines Landes. Die Werke des Ossian sind ein merkwürdiger Beweis davon." — Am eifrigsten aber trat Gerstenberg in seinen Briefen für die neue Erscheinung ein, und wußte bald bei Klopstock die gleiche Wärme zu erwecken. Die Gelehrsamkeit hatte nun die Nomenclatur gegeben, aus Ossian nahm man Ton und Farbe, und es kam, wie man glaubte, nur

noch auf die Erfindung an, um der staunenden Nation eine ganz neue Welt der Poesie aufzuschließen.

Es ist indessen nicht blos die nordische Mythologie, mit der sich die Gerstenberg'schen Briefe beschäftigen; er bemüht sich, die Aufmerksamkeit des Publicums auch auf die romanische Dichtkunst hinzulenken, und verräth eine nicht gemeine Kenntniß derselben. Ariost und Cervantes werden mit Verstand gelobt; über das spanische Theater heißt es: „Wahrlich! den Mann von Geschmack möchte ich unter uns sehen, der, wenn er nur den zwanzigsten Theil von den 222 theatralischen Werken des Calderon gelesen hätte, nicht mit Erstaunen gestehn wird, daß ihm eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit in der Erfindung, verbunden mit einer so immer gegenwärtigen Ueberlegung in der Anordnung und soviel Geist in der Ausführung noch bei keinem andern Schauspieldichter in ganz Europa vorgekommen sei." — Die Freiheiten, welche sich die Spanier mit den sogenannten Regeln erlauben, werden als besonderer Vorzug gerühmt, und da sich die Franzosen mit diesen Regeln auf die Autorität des Aristoteles beziehn, so wird auch diese angefochten. „Hätte Aristoteles freie Hand gehabt, seine Theatergesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, so würde seine Poetik ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden sein, ungefähr wie seine Philosophie der Seele. Er mußte sie aber aus der Theater-Empirie abstrahiren, die von den Vorfahren und der Priesterschaft zum Gesetz gemacht war. Und so blieb auch ihm kein anderer Ausweg übrig, als sich auf die Muster zu berufen, die er bereits vor sich fand, und die Verstandesregel so gut damit in Uebereinstimmung zu bringen als es thunlich war. Er schrieb für sein Zeitalter; wir schreiben für das unsrige, und glücklicher Weise sind wir gerade diesmal im Besitz einer Freiheit, die er sich selbst wohl gewünscht haben würde." — Als der freiste unter allen Poeten wird nun Shakespeare gerühmt. So geringschätzig sich Gerstenberg über Wieland's Uebersetzung dieses Dichters und seine Anmerkungen ausspricht, so steht er im Ganzen doch auf demselben Standpunkt: was er an ihm schätzt, ist hauptsächlich seine Menschenkenntniß.

„Mir ist kein Schriftsteller bekannt, der die Leidenschaft tiefer überdacht und frappanter gemalt hätte als Shakespeare. Wenn ich dabei sein Talent erwäge, jede Leidenschaft nach dem Eigenthümlichen des Charakters zu bilden, die Sentiments zu treffen, die aus den verschiedenen Tönen der Leidenschaften entspringen, und jedes Sentiment in den ihm eigenen Ausdruck zu kleiden; wenn ich dies und noch sovieles unter Einen Sehpunkt bringe, so kann ich Ihnen schwerlich ganz beschreiben, wie sehr ich dieses Lieblingsgenie der mütterlichen Natur bewundere, liebe, mit Entzücken liebe. — Aber sein Zweck ist nicht sowohl Erregung des Schreckens und Mitleids im Herzen der Zu-

schauer, als Analyse: er bemüht sich, die feinsten Nuancen der Leidenschaft zu entwickeln, ihre verborgenste Mechanik aufzudecken, um die Kenntniß der menschlichen Seele zu vermehren. Seine Werke sind nicht aus dem Gesichtspunkt der Tragödie, sondern als Abbildungen der sittlichen Natur zu betrachten. Zu dieser gehören nun freilich auch die Leidenschaften, aber das Talent, diese zu schildern, ist nicht das Größte des Dichters. Was ich bei ihm am meisten bewundre, ist, daß jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes bei ihm mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt und in ein großes Ganze zusammengewachsen ist. Er hat Alles — den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske — und das Sonderbarste ist, daß Niemand sagen kann, diesen hat er mehr und jenen weniger." — Im Einzelnen finden sich manche treffende Bemerkungen. — Uebrigens gelang es Gerstenberg nicht, Klopstock zu bekehren: der Dichter des Messias hat sich gegen Shakespeare immer kühl und ablehnend verhalten.

Desto größer war Gerstenberg's Einfluß in Bezug auf die Wiedereinführung der nordischen Mythologie: und zwar hat er den spätern Barden nicht blos als Kritiker, sondern auch als Dichter vorgearbeitet. Gleichzeitig mit den Briefen 1766 schrieb er, angeregt von Ossian, das „Gedicht eines Skalden", eine Reihe von Visionen über Bilder der nordischen Mythologie. „Ist's Braga's Lied im Harfenklang, ist's, Tochter Dvals, dein Weihgesang, was rings die alte Nacht verjüngt? Auch mich, ach! meinen Staub durchdringt, wie Blitze Thor's die Gruft enthöhlt, o Wonne! mich, mich neu beseelt? Aus rothen Wellen strömt das Licht; ich aber, Heil mir! schlummre nicht, Heil mir Erwachten! Bade ganz den neuen Leib in Sonnenglanz, schwimm' in die leichtre Luft empor, bin ganz Entzückung, bin ganz Ohr, und walle trunken in der Fluth der hohen Harmonie! Wo ruht mein schwebender Geist auf luftiger Höh? Wo über Berg und Thal und See flatt'r ich und glüh' im Silberton? Wohin, mein Geist, bist du entflohn? wo badest du den Schwung so früh im Urquell unnennbarer Harmonie? Nicht so erschütterte Niord einst Skada's Eisgebirge durch sein tönend Wort, der Fels, auf dem sein Riesentanz sich ergoß, daß Nordsturm tonvoll ihn umfloß, bebt' unter ihm, die Tief' erklang, und Ferils Wölfe heulten in seinen Gesang." — U. s. w. — Es folgt viel unnütze Nomenclatur, die im Anhang zum Nutzen des Publicums in einem alphabetischen Verzeichniß erläutert wird. Das Gedicht schließt mit dem Weltuntergang und dem Sturz der alten Götter: in einer Vision offenbart sich das aufsteigende Christenthum. „In neue Gegenden entrückt schaut mein begeistertes Aug' umher, erblickt den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt und diese Himmel, ihr Gezelt! Mein

wacher Geist, in Staub gebeugt, faßt ihre Wunder nicht, und schweigt!"
er Sprache würde sich Wieland nicht schämen dürfen*), und es war über-
upt nur ein Zufall, wenn diese beiden talentvollen Anempfinder jetzt einan-
: bekämpften.

Von diesem Gedicht geht die weitere Entwickelung Klopstock's aus.
ie damalige Periode war vielleicht seine am wenigsten poetische: Religion
d Liebe hatten sich ausgegeben, und fast der einzige Gegenstand, über den
dachte und dichtete, war die Dichtkunst selbst. Seine Gedichte sehn wie
werfällige Recensionen aus: er läßt die Versmaße gegen einander sich aus-
rechen, und personificirt sie mit den seltsamsten Namen; er schreibt Satiren
gen den Reim, und kritisirt in Versen fremde Leistungen. Wie nur noch
e Literatur für ihn Interesse hat, zeigt sich z. B. in einer Exposition von
n Verdiensten der deutschen Fürsten: wer von denselben für die Poesie nichts
ut, wird einst den Schlaf der Vergessenheit schlummern. „Es schlummert
ı mit ihnen der selbst, welcher die blutigen siegswerthen Schlachten schlug,
frieden, daß er um Galliens Pindus irrte; doch ihr auch Fremdling, er-
ieg er des Pindus Höhe nicht!" Nicht einmal französisch wird der Preuße
riedrich berühmt! Weg auch mit Karl dem Großen, „welcher uns mordend
u Christen machte!" Höher steht Barbarossa, unter ihm blühte die schwä-
ische Schule; am höchsten Heinrich 6., der „edelste seines Volks", denn er
at selber ein Minnelied gemacht.

In dieser dürren und doctrinären Stimmung mußte ihm ein äußerlicher
rwerb höchst willkommen sein. Mit Begierde eignete er sich die barbarischen
lamen der dänischen Mythologie an, ohne daran zu denken, daß bei diesen
lamen das deutsche Volk sich gar nichts denken und vorstellen konnte: nicht
los in den neuen Oden stolpert man Vers für Vers über eine gelehrt
ingenden Nomenclatur, er arbeitet auch seine ältern Gedichte um, macht aus
em Lied an die Freunde einen „Wingolf", tauft Hebe in Gna um, kurz,
: thut alles was er kann, seine eigne Vergangenheit zu entstellen. Nicht
aß er den Griechen ganz und gar entsagte: die Muse wird noch oft aufge-
ihrt, aber nur um von Siona einerseits, von Skulda u. s. w. andrerseits
eschämt zu werden. Die Sionitin ist ihm noch immer heilig, und nicht ohne
raft beschreibt er ihre Wirkungen: „O es weiß der nicht, was es ist, sich
erlieren in der Wonne, wer die Religion, begleitet von der geweihten Mu-
e und von des Psalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat, sanft nicht gebebt,
enn die Schaaren in dem Tempel feiernd sangen, und, ward dies Meer

*) Die gleichzeitige Cantate Gerstenberg's „Ariadne auf Naxos" erinnert ebenso
ark an Ramler, dessen berühmte „Ino" unmittelbar vorher, 1765 erschienen war.

still, Chöre vom Himmel herab! — Täusche mich lang, seliger Traum! Ach ich höre Christengesang! welch ein Volksheer ist versammelt! Mehr Hoheit, als alle Welt hat, hebt sie zum Himmel empor! Kraftvoll und tief dringt sie in's Herz! sie verachtet alles, was uns bis zur Thräne nicht erhebt, was nicht füllet den Geist mit Schauer oder mit himmlischem Ernst. Ach von des Sohns Liebe beseelt, von der Heerschaar Sions entflammt, wie erheben sie ihr Loblied! eine Stimme beginnt leise, eine der Harfen mit ihr. Aber es tönt mächtiger schon in dem Chor fort; Chöre sind nun in dem Strom schon des Gesanges; schon erzittert das Volk, schon glühet Feuer des Himmels in ihm. Wonne! das Volk hält sich noch kaum! Die Posaune donnerte schon, und jetzt donnert sie von neuem! Aller Chöre Triumph erscholl schon, schallt, daß der Tempel ihm bebt! Länger nun nicht, länger nicht mehr! Die Gemeine sinket dahin, auf ihr Antlitz zum Altare, hell vom Kelche des Bundes!"

Aber auch diese Heilige verblaßt, wenn aus dem „Hain der Barden" die Schatten der teutonischen Vorzeit auftauchen: „wenn die Strahlen vor der Dämmerung nun entfliehn, und der Abendstern die sanfteren, entwölkten, die erfrischenden Schimmer nun wieder zu dem Hain der Barden senkt, und melodisch in dem Hain die Quell' ihm ertönt: so entsenket die Erscheinung des Thuiskon, wie Silber stäubt von fallendem Gewässer, sich dem Himmel, und kommt zu euch, Dichter! und zur Quelle." — In einer Vision zeigt sich ihm „unsere Sprache": „an der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt, stürzet, da erblickt' ich, zeug' es, Hain! die Göttin! sie kam zu dem Sterblichen herab! Und mit Hoheit in der Miene stand sie! und ich sah die Geister um sie her, die den Liedern entlockt täuschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch, Unschuldige, traf, die begleiteten sie fern, wie in Dämmerung; und die Skulda's mächtigerer Stab errettete, die schwebten umher in Triumph, um die Göttin, hatten stolz mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt! Den Gedanken, die Empfindung, treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuiskon, Göttin! dir, wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel. — O Begeisterung! sie erhebt sich! feurigeres Blicks ergießt sich ihr Auge, die Seel' in der Gluth! Ströme! denn du schonest des umsonst, der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht!" — „Die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer, folgen mit der Todeswunde dir. Bilder des Gesangs, ich beschwör' euch, ihr Geister! lehrt, führet mich den steilen, kühnen Gang des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!" „Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich! dich huben sie hervor, und du stehest nun da, gleichest dem Griechen, trotzest ihm, und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?"

„Unter dem weitverbreiteten Flügel der Nacht" steht der moderne Dichter
ad lauscht dem fernen sterbenden Wiederhall des Bardengesangs im Hain;
rgebens sucht ihn auf dem Hügel ein griechischer Poet zu zerstreuen. „Laß
ich weinen, Schatten! laß die goldene Leier schweigen! Auch meinem Vater-
nde sangen Barden, und ach! ihr Gesang ist nicht mehr. Laß mich weinen!
age Jahrhunderte schon hat ihn in ihre Nacht herabgestürzt die Vergessen-
it, und in öden dunkeln Trümmern der alten Celtensprache seufzen nur
tige seiner leisen Laute, wie um Gräber Todesstimmen seufzen." „Schweig!
bilde mir ein Bild jenes feurigen Naturgesangs." Er beschwört einen
arden herauf, die beiden wetteifern mit einander, und er entscheidet endlich:
Des Hügels Quell ertönt von Zeus, von Wodan der Quell des Hains.
Weck' ich aus dem alten Untergange Götter zu Gemälden des fabelhaften
iedes auf, so haben die in Teutoniens Hain edlere Züge für mich, mich
eilet dann der Achäer Hügel nicht, ich geh' zu dem Quell des Hains. Ich
h' an den wehenden Lorbeer gelehnt, mit allen ihren goldnen Saiten, o
Grieche, deine Leier stehn, und gehe vorüber. Er hat sie gelehnt an den
Eichensproß, des Weisen Sänger und des Helden, Braga, die inhaltsvolle
Telyn; es weht um ihre Saiten und sie tönt von sich selbst: Vaterland!
Ich höre des heiligen Namens Schall! durch alle Saiten rauschet es herab:
Vaterland!"

Es ist ein weiter Umweg — über Golgatha nicht blos, sondern auch
über Kopenhagen — auf dem der Dichter sich nach Deutschland gefunden
hat, aber nun ist er auch entschieden, und sein Patriotismus wird immer
strenger und herausfordernder. „Was that dir, Thor! dein Vaterland? dein
spott' ich, glüht dein Herz dir nicht bei seines Namens Schall!" — Bei die-
er Wärme seiner neugewonnenen Ueberzeugung scheint ihm nöthig, sich vor
ich selber zu rechtfertigen, warum sie so spät erst gekommen ist. Natürlich
ichtet er den Grund, aber er glaubt daran.

„So schweigt der Jüngling lang, dem wenige Lenze verwelkten, wenn er
em silberhaarigen thatenumgebenen Greise, wie sehr er ihn liebe, das Flammen-
wort hinströmen will. Ungestüm fährt er auf um Mitternacht, glühend ist
eine Seele. Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt zu dem Greis', und
agt es nicht. So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm winkte mir
ets die strenge Bescheidenheit. Die Flügel wehten, die Laute schimmerte, und
egann von selber zu tönen, allein mir bebte die Hand. Ich halt' es länger
icht aus — ich muß die Laute nehmen, fliegen den kühnen Flug! reden!
ann es nicht mehr verschweigen, was in der Seele mir glüht. O schone
ein! Dir ist dein Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhm! du hebst
n Tritt der Unsterblichen, und gehest froh vor allen Landen her. O schone

mein: — — Ich liebe dich, mein Vaterland! — — Ach sie sinkt mir, ich hab' es gewagt, es bebt mir die Hand die Saiten herunter! Schone, schone!"

44 Jahr war Klopstock alt, als er sich zu diesem Geständniß entschloß. — Man hat über den Werth dieser patriotischen Declamationen verschieden geurtheilt, je nachdem man einer solchen Stimmung bedürftig war oder nicht. Groß war die Wirkung jedenfalls: seit jener Zeit hielt es jeder junge Student, der von der Muse berührt wurde, für seine heiligste Pflicht, das Vaterland zu lieben und zu bewundern — auch wenn er von demselben noch weniger wußte als Klopstock. Groß ist ferner der Schwung jener Reden, und man sieht, daß der Dichter seine Kraft wiederfindet, nachdem er die Nomenclatur überwunden hat und sich wieder auf's Allgemeine wirft. Von hohem Werth endlich bleibt die ernste Aufforderung an jeden Deutschen, sich des Vaterlandes durch eigne Tüchtigkeit würdig zu machen.

„Nie war gegen das Ausland ein anderes Land gerecht wie du. Sei nicht allzu gerecht! sie denken nicht edel genug, zu sehn, wie schön dein Fehler ist. — Einfältiger Sitte bist du, und weise, bist ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst, wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten. — Mir winket ihr eiserner Arm! Ich schweige, bis etwa sie wieder schlummert; und sinne dem edlen, schreckenden Gedanken nach, deiner werth zu sein, mein Vaterland."

Der Dichter hat sich seines Gegenstandes zunächst dadurch würdig zu zeigen, daß er ihn darstellt. Mit der Ode allein war es nicht gethan, das fühlte Klopstock selbst: für ein Epos aber fehlte ihm der Inhalt. Neben der Edda war des Tacitus Germania die Hauptquelle: aber sie richtig zu lesen, d. h. sie in Anschauungen zu übersetzen, fehlte ihm der geschulte Blick eines Möser. Seine Beschäftigung war bis jetzt haupsächlich Gedicht und Vorlesung gewesen; auch in der Geselligkeit blieb er stets der Dichter des Messias. So sah er in der deutschen Vorzeit hauptsächlich Barden, welche theils die Geschichte einer noch ältern Vorzeit sangen, theils zu neuen Heldenthaten aufmunterten; und nebenbei Fürsten, die als höhere Mäcene sich der vaterländischen Kunst annahmen.. Aber damit kam er immer wieder nur zur Ode: um es wenigstens zum Idyll zu bringen, zog er die Vergnügungen, in denen er Meister war, in den Kreis der Anschauung. Wir wissen bereits, daß er den Schrittschuhlauf mit dem Eifer eines Heidenbekehrers predigte: „O Jüngling, laß der Stadt ihren Kamin, komm mit mir, wo des Krystalls Ebne dir winkt! Sein Licht hat er in Düfte gehüllt, wie erhellt des Winters werdender Tag sanft den See! glänzenden Reif, Sternen gleich, streute die Nacht

ihn aus! Wie schweigt um uns das weiße Gefild! wie ertönt vom
en Froste die Bahn!"

Um nun für das nordische Leben Farbe zu gewinnen, malt sich Klop-
: eine ossianische Mondscheinlandschaft aus, in der Nebelgestalten flüchtigen
:s in rhythmischem Tanz sich durcheinander bewegen: es sind die Barden,
ihre Schlachtgesänge zu dem Rhythmus singen, den ihr mit Schrittschuhen
ıffneter Fuß in's Eis schlägt. So singt Braunor, Wittekind's Barde:
umst du noch immer an der Waldung, und schläfst scheinbar denkend ein?
: dich der silberne Reif des Decembers, o du Zärtling! nicht auf? noch
Gestirne des krystallnen Sees? Lachend erblick ich dich am Feuer, in des
fes Pelz, blutig noch vom Pfeil... Auf denn, erwache! die Blume von
nächtlichen Frost blühte noch niemals, wenn es tagte, so!... Aber nun
delt' an dem Himmel der erhabne Mond wolkenlos herauf, nahte die Be-
erung mit ihm, o wie trunken von dem Mimer! Ich sah fern in den
atten an dem Dichterhain Braga: unter'm Fuß tönte wie Silber der Stahl,
jewandt er aus der Nacht in den Glanz schwebt', und nur leise den Kry-
betrat; es umkränzte die Schläfe ihm der Eiche Laub; schimmernder be-
war ihm der beschattende Kranz! so schön schwang sich Apollo Patareus
: her!... An dem Hebrus, wie der Grieche das träumt, über der Woge
Krystall erfand diese Beflügelungen des Stahls, so den Sturm ereilt,
acien's Orpheus nicht, eilte damit auf dem Strom zu Eurydice nicht hin!
Walhalls Sänger, Ich, der Begeisterer der Barden, und der Skalden, ich
nd, vor der Lanze und dem Sturme vorbei siegend zu schweben!" Es
: etwas Humoristisches in diesem Bilde eines nordischen Apoll mit den
rittschuhen an den Füßen! selbst im ausgeführten Gemälde kann sich Klop-
' die Reflexion, wer mehr werth sei, die griechische oder die deutsche Muse,
f aus dem Sinn schlagen!

Allein aus dem Schrittschuhlauf werden immer noch keine Thaten, und
poetischer Bau von größerer Architektur läßt sich daraus nicht machen.
; eine historische Grundlage nöthig sein würde, sah Klopstock bald ein,
ı schwankte er in der Wahl: zuerst neigte er sich zu der Periode Witte-
's — der den sächsischen Dichtern immer als Vaterlandsvertheidiger gegen
l den Großen galt; dann entschied er sich für den Helden des Tacitus,
den Cherusker Herman. Indem ihm das Bild der ursprünglichen grie-
hen Tragödie vorschwebte, dichtete er eine Reihe von Chören, die von den
:schen Barden gesungen werden sollten, in ossianischem Stil: der matte,
läufige und schwerfällige Dialog wurde erst später eingeschoben. So ent-
:d im Lauf der Zeit eine vollständige Trilogie über das Leben Herman's,
ihm Bardiet getauft; an Bewegung und Physiognomie ebenso arm, wie

seine frühern biblischen Stücke, aber reich an schwungvoller Lyrik. Wieder haben wir die Verherrlichung einer Größe, die nur in der Abstraction gezeigt wird, und keine lebendige Kraft entwickelt: eine Erhabenheit, die vergebens nach dem Ausdruck sucht, und in leerer Selbstanbetung verkümmert.

Uebrigens war Klopstock ernsthaft bemüht, auch durch historische Studien seine vaterländische Gesinnung zu stärken. Er las wiederholt den Tacitus; er bat Macpherson, ihm die „eisgrauen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Barden“ zu schicken; er beschäftigte sich mit dem Angelsachsen Caedmon und dem Dichter des Heliand, erfreut über „die alte Kernsprache“ und manches „bedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben.“ „Weil mir's mit diesem Vaterländischen so von Herzen gegangen ist,“ schrieb er Dec. 1767 an Gleim, „und ich mich dabei weder auf einen kritischen Dreifuß noch Vierfuß hinsetzte, und nach Herausbringung des viellehrenden Satzes: ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht! geschrieben habe, so denke ich, daß jenes Vaterländische wieder zu Herzen gehn soll.“

Die musikalische Richtung der Klopstock'schen Schule wurde von einer andern Seite her kritisch beleuchtet: gleichzeitig mit Gerstenberg's „Briefen“ 1766 erschienen Herder's „Fragmente“; jene in Kopenhagen, diese in Riga: nimmt man noch Zürich hinzu, das doch immer noch einen wichtigen Centralpunkt bildete, so wird man über die große räumliche Ausdehnung der damaligen deutschen Literatur-Interessen erstaunen.

Zu Mohrungen in Westpreußen, 25. Aug. 1744, wurde Herder geboren. Die Familie war in sehr dürftigen Umständen: die eine Schwester heirathete in der Folge einen Bäcker, die andere einen Fleischer. Der Vater, ein Küster, ein rechtlicher, wortkarger Mann, hielt die Kinder kurz und übte strenge Disciplin; in unantastbarer Regelmäßigkeit wurde gebetet, purgirt u. s. w. Die Mutter war eine stille sanfte Frau, von strenger Religiosität. In der Schule herrschte die Peitsche, die Knaben mußten von Weitem die Mütze ziehn, schon wenn sie das Haus des Rector Grimm erblickten, der finster unter ihnen waltete, der Unterricht bestand im Auswendiglernen, aber weil der Rector es genau nahm, so lernten die Kinder wirklich etwas; und Herder, der als sehr fleißiger und schüchterner Knabe selten bestraft wurde, erwarb sich eine große Festigkeit im Lateinischen. Auch zur Musik, namentlich zur ernsten kirchlichen, trieb ihn Neigung und Talent. Schon als Kind zeigte er, wie es in Gegenden, die sich nicht durch Naturschönheiten auszeichnen, häufig vorkommt, einen warmen Sinn für die kleinen Reize der Landschaft. Daneben las er mit

jedes Buch, das er sich irgend zu verschaffen wußte. Die erquickendste
nung seines verkümmerten jungen Daseins war der Vater des Dithy-
sängers, der sanfte Prediger Willamovius, der ihm den Religions-
icht ertheilte. 1760 kam ein zweiter Prediger nach Mohrungen, Trescho,
hr älter als Herder, Hamann's genauer Bekannter, ein Hypochonder
Vielschreiber, der den Knaben als Famulus und Abschreiber für seine
ungsbücher und Streitschriften zu sich nahm. Aber mit großem Miß-
bemerkte er, daß der junge Mensch die Dreistigkeit hatte, an's Studiren
ken; er wollte einen Handwerker aus ihm machen und suchte ihn auf
ögliche Weise zu demüthigen. Herder stand ihm wie ein Sklave gegen-
„nie sprach er etwas mit dreister Geberde, sondern beantwortete schüch-
was ich ihm etwa zu bestellen auftrug; seine Stimme war nur halb-
nd er blieb tief in sich verschlossen. Nie sprach er von selbst, und es
hm nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr als ein ganz
liches Geschöpf hätte halten können." So erzählte Trescho selbst in
Jahren und wunderte sich darüber. Wenig ahnte der wackere Mann,
n wilder verzehrender Ehrgeiz in der Brust des linkischen unbehilflichen
n loderte, und ein dumpfer Groll gegen die Peiniger seiner Jugend. —
wurde der Aufenthalt in Trescho's Hause in einer andern Beziehung
erder wichtig: er vertiefte sich in die Bücher seines Schutzherrn, der ihn
doch nicht immer unter Aufsicht halten konnte und dem außerdem bei
Famulus ein gewisser Grad literarischer Bildung nicht unbequem sein
. — Noch eine andere Sorge lastete auf Herder: als cantonpflichtig
er täglich die peinigende Aussicht ausgehoben zu werden. Zwar mochte
eußeres, eine kleine schmale Gestalt und eine Thränenfistel am rechten
an der er seit seinem fünften Jahre litt, ihn zum Soldaten nicht em-
, doch lebte er mehrere Jahre in beständiger Unruhe. — Alle diese
nde verbitterten sein Gemüth, machten seinen Umgang scheu, furchtsam
verschlossen und gaben seinen damaligen Gedichten eine düstere, ja ver-
lte Färbung: sie enthalten nichts als Chaos, Ruinen, Nacht auf der
e, Aufruhr im Herzen, Gebrüll der Verzweiflung u. s. w.

Im Winter von 1761 zu 1762 stand ein russisches Regiment in
ungen: der Regimentschirurgus, der gern promoviren wollte, erbot
den jungen Lateiner erst nach Königsberg, dann nach St. Petersburg mit-
men, sein Auge zu kuriren und ihn Chirurgie studiren zu lassen; da-
ollte er ihm seine Probeschrift in's Lateinische übersetzen. Freudig
Herder ein und folgte seinem Retter im Sommer 1762 nach Königs-
um seine Heimath nie wiederzusehn. Der Vater starb schon im folgen-
Jahr.

Die große Stadt machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn. Desto schlimmer fiel sein Versuch aus, einer Section beizuwohnen; und ein Schulfreund, der ihn traf, bestimmte ihn leicht, die Chirurgie mit der Theologie zu vertauschen. Ein kühner Entschluß: drei Thaler hatte er in der Tasche; von Hause, wo man außer sich war (namentlich Trescho, der ihn der Verstellung beschuldigte) hatte er keine Unterstützung zu erwarten, auch sein Regimentschirurg, dem er noch eilig das Bedungene leistete, verließ ihn unzufrieden. Aber Herder blieb standhaft, wurde nach abgelegter Prüfung 7. August 1762 in die Facultät eingeschrieben und verschaffte sich durch Privatstunden den nöthigen Unterhalt. Bald fand er einflußreiche Freunde: vor Allem Hamann und den Buchhändler Kanter, in dessen ansehnlichem Büchervorrath seine unersättliche Wißbegierde volle Nahrung fand, der ihn zu Beiträgen für die Königsberger Zeitung verführte und die Gelehrten, die täglich in sein Haus kamen, auf den strebsamen Jüngling aufmerksam machte. Kant ließ ihn alle seine Vorlesungen unentgeldlich hören, würdigte den aufmerksamen Schüler, der namentlich von seinen naturwissenschaftlichen Vorträgen sehr angezogen wurde, seines nähern Umgangs, und äußerte sich beifällig, wenn Herder die neugewonnenen Ideen in leidliche Verse brachte. Viel wichtiger aber war Hamann's Einfluß auf ihn, der in dem feurigen Geist des Jünglings einen fruchtbaren Boden für seine Visionen und Paradoxien fand. Schon von der frühsten Jugend an verfertigte Herder aus Allem, was er las, Collectaneen, im Anfang sehr ausführlich und in tabellarischer Form. Mitten unter diesen Excerpten stehen oft eigene Entwürfe, die er zuweilen erst nach Jahren ausführte; aus der Jugendzeit auch poetische Uebungen, mit großer Genauigkeit corrigirt, drei-, viermal umgeschrieben und zuletzt doch verworfen. Der Hauptgegenstand seiner Forschungen war die Geschichte der Poesie; gleich Hamann faßte er sie als die natürliche Blüthe der Menschheit. Diese Betrachtungen leiteten ihn bald zur Geistesbildung des Morgenlandes. Ostern 1763 verschafften ihm seine Gönner eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum, welches Amt er trotz seiner großen Jugend musterhaft verwaltete, bis sein Verdruß über die damals in der Anstalt herrschende Frömmelei ihn veranlaßte, Nov. 1764 seinen Abschied zu nehmen.

Bei einem Besuch in Königsberg 1764 sah ihn Trescho wieder. „Welch ein ganz anderer Jüngling! nur noch wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen ... Er, dem ehemals ein Mann im Kragen furchtbar schien, konnte jetzt den freien Blick auf Ordensstern und Diadem unerschüttert richten, wie in der goldenen Zeit ein Lamm mit Löwen spielte. Aber dies junge Genie erhielt gleich beinah zuviel Bewunderer und Schmeichler." — Die Bemerkung ist nicht ganz unrichtig: die Huldigung, die er von

zen seiner Universitätsfreunde empfing, hatte sein Selbstgefühl wohl etwas mäßig gesteigert.

Hamann's dringende Empfehlung verschaffte ihm einen Ruf als Collrator an die Domschule zu Riga. Vor seiner Abreise aus Königsberg erer noch die furchtbare Feuersbrunst 11. Nov. 1764, die er später be-. Von dem Militairgericht wurde ihm der Eid abgefordert, zurückzu-en, wenn er als Soldat requirirt würde! Dies war der letzte Eindruck, er von seinem preußischen Vaterlande mitnahm, und wenn man bedenkt, es damals heißen wollte, unter der Fuchtel zu stehen, so wird man ihm verargen, daß Vaterlandsliebe nicht die wärmste Regung seiner Seele daß er sich nach einem andern Ideal umsehn mußte.

In Riga wurde er 17. Dec. 1764 in die Schule eingeführt und hielt Antrittsrede über „die Gracie des Lehrers"; 24. Febr. 1765 von dem dtministerium geprüft, erregte er bald durch seine Predigten großes Auf- Seine Lage hatte sich plötzlich verwandelt, er war sorgenfrei, fand en ersten Kaufmannshäusern von Riga, besonders bei dem Senator Beh-s und bei dem Buchhändler Hartknoch nicht blos Zutritt, sondern ze Freundschaft. Mit Hamann blieb er in einem sehr intimen Brief-sel.

„Ich finde mich," schreibt ihm dieser 2. Jan. 1765, „an Begriffen und drücken gleich erschöpft... Ich tauge zu nichts auf der Welt Gottes :. Ich schicke mich, so gut ich kann, in dies kleine Unglück, das mir we-ens dazu dienen kann, Andre durch meinen Schaden zu warnen... Bei n kleinen Verdruß (16. März) leidet mein eingeschlafenes Gemüth wie h einen unlustigen Traum, und die einzige Glückseligkeit meines Lebens, in einer unthätigen Sorglosigkeit besteht, wird dadurch getrübt und ver-rt."

Da er nun den Antrag in ein Handelshaus in Mietau erhielt, wandte ich Mai 1765 an die Regierung, und bat um die gnädige Freiheit, sein :rland verlassen zu dürfen. „Ich werde niemals die Treue eines Preußen das Interesse und die Befehle seines unsterblichen Monarchen in dieser st erkalten lassen, und auch in fernen Landen nicht vergessen, den Ruhm ßischer Helden und die noch weit glücklichere Ruhe preußischer Invaliden an mein Ende zu verkündigen. Sollte aber dem gemeinen Wohl jemals meiner Asche und übrigem Nachlaß etwas gelegen sein, so werde ich keinen enblick versäumen, mich unter den Schatten der heiligsten Eiche dieses Kö-eichs zu verpflanzen, und daselbst mit der Devotion eines aufrichtigen Druiden :rben als Ew. Maj. unterthänigster" u. s. w.

Was ihn nach einer spätern Angabe zu dieser „fruchtlosen Wallfahrt"

trieb, war „eine der seltsamsten Leidenschaften, die sich aus einer Hölle auf Erden in einen irdischen Himmel verwandelt.“ — Es war Regina, die junge Haushälterin und Pflegerin seines kranken Vaters, auf die sich diese Stelle bezieht. 19. Juni 1765 kam er in Mietau an.

Sein Schüler Herder war durch ihn geweckt, hatte durch ihn sich jenen scharfen Blick für alles Individuelle und jenen umfassenden Horizont angeeignet, der seine Schriften zu einem so wichtigen Ferment für die deutsche Literatur gemacht hat. Aber er brachte diesen Lehren bereits ein lebhaft erregtes Phantasieleben und einen entschiedenen Trieb zur Productivität mit, der zu fruchtbaren Systemen machte, was bei Hamann in kühnen Epigrammen zerbröckelte. Schon aus dem J. 1766 sind zahlreiche Entwürfe zu Schriften vorhanden: über die Ausbreitung der christlichen Religion, insofern sich dieselbe natürlich erklären läßt; über den Glauben, als den Mittelpunkt der Religion; Einleitung in die heilige Schrift; über den Grund der Religionsspötterei; wie sehr die Zeit Alles ändern könne; von der Eingeschränktheit der Metaphysik; fortgesetzte Studien über die Philosophie der Geschichte, die überhaupt den Mittelpunkt seiner Beschäftigungen bildeten; das Lied von der Schöpfung der Dinge: dazu sammelte er eine große Menge Auszüge über Denkart, Sprache, Naturgeschichte, Religion und Poesie des Orients; über den Geist der hebräischen Sprache; über die Veränderung des Geschmacks unter den Völkern. Ferner Plan zu einer Dunciade gegen Gottsched, nach dessen Tod; zu einem Trauerspiel, Mendoza und Alveon; zu einem Lehrgedicht: Gottes Rath und That über das Menschengeschlecht (1. Gesang. Zweifel, Irrung, Gebet des Dichters, Erscheinung des Seraph's, ihn zu führen, Traum vom Paradiese; Schöpfung; Garten der Erziehung; Baum der Prüfung; Entfernung; Fortgang der Bildung; Thränen der Familie; sich mehrende Ausschweifungen, Sündfluth, Noah, Regenbogen, Wein, Thurmbau, Zerstreuung der Völker. Der Dichter erwacht, der Seraph führt ihn; 2. Ges., zum Ganges, Indier, ihre Philosophie, Mythologie und Politik. Blick nach China und Tibet. Er führt ihn nach Persien; Zoroaster. Früher Abraham's Wanderung in's Land der Verheißung; 3. Ges., Aegypten, Pyramiden, Moses, Kanaan, Phönicier; 4. Ges., Griechenland, Rom, Mittelalter u. s. w.; 9. Ges. Aussichten für Asien, Afrika, Amerika; — 10. Ges. Lob der wahren Philosophie, der Künstler, der Regenten zum Besten der Menschheit). — Außer Hamann und Kant waren Lessing und Winckelmann, die er gleich eifrig studirte, die Hauptquellen seiner Bildung.

Wichtig wurde das Jahr für ihn noch durch die Aufnahme in den Freimaurer-Orden, der unter den Gebildeten bereits eine sehr große Verbreitung gefunden hatte, und darauf ausging, dem engherzigen Localpatriotismus

nd der engherzigen Rechtgläubigkeit gegenüber den Zusammenhang der echten Menschheit herzustellen; durch Weihen, Geheimnisse und Symbole, wie es ir eine neugierige Zeit natürlich war. Der Orden hat damals viel Einfluß eübt, auf Niemand mehr als auf Herder, der zu Anfang wohl mehr in ym suchte: Aufschlüsse über den tiefern geheimnißvollen Zusammenhang zwischen Ost und West, und über den verborgenen Zusammenhang der Weltreligionen: ehauptete der Orden doch, älter als das Christenthum zu sein. Es war der Glaube an diese Einheit des Menschengeschlechts, der sich gleich in seinen ersten Schriften geltend machte. Herder begann, wie es in der allgemeinen Richtung der Zeit lag, als Kritiker.

Schon Jan. 1765, in einer Abhandlung über die Ode, welche aber Manuscript blieb, hatte sich Herder gegen den Latinismus unserer Dichtung ausgesprochen. „Wie wenige unsrer Gegenstände sind noch bearbeitet; immer als ob wir Griechen und Römer wären! Laßt uns unsere Menschen nach unsrer Gestalt malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstrich zu holen! Shakespeare und die Edda, der Barden (d. h. Ossian's) und Skalden Gesänge müssen unsere Poesie bestimmen. — Unternähme man's, die ältesten wahrhaft lyrischen Stücke in dem Gesichtspunkt zu zergliedern, daß die ersten lyrischen Gedichte Ausdruck des subjectiven Gefühls waren, daß die erste Ode, das nächste Kind der Natur, gewiß der Empfindung am treusten geblieben, so würde sich auch der kalte Zwang der Neuern entdecken, die sich in einen fremden Affect der Alten setzen und mitten unter heißen Ausrufungen in allgemeine Lehren, Exempel und kalte Uebergänge verlieren. Dies ist überhaupt die gewisse Kluft, in die uns unser Weg zu den Empfindungen, den wir über die Metaphysik nehmen, stürzt: wir zirkeln uns kalte Plane nach Regeln ab, um künstlich trunken in ihnen zu Kindern zu werden*)."

24. März 1766 erhielt Hamann in Mitau von dem Freunde ein Manuscript, welches er sofort dem Buchhändler Hartknoch zum Druck übergab: es war das erste „Fragment über die neuere deutsche Literatur", und kündigte sich als Ergänzung der Literaturbriefe an. Die nächste Aufgabe sollte sein, den Genius unsrer Sprache zu untersuchen. Herder verlangte, ganz wie Hamann und Möser, idiotistische Schriftsteller. Classische Schriftsteller dürften nicht im Lehrton der Akademie und Schule schreiben, sondern im Ton der Welt und aus dem frischen Leben heraus; sie sollten nicht unterrichten, sondern

*) Gleichzeitig schreibt Wieland: „Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesetzen, mit ungelerntem Gesang entzückt Philomele die Flur: bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur, so kannst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verletzen."

bilden wollen. Zunächst sollten sie sich nur bemühen, eigenthümlich für unser Volk, in Materie und Sprache zu schreiben: ob sie classisch seien, möge die Nachwelt entscheiden. — Mit großer Wärme vertheidigt der Fragmentist die Schöpfermacht, welche Klopstock über die Sprache ausgeübt. „Soviel Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben, so sehr sie durch dummes Lob und Nachäffung entweiht worden: mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels die Sprache Sion's und Thabor's spricht, als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet." „Klopstock ist in meiner Seele unser größter Dichter an Empfindung." „Lest Homer, und dann lest Klopstock: jener malt, indem er spricht, er malt lebende Natur und poetische Welt; dieser spricht, um zu malen, er schildert, um neu zu sein, eine ganz andere Welt, die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: laß sie selber reden!" Unsere gemeinen Anakreontiker verglich Herder mit Fledermäusen, die das Ideal nicht erreichen; nur Gleim ließ er gelten, obgleich er doch hinter den Alten zurückstehe: der Alte zeige den Reiz in Handlung und die Empfindung in Wirkung; der Neue alles mehr in Worten und Beschreibung. Am meisten lobte er den Grenadier: hier seien Nationalgesänge, die keiner unsrer Nachbarn hätte, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden könnte. Hier habe einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten.

Hamann war mit dem Fragment nicht unbedingt einverstanden. Zwar schreibt er beim Empfang: „mit der Ordnung, dem Reichthum, der Schönheit des Entwurfes sowohl als der Ausführung bin ich im Ganzen zufrieden, und freue mich über den Schatz der Einsichten und Einfälle, der Keime, Blüthen und Früchte;" „die Durchlesung Ihrer Handschrift hat mir eine angenehme Stunde gemacht, indem ich alte, verbleichte Begriffe wieder in mir aufleben fühlte": „aber," setzt er hinzu, „es ist bald vergangen." „Auch ist der Stil an einigen Stellen zu pétillant, und die periodische Form durch Fragen, Ausrufungen, Interjectionen gar zu zerrissen."

Herder suchte sich zu entschuldigen: „meine ganze Bildung gehört zu den widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler sein sollten. Haben Sie Mitleid mit mir, bester Freund! daß mich das Schicksal in einem pedantischen Mohrungen hat geboren werden lassen; daß ein einseitiger Tresch o meinen ersten Funken weckte; daß ich in Königsberg mit dem Scepter des korinthischen Dionys mir meine Galgenfrist zum Studiren habe erwuchern müssen. Hätte ich außer einem Kant noch Pedanten hören [illegible]

die meine Hitze abkühlen und mir Schulmethode hätten lehren sollen; hätte ich durch Umgang mir den Weltton angewöhnen können; hätte ich mehr Uniformes mit der Universität angenommen: so würde ich vielleicht anders denken; aber auch nicht dasselbe denken. Ein siebenmonatlicher Embryo muß viel Nachbildung und Wartung haben, ehe er sich zur Luft der Menschen gewöhnt, und ich gestehe gern, daß ich das Phlegma eines homme d'esprit noch gar nicht mit dem Enthusiasmus des Genies zu verbinden weiß. — Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben worden. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüthe bin? Eine jede hält eine ganze Frucht in sich, aber viele freilich fallen auf die Erde. Wollen Sie an einem jungen Baum lieber abschneiden oder einpfropfen? Spornen Sie mich also an, Vieles zu entwerfen, aber nichts als Autor für die Ewigkeit ausführen zu wollen: es kommen immer Jahre, da unsere Augen nicht mehr zeichnen, sondern ausmalen." —

Das zweite „Fragment" — Herder suchte ängstlich seine Anonymität zu wahren — erschien im Herbst desselben Jahres. Es untersuchte die eigentliche Aufgabe der Kritik. Bloßes Tadeln und Schulmeistern helfe der Literatur nicht auf, ebensowenig die Zergliederung: die geschichtliche Erkenntniß des Großen und Schönen sei der einzige richtige Weg. — Die historische Einsicht hebe auch die blinde Nachahmung auf. Ein Theil unserer gegenwärtigen Gedichte ist halb morgenländisch, da doch die Natur und die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer, ihr Nationalgeist, ihre Nationalvorurtheile nicht die unsrigen sind. Man möge bedenken, daß der Geschmack der Völker und Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß man, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, dessen Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse, ihre Nationallieder und ihre Mythologie: erst so werde man in die poetische Denkart der eignen Nation eindringen. — Unsere poetische Sphäre, ja der Geist unserer Sprachen ist ein anderer als der der Juden: wir würden von ihrer Nachahmung um so eher zurückkommen, je mehr wir ihre Gedichte als Gedichte, nach den Gesetzen der Wissenschaft, zu erklären suchten. Poetische Uebersetzungen der morgenländischen Gedichte, aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt, würden den Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehn, sie angreifen, zurückreißen und sagen: siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Denkart und Sprache! Raube den Fremden nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden! — Nicht viel anders als zu ihren morgenländischen stehn unsere Dichter zu ihren griechischen Vorbildern. Wer zeigt uns, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind, d. h. nicht blos den Wortverstand

zu erforschen, sondern mit dem Auge der Philosophie in den Geist zu blicken, mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten! — Wir haben ein Buch nöthig, das uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffnet, als Winckelmann den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt; eine Geschichte der griechischen Weisheit und Dichtkunst, die den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehrt, und untersucht, inwiefern der Himmel der Griechen, ihre Freiheit, ihre Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, ihre Religion und Musik, Kunst, ihre Sprache, Spiele, Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. — Ein Werk dieser Art würde den Quell des guten Geschmacks öffnen, uns von den elenden Nachahmern der Griechen befreien und uns zur Nachahmung unser selbst aufmuntern, d. h. uns zu einer Nationalliteratur verhelfen.

Etwas der Art hatte Lessing versucht, dessen Laokoon Herder bei seinem Erscheinen einen Nachmittag und die folgende Nacht durch heißhungrig dreimal hinter einander durchlas. „Da ich diesen Sommer," schreibt er 4. Oct. 1766 an Scheffner, „mit dem Homer mich beschäftigt, so sind Lessing's Anmerkungen über ihn gleichsam Samenkörner auf frisches, lockeres Land für mich gewesen; ich finde es sehr billig, genau und fruchtbar, daß das Nebeneinander für den Maler, das Nacheinander für den Dichter ist. — Lessing mit Winckelmann zu vergleichen: ist jener fruchtbarer und nützlicher, so ist dieser mühsamer und fleißiger; jener denkt mehr und weiß es uns zu zeigen, nicht blos was sondern wie er gedacht hat, er führt uns in die Werkstätte seines Geistes und lehrt uns denken; dieser hat seine größten Gedanken aus den Alten, und wo er denkt, zeigt er uns gleichsam nur das Product seiner Geistesarbeit; jener ist nur ein gelehrter Raisonneur von Genie und Geschmack, dieser ein geschmackvoller Antiquar von wenigem aber starkem Urtheil. Lessing sitzt auf Winckelmann's Schultern, und sieht also größer und weiter."

Die beiden Fragmente hatten großes Aufsehn erregt, und wenn auch Herder seine Autorschaft entschieden abläugnete, so gelang es ihm doch nicht, unbekannt zu bleiben: Nicolai bot dem jungen hoffnungsvollen Mann — der sich freilich von Hamann'schem Cant nicht ganz frei halte, Dec. 1766 eine Stelle in der Allg. Deutsch. Bibliothek an.

Das dritte „Fragment" erschien April 1767; es beschäftigt sich hauptsächlich damit, die üblen Einwirkungen des Lateinischen auf unsere Literatur nachzuweisen. — Kein größerer Schade könne einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raube, wie

s in Deutschland zuerst durch Einführung der kirchlich römischen Bildung, an durch die Art geschehn sei, in welcher die Wissenschaften seit ihrer Wie- :herstellung lange Zeit bei uns betrieben worden. Wäre Deutschland blos der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet, un- eitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber ihrem Boden treu, ı Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen. Unter der Herr- aft der lateinischen Sprache habe die unsere ihre alte Stärke verloren. Erst ther habe sie wieder, einen schlafenden Löwen, aufgeweckt und losgebunden, er lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und römische Sprache enge einander verwebt vorfand. Allein auch nach der Reformation habe in den hulen noch lange ein lateinischer Geist geherrscht, und Latein als letzter veck der Bildung gegolten. — Aus den Lateinern nehmen wir mißbräuch- ı ihre Mythologie. In unserm Lande, in unserer Geschichte liegt Stoff ug, und auch an Mitteln zu eignem poetischem Schmuck fehlt es uns nicht. er wir lassen die ganze Schöpfung um uns lieber öde und wüst trauern, ı nur die Alten zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden. — iederum empfiehlt er, den Homer zu übersetzen, den echten Dichter der Na- :, dessen Gesang ganz anders klingt als Virgil's und der Neueren Kunstpoesie.

13. April 1767 erhielt Herder einen Ruf nach St. Petersburg, als :rector der dortigen Petersschule. Der Rath zu Riga, um ihn nicht zu :lieren, stiftete für ihn eine ganz neue Predigerstelle, und wählte ihn :. April zum Adjunct, mit Beibehaltung seines Schulamts. Den 13. Juni ıchte er sein Examen und wurde den 10. Juli ordinirt. Die Stelle in t. Petersburg erhielt der Dithyrambendichter Willamovius, für den sich amann lange umsonst nach einer passenden Stellung umgesehn. — Ha- ann selbst, der seinen Aufenthalt in Mitau (zuweilen hatte er auch Ge- äftsreisen nach Warschau zu machen) immer als Verbannung empfand, kehrte ın. 1767 auf die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters nach nigsberg zurück, wo er 25. Mai durch die Vermittelung Kant's die telle eines übersetzenden Secretärs bei der Accise, mit einem äußerst kärg-)en Gehalt erhielt. Mechanische Geschäfte nehmen nun einen großen Theil ner Zeit in Anspruch. Mit Regina lebte er fortan in einem Concubinat, s ihn selbst sehr befriedigte, und in der Stadt keinen großen Anstoß gege- ı zu haben scheint. An Scheingründen, dieses Bündniß der kirchlichen eihe zu entziehn, fehlte es ihm nicht; die Hauptsache war, daß ihn in sitt-)en Dingen die Regel ebenso anwiderte als in andern; was seine Träg- :t störte, erfuhr seinen principiellen Widerspruch. Auch das Christenthum ır ihm eigentlich nur Liebhaberei. — Trotz seines schmalen Einkommens ıßte er sich doch eine ziemlich reiche, wenn auch bunte Bibliothek zu sammeln;

was diese nicht bot, ergänzte Kanter's glänzend eingerichteter Buchladen, in welchem Hamann alles Neue mit Heißhunger verschlang. Es war der Sammelplatz der Königsberger Gelehrten, auch Kant fand sich nicht selten ein.

Mit Moses blieben Herder und Hamann immer in einigem Verkehr, der sich noch steigerte, als dessen „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen" Jan. 1767 erschienen war*). Schon vor Jahren hatten ihn Spalding's „Bestimmung des Menschen" sowie Gespräche mit Abbt dazu angeregt; als der Letztere kränker wurde und sich mit Todesgedanken trug, wurden die Gespräche eifriger, die Arbeit ernstlicher, aber erst nach dem Tode des Freundes wurde es vollendet. — In der Einleitung giebt Moses ein Charakterbild des Sokrates, im entschiedensten Gegensatz zu Hamann, und, wie wir jetzt wohl sagen dürfen, in jedem Punkt eine Verschlechterung. Sokrates ist ihm der reine Deist; in den eleusinischen Mysterien wird die natürliche Religion vorgetragen; der Weise läßt sich nur darum nicht einweihen, weil es ihn verhindern würde, diese Lehren öffentlich zu machen. In der „unnatürlichen Galanterie" des Gastmahls u. s. w. findet Moses nur „die Modesprache Athens, wie etwa der ernsthafteste Mann in unsern Zeiten sich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu thun." Sokrates' Dämon ist ihm im Grunde nur das moralische Gefühl, etwas exaltirt aufgefaßt: „muß denn ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Thorheiten frei sein? In unsern Tagen ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten! Vielleicht hätte zu den Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führte." In dem Dichter der „Wolken" findet er einen „feilen Komödienschreiber, den eine geschlossene Partei, der kein Mittel zu niederträchtig war, gemiethet habe." Diesen moralischen Sokrates läßt Moses die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele vortragen, die er theils im Plato fand, theils in der Wolffischen Schule sich angeeignet hatte. Er kommt auch auf das Recht des Selbstmords zu sprechen, das damals anfing Modefrage zu werden, und verwirft ihn unbedingt, weil er nie zur Vervollkommnung des Menschen beitragen könne, welche doch der höchste Zweck aller Moral sei. — Das Buch fand nicht blos im großen Publicum einen ungewöhnlichen Anklang — es erlebte mehrere Auflagen, wurde in verschiedene Sprachen übersetzt, galt als classisches Werk und verschaffte den Juden einen guten Namen — sondern auch bei Männern wie Winckelmann, Meinhard, Herder: der Letztere versicherte 19. Febr.

*) Um dieselbe Zeit starb Edelmann in Berlin, völlig vergessen.

1767 den Verfasser seiner tiefsten Hochachtung; Hamann freilich fand es (10. Juni) „schöner geschrieben als gedacht". — Im Eingang des Phädon war Abbt ein Denkmal gesetzt: ein neuer Anknüpfungspunkt mit Herder, der kurze Zeit darauf einen ähnlichen Versuch machte.

In dieser Zeit beginnt die Neigung, die Juden als Vorkämpfer für die Naturreligion, den Deismus und die Toleranz anzusehn: das sonderbarste Mißverständniß von der Welt, wenn man an den historischen Jehovah und das alte Testament denkt. Aber Unterdrückte sind stets für Freiheit, so lange sie unterdrückt sind; und nebenbei hatten sie sich von der Dreieinigkeit frei gehalten, die den damaligen Aufklärern den größten Anstoß gab. Moses war fest überzeugt, mit seinem Glauben an die Allgemeinheit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele ein rechtgläubiger Jude zu sein, obgleich er diese ganze Weisheit aus heidnisch philosophischen Quellen geschöpft hatte.

Der aufgeklärte Jude war die Bewunderung der aufgeklärten Berliner Geistlichen, zu denen sich 1767 der Ob.-Consist.-Rath Abr. Teller gesellte, der an Süßmilch's Stelle kam. Er war 9. Jan. 1734 zu Leipzig geboren, Pastorsohn, hatte daselbst studirt und docirt, und 1760 gegen den Widerspruch der Orthodoxen durch Ernesti's Vermittelung die theologische Doctorwürde erworben; 1760—1767 war er Superintendent in Helmstädt; 1764 schrieb er ein „Lehrbuch des christlichen Glaubens", später ein „Wörterbuch über das Neue Testament", eine Schrift über die „Religion der Vollkommenen", Predigten u. s. w.; Alles entschieden rationalistisch. Am eifrigsten war seine Betheiligung an der Verbesserung der Kirchenlieder.

Klopstock's und Gellert's Bemühungen kennen wir bereits: es galt nicht blos, die alte Bluttheologie auszumerzen, auch die alterthümliche Sprache erregte Anstoß; und wenn es hieß: „es ruht die ganze Welt!" so wunderte sich der Gebildete über diese Unwissenheit, da doch nur auf der halben Erde Nacht war. — In Leipzig hatte Zollikofer seit 1763, zunächst für die reformirte Gemeinde, ein Gesangbuch ausgearbeitet, welches den Zweck hatte, die anstößigen Bilder der altkirchlichen Vorstellung auszumerzen und der neuen Glaubensbildung Raum zu schaffen. Die alten Kirchenlieder wurden überarbeitet, die neuen von Gellert, Klopstock, Schlegel, Cramer aufgenommen; sehr eifrig unterstützte ihn sein Freund Weiße, theils mit eignen Liedern, theils mit Beiträgen von Uz u. s. w. In der Vorrede waren die Fehler der frühern Gesangbücher hervorgehoben; das neue fand vielseitigen Eingang in Sachsen. 1765 erschien das verbesserte Berliner Gesangbuch, hauptsächlich von Teller eingerichtet. — Im Pfingstprogramm der Wittenberger Universität 1767 erhob sich der theologische Dekan gegen das neue Gesangbuch, und denuncirte Zollikofer als Socinianer, Weiße als Krypto-Calvinisten. Die

Zeitschriften nahmen sich der Sache eifrig an, fast durchweg in rationalistischem Sinn; anders urtheilte Kästner. „Was werden Sie für ein Gesicht machen," schreibt er 9. Nov. 1767 an Weiße, „wenn Sie lesen, daß der Mathematicus, der Wolffianer, der Satiricus, und was Sie sonst alles Unorthodoxe bei dem Namen Kästner denken, diesmal nicht auf der Seite des Witzes, sondern auf der Wittenberger ihrer ist? Ich bin im Ernst der Meinung, man sollte Luther's und andere alte Lieder ungeändert lassen. Die Gemeinden, die sich bisher dieser Lieder bedient, haben, juristisch zu reden, ein jus quaesitum darauf. Am allerwenigsten ist es erlaubt, die Lieder so zu ändern, daß eine andere Sekte sie mitsingen kann. Das heißt die Lieder des preußischen Grenadiers in usum eines Erzherzogs castriren. Man lasse jede Partei von ihren Glaubensmeinungen so gut singen als sie kann. — Ich muß bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für Dr. Luther habe, und ihn in Absicht auf die Eigenschaften des Herzens und des Geistes für einen der größten Geister halte. Ich vermuthe nicht, daß Jemand, auch mit einem neumodischen feinen Witz und den bessern Einsichten unsrer Zeiten, diesen alten Dichter da glücklich bessern wird, wo sein Herz redet; zumal wenn man in den Prüfungen nicht gewesen ist, die ihn gebildet haben. — Neuerungen im Ausdruck kommen mir vor, als wenn man von einem alten Wappen die Helme wegnähme und bordirte Hüte darauf setzte. — Vorlängst hat ein unpoetischer Geist auch die Theologen der hiesigen Lande verführt, daß sie ein Gesangbuch gemacht haben, in dem fast alle alten Lieder verändert und großentheils durchwässert sind." — Aehnlich dachte Herder.

Der Rationalismus gewann damals unter den beliebten Geistlichen eine so große Ausdehnung, daß die Rechtgläubigen anfingen, sich als die unterdrückte Kirche zu betrachten. Wir haben aus jener Zeit (1767) das Zeugniß eines höchst ehrlichen Mannes, des Pastor Lessing in Camenz.

„Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das 74. Jahr meines Lebens und gegen das 50. Jahr meines Predigtamts leben lassen. In dieser Zeit haben sich unzählige Veränderungen zugetragen. Gewissenszwang und Verfolgungsgeist ist nach und nach erloschen; die Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen; dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit, von göttlichen Dingen zu reden und zu schreiben was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt. Die heilige Schrift hat Jedermann lesen, aber auch schänden dürfen. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht will man berühmt werden. — Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet sind und einen unstreitigen Einfluß auf das thätige Christenthum haben, ist für ein Hauptwerk eines echten Gottesgelehrten beinahe zu

ler Zeit gehalten worden; aber niemals ist diese Pflicht so enge eingeschränkt wesen als jetzt, da nichts so sehr als die Gleichgültigkeit in Religionssachen i denen, die Christen heißen, überhand genommen. Wer redet und schreibt rn von Religion? wer liest gern theologische Bücher? Bei den berühmtesten elehrten in diesen Tagen sind sie so verhaßt und übel angeschrieben, daß : es für Strafe halten, sie zu lesen, und wenn sie sie ja endlich lesen, chts Gescheidtes darin finden. — Ein Anderes ist es, etwas ohne Ursache rachten, und ein Anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et dica! sagt ja die gesunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, enn ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit lese?"

Aehnlich dachte damals sein Sohn, Gotthold Ephraim, nicht weil er n tiefes Religionsbedürfniß, sondern weil er ein historisches Gewissen saß.

Als sich die Unterhandlungen mit Winckelmann wegen der Berliner Akademie zerschlagen hatten, wandte man sein Augenmerk auf Lessing: er urde von Q. Icilius warm empfohlen, vom König aber nicht bestätigt, ielleicht noch in Erinnerung an die ärgerliche Geschichte mit Voltaire. Die Stelle erhielt ein einfältiger Benedictiner Peretty. Unter diesen Umständen mußte es Lessing höchst erwünscht kommen, als ein Brief aus Hamurg 4. Nov. 1766 ihm eine Stelle beim dortigen Theater anbot.

Die dortige Principalschaft war seit Sept. 1764 in den Händen Ackernann's: eine soldatische Natur, von imponirender Gestalt, großer Körperstärke; entschlossen, derb, zu Gewaltsamkeiten geneigt. Er hatte gegen die Türken gedient, verstand mehrere Sprachen, kannte einen guten Theil Europa's, war ein ausgezeichneter Fechter, Reiter und Schlittschuhläufer, liebte den Tabak und ähnliche soldatische Genüsse. Auch als Schauspieler war er nicht schlecht, namentlich in der Darstellung natürlicher Rollen. Seine Frau (er hatte sie 1749 als Wittwe Schröder in Moskau geheirathet) hielt das ganze Geschäft in Ordnung; seine beiden jugendlichen Töchter Dorothea und Charlotte zeichneten sich, die eine in sentimentalen, die andere in naiven Rollen aus. — Bei ihm war sein Stiefsohn Schröder, geb. 3. Nov. 1744, der genialste aller deutschen Schauspieler, damals aber noch in der wildesten Gährung. Er hatte einen halsbrechenden Bildungsgang durchgemacht. Schon in seinem dritten Jahr hatte er in St. Petersburg mit Beifall vor der Kaiserin getanzt; seine Mutter war in großer Dürftigkeit, vom Stiefvater wurde er streng, selbst grausam behandelt. Im zehnten Jahr kam er in Warschau in die Jesuitenschule, zwei Jahre darauf ließen ihn seine Eltern in

Königsberg völlig im Stich, er lebte bei einem Schuhflicker, bis sich eine Seiltänzerin seiner annahm, ihn in die kühnsten equilibristischen Uebungen einweihte, und den unbändigen Knaben einigermaßen in Zucht hielt. 1759 ließen ihn seine Eltern in die Schweiz kommen, er zeichnete sich als Groteskstänzer aus. Die alte Wildheit trat wieder hervor, er beraubte seine Eltern mit einer Kaltblütigkeit ohne Gleichen, und zog 1762 in Braunschweig gegen Ackermann den Degen, so daß er in Ketten gelegt werden mußte. Dennoch blieb er bei der Gesellschaft, zunächst nur für Ballet, und in den Bedientenrollen des französischen Lustspiels, die er durch geniale Improvisationen würzte.

Diesem wilden Jüngling stand ein bewährter Mann gegenüber, Eckhoff, damals 46 J. alt (geb. 1720 in Hamburg), bereits als der erste Schauspieler Deutschlands anerkannt; von der strengsten Solidität in den künstlerischen Grundsätzen wie im sittlichen Leben, in den besten bürgerlichen Gesellschaften zu Hause und überall hochgeachtet. Es konnte nicht fehlen, daß es zwischen den beiden entgegengesetzten Naturen zu den heftigsten Reibungen kam*).

Ackermann ließ ein größeres Theater bauen, das 31. Juli 1765 mit einem Vorspiel „die Komödie im Tempel der Tugend" eingeweiht wurde. Der Dichter des Stücks war Löwen, geb. 1729 zu Klausthal, also gleichalterig mit Lessing. Er hatte in Jena und Göttingen studirt, dort Schäferspiele, anakreontische Scherze u. s. w. verfaßt: seine „poetischen Nebenstunden" 1752 hatte Michaelis durch eine Vorrede „über den Geschmack der morgenländischen Dichtkunst" geziert. 1751 war er nach Hamburg gekommen, und dort in engen Verkehr mit der Truppe des Principal Schönemann getreten. Unter dessen Anleitung schrieb er 1755 „kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes" (Gesticulation), die erste deutsche Schrift der Art; dann heirathete er Schönemann's Tochter, die selbst Schauspielerin war, dichtete für ihn einen Epilog für die Hamburger, 2. Dec. 1757, und begleitete

*) „Eckhoff," schreibt Schröder in späterer Zeit, „war der größte Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt; er wäre sicher als Schauspieler ebenso groß gewesen, hätte ihm die Natur einen bessern Körper gegeben, hätte er nie ein französisches Theater gesehn und nicht den größten Theil seiner Bildungsjahre in Hamburg und in einem beschränkten bürgerlichen Cirkel verlebt, der ihn mit dem Ton der großen Welt unbekannt ließ. Seine Erholungsnachmittage verbrachte er in einem Weinhause: hier saß er einigen alten Bürgern und Bürgeroffizieren obenan, erklärte ihnen den Zusammenhang der Weltbegebenheiten aus den Zeitungen, sprach fast allein und war zwanglos wie auf seiner Klause... Jede Rolle der herzlichen Empfindung und des anständigen Zuredens gab er in hoher Vollkommenheit. In seinem „Theophan, Sie sind doch wohl ein ehrlicher Mann!" in „Nimm mir auch deinen Pudel mit!" lag eine Welt voll Ausdruck." — Aehnlich, wenn auch wärmer, urtheilt Iffland; Lessing's Beschreibung seines Spiels ist allgemein bekannt.

Familie nach Schwerin. Von seinen poetischen Versuchen hatten die „Ro-
nzen" 1762 den größten Erfolg: nach Gleim's Vorbild, aber mehr im
ikelsängerton. (So schreckliche als blutige Geschichte von einem durch Hu-
rn entweihten Nonnenkloster — Thränenwerthe Nachricht von dem Schick-
des nach der Vorschrift weiland B. Neukirch's henkermäßig verliebten Schä-
s — Zuverlässige Geschichte von einem in der Hitze der Begeisterung mit
m Federmesser sich selbst geblendeten Dichters u. s. w.) Auch schrieb er
ische Epopöen in der Manier von Zachariä und Dusch (die Walpur-
nacht; die Marquise); seit 1763 legte er sich auf das Theater, übersetzte
) bearbeitete französische Stücke (Semiramis u. s. w., hauptsächlich „die
e Agnese", nach Favart, das Vorspiel der spätern Gurli), schrieb verschie-
e Lustspiele (Mißtrauen aus Zärtlichkeit; der Liebhaber von Ungefähr),
h ein prosaisches Trauerspiel (Hermes und Nestan oder das Orakel), Alles
nlich tief unter der Mittelmäßigkeit. Aber was ihm an poetischem Talent
ging, ersetzte er durch künstlerischen Idealismus und Intrigue. Zu Anfang
66 erließ er ein anonymes „Sendschreiben über die Ackermann'sche Schau-
hne", ziemlich boshaft: es wurde namentlich die Neigung für äußern Glanz,
llete u. dgl. getadelt. Gleich darauf folgte die „Geschichte des deutschen
eaters"; als Gründe für die schlechte Beschaffenheit desselben wurden an-
eben: die Unkenntniß der Principale, der Mangel an Welt und Sitten
den Schauspielern, die Gewohnheit der eingelegten Operetten, die schlechte
otection, das Vorurtheil der Geistlichen, die Empfindlichkeit der Schauspieler
en eine wohlmeinende Kritik. Eine Besserung könne nur eintreten, wenn
Beseitigung der Principalschaften der Staat selbst sich der Bühne an-
hme. Am meisten hofft Löwen von Berlin. „Ein mächtiger König, der
ft Geschmack und Neigung hat, sein Volk glücklich zu machen, eine re-
blikanische Freiheit zu denken und zu schreiben, ein Zusammenfluß von Ge-
s wie Sulzer, Moses, Lessing, Ramler, Nicolai: sollte man nicht Hoff-
ng zu einem Unternehmen schöpfen, das an die glücklichsten Zeiten Lud-
's 14. erinnert?"

Was der Idealismus nicht durchsetzte, gelang der Intrigue. Das glän-
dste Mitglied der Hamburger Bühne, Frau Hensel, wünschte allein und
e Nebenbuhlerinnen zu regieren: mit Löwen's Theorien ausgerüstet,
vann sie einen eifrigen Verehrer, den lebenslustigen Kaufmann Seyler,
eben den Rest seines Vermögens aus einem Banquerout gerettet hatte,
an die Spitze eines „Nationalunternehmens" zu stellen, von dem die
form des deutschen Theaters ausgehen sollte. Ackermann verpachtete
. Oct. 1766 sein Theater an die neue Gesellschaft (er blieb selbst dabei),
d Löwen, mit der Direction betraut, schrieb 4. Nov. 1766 an Lessing,

und forderte ihn auf, unter sehr annehmbaren Bedingungen der Dramaturg der neuen Kunstanstalt zu werden. Aller Sinnenreiz sollte ausgeschlossen, Ballete und Opern verbannt, nur durch Gediegenheit der Leistungen das Publicum gewonnen werden. Das geniale Vagabundenthum der Schauspieler sollte aufgehoben, für ihre zusammenhängende Ausbildung und ihren sichern Unterhalt gesorgt werden.

Anfang Dec. 1766 reiste Lessing nach Hamburg, um sich die Sache anzusehn. Sanguinisch, wie er war, schloß er alsbald ab. Was ihn zum Theil dazu bestimmte, war eine neue Bekanntschaft, die er in Hamburg machte.

J. J. Bode, Sohn eines armen Tagelöhners, war 16. Jan. 1730 zu Braunschweig geboren. Sein entschiednes musikalisches Talent veranlaßte, als er 15 J. alt war, einen Stadtmusikus, ihn in die Lehre zu nehmen: er erwarb sich Fertigkeit in allen Blasinstrumenten, und trat, nachdem er 7 Lehrjahre überstanden, als Hautboist beim Regiment ein. Gleich darauf heirathete er ein armes aber schönes Mädchen. In einer einjährigen Urlaubszeit in Helmstädt lernte er von einem Studenten Französisch und Italienisch, sowie die Anfangsgründe des Lateinischen: auch ästhetische Vorlesungen hörte er. Kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges verlor er Frau und Kinder, nahm seinen Abschied und wanderte 1757 nach Hamburg. Hier gab er Unterricht in der Musik, lernte Spanisch, übersetzte einige spanische Romane und bearbeitete für das Theater französische und englische Schauspiele. Er trat in den Freimaurerorden, und wurde bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft bald eins der geschäftigsten, einflußreichsten und wissendsten Mitglieder desselben. 1762 bis 1763 redigirte er den Hamburger Correspondenten. Die Heirath mit einer Schülerin machte ihn zum wohlhabenden Mann: doch verlor er die junge Frau schon im ersten Jahr der Ehe.

Als ihn Lessing kennen lernte, hatte er eine Druckerei angelegt, und war im Begriff eine dritte Frau zu nehmen, die Tochter eines angesehenen Buchhändlers. Die beiden Männer fanden Geschmack an einander, und begegneten sich namentlich in einer Idee: es sei Unrecht, daß die Buchhändler den Hauptgewinn von der Literatur zögen, die Schriftsteller sollten ihre Bücher selbst vertreiben. Sie beschlossen, zusammen einen Verlag zu gründen, der die besten deutschen Autoren umfassen sollte. An Stoff schien es nicht fehlen zu können: Lessing hatte seine dramatischen Arbeiten, dann sollte die „Dramaturgie" folgen; Bode hatte ein sehr großes Geschick im Uebersetzen humoristischer Schriften; er übernahm auf Lessing's Rath „Yorick's empfindsame Reise" von Sterne, die eben erschienen war, und beide gleichmäßig entzückte. Außerdem hatte Bode Verbindungen in Braunschweig und Kopen-

hagen: Zachariä versprach neue Lustspiele; Klopstock hatte fünf neue Gesänge des Messias, die Hermannschlacht u. s. w. fertig; Gerstenberg arbeitete am Ugolino. Dem innern Werth dieser Schriften sollte die äußere Ausstattung entsprechen, die Warnungen des vorsichtigen Geschäftsmannes Nicolai wurden verlacht.

Vorerst kehrte Lessing (noch Dec. 1766) nach Berlin zurück, um seine dramatischen Arbeiten zu revidiren, und zur Bezahlung seiner Schulden den Verkauf seiner Bibliothek einzuleiten. Die antiquarischen Studien traten vorläufig in den Hintergrund, und die fast erloschene Liebe zum Theater entzündete sich von Neuem. „Ich hoffe," schreibt er 1. Febr. 1767 an Gleim, „es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen!"

Nachdem Lessing in Berlin seine Lustspiele herausgegeben (darunter das neue „Minna von Barnhelm"), reiste er, ohne auch nur von seinem Bruder Abschied zu nehmen, nach Hamburg, wo Ackermann 6. März 1767 seine Principalschaft mit dem Ballet „Cephalus und Prokris" schloß. Schröder wanderte in Folge der neuen Einrichtung nach Wien aus. Das Nationaltheater wurde 22. April mit einem Prolog von Löwen eröffnet.. Gleichzeitig schrieb Lessing, als angestellter Dramaturg, eine Ankündigung, in der jeder unbefugte Tadel des neuen Unternehmens auf's Strengste untersagt wurde: wohl das einzige Mal in seinem Leben, daß er mit der Amtsmiene spricht, und es steht ihm drollig genug. Waren aber damit seine Vollmachtgeber sehr einverstanden, so erschraken sie desto mehr, als Lessing selber mit einem zwar befugten, aber desto rücksichtsloseren Tadel der aufgeführten Stücke anfing. Gleich das erste, Cronegk's „Olint und Sophronia", wurde bitter getadelt, und keinem der folgenden erging es besser. Es entstand eine allgemeine Aufregung im producirenden Publicum, zum äußersten Erstaunen Lessing's, der ganz ohne Arg gehandelt hatte. Noch in einem andern Punkt täuschte er die Erwartungen. Das Theater spielte fünfmal die Woche, und man glaubte sich berechtigt, allwöchentlich das Urtheil zu vernehmen. Aber gleich die Kritik des ersten Abends, 22. April, wurde erst am 19. Mai fertig: wenn das so fortging, so mußten die letzten Stücke der Saison ein Paar Jahre warten, ehe sie an die Reihe kamen. Wirklich geschah das: zum Karrengaul, wie ihn das ständige Recensentenamt fordert, war Lessing nicht gemacht. — Außerdem konnte er gelehrte Excurse bei seinen Kritiken nicht ganz vermeiden, so sehr er selbst darüber spottete. — Endlich

war zu Anfang die Absicht gewesen, die Aufführung selbst ausführlich zu besprechen: Lessing gab sich alle Mühe, die Schauspieler zu loben; er lobte nicht blos mit Geist und Einsicht, sondern auch mit Feuer: aber hätte er auch Alle gelobt, so hätte auch das Unzufriedenheit erregt, denn jeder Schauspieler will allein gelobt sein. Schon nach den ersten Wochen sah Lessing ein, daß es nicht ginge, und ließ die Schauspieler unbesprochen.

Die Kritik der Stücke konnte nicht wohl unterbleiben; aber wichtiger als diese war für das Theater, daß Lessing seine eigenen Werke zur Aufführung gab. Schon Dramen wie „Sara Sampson" und „der Freigeist" stachen grenzenlos gegen alles Uebrige ab; in viel höherem Grade war dies mit dem neuen Lustspiel Minna von Barnhelm der Fall. Es war gleich nach Abschluß des Hubertsburger Friedens in Breslau gedichtet, in Berlin mit Ramler durchgefeilt, zu Anfang d. J. 1767 gedruckt, in Hamburg 28. Sept. 1767 zum erstenmal aufgeführt (Eckhoff spielte den Tellheim, Ackermann den Wachtmeister, vortrefflich); in Berlin zögerte man einige Zeit, preußische Offiziere auf die Bretter zu bringen, doch geschah es endlich 21. März 1768, und dann mußte es wochenlang Tag für Tag wiederholt werden: es war ein Erfolg, wie ihn Berlin noch nicht kannte. Die andern Bühnen folgten, auch fürstliche Liebhabertheater nahmen sich des Stücks an.

Wenn man von der Minna eine neue Epoche des deutschen Theaters datirt, so ist das nicht so zu verstehn, als seien dadurch nun plötzlich eine Reihe bedeutender Talente wach gerufen. Im Gegentheil warten wir noch heute vergebens auf das zweite deutsche Lustspiel, das sich jenem ersten an die Seite stellen könnte. Aber einmal wurde das Publicum dadurch zu besserm Urtheil erzogen — und gerade hier möchte es am Platz sein, auszusprechen, daß trotz der glänzenden Leistungen der dramaturgischen Kritik das Beispiel eines wirklichen Schaffens doch mehr gefruchtet hat — und vor Allem wurde die Schauspielkunst gefördert. Aus Tellheim und Minna, aus dem Wachtmeister und Franciska, aus Just und dem Wirth, ja aus dem Franzosen und der Wittwe haben die deutschen Schauspieler doch weit mehr gelernt als aus der Dramaturgie. Alle diese Charaktere haben die Farbe dem wirklichen Leben entlehnt, sie lassen sich also in den entsprechenden Zeichen wiedergeben; sie streben das allgemein Menschliche an, und sind doch so eigenartig, daß kein Wort des einen dem andern zukommen würde. Es sind durchweg typische Figuren, sie sind unserer Phantasie, jetzt nach hundert Jahren, noch vollkommen gegenwärtig: und wieviel deutsche Lustspiele würde man aufweisen können, deren Bilder in unserer Erinnerung haften? Für jeden Charakterzug ist der prägnanteste Ausdruck glücklich gefunden, den Kern kann man nicht mißverstehn, und doch bleibt dem Schauspieler, was auch wichtig ist, noch

Manches zu errathen und nachzuschaffen. Die Sprache ist gewählt, und doch realistisch; überall lebt deutsches Gemüth, doch schwebt eine freie humoristische Stimmung darüber. Die Exposition hat schon Goethe als musterhaft bezeichnet; wir möchten auch den Ausgang in Schutz nehmen, der ganz nach den Principien des Kritikers der Dramaturgie die Stimmung, wie im Kaufmann von Venedig, ausklingen läßt.

Es fiel Lessing nicht ein, ein historisches Gemälde vom Hubertsburger Frieden geben zu wollen: er ließ seine Menschen, mutatis mutandis, denken und empfinden, wie er selber dachte und empfand. Das etwas überreizte Ehrgefühl Tellheim's, und die Neigung Minna's, mit Gegenständen, die ihr Gemüth auf's tiefste ergreifen, zu spielen, sind recht eigentlich Charakterzüge Lessing's. Gerade bei diesem naiven Schaffen ist das Stück für uns das schönste historische Bild, das wir haben; und historisch, also im Costüm, müssen wir es begreifen; historisch müssen wir begreifen, daß der Wachtmeister seinen geliebten Major in der höchsten Rührung bitten kann, ihn fuchteln zu lassen, und doch ein so tüchtiger Mensch sein. Alle diese Figuren sind „nicht Schatten, die der Wahn erzeugte". Und wenn Vaterlandsliebe ist, was den Gemeinsinn nährt und kräftigt, so wird man auch den Ehrennamen eines nationalen diesem Lustspiel nicht absprechen können.

Als Minna von Barnhelm über die Bretter ging, wurde in Leipzig von einem jungen Menschen von 19 Jahren eine Komödie geschrieben, die vielleicht noch heute die einzige ist, welche sich mit jener messen kann. Dieselbe Weltkenntniß, dieselbe Schärfe der Charakterzeichnung, eine ebenso gebildete aber noch freiere Sprache: ein dreister, derber Humor, und ein wirkliches Stück deutschen Lebens, nämlich das verkümmerte Kleinbürgerthum in seinem Verhältniß zu den höhern Ständen. Aber statt der Gemüthsfülle und fast pedantischen Redlichkeit, die in der Minna haust, empfinden wir in diesem andern Gedicht eine fast peinigende Frivolität, die sich zu ihrem Gegenstand ganz objectiv verhält. In diesem Sinn erinnert es an Thümmel's Wilhelmine.

— Das Stück hieß „die Mitschuldigen"; der Dichter war Goethe. —

Lessing war mitten im besten Schaffen; eine unzählige Menge Entwürfe lagen ihm vor (auch ein Philoktet, ein Spartacus); darunter zwei, die sich schon der Vollendung näherten: Faust und Emilia Galotti.

Wenn die deutschen Stücke Lessing's Kritik nicht viel Gelegenheit boten, da er es bald müde wurde, leeres Stroh zu dreschen, so blieben nur die Franzosen übrig. Das Repertoir von 1767 stand noch ganz auf dem Standpunkt der Gottsched'schen Schaubühne, die 25 Jahre älter war: es enthielt entweder Uebersetzungen oder Nachbildungen des Französischen. Die

Vorzüge des französischen Theaters hervorzuheben, lag damals kein Grund vor: die ganze Dramaturgie beschäftigt sich fast ausschließlich damit, die Verkehrtheiten der französischen Theaterconvenienz nachzuweisen, und ihnen als Muster die Praxis des Shakespeare, die Theorie des Aristoteles gegenüberzustellen. In den fünf ausführlichen Recensionen: Voltaire's Semiramis, Zaïre, Merope (Vergleich mit der italienischen); P. Corneille's Rodogune und Th. Corneille's Essex ist das der leitende Gesichtspunkt.

Die Franzosen halten es durchweg für genügend, ihre Charaktere durch Reden zu beschreiben; das echte Drama läßt sie sich in Thaten entfalten. „Es ist wohl recht gehandelt," sagt Lessing, „wenn man im gemeinen Leben in den Charakter Anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt; wenn man dem Zeugniß, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren Thaten sehn. Das Gute, das wir ihnen blos auf Andrer Wort zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; es läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringste eigne Erfahrung davon erhalten, so hat es sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen."

Die Franzosen gehn in ihrer Verehrung des Schicklichen so weit, daß sie selbst das Grauen und Entsetzen in akademische Formen kleiden. Voltaire hat sich einmal gemüßigt gesehn, ein Gespenst einzuführen: es geberdet sich wie ein Hofmann in der guten Gesellschaft, und macht daher einen lächerlichen Eindruck. — „Weil wir gebildeten Leute nicht mehr an dergleichen glauben, soll es deshalb durchaus nicht erlaubt sein, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist diese Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein, dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß! Und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unsrer Philosophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiß? ... Der Same, an Gespenster zu glauben, liegt in uns allen; es kommt nur auf die Kunst des Dichters an, diesen Samen zum Keimen zu bringen: hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will. So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein."

Shakespeare geht von der allgemein menschlichen Wahrheit aus; die Franzosen kennen nur den Hof und dessen Ton. Sie zucken die Achseln,

wenn bei den Engländern eine Königin in der wilden Leidenschaft gerade so spricht, wie ein Weib aus dem Volke. „Desto schlimmer für die Königinnen," sagt Lessing, „wenn sie wirklich nicht so sprechen, nicht so sprechen dürfen. Ich habe es lange schon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht ist, wo ein Dichter die Natur studiren kann. Aber wenn Pomp und Etikette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht sprechen, wie sie wollen; seine Königinnen müssen natürlich sprechen. Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur; der schwülstige Dichter ist unfehlbar auch der pöbelhafteste."

Eine günstige Gelegenheit, dies weiter auszuführen, bietet ihm Voltaire's Zaïre. Das Stück war nach Voltaire's eigner Angabe geschrieben, weil mehrere Damen ihm vorgeworfen, daß in seinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. — „Den Damen also," sagt Lessing, „haben wir das Stück zu verdanken, und es wird noch lange das Lieblingsstück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein stolzer Sieger, nur von der Schönheit besiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Serail, in den freien zugänglichen Sitz einer unumschränkten Gebieterin verwandelt; ein verlassenes Mädchen, zur höchsten Staffel des Glücks durch nichts als ihre schönen Augen erhöht; ein Herz, um das Religion und Zärtlichkeit streiten, das sich zwischen seinen Gott und seinen Abgott theilt, das gern fromm sein möchte, wenn es nur nicht aufhören sollte zu lieben; ein Eifersüchtiger, der sein Unrecht erkennt und es an sich selbst rächt: — wenn diese schmeichelnden Ideen das schöne Geschlecht nicht bestechen, durch was ließe es sich dann bestechen? — Ein Kunstrichter sagt artig genug: die Liebe selbst hat Voltaire die Zaïre dictirt. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, das ist Romeo und Julie. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaïre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsre Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich, d. h. diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophistin und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzelist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste." — „Von

der Eifersucht läßt sich ungefähr eben das sagen Der eifersüchtige Orosman spielt gegen den eifersüchtigen Othello eine sehr kahle Figur. Wir hören im Orosman einen Eifersüchtigen reden, aber von der Eifersucht selbst lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen ist das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei."

Bei dieser Gelegenheit empfiehlt Lessing mit großer Wärme die Wieland'sche Uebersetzung des Shakespeare, trotz ihrer Mängel; desto entschiedener weist er seine Commentare zurück. (Vgl. S. 276.)

„Es ist wahr und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmt; sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich: sie ahmt die Natur der Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten. — In der Natur ist Alles mit Allem verbunden; Alles durchkreuzt sich, Alles wechselt mit Allem, Alles verändert sich, Eins in das Andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für den unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genuß desselben Antheil nehmen zu lassen, müßten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten. Die Bestimmung der Kunst ist, uns im Reich des Schönen dieser Absonderung zu überheben. Alles was wir in der Natur von einem Gegenstand oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns den Gegenstand so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die er erregen soll, verstattet. — Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belang läuft quer ein, so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur wegwünschten. Nur wenn ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgang alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie

ich in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst
ortheil zu ziehn."

Shakespeare hat den Schein des Naturalismus: in der That ist er
ı echter Künstler; die Franzosen erregen den Schein der Kunst: in der That
nd sie die Naturalisten. Schlagend wird das an Corneille's berühmter Ro-
gune nachgewiesen.

„Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander ge-
ründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zu-
ickzuführen, jene gegen sich selbst abzuwägen, überall das Ungefähr auszu-
hließen, Alles, was geschieht, so geschehn zu lassen, daß es nicht anders
schehn können: das ist seine Sache, wenn es im Feld der Geschichte arbeitet,
n die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu ver-
andeln. Der Witz dagegen, der nicht auf das in einander Gegründete,
ndern nur auf das Aehnliche und Unähnliche geht, wenn er sich an Werke
agt, die dem Genie allein vorgespart bleiben sollen, hält sich bei Begeben-
eiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich
schehn. Diese mit einander zu verbinden, ihre Fäden so durch einander zu
echten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem
ndern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das
ann er, der Witz; und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung
lcher Fäden von ganz verschiedenen Fäden entsteht dann eine Textur, die
ı der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff,
on dem man nicht sagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb ist;
er beides ist, der von dieser Seite so, von der andern anders erscheint; ein
Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder. — Nicht das bloße Erdich-
en, sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist."

„Ein Poet findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne
ordet, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Wenn
r diesen Namen wirklich verdient, so wird er vor Allem bedacht sein, eine
Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahr-
heinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geschehn müssen. Unzufrieden, ihre
Möglichkeit blos auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er
ichen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vor-
ille, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus
em andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach
ines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften
urch so allmälige Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den na-
ürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritt,
en er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem

nämlichen Grad der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sache, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Ziels, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich befinden, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahinreißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehn, die wir bei kaltem Blut noch so weit von uns entfernt glauben."

„Dem witzigen Kopf dagegen wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr eben darin das Wunderbare desselben zu finden vermeint, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Er glaubt, um jenes hervorzubringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche Dinge genug häufen zu können, und dieses zu erwecken, nur immer zu den gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten seine Zuflucht nehmen zu müssen."

Die Zergliederung des französischen Essex gab Lessing Gelegenheit, auf ein spanisches Stück gleiches Namens einzugehn: er hatte in diesem Fach eine sehr bedeutende Kenntniß erworben, und selbst eine bedeutende Sammlung: selten kam ein Hamburger aus Cadix zurück, ohne ihm ein Paar spanische Komödien mitzubringen. Die moderne französirende Tragödie der Spanier verwarf er nun ganz, und kehrte zu Lope und Calderon zurück, nicht ganz mit der Wärme Gerstenberg's. „In allen spanischen Stücken einerlei Fehler und einerlei Schönheiten: mehr oder weniger, das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. Eine ganz eigne Fabel; eine sehr sinnreiche Verwickelung; sehr viele und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis an's Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck. Das sind allerdings Schönheiten: nicht eben die höchsten; nicht zu läugnen, daß sie zum Theil sehr leicht bis in's Romanhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind." Das klingt viel nüchterner als die Urtheile der spätern Romantiker; doch hat es den Vorzug, richtig zu sein. Aber noch eine Bemerkung Lessing's hätten diese spätern Kritiker sich merken können. Er fährt nämlich fort: „Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit, und sage mir, ob ihnen andere als Schönheiten solcher Art übrig bleiben? Was haben sie sonst noch für Gutes, als Verwickelung und Theaterstreiche und Situationen?" — Und hier zeigt Lessing mit innigem Behagen, was es mit den sogenannten Regeln der Franzosen für eine Bewandtniß hat.

„Ein Anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich
ıchten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstan-
zu haben. — Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Ge-
ıer Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Orts waren gleich-
nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben
ıen, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht der Chor dazu ge-
ıen wäre ... Sie ließen sich diesen Zwang ein Anlaß sein, die Hand-
selbst so zu simplificiren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzu-
:rn, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein
l von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am
lichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und
Orts verlangte. — Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit
Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der
schen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplicität
:n lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als
en jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung
ngängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickeltern
dlungen in aller Strenge anpassen müßten. Da sie aber fanden, wie
er das sei, so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren
gen Gehorsam aufzukündigen nicht den Muth hatten, ein Abkommen." —
unglückselige Versuch Corneille's, den Aristoteles zu commentiren, wird
glänzendem Witz abgefertigt.

„Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Thea-
haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dies Bekenntniß mit
immen, und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken,
kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei
:: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit
ıert Jahren ein Theater zu haben rühmen, daß auch die Franzosen noch
Theater haben. — Ein tragisches gewiß nicht! Denn die Eindrücke, welche
französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt!" — Voltaire selbst
ht zu: daß die französischen Stücke nicht Eindruck genug machen, daß was
leid erwecken solle, auf's höchste Zärtlichkeit errege; daß Rührung die
le der Erschütterung, Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete. Er
: diesen Mangel zum Theil aus äußerlichen Gründen, zum Theil aus
Geist der Galanterie und dem politischen Räsonnement her. „Mit dieser
ıche," sagt Lessing, „hat es seine Richtigkeit. Galanterie und Politik
n immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die
:gung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden." Aber er findet
einen andern Grund.

„Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menschen. Gottsched galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Kritik setzten nach und nach diesen Unterschied in's Helle, und wenn Gottsched mit dem Jahrhundert nur hätte fortgehn wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmack seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen, so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sei, so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte, und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitz zu behaupten. — Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen."

Das französische Lustspiel behandelt Lessing keineswegs mit Mißachtung, sondern mit der entschiedensten Vorliebe; wiederholt macht er auf die Feinheiten aufmerksam, welche namentlich die Sprache desselben vor dem deutschen auszeichnen. Verschiedene Stücke von Molière, Destouches, Regnard, Marivaux, Nivelle, Quinault, Gresset, Cerou, Dubelloy, der Graffigny wurden in dieser Saison aufgeführt und besprochen; was wollten dagegen die Versuche von Frau Gottsched, Schlegel, Weiße, Gellert, Pfeffel, Krüger, Löwen u. s. w. sagen? Das Beste von ihnen war doch den Franzosen entlehnt. — Lessing's eigne Stücke waren so entschieden bei den Franzosen in die Schule gegangen, und in seiner Kritik z. B. Molière's verräth er ein so feines Verständniß dieser Kunstform, daß es nur wie eine gelegentliche Paradoxie aussieht, wenn er im Anschluß an Möser's Abhandlung über das Grotesk-Komische (vgl. S. 216) empfiehlt, zu einer ältern Art zurückzukehren.

„Seitdem die Neuberin sub auspiciis Sr. Magnificenz des Hrn. Prof. Gottsched den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen: ich sage, geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stückchen, in welchen Harlekin die Hauptperson war, aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig, gekleidet. — Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an." — Die Noth veranlaßte das Theater wirklich, den schaulustigen Hamburgern den Hanswurst wiederzugeben, aber es war kein Segen dabei.

— In der Dramaturgie wurde die journalistische Form mehr und mehr

ufgegeben; selbst die Kritik der Stücke wurde Nebensache, und wie im Lao-
ion, galt es wieder die Feststellung der künstlerischen Grundsätze. Freilich
icht in systematischer Form: „ich erinnere meine Leser," sagt er einmal, „daß
ese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen.
ch bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich
ache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl
r sich zu widersprechen scheinen: wenn es nur Gedanken sind, bei welchen
e Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cog-
itionis ausstreuen." Aber Lessing's gesammtem Denken war die Logik so
nmanent, daß sich das System leicht ergänzen läßt.

Den Begriff der Handlung hatte Lessing mit einiger Ausführlichkeit
uerst in der Abhandlung über die Fabel festgestellt; es galt nun, den Unter-
hied hervorzuheben. „Das Drama macht auf eine einzige, bestimmte, aus
iner Fabel fließende Lehre keinen Anspruch;" „allgemeine Sätze im Drama
elten nur als Resultat von Eindrücken, welche individuelle Umstände auf die
andelnden Personen machen; nur als generalisirte Empfindungen." U. s. w.
– Seit vielen Jahren hatte er sein Nachdenken über das Drama an den
Aristoteles geknüpft, den er ganz anders verstehn konnte, wie die Franzosen,
eil er das antike Drama wirklich kannte. Seine Regeln verdichten sich all-
mälig zu einem vollständigen Commentar des Aristoteles. Nach ihm zergliedert
: die Elemente der Charakterbildung, die Erweiterung der Fabel, Peripetie
. s. w. In ihm sucht er auch die höhere Bedeutung der Tragödie. Gern
at er aber daneben, wie im Laokoon, ein bestimmtes Beispiel bei der Hand,
nd oft genug muß er seine Experimente an einem Corpus vile machen. Es
t Weiße's Richard 3., an den er seine tiefsten Forschungen über das tra-
ische Mitleid knüpft. Er fragt sich, warum diese Häufung von Gräueln
uf das Gemüth nicht wirkt? — „Was ist es für eine fremde, herbe Empfin-
ung, die sich in mein Mitleid für diese Personen mischt? die da macht,
aß ich mir dieses Mitleid ersparen zu können wünschte? Das wünsche ich
ir bei dem tragischen Mitleid doch sonst nicht: ich verweile gern dabei, und
anke dem Dichter für eine so süße Qual." — Er findet den Grund darin,
aß unser Mitleid nur dem Leiden gelten kann, dessen Motive wir begreifen;
nd die Motive uns unverständlich, so geht nur Schrecken daraus hervor. —
Dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß
s vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre
Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters
eber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zum Ver-
ängniß einer rächenden Gottheit, ehe sie uns bei der gräßlichen Idee wollten
erweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig

sei." — Auch die Ausrede, daß in der Wirklichkeit dergleichen vorkomme, will nichts sagen: „Das Kunstwerk soll ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; soll uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm Alles zum Besten auflöst, werde es auch in jenem geschehn: und der Dichter vergißt seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Cirkel flicht, und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt? Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Das kann uns nur die kalte Vernunft."

Die Tragödie ist recht eigentlich diejenige Dichtungsart, welche den Zweck hat, Mitleid zu erregen — wie Lessing das schon früher (vgl. S. 142) ausgeführt hatte —; Mitleid durch Furcht; die aber die Furcht nur als Hebel des Mitleids anwendet. Sie ist die höchste Poesie, denn sie nährt die edelste Eigenschaft des Menschen, die Liebe. „Eben diese Liebe, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen: eben diese Liebe ist es, was in der Tragödie das höchste Motiv bildet."

Daraus ergiebt sich auch der wahre Begriff der Katharse, wie Aristoteles ihn versteht. Die frühern Ausleger hatten die berühmte Stelle durchweg so erklärt, daß die Tragödie uns durch Erregung von Furcht und Mitleid von denjenigen Leidenschaften reinigen sollte, welche in ihr dargestellt werden, Eifersucht, Ehrgeiz u. s. w.; Lessing zeigt, daß sie vielmehr den Zweck habe, durch Erregung von Furcht und Mitleid in uns die Leidenschaften der Furcht und des Mitleids zu reinigen. — „Die Reinigung beruht in nichts Anderem, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. Das tragische Mitleid muß nicht allein die Seele desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein die Seele desjenigen reinigen, der sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt."

— Dieselben Grundsätze wendet Lessing auf das Lustspiel an. — „Die Komödie will durch Lachen bessern: aber nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger blos und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst; in der Uebung unserer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen

Vermischungen mit noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes leicht und geschwind zu bemerken. Wenn die Komödie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, so ist es ihr genug, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen."

„Ich weiß nicht, woher soviele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stücks entweder bestraft werden oder sich bessern müsse. Sie hilft in der Komödie nicht allein nichts, sie verdirbt viel. Wenigstens macht sie immer den Ausgang schielend und kalt und einförmig. Wenn die verschiedenen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur diese Handlung zu Ende bringen, warum sollen sie nicht bleiben wie sie waren? Aber freilich muß die Handlung sodann in etwas mehr als in einer bloßen Collision der Charaktere bestehn. Diese kann allerdings nicht anders als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theils dieser Charaktere geendet werden, und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als sie, nähert sich nicht sowohl seinem Ziel, sondern schläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Collision, die Handlung mag sich ihrem Ende nähern soviel sie will, dennoch gleich stark fortdauert: so begreift man leicht, daß das Ende ebenso lebhaft und unterhaltend sein kann als die Mitte."

Je tiefer man über die Natur der Dichtung nachdenkt, je mehr überzeugt man sich davon, daß die Gesetze des Tragischen und des Komischen eine höhere Einheit finden müssen, denn beide gehn auf das allgemein Menschliche aus. — Diderot hatte behauptet, für das Lustspiel seien Typen, für die Tragödie Individuen bestimmt; Lessing zeigt, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie in Ansehung ihrer Allgemeinheit macht. „Die einen wie die andern, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde oder müßte. In dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist als die Geschichte; und wenn es wahr ist, daß derjenige komische Dichter, welcher seinen Personen so eigne Physiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie wiederum in ihre Kindheit zurücksetzen und in Satire verkehren würde: so ist es ebenso wahr, daß der tragische Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammengehangen, der ihnen mit mehreren kann ge-

mein sein, daß dieser die Tragödie entkräften und zur Geschichte erniedrigen würde."

„Auch hierin ist Shakespeare ein Muster. Wer seine Komödien in dieser Absicht aufmerksam durchliest, wird finden, daß seine auch noch so kräftig gezeichneten Charaktere den größten Theil ihrer Rollen durch sich vollkommen wie alle andern ausdrücken, und ihre wesentlichen und herrschenden Eigenschaften nur gelegentlich, sowie die Umstände eine ungezwungene Aeußerung veranlassen, an den Tag legen; da hingegen kleine Scribenten sich beeifern, die eine Grundeigenschaft keinen Augenblick aus dem Gesicht zu lassen, und mit der ängstlichen Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beständigem Spiel und ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über diese ungeschickte Anwendung ihres Witzes sagen, daß sie mit den Personen ihres Stücks nicht anders umgehn, als gewisse spaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen sie mit ihren Höflichkeiten so zusetzen, daß sie ihren Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, sondern nur immer zum Vergnügen der Gesellschaft Sprünge und Männchen machen müssen."

Wenn aber der dramatische Dichter in Sitte und Empfindung dem allgemein Menschlichen sich nähern will, so muß er von dem Bewußtsein der echten Bildung seiner Zeit ausgehn. In diesem Sinn hatte Diderot — dessen „Hausvater" in Hamburg 27. Juli 1767 aufgeführt wurde — den falschen akademischen und höfischen Idealismus der französischen Bühne bekämpft; in diesem Sinn empfahl Lessing noch jetzt das bürgerliche Trauerspiel. „Der gute Schriftsteller, er sei von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos schreibt, seinen Witz, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, in seiner unedlen Denkungsart zu schärfen."

Es ist auch auf dem Theater von der größten Wichtigkeit, den sittlichen Instinct des Volks nie zu irren. „Es ist nur ein Athen gewesen, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehn müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich der absoluten wiederum nähern."

Darum sind Motive, welche ganz außerhalb des Gewissens unserer Zeit
gen, von der Bühne unbedingt zu verbannen. Dahin gehört das specifisch
ristliche Motiv. „So überzeugt wir von den unmittelbaren Wirkungen der
nade sein mögen, so wenig können sie uns auf dem Theater gefallen, wo
lles, was zu dem Charakter der Personen gehört, aus den natürlichsten Ur-
chen entspringen muß. Wunder dulden wir da nur in der physikalischen Welt;
der moralischen muß Alles seinen ordentlichen Lauf behalten. Die Beweg-
ünde zu jedem Entschluß, zu jeder Aenderung der geringsten Gedanken und
leinungen, müssen nach Maßgabe des einmal angenommenen Charakters
nau gegen einander abgewogen sein, und jene müssen nie mehr hervorbrin-
n, als sie nach der strengsten Wahrheit hervorbringen können."

„Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, be-
iht auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehn. Der Dich-
r braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen
eschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach
ren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu
ildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit, und befördern
i dem Zuschauer die Illusion. — Warum sollte nun der tragische
ichter sich dieses wichtigen doppelten Vortheils begeben?
uch er hat Ursache, sich die Arbeit soviel als möglich zu erleichtern, seine
räfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Haupt-
veck zu sparen. Auch ihm kommt auf die Illusion des Zuschauers Alles an.
Man wird vielleicht antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß be-
ürfe, daß sie ihrer ganz und gar entübrigt sein könne. Aber sonach braucht
e auch keine fremde Sitten; und von dem Wenigen, was sie von Sitten
aben und zeigen will, wird es doch immer besser sein, wenn es von einhei-
ischen Sitten hergenommen ist als von fremden. — Die Griechen wenigstens
aben nie andere als ihre eigenen Sitten, nicht blos in der Komödie, sondern
ich in der Tragödie zu Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus
eren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber
re eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch
verständliche barbarische Sitten entkräftigen wollen. Auf das Costüm, wel-
es unsern tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wenig
er nichts."

Es läßt sich daraus ermessen, wie wenig Lessing auf das sogenannte
storische Schauspiel geben konnte. „Aristoteles hat längst entschieden, wie
eit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu kümmern habe:
cht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine
bsichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie

geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zweck besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Fall, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. — Was ist das Erste, das uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht. — Die Geschichte ist für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind." — Trotz dieses Princips konnte sich Lessing doch nicht erwehren, hin und wieder den Dichter zu tadeln, der zu arg gegen das historische Costüm verstieß.

Die besten Abschnitte der Dramaturgie gehören einer etwas spätern Zeit an, als der journalistische Charakter des Unternehmens so gut wie völlig aufgegeben war. — Bei dem Nationaltheater stellte sich bald empfindlicher Geldmangel ein. Das Publicum war unzufrieden, die alten Schaugerichte entbehren zu müssen; in der Noth suchte man Oct. 1767 den Harlekin hervor, nach der Minna von Barnhelm, 20. Nov., traten Luftspringer auf. Am 4. Dec. wurde die Saison mit Voltaire's Mahomet geschlossen, und die Gesellschaft wanderte nach Hannover aus, wo sich auch Schröder wieder einfand. Lessing war von Hülfsmitteln entblößt, und es war ihm doch unbequem, sich durch die Dramaturgie soviel Feinde gemacht zu haben: Richier u. A., die über die Angriffe gegen die Franzosen erbittert waren, und sämmtliche „Producenten", die alten Freunde Weiße und Brandes an der Spitze, die von einer so erbarmungslosen Kritik den Untergang aller Kunst befürchteten.

„Ich erliege unter Arbeit und Sorgen!" schreibt Lessing seinem Vater 20. März 1768, dem er keine Hülfe schicken kann; und an seinen Bruder, 26. Apr.: „Gott sei Dank, bald kommt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann, als den ich erst verdienen soll. Ich bin

unglücklich, wenn es mit Schreiben geschehn muß! — Nimm meinen brüderlichen Rath, und gieb den Vorsatz ja auf, vom Schreiben zu leben. Sieh, daß du ein Secretär wirst oder in ein Collegium kommst; es ist der einzige Weg, über kurz oder lang nicht zu darben. Für mich ist es zu spät, einen andern einzuschlagen."

Gleich darauf machte Lessing, der mit dem ersten Band der Dramaturgie ziemlich fertig war, eine Geschäftsreise nach Leipzig. In seiner Abwesenheit war das Theater nach Hamburg zurückgekehrt, und 13. Mai mit Beaumarchais' Eugenie eröffnet. Schröder hatte sich angeschlossen, Harlekin und Ballet spielten eine große Rolle, Löwen legte schon zu Anfang des folgenden Monats seine Stelle nieder und zog mit seiner Frau nach Rostock, wo er 23. Dec. 1771 starb. Zu Anfang Juni war Lessing wieder in Hamburg, wo er gleich darauf die Nachricht von Winckelmann's Tod empfing.

Winckelmann — der 1767 Anmerkungen zur Kunstgeschichte herausgab — hatte schon lange Sehnsucht nach seinen deutschen Freunden empfunden. Als alle Hindernisse beseitigt waren, trat er 10. April 1768 seine Reise an: er wollte Dresden, Dessau, Kassel, Braunschweig und Göttingen besuchen, und in Berlin seine Kunstgeschichte in's Französische übersetzen lassen. Der Weg ging über Venedig durch Tyrol: hier zwischen den spitzen Gebirgen veränderte sich seine bisher heitere Stimmung auffallend. Er konnte die schroffen Felswände, und weiterhin in Deutschland die spitzen Dächer nicht ertragen; ihr Anblick versenkte ihn in eine düstere Schwermuth; er wollte zurück, und wurde täglich niedergeschlagener und unruhiger. In Regensburg ließ er sich nicht länger halten, er kehrte wirklich um, zunächst nach Wien, wo er 12. Mai ankam, mit großer Auszeichnung empfangen und selbst der Kaiserin vorgestellt wurde. Aber er ließ sich durch die vortheilhaftesten Anträge nicht zurückhalten, und eilte nach dem geliebten Italien zurück. 8. Juni 1768 wurde er in Triest von einem Bösewicht umgebracht, der ihn seiner Kleinodien berauben wollte. Er war erst 51 Jahre alt. „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller," schreibt Lessing 5. Juli, „dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geschenkt haben würde." Der erste war Sterne. — Er war um diese Zeit bereits wieder tief in antiquarische Studien und in Kämpfe mit einem wenig würdigen Gegner verstrickt.

Die ersten Stücke von Klotz'ens „deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften" erschien im Herbst 1767. Sie fiel in hämischem Ton nach allen Seiten aus: Hamann, der gleichfalls angegriffen war, antwortete 15. Jan. 1768 in der Königsb. Z., die Klotzianer wurden als eine verächtliche Coterie dargestellt, die einander anräuchere und über Alles, was sie nicht verstehe,

in's Blaue schwatze; die Lächerlichkeit ihrer Urtheile wurde recht gut nachgewiesen und ihre Virtuosität im Klatsch gebührend gezüchtigt. „Ich habe es Ihnen verdacht," schreibt er an Herder, „aus Gefälligkeit, wider Ihre Ueberzeugung, ein Lobredner des Mannes geworden zu sein, den ich Ihnen aus Klugheit anrathen muß, mit aller möglichen Gleichgültigkeit und Kälte zu behandeln." „Es ist unleidlich," schreibt Lessing 2. Febr. 1768 an Nicolai, „was die Kerle in Halle sudeln; ich muß sehn, ob ich noch ein Literaturbriefchen machen kann!"

Gleichwohl hatte er noch auf seiner Leipziger Reise vorgehabt, Klotz zu besuchen, er hatte es aber unterlassen, als ihm einige neue Schriften des Mannes in die Hände fielen, besonders ein Werk „über die geschnittenen Steine": „eine elende Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat!" Klotz hatte sich herausgenommen, in dieser Schrift ein paar Mal Lessing belehren zu wollen: ein Vademecum konnte ihm nicht erspart werden. Der erste „antiquarische Brief" erschien 20. Juni 1768 in der Hamb. Z.; in ununterbrochener Reihe folgten die übrigen. Es war ursprünglich nicht blos Verdruß über den schlechten Mann, was Lessing bestimmte: er hatte bei dem Laokoon viel antiquarischen Stoff aufgespeichert, den er in polemischer Form am besten verwerthen konnte. Wenn er Klotz in seinen Irrfahrten nachging — über die Nachbildung homerischer Scenen; über Furien und Gerippe auf geschnittenen Steinen; über die Perspective der Alten in den verschiedenen Kunstperioden u. s. w., so konnte er den mannigfaltigsten Stoff in eine gewisse Einheit des Tons bringen. Einen Helfer fand er an Hamann, der 20. Juli in der Königsberger Zeitung die manierirte Begeisterung und den leeren Schwulst der Klotz'ischen Werke verspottete.

In seiner Antwort, 19. Aug. 1768, suchte Klotz auszuweichen: das Publicum interessire sich für dergleichen Streitigkeiten nicht, er habe es ja mit Lessing gut gemeint, seine Einwürfe in aller Bescheidenheit vorgetragen, wozu ihn Lessing ausdrücklich ermächtigt u. s. w. Aber damit kam er nicht durch, und wenn auch die Berliner Freunde zur Mäßigung ermahnten, so wurde Lessing immer heftiger. Der erste Band „antiquarischer Briefe" (35 Briefe) wurde 25. Sept. verschickt.

Die Hoffnungen des Nationaltheaters waren so gut wie aufgegeben: „Transeat cum ceteris erroribus!" schreibt Lessing an Ramler. Mit Weiße's Eduard 3. wurde es 25. Nov. 1768 in Hamburg geschlossen, die Gesellschaft wanderte wieder nach Hannover. Die journalistische Form der „Dramaturgie" ließ Lessing nun ganz fallen; er ging damit um, einen vollständigen Commentar zum Aristoteles zu schreiben. Die fortgesetzten Angriffe Klotz'ens regten ihn innerlich mehr auf, als nöthig war: wer irgend mit

Klotz zusammenhing (so die Dresdner: Hagedorn, Lippert), wurde ihm verhaßt, und er verlangte von allen Gelehrten und Journalisten, sie sollten Partei nehmen. Nicht blos Heyne und Nicolai, die bereits betheiligt waren, auch friedfertige Menschen, wie Weiße und Reiske in Leipzig, Zachariä in Braunschweig, selbst Gleim sollten sich in das Kampfgewühl stürzen. Jeder neue Klatsch erregte seinen Zorn: so die „vertrauten Briefe", die Lange Oct. 1768 veröffentlichte, und durch welche eine Menge Intriguen an den Tag kamen, die „scurrilen Briefe" Jan. 1769, die freilich nicht von Klotz ausgingen, aber doch von seiner Coterie, und die dazu beitrugen, Klotz auch in Halle verächtlich zu machen. Es ist nicht erfreulich, Lessing in diesen fortwährenden kleinen Aufregungen zu verfolgen: er ist in seiner Polemik nicht frei; bei allem Behagen, mit dem er seine Streiche führt, macht es ihn unruhig, die Streiche des Gegners zu erwarten.

Alle geschäftlichen Verbindungen — auch mit Bode — waren abgebrochen; Lessing wollte nur noch schnell seine angefangenen Arbeiten fertig machen, seine Bücher verkaufen und dann mit dem ersten Schiff nach Livorno. „Ich bin gewiß," schreibt er 28. Sept. 1768, „daß es sich muß lustiger und erbaulicher in Rom hungern und betteln lassen, als in Deutschland!" Doch ärgert ihn, daß man sofort an Winckelmann denkt: „was hat Winckelmann," schreibt er 18. Oct. an Ebert, „und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!... Mein Schriftsteller-Enthusiasmus ist gering: zum Henker mit all dem Bettel! Das Schreiben für die Ewigkeit will ich auch andern Schwärmern überlassen: so dann und wann ein kleiner Faustkampf, um sieben Neuntel von meinen lieben schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist Alles, was ich mir vornehme." „Sie sind krank gewesen," schreibt er an Ramler 6. Nov.: „aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht, muß einem ja die Galle in's Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein Paar tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft. Ich denke nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Ort in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehn, was werde ich Ihnen nicht Alles zu erzählen haben!" Er verbat sich alle Empfehlungsschreiben: „Ich mag keine Bekanntschaften in

Rom, als die ich zufälliger Weise selbst mache. Was ich zu sehn, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Cardinäle." — — „Es kommt doch nischt dabei heraus!" war damals Lessing's Lieblingswendung im Gespräch, sowie die Versicherung, er habe keinen Grundsatz als den, keine Grundsätze zu haben.

Ein würdigerer, ja ein ebenbürtiger Gegner tauchte für Lessing in Herder auf. Die „Fragmente" waren in zweiter Auflage erschienen, er hatte Juni 1768 Abbt ein Denkmal gesetzt, und ließ seit Oct. 1768 die „kritischen Wälder" drucken, deren erstes Heft, „Lessing's Laokoon gewidmet", Febr. 1769 herauskam. In der streitigen Sache neigt er sich im Ganzen mehr den Ansichten Winckelmann's zu; er nennt ihn „einen würdigen Griechen, der aus der Asche seines Volks aufgelebt ist, um sein Jahrhundert zu erleuchten." Zugleich aber nennt er den Laokoon „ein Werk, an welchem die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen; welches er mit der Bildsäule, von der es den Namen trägt, vergleichen könnte, wenn nicht die Miene des Vollendeten eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen wollte." Dem Verfasser des Laokoon sei es vielmehr um die Poesie als um die Kunst zu thun gewesen: „was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt er's auf; aber nur noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt." „Winckelmann war kein Kriticus des Kunstgeschmacks, noch weniger der Poesie; und brauchte es nicht zu sein. Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer braucht er sie. Im Geist also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er vor Virgil's Laokoon wie vor dem Laokoon des Polydor, und so muß er gelesen werden." „Auch in der Schreibart haben beide eine griechische Grazie zum Freund, nur daß sie bei beiden nicht eine Grazie ist. Winckelmann's Stil ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen tritt jeder Gedanke hervor, und steht da, edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Lessing's Schreibart ist der Stil eines Poeten; d. h. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da macht; nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenkt. Wir sehen sein Werk werdend wie das Schild des Achill bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher: da ist das Product der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes: sein Buch ein fortlaufendes Poëm, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Stils erstreckt sich dieser Unterschied: Winckelmann der

Künstler, der gebildet hat, Lessing der schaffende Poet. Jener ein erhabener Lehrer der Kunst; dieser selbst in der Philosophie seiner Schriften ein munterer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist."

War Herder also wohl im Stande, die Vorzüge des Laokoon zu würdigen, so fand er sich doch durch die Grundsätze desselben nicht überführt: sie waren ihm zu schneidend und ausschließend; sie ließen der historischen Entwickelung der Poesie, der zarten Empfänglichkeit, die sich an das Große nicht wagt, zu wenig Spielraum. Warum sollte der epische Ton Homer's der ganzen Dichtkunst Ton und Grundsatz und Gesetz sogar ohne Einschließung geben? Herder zittert vor dem Blutbade, das der Satz: Handlungen sind der eigentliche Gegenstand der Poesie, unter alten und neuen Poeten anrichten müsse. Kaum bleibt dann der einzige Homer: von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil werde aufgeräumt; der dogmatischen, der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Im Ganzen war Lessing mit den „kritischen Wäldern" sehr zufrieden: „obgleich auch Herder sich noch nicht träumen läßt, wo ich hinaus will"; ebenso mit einer Kritik Garve's in der Allg. d. Bibl., die das Antiquarische ganz bei Seite ließ, und den Laokoon als ein philosophisches Buch auffaßte. Gegen den Vorwurf der Einseitigkeit glaubte sich Lessing vertheidigen zu können: „Alles was ich von der Malerei gesagt habe, betrifft nur die Malerei nach ihrer höchsten und eigenthümlichsten Wirkung; ich habe nie geläugnet, daß sie außer dieser noch Wirkungen genug haben könne, und ich habe diese Gattungen nie aus der Welt verbannen wollen. — Die Poesie muß schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; dazu wendet sie Ton, Worte, Stellung, Sylbenmaß, Figuren u. s. w. an; alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher, aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: — freilich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist die dramatische. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt." (März 1769.)

Die nächsten beiden Hefte der „kritischen Wälder", die unmittelbar darauf erschienen, waren gegen Klotz gerichtet, dessen Unwissenheit auf das schonungsloseste gegeißelt war. Für uns hat das meiste Interesse die Abhandlung über Homer: Herder will an ihn nicht, wie Klotz, den absoluten Maßstab anlegen: die Anlagen zu seinem Genie sucht er in der Nation und dem Zeitalter, das ihn bildete. „Je mehr ich dies kennen lerne, desto mehr lerne

ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn als e
Dichter aller Zeiten und Völker nach dem Bürgerrecht meiner Zeit und
tion zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ich's gelernt, wie weit wi
dem Zeitraum zweier Jahrtausende von der poetischen Natur abgekom
eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten; wie wenig nach den Eindrücken
serer Erziehung griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Chri
uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythol
auch über Homer's Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, F
zosen, Britten, Italiener und Deutsche unser Gehirn von der griechis
Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der me
lichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopöe, i
Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge sein, um
mer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehn; wie gelehrt ein Ohr, un
der Sprache seiner Nation so ganz hören; und wie biegsam eine Seele,
ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können!"

Mit diesen Ansichten konnte Hamann ganz einverstanden sein; wer
war er es mit dem Ton der Polemik. „Ich wünschte Ihnen," schreibt e
Herder 13. März 1769, „wirklich ein wenig mehr wahre Liebe und r
ren Ehrgeiz. Letzterer allein würde Sie abgehalten haben, sich mit einem
offenbaren Marktschreier wie Klotz gemein zu machen, und dem Publicum
détail Ihre Autor-Empfindlichkeit und eine mehr eitle als gründliche K
zu verrathen. Muß das Publicum nicht eher sich die Vorstellung eines
lygraphen als Polyhistors von Ihnen machen, nachdem es ihm bereits bek
ist, daß Sie ein Kirchen- und Schulamt zu verwalten haben, und sich
weiß nicht wie einfallen lassen, vier und vielleicht fünf Werke auf einmal
zufangen und die Fortsetzung davon zu versprechen? Ist das nicht ein
zu großes Vertrauen auf Ihre Kräfte, und kann man bei einer solchen
streuung sammeln, verdauen und con amore arbeiten? Sind nicht Me
keiten, Nachlässigkeiten, Widersprüche, Wiederholungen und soviel andere Me
lichkeiten unvermeidlich?... Glauben Sie, daß die Hypochondrie, die
den Athem so kurz und schwer macht, nicht allein Antheil an diesen Be
nissen hat, sondern ein alter Rest von Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit,
mich zuweilen anwandelt und mir die Hoffnung einflößt, mich an L
und Blut, an Säften und Lebensgeistern, an Scheitel und Brust verj
zu sehn."

Hamann verstand das Gemüth seines jungen Freundes nicht schl
das einer ernsten und dauernden Fehde nicht gewachsen war. Die Ang
Klotz'ens gingen nicht blos auf seine Ansichten, sondern auch auf seine Gelehr
keit und sein sittliches Verhalten, und Herder glaubte die Würde se

[A]mts dadurch beeinträchtigt. Er entschloß sich kurz, dasselbe aufzugeben; [r]ichte am 20. Mai 1769 seine Entlassung ein, hielt am 28. seine Abschieds[p]redigt, und ging am 5. Juni in See, um nach Frankreich zu gehn. — [M]it Moses, dessen Phädon er sehr verehrte, hatte er schon zu Anfang des [J]ahres einen Briefwechsel angeknüpft. Lessing war er persönlich nicht nahe [g]etreten: und dieser war im Ganzen in eine Stimmung gerathen, in der sie [s]ich nicht übel verstanden haben würden.

Das „Nationaltheater" war völlig gescheitert; März 1769 mußte Ackermann die Principalschaft wieder übernehmen*); gleich darauf (April) erschien der Schluß der „Dramaturgie", in welcher Lessing der ganzen Bitterkeit seines Herzens Luft machte.

„Wenn das Publicum fragt: was ist denn nun geschehn? und mit einem höhnischen Nichts sich selber antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geschehn könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht gefördert; es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen," u. s. w. — Es ist auf diese Aeußerungen des Unmuths zu viel Gewicht gelegt worden: Lessing [s]elbst hatte auf das schlagendste nachgewiesen, daß mit den bisherigen Leistun[g]en der Deutschen nicht viel aufzustellen sei.

„Das Meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Feld zu arbeiten. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amt widmen. Daher kommt es, daß unsere schöne Literatur, nicht blos gegen die der Alten, sondern fast gegen die aller neuern polirten Völker ein so jugendliches, ja kindisches Ansehn hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, im Denken geübt, gern zur Hand nimmt. — Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch,

*) Seyler bildete eine eigne Gesellschaft, der sich Eckhoff Aug. 1769 an[s]chloß, als ihn Schröder's fortgesetzte Beleidigungen von der Ackermann'schen Truppe [e]ntfernten.

der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern." — In diesem Sinn räth er auch seinem Bruder, der ihm dramatische Versuche zuschickte, erst seinen eignen Charakter zu bilden, ehe er es unternähme, die Menschen zu schildern.

„Wir haben, dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. Genie! Genie! schreien sie. Das Genie setzt sich über alle Regel hinweg! Was das Genie macht, ist Regel! — So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genie's halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in demselben Athem hinzusetzen: die Regeln unterdrücken das Genie! — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! — Ebensowenig wissen diese Herrn, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publicum macht, so lästig wimmern. — Anstatt ein Räsonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist als Räsonniren; und glauben widerlegt zu haben! — W e r r i c h t i g r ä s o n n i r t, e r f i n d e t a u c h, u n d w e r e r f i n d e n w i l l, m u ß r ä s o n n i r e n k ö n n e n. Nur die glauben, daß sich das Eine von dem Andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind. — Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehn, unbekümmert, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel."

„Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Versuch machten, ob sich nicht für das deutsche Theater etwas mehr thun ließe, so weiß ich nicht, wie man dabei auf mich fiel. — Ich stand eben am Markt und war müssig; Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis auf diese Freunde. — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte."

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Die ältesten davon sind in den Jahren geschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so

inen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus
ir herauspressen. — Ich bin immer beschämt oder verdrießlich geworden,
enn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie
sticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie
hr nahe kommt. — Freilich, wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe,
elches besser ist als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde,
kostet es mich soviel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von
nwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß bei jedem Schritt
lle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so
uhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuig-
eiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich.
Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahr mit
reizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun folg-
ich bleiben lassen. Ja das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch
könnte."

Es ziemte Lessing, dem ein hohes Ideal der dramatischen Kunst vorschwebte, sich über seine eignen Leistungen mit Bescheidenheit auszusprechen. Wenn aber die Impotenz diesen Ausbruch des Unmuths als Bekenntniß aufgeführt, und die Welt belehrt hat, Lessing sei eingeständig kein Dichter gewesen; und wenn die liebe Einfalt dies Urtheil noch heute nachschwatzt, so möge man in der Dramaturgie nur einige Seiten zurückschlagen, die Kritik der Rodogune vergleichen, und nebenbei folgende Stelle: „Eine kleine rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuschaffen, ist so leicht nicht. Zwar kostet es wenig Mühe, neue Verwicklungen zu erdenken und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wissen, daß diese neuen Verwickelungen weder das Interesse schwächen, noch der Wahrscheinlichkeit Eintrag thun; sich aus dem Gesichtspunkt des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Person versetzen können; die Leidenschaften nicht beschreiben, sondern vor den Augen des Zuschauers entstehn und ohne Sprung in einer so illusorischen Stetigkeit wachsen zu lassen, daß dieser sympathisiren muß, er mag wollen oder nicht: das ist es, was dazu nöthig ist, was das Genie, ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der blos witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert."

Die Idee, mit Goldoni an Genie und Fruchtbarkeit zu wetteifern; diese Idee, die er wirklich einmal gehabt, hatte Lessing freilich längst aufgegeben. Mit Shakespeare sich zu messen, ist ihm nie eingefallen, und spätere Bewunderer der Emilia, denen so etwas einfiel, wies er mit gerechtem Achselzucken zurück. Aber den Herren Schlegel und Tieck, die ihn nach seinem

Geständniß zu einem Nichtdichter stempelten, würde er erwidert haben wie seinem Bruder: erst sollten sie die Gesetze der Kunst studiren, dann würde ihnen vielleicht, obgleich sie keine Genies von erstem Range wären, etwas Leidliches gelingen, und sie würden nicht ein solches Zeug zusammensudeln, als sie wirklich sudelten. — Die Nothwendigkeit des Studiums für die Kunst wollte er einschärfen, nicht die Entbehrlichkeit des Genies.

„Was mich versichert, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich die Dichtkunst dieses Philosophen für ein ebenso unfehlbares Werk halte als die Elemente des Euklid."

„Die französische Bühne soll ganz nach diesen Regeln gebildet sein, und wir haben lange so fest daran geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen soviel hieß als nach den Regeln der Alten arbeiten. — Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehn. Dies ward glücklicherweise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer geweckt, und man schloß aus ihnen, daß auch ohne jene Regeln sich der Zweck der Tragödie erreichen lasse; mit jenen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz wir waren auf dem Punkt, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's neue für sich erfinden solle."

„Keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt als die Franzosen. — Ich wage eine Aeußerung, mag man sie doch nehmen, wofür man will: — man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte! — Aber wohlgemerkt: — ich werde es zuverlässig besser machen, und doch lange kein Corneille sein, und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben; ich werde es zuverlässig besser machen, und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann — der so fest an den Aristoteles glaubt wie ich. — Eine Tonne für die kritischen Wallfische! u. s. w." —

Zum Schluß kommt es wieder zur Polemik gegen Klotz. Der zweite Band der „antiquarischen Briefe" erschien Aug. 1769. Lessing nahm, durch Heyne's Argumente überführt, eine Hypothese zurück, die er in Betreff des borghesischen Fechters aufgestellt: „Indeß wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen, so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. In dem antiquarischen Studium ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben,

als das Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig, bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu statten."

Mitunter liebte er es, den ernsten Sinn seiner Forschungen ironisch zu verstellen. So sagt er bei einem Excurs über die Cameen, der allerdings einigermaßen aus dem Rahmen heraustritt: „Ich bekenne Ihnen meine Schwäche, mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt: ich möchte sehr oft auch gerne wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig es mir selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugier keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat." — „Glauben Sie nicht," schreibt er ein andermal an Moses, „daß ich mich auf's künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade soviel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird."

So äußerte er sich, wenn er verdrießlich war; im Uebrigen wußte er die Bedeutung der Alterthumsstudien, wie er sie trieb, sehr wohl zu würdigen. „Mein werthester Herr!" schreibt er an Klotz, „ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind, oder sich wenigstens trefflich darauf verstehn, wie man es zu sein scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was Andere gedacht haben; nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken, oder wenn es damit zu spät sein sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, nur so zu ordnen, nur so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch und ich werfe schon wieder weg... Welch elendes Studium ist das Studium

des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankommt! wenn der der Gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten an den Fingern herzuzählen weiß! — Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieses Studium. Ein Anderes ist der Alterthumskrämer, ein Anderes der Alterthumskundige: jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt; jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken; ehe jener noch sagt: so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können."

Klotz hatte es in seinen Entgegnungen so dargestellt, als ständen Lessing und Nicolai an der Spitze einer Berliner Coterie, welche despotisch die deutsche Literatur beherrsche, und die zu bekämpfen er für seine Ritterpflicht gehalten. „Viel Glück zu diesen Ritterthaten!" erwidert Lessing, indem er zugleich erklärt, daß er noch nicht eine Zeile für Nicolai's „Bibliothek" geschrieben. „Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platz, ganz außer dem Dorf, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemand, und helfe Niemand, und lasse mir von Niemand helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle 32 Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlauf brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei! Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt."

„Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden."

„Herr Klotz war bis in's Jahr 1766 ein Mann, der ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satiren sein, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der letzten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz

und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen; er ward es, doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis literariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekäme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns die Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise geben, war der unglückselige Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten ..."

„... Dieser Frevel ungeachtet gelang es Hrn. Klotz, sich einen Anhang zu erschimpfen und einen noch größeren sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der deutschen zu verbreiten."

„... Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt sein, und ich denke, sie werden es bleiben. Schmale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eignen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann. Auf jedem von ihnen ruht der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig, und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß er Klotzianismus heißen."

„Die Höflichkeit ist keine Pflicht; hingegen zum Besten der Mehreren freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden. — Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. — Der Kunstrichter, der gegen Alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen; und besonders der, der gegen Alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob."

Ein erfreulicher Abschluß dieser Streitigkeiten war die Abhandlung, „wie die Alten den Tod gebildet", welche Lessing Oct. 1769 verschickte. Klotz hatte behauptet, auch die Alten hätten das Gerippe gekannt, das den Tod

darstellen solle: Lessing dagegen suchte zu erweisen, sie hätten ihn nur als Genius mit der umgestürzten Fackel abgebildet. Wichtiger als die Gelehrsamkeit, die von beiden Seiten aufgespeichert wurde, ist die moralisch-ästhetische Wendung, welche Lessing der Sache gab.

„Todt sein, hat nichts Schreckliches; und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Todtsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben: kann schrecklich werden und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursacht? Nichts weniger: der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und demselben Worte benennt."

„... Spence ist der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich gewesen, nicht wohl anders als schrecklich und gräßlich sein können, weil die Alten überhaupt weit finsterere und traurigere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten. — Gleichwohl ist es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte. — Von dieser Seite wäre es also vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrängt hätte. Da jedoch ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? — Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Keine von Lessing's Schriften fand soviel Beifall im größeren Publicum, auch bei dem schönen Geschlecht; wichtiger war, daß selbst die Orthodoxie sich einverstanden erklärte. — Die Hamburger Orthodoxie hatte immer

hren Sitz im Kleinbürgerthum: seit 1755 wurde die Masse von dem Hauptpastor Goeze beherrscht, einem Eiferer vom alten Schlage, geb. 1717, der schon 1748 als Magdeburger Pfarrer gegen die aufgeklärten Versuche Spalding's geschrieben hatte. Im Sinn der alten Zeloten hatte Goeze auch gegen das Theater gepredigt, am heftigsten, als Oct. 1768 in Hamburg von dem Pfarrer Schlosser ein Stück aufgeführt wurde. Der Streit zog sich über ein Jahr hin, bis ihn endlich der Senat mit Gewalt beilegte: die Hauptschrift Goeze's erschien Oct. 1769, und in dieser war nicht blos die Abhandlung über die Abbildung des Todes gelobt, sondern Lessing auch als Theaterdichter anerkannt. Die Beiden verkehrten zuweilen: Goeze hatte eine reiche Bibelsammlung, die Lessing interessirte, und wenn der Hauptpastor die theologische Gelehrsamkeit des Belletristen schätzte, so ließ der dramatische Dichter in ihm eine eigenartige, consequente Natur gelten. Freilich verkehrte er genauer mit den Rationalisten, mit dem Pfarrer Alberti, dem Lieblingsprediger der Gebildeten, mit dem Arzt Reimarus und seiner Schwester Elise, den Kindern von Sam. Reimarus, der 19. Febr. 1768, 74 J. alt, gestorben war, und dessen Handschrift „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" (vgl. S. 111) Lessing damals in seinen Besitz brachte. Auch aus dem Berliner Lager trafen Besuche ein, darunter hauptsächlich Eberhard. Geb. 31. Aug. 1739 zu Halberstadt, hatte er 1756 bis 1759 zu Halle Theologie studirt, gleichzeitig in den neuern Sprachen und Literaturen eine große Belesenheit erworben, und war 1759 Informator beim Kriegsrath v. d. Horst in Halberstadt geworden. Als dieser 1763 Präsident wurde, begleitete ihn Eberhard nach Berlin, und wurde daselbst als ein wichtiges Mitglied in den Kreis von Nicolai und Moses aufgenommen. Nov. 1768 brachte er einen Sohn seines Gönners, der mittlerweile Minister geworden war, in die Hamburger Handelsakademie, und lernte bei dieser Gelegenheit Lessing kennen. Nach seiner Rückkehr wurde er Prediger am Berliner Waisenhaus.

Diese und ähnliche aufgeklärte Männer bildeten Lessing's eigentlichen Umgang: aber wie er in Sachsen das Preußenthum vertheidigt hatte, liebte er es, gegen sie die Orthodoxie zu vertreten; er wurde, halb im Scherz, halb im Ernst als Anhänger Goeze's bezeichnet. Als Alberti aus dem Bußtagsgebet die Worte „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen", ausließ, weil sie dem Wort des Evangeliums widersprechen, „du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst", und Goeze gegen dies Beginnen den Pöbel aufregte, unternahm es Lessing, in einer humoristischen Predigt im Stil Sterne's nachzuweisen, daß Liebe gegen den Nächsten mit Haß einer bestimmten Richtung wohl vereinbar sei:

man kennt den Corporal Trim, der dem französischen Invaliden mitleidvoll sein ganzes Geld in die Hand drückt und ihm doch French dog! zuruft.

Als ein Hamburger Freund ist noch der Seidenhändler König zu erwähnen, der Sept. 1768 nach Italien ging und zu Ende des folgenden Jahres in Venedig starb. Er hinterließ mehrere Kinder und eine Wittwe, Eva, zu der Lessing in Banden der innigsten Neigung und Hochachtung stand. — Sehr nahe trat ihm auch eine originelle Natur, der wir hier zum erstenmal begegnen.

Math. Claudius war 15. Aug. 1740 in dem holsteinischen Marktflecken Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck, geboren. Die Familie hatte mehrere Jahrhunderte hindurch das Pastorat verwaltet und den patriarchalischen Charakter erblicher Landpfarren bewahrt. Der Vater unterrichtete die zahlreichen Kinder selbst, Bibel und Gesangbuch waren die Hauptquellen der Erziehung. Der Knabe verkehrte gern und viel mit den Bauern, deren Plattdeutsch er fertig redete, aber doch immer als Sohn eines Studirten; auch hatte die Familie am herzoglichen Hofe zu Plön Zutritt, sowie in den zahlreichen Edelsitzen der Umgebung. Nach der Confirmation besuchte Mathias die lateinische Schule zu Plön, wo viel Rhetorik, Poetik, formale Logik und was sonst mit der Wolffischen Philosophie zusammenhing, getrieben wurde; Ernst und Ausdauer verwandte er nur auf das Studium der Musik. Ostern 1759 bezog er mit seinem ältern Bruder die Universität Jena. Das Studium der Theologie gab er bald auf, weil seine Brust angegriffen war; die Jurisprudenz behandelte er auch nur obenhin. Bei dem Tode seines Bruders Nov. 1760 hielt er eine äußerst steife Rede: „ob und in wieweit Gott den Tod der Menschen bestimme?“ Gegen das Ende seiner Universitätszeit 1763 ließ er einen Band „Tändeleien und Erzählungen“ drucken, poetische Schulexercitien in dem geschnörkelten Ton Gerstenberg's, eine Frucht der „teutschen Gesellschaft“, der er angehörte. Nur ein Spruch darin verräth den spätern Claudius: „der ist wahrhaftig nur gelehrt, der Andre dadurch glücklich macht.“

Auf ein bestimmtes Amt hatte er nicht studirt; er kehrte vorläufig zu seinen Eltern nach Reinfeld zurück. In der Nähe traf bald darauf ein feuriger junger Mann als Hauslehrer ein, Schönborn (geb. im Stollberg'schen 1737), der ihn mit Homer und Klopstock bekannt machte. 17. März 1764 erhielt Claudius eine Secretärstelle in Kopenhagen, wo er nun Klopstock und Gerstenberg persönlich kennen lernte. Die Amtsgeschäfte wurden ihm bald lästig, und schon Aug. 1765 war er wieder in Reinfeld, wo er in engem Verkehr mit Schönborn lebte. Mit der Bibel, die ihm auf der Universität ziemlich fremd geworden war, scheint er sich wieder eifriger beschäftigt zu haben; auch lernte er mehrere neuere Sprachen.

Als Redacteur der „Adreßcomptoirnachrichten“ kam er Herbst 1768 nach Hamburg, und wurde in den Lessing'schen Kreis eingeführt. Das Blatt war rein geschäftlich; der einzige originelle Artikel ist (11. Nov. 1769) ein Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über die Aufforderung der Minna von Barnhelm berichtet, im Glauben, es sei Alles selbst erlebte Wirklichkeit. Der Artikel ist allerliebst, aber nichts weniger als naiv. Der gute Junge schreibt u. A.: „Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden.“ Der Vater antwortet: „Die Götter (die Götter!) geben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blut sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen könnte... Du hast ein weiches unverdorbenes Herz“ ... u. s. w. — So reflectirt weder ein naiver Sohn noch ein naiver Vater.

Claudius war es hauptsächlich, der die Beziehungen Lessing's zum Klopstock'schen Kreise vermittelte, dessen Werke zum Theil im Lessing'schen Verlag erschienen. Zunächst Gerstenberg's Trauerspiel „Ugolino“, das von Klopstock schon Dec. 1767 warm an Gleim empfohlen wurde; im Druck erschien es Oct. 1768. Gerstenberg war durch die berühmte Stelle im Dante bestimmt worden, den elenden Hungertod von vier Personen — weiter kommt nichts vor — in fünf Acten darzustellen. Lessing, der das Stück aufrichtig schätzte, konnte sich doch nicht erwehren, 25. Febr. 1768 an Gerstenberg zu schreiben: „Es hat mir ein Gefühl erregt, das ich mich bei keiner andern Tragödie gehabt zu haben erinnere: mein Mitleid ist mir zur Last geworden; oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu diesem Ziel gelangen werde, schwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerstreuen; und ich bekenne es, ich werde es schwerlich wagen, diese Eindrücke wiederum bei mir zu erneuern.“ Als Grund führte er an, theils daß alle Personen unschuldig leiden, theils daß der Zuschauer, dem die Hoffnungslosigkeit des Ausganges bekannt ist, nicht begreift, warum Ugolino der Sache nicht ein Ende macht: die letztere Bemerkung bestimmte später den Dichter wirklich, den Schluß in diesem Sinn zu ändern. Außerdem hätte Lessing auf den Laokoon (Werke 6, S. 521—524) verweisen können, worin das Unschöne gerade dieses bestimmten Vorwurfs im

Voraus nachgewiesen war. — Worin die Vorzüge des Stücks lagen, hatte Lessing anzugeben vergessen. Zunächst imponirte ihm wohl das dramatische Geschick, in diesen höchst einförmigen Stoff durch den verunglückten Rettungsversuch eine Art Peripetie zu bringen; dann die nach den verschiedenen Altersstufen individualisirte Naturwahrheit im Leiden, trotz der Pein, die sie erregt. — Wieland, persönlich gegen Gerstenberg gereizt, sprach sich mit Geringschätzung aus; Bodmer schrieb ein Spottgedicht, „der Hungerthurm in Pisa" (es war damals seine Specialität; nebenbei dichtete er politische Dramen), aber die Jugend wurde durch die Heftigkeit der darin ausgedrückten Empfindungen elektrisirt, und bis zu den Räubern hin blieb der Ugolino das Vorbild für alle Poeten, die auf den Schrecken ausgingen.

Die Bardenpoesie hatte sich nach verschiedenen Seiten hin ausgebreitet. Seit Nov. 1766 stand Klopstock mit einem wiener Jesuiten in Verbindung, der ihn bereits 1762 in einer Anthologie den Oestreichern empfohlen und in einem poetischen Sendschreiben begrüßt hatte. Es war Mich. Denis. Geb. 27. Sept. 1729 zu Schärding, hatte er schon als Knabe mit besonderem Eifer die Lebensgeschichten der Heiligen studirt; im zehnten Jahr, Nov. 1739, war er in das Jesuitengymnasium zu Passau eingetreten, und von wohlwollenden Lehrern in den gewöhnlichen Mechanismus dieses Ordens eingeführt worden. Es ist ein Vorurtheil, alle Jesuiten für Bösewichter zu halten: Denis war ein herzensguter Mensch, und er hat dem Orden auch nach seiner Aufhebung treue Pietät bewahrt. Oct. 1747 kam er in's Collegium zu St. Anna in Wien, 1754 begann er seinen vierjährigen theologischen Cursus in Grätz, und wurde nach Ablauf desselben 1759 als Professor der schönen Wissenschaften im Collegium Theresianum in Wien angestellt. Nach Art der Jesuiten hatte er schon früh lateinische Schauspiele verfaßt; seine deutschen Lieder sind leicht und gefällig; dann aber ergriff ihn die Klopstock'sche Begeisterung, und er legte sich auf Hexameter und die Barden. Auf Klopstock's Anregung begann er die Uebersetzung des Ossian im epischen Versmaß, die 1768—1769 erschien. „Die Erscheinung ist neu und schön"; sagt Herder in der Allg. d. Bibl., muß aber doch hinzusetzen: „Soweit die Gesänge und Bilder eines Ossian von Homer im Innern abgehn, so anders auch sein Saitenspiel. Zu der immer schreitenden, immer fortgehenden Manier Homer's, zu seiner süßen griechischen Geschwätzigkeit, seinem Ueberfluß an malenden Adjectiven und Participien, an tausend angenehmen Veränderungen, schickt sich vortrefflich der lange, immer fortwallende Hexameter mit seinen vielen Füßen und Abwechslungen; Ossian ist aber fast in Allem das Gegentheil. Er ist kurz und abgebrochen, nicht angenehm ausmalend. Er läßt die Bilder alle schnell, einzeln, hintereinander dem Auge vorbeirücken. Rauhe Kürze, starke Erhaben-

heit ist sein Charakter, kein fortwallender Strom, kein süßes Ausreden. Die Denis'sche Uebersetzung muß die kurze Abgebrochenheit des Dichters mildern, sie bringt Alles in Fluß und Rede — ein homerischer Rhapsodist, nicht aber, auch dem Haupteindruck des Tons nach, der reiche, erhabene Schotte." Auch Modernisirung des Tons warf er dem Uebersetzer vor. „Aber wir sind freilich an eine Kette raffinirter Vorstellungen, leichter Abstractionen, angenehmer pensées und Reflexionen gewöhnt; Alles bis auf unsere Dichtkunst und Dichtungssprache hat den Weg des schönen Anstands, des Feinausgedachten und Feingesagten, der guten Wendung, des vollendeten Umrisses gewonnen. Und gegen alles dies, welchen Abstand macht der rauhe Schotte Ossian!" — Später machte Denis „Bardiete" auf östreichische Feldherrn, auf Maria Theresia u. s. w.; zu seinen interessantesten Schriften gehört seine Selbstbiographie, die aber nur bis 1759 reicht.

Ein anderer Barde, K. F. Kretschmann, war 4. Dec. 1738 in Zittau geboren. Er hatte in Wittenberg die Rechte studirt, und war 1764 Advocat in seiner Vaterstadt geworden. Ein Anempfinder wie Gerstenberg, aber mit geringerem Talent, versuchte er sich in allen möglichen Gattungen: scherzhafte Gesänge, Romane in Briefen, Lustspiele, Idyllen, Todtengespräche u. s. w. Klopstock's Ruhm begeisterte ihn 1769 zu dem Bardiet: „Der Gesang Rhingulfs des Barden, als Varus geschlagen war"; worauf später folgte: „Die Klage Rhingulfs des Barden bei Herman's Tod". Nicht ohne Anlage für das leichte Genre, schrob er sich durch Ueberspannung seines Ausdrucks zum Schwulst und zur Unnatur. Er gehörte zu den Ersten, welche sich in der Rolle verkannter Genie's gefielen, alle seine Vorreden sind voll davon. „Mögen alle Entwürfe, die der freie Jüngling machte, vom Manne, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind, aufgegeben werden! Ich bin ein Deutscher und finde mich in das allgemeine Schicksal unserer Literatur." „Deutsche Dichter mögen leben oder sterben, darben oder leiden, essen oder hungern, es ist der Nation einerlei!" Er fand es unter seiner Würde, die Geschäfte seines Amts zu treiben. Nebenbei ging es ihm leidlich genug, und sein Portrait macht eher den Eindruck eines Bierbruders.

Es war die schlimmste Wirkung sowohl der seraphischen als der bardischen Poesie, daß sie dem Gefühl und dem Gedanken Stelzen unterlegte, und alle freie, anmuthige und natürliche Bewegung hemmte. Bei den Schülern war es am ärgsten, aber auch der Meister litt darunter. — Vom Messias erschienen 1769 fünf neue Gesänge (11 bis 15): sie sind genau ebenso lang als die zehn ersten, und haben gar keinen Inhalt: es sind nur Betrachtungen verschiedener Heiligen und Unheiligen über den Tod des Mittlers, und diese Betrachtungen enthalten nichts weiter, als was man bereits aus den

ersten Gesängen weiß. „Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog, wenn ich Empfindung in's Herz der Erlösten strömte: so hat mich Gottes Leitung getragen auf Adlerflügeln! es hat mich, Offenbarung, von deinen Höhn die Empfindung beseligt!“ „Christus sah zu dem Vater empor. Wer ist der Geschaffne, der zu empfinden vermag, mit welcher Wonne der Gottheit, welcher Liebe sie schauten!“ „Nur wovon der Vater und Sohn, nicht wie sie es sprachen, kannst du, Sionitin, erzählen. Denn dieses zu denken, hat die Seele kein Bild; es zu sagen, nicht Worte die Sprache.“ — Alles schon dagewesen! — Adam tritt auf und spricht sich über seine Empfindungen aus, dann Eva, dann Enoch, kurz die gesammten Patriarchen legen ihre Ansichten an den Tag, und wenn sie fertig sind, so beginnen sie von Neuem. Es ist unbegreiflich, daß Klopstock über diesem ewigen Einerlei der Ueberschwenglichkeit nicht endlich selbst müde wurde. Es ist ein wahrer Trost, wenn einmal ein Paar Teufel dazwischen fluchen, obgleich auch diese von einer erschreckenden Einförmigkeit sind.

Nicht viel besser war es mit der Hermannsschlacht, die ursprünglich auf 9 Bogen berechnet, im Lessing'schen Verlag erschien: es wurden aber 20 daraus. Es zeigt sich hier wie in den biblischen Stücken, daß Klopstock für das Drama nicht das mindeste Talent hat: von Handlung ist gar nicht die Rede; Hermann's alter Vater, der immer darüber nachdenkt, wo er begraben sein will, und einige Druiden reflectiren in ossianischer Weise über die Schlacht, die hinter der Scene vorgeht, und an der sie leider keinen Antheil nehmen können; jeder bemüht sich, bei jedem Wort erhabene und absonderliche Empfindungen zur Schau zu tragen, und so wird keine einzige Physiognomie kenntlich. — An schönen Bardenliedern von kräftigem Schwunge fehlt es nicht: „Wodan! unbeleidigt von uns, fielen sie bei deinen Altären uns an! Wodan! unbeleidigt von uns, erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk! Weit halle dein Schild! Dein Schlachtruf töne, wie das Weltmeer an dem Felsengestade! Furchtbar schwebe dein Adler, und schreie nach Blut, und trinke Blut, und die Thale des heiligen Hains decke weißes Gebein!“ „Wie wehten die Mähnen! wie wölkte sich der Staub! wie schäumten die kleinen Heerden des Felsenwalds! Ueber dem Strom wieherten die andern, und weideten an des Ufers Schilfgeräusch.“ „Wodan's Adler blickt glühend herab auf das Blut, das im Thale raucht! Ihr schattender Flügel schlägt, ihr dürstendes Geschrei ertönt in dem Felsenhain. Weit hallen die Klüfte des Wiederhalls von des Fluges Schlag und dem Todesgeschrei!“ „Purpurblumen sind auf dem Schilde meines Hermann! Blühend ist seine Wange bei dem Fest, blühender in der Schlacht! Schön flammt's ihm von dem blauen Auge, wenn er Tod gebeut!“ Gewiß ein schöner Flug, nur

fehlt es an Abwechselung: in Prosa wird ebenso gesprochen, z. B. von einem Kattenfürsten, der sein Haar wachsen läßt: „Du weißt, mit welchem Blick er schwieg, als Hermann bei Mana schwur. Sein Gesicht ist seitdem wie in einem Gewölk, und er will's nur über liegenden Adlern enthüllen." Die Siegestänze am Schluß streifen sehr an's Ballet, und hätte Meyerbeer bereits seine berühmte Erfindung gemacht, so wäre der Eislauf nicht vergessen worden. Aber auch die Tanzlieder klingen schön: „Auf Moos, am luftigen Bach, saß Mana mit seinen ersten Waffen, ein röthlicher Jüngling. Komm Jägerin! komm von des Wiederhalls Kluft; das Wild ist erlegt! das Wild ist erlegt! er ruft' es, und spült' in dem Bach von des Riesen Helme das Blut! Die Jägerin kam von dem Felsen herab. Das Wild lag im Thal! das Wild lag im Thal!" U. s. w. „Einst seh' ich, daß diese Purpurblumen sich röthen von meinem Todesblute! Dann steh' ich an Hertha's geweihtem Wagen, und sehe die Göttin im Bade des einsamen Sees."

Schon damals war Klopstock gewillt, die weitern Schicksale des Cheruskerfürsten, die Schlacht gegen Germanicus und seinen Untergang durch die eifersüchtigen Fürsten in eignen Bardieten zu verherrlichen: er führte den Plan in den Jahren 1784 und 1787 aus; aber diese neuen Trauerspiele verhielten sich zu dem ersten ungefähr wie die spätern Gesänge des Messias zu dem ursprünglichen. Auch Gerstenberg beutete die ossianische Weltanschauung 1785 noch in einem sehr langen und formlosen Stück aus, „Minona und die Angelsachsen": es enthält viel culturhistorische Parallelen zwischen Deutschen, Römern und Griechen; daneben noch Geister und Bardengesänge; er taufte es selbst „Melodram".

Die Hermannschlacht hatte noch einen äußerlichen Zweck. Schon lange hatte Klopstock darüber nachgedacht, wie es anginge, das Würdige in der deutschen Literatur zusammenzufassen und zu einer Nationalangelegenheit zu machen. Seit Joseph's 2. Kaiserkrönung richtete er sein Augenmerk auf Wien; die Verbindung mit Denis gab einen Anhalt, und Bernstorf verschaffte ihm in Kopenhagen die Bekanntschaft des östreichischen Gesandten Gr. Welsberg, der nun die Sache in die Hand nehmen sollte. Auch Lessing wurde ganz für diesen Gedanken gewonnen. In der That regte sich damals in Wien eine starke Strömung für die deutsche Literatur, die fast ausschließlich von einem Manne ausging.

Sonnenfels, Sohn eines Landrabbiners in einem mährischen Grenzstädtchen, geb. 1733, wanderte früh mit seinem Vater, der sich taufen ließ, nach Wien aus, wo er in der Piaristenschule etwas Latein lernte. Dann ließ er sich als Soldat anwerben, und stand fünf Jahre in Klagenfurt, wo er sich im Verkehr einige neue Sprachen aneignete. Nach seiner Rückkehr 1754

wurde er als Hülfsdolmetsch im Hebräischen von der Regierung angestellt; in seinen Mußestunden machte er mit großer Betriebsamkeit Gelegenheitsgedichte, die auch in höhern Kreisen Beifall fanden. Aber er merkte bald die Incorrectheit seiner eignen Sprache, und fand in den Literaturbriefen, daß man diesen Vorwurf der östreichischen Mundart überhaupt machte. Dies wie die schlechten Sitten*) Wiens beschloß er zu bessern, und verfolgte dies Bestreben mit einer Zähigkeit, die an Gottsched erinnert, nur daß es ihm mehr Herzenssache war. Eine Lobrede auf die Kaiserin verschaffte ihm 1763 eine Professur der „politischen Wissenschaften"; er eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Staatswissenschaften. Gleichzeitig schrieb er gegen die Unsittlichkeit der Hanswurstspäße, die gerade damals auf dem Wiener Theater in ihrer Blüthe standen, und, auf Beccaria's Anregung, gegen die Tortur. Sah man in den conservativen Kreisen Wiens jeden Schriftsteller überhaupt für einen Ketzer an, so mußte diese Art von Schriftstellerei doppeltes Aergerniß erregen: die beliebten Hanswürste, die Höflinge und die Geistlichen verschworen sich gegen ihn, und machten ihm die schlimmsten Scenen. Aber Sonnenfels blieb standhaft; in der Wochenschrift, „der Mann ohne Vorurtheil", 1765, hauptsächlich für Frauenzimmer geschrieben, wußte er seine Ideen zu verbreiten; es folgten 1768 die „Briefe über die wiener Schaubühne", und gleich darauf setzte er es durch, daß das Extemporiren untersagt, und das Theater unter die Censur der Sittenpolizei gestellt wurde. Männer von Stand, v. Gebler, v. Retzer, v. Ayrenhoff (geb. 1733, Offizier), nahmen sich nicht blos als Mäcene der Literatur an, sondern schrieben selbst Stücke.

So schien der Boden für die Hoffnungen der Literaturfreunde geebnet. Schon April 1768 ist Klopstock in voller Thätigkeit mit Entwürfen und Denkschriften, was der Kaiser für die deutsche Nation thun könne. Er erhielt höfliche Antworten, war aber praktisch genug, stets auf die Frage zurückzukommen, wieviel darauf verwendet werden solle? „Der Kaiser muß entweder gar nichts für die Wissenschaften thun, oder er muß etwas dafür thun, das seiner würdig ist."

Die Sache sprach sich herum; 9. März 1769 schreibt Gleim an Lessing: „Der Kaiser," sagt man, „wolle eine deutsche Akademie der Wissenschaften stiften; Klopstock solle ihr Präsident sein, Katholiken, Protestanten, Preußen

*) In einer seiner Satiren heißt es: „Die artigen Weiber in Paris haben Boudoirs, wo sie ihre Männer boudiren und von ihren Liebhabern versöhnt werden. Die artige Frau in Wien hat ihre Einsamkeit, wo ein Gemahl von Lebensart sich nie eindrängt, und nur der Liebhaber du jour sie zu stören Erlaubniß hat."

Sachsen zu Mitgliedern aufgenommen werden. Zwölf, in Wien gegen-
ig, sollten jeder 2000 Thlr. haben; 24, auswärts in deutschen Landen
Unterschied, jeder 1000. Jene 12 sollten die ersten Genies sein, diese
sollten von jenen 12 durch Mehrheit der Stimmen erwählt werden. Vier
sen sollten sie machen: in 1. die Klopstocke, die Lessing; in 2. die besten
a-Scribenten; in 3. die besten Dichter zweiter Größe; in 4. die besten
rsetzer. Die Mitglieder der 1. Classe sollten die Kunstrichter der übrigen
sein; jedes Mitglied sollte seine Schriften zum erstenmal selbst heraus-
a, zum andernmal sollte die Akademie die Ausgabe besorgen. Das
s sagt man."

Etwas der Art hatte Klopstock allerdings im Sinn. Als höchste
ledsrichterin über das Verdienst sollte die Akademie beauftragt werden,
riftsteller zu belohnen, junge Genies zu ermuntern und zu unterstützen,
Literatur eine bestimmte Richtung zu geben. Klopstock versicherte wie-
olt, er habe für sich nichts im Auge; aber der Vorsitz der Akademie konnte
nicht entgehn. Lessing und Gerstenberg bezeichnete er als die künf-
i Dramaturgen des kaiserlichen Nationaltheaters, das nicht auf die Launen
Publicums Rücksicht zu nehmen brauche, sondern berufen sei, den Geschmack
lben zu bilden. Für die beste Behandlung der Nationalgeschichte solle
Preise aussetzen: „solche Erklärungen wären Stacheln, die in den olym-
en Spielen das Pferd, das zum Siege leicht genug wäre, zwar nur von
blinken zu sehn brauchte, aber sehn müßte es sie gleichwohl."

Klopstock war so voll von diesen Ideen, daß er sie gern dem Publi-
mitgetheilt hätte. Er setzte für die Hermannschlacht, die eben erscheinen
:, eine Dedication an Kaiser Joseph auf: „Diese Zuschrift soll zu den
nen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn
Geschichtschreiber redet, so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf
t nennen, was beschlossen ist und bald geschehn wird. Der Kaiser liebt
Vaterland — nicht aber Friedrich! und Deutschland war doch auch
Vaterland! — und das will er auch durch Unterstützung der Wissen-
ten zeigen. Nur dies darf ich sagen. — — Ich wünsche meinem Vater-
e und Ew. Majestät selbst zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun
en, Glück. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bei
r Vorstellung. Und mich däucht, ich höre schon mit dem frohen Beifall
r, welche von Werth urtheilen können, die unentweihte Leier der Dicht-
: erschallen, und sehe die Geschichte aufstehn, den goldnen Griffel nehmen
sich dem dauernden Marmor nahn. Dieser ganze Erfolg wird desto ge-
r sein, je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und
ler, die aufzusuchen, die unbekannt zu sein glauben." — Diesen Entwurf

schickte er nach Wien, und erhielt 4. Mai 1769 Erlaubniß, ihn abdrucken zu lassen, doch mit Weglassung der Stelle über Friedrich, da man eben darauf aus war, Preußen für die östreichischen Pläne zu gewinnen. — Der Druck erfolgte, und trug Klopstock zunächst — eine goldene Dose mit dem Bildniß des Kaisers ein, 8. Juli. —

Klopstock und Lessing glaubten fest an die Wiener Verheißungen, und nahmen es sehr übel, wenn man sie in Zweifel zog. „Es soll also in Wien," schreibt Nicolai 8. Juli, „eine neue Colonie von Gelehrten angelegt werden? Ich will nur wünschen, daß auch zugleich Freiheit zu denken daselbst erlaubt werde, denn sonst hilft Alles doch nichts." „Zu der Freiheit zu denken (19. Aug.) gehört doch die Freiheit zu schreiben, und in Wien, wo man fast alle englischen und zum Theil französischen Schriften nicht lesen darf, wo man noch ganz kürzlich den Phädon confiscirt hat, muß ein denkender Kopf doch etwas eng athmen."

Lessing wurde ernstlich böse. „Wien mag sein wie es will," antwortet er 25. Aug., „der deutschen Literatur verspreche ich dort immer noch mehr Glück als in euerm französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es blos geschehn sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist."

„Ich will von Wien," erwidert Nicolai 29. Aug., „gern alles Gute glauben, aber berufen Sie sich nur nicht auf Sonnenfels! Wenn er dem niedern Adel ein Paar Wahrheiten sagt, so bückt er sich zugleich desto tiefer vor dem höhern Adel und vor Allem, was die Kaiserin thut. In allgemeinen Ausdrücken wider Despotismus und für die Rechte des Volks zu schreiben, wird man auch hier gern erlauben."

Die Wiener Unterhandlungen Klopstock's dauerten ununterbrochen fort. „Ich bin," schreibt er 16. Sept., „darauf, daß ich das edle Vorhaben des

Kaisers zuerst habe bekannt machen dürfen, so stolz, als wenn ich die Erlaubniß erhalten hätte, eine Aufschrift unter eine Bildsäule des Kaisers zu setzen und meinen Namen dabei zu nennen." „Nur einen Abend bitte ich mir aus, und daß Sie Ihren Freund (v. Swieten, den kais. Beichtvater) überzeugen, er thue etwas recht Nützliches und Ruhmvolles, oder mit einem Wort etwas, das recht deutsch ist, wenn er diese vaterländische Sache dem Kaiser mit Wärme vorträgt. In dieser Stunde Ihrer Zusammenkunft und zugleich der Grundlegung zu dauernden Denkmalen wird Deutschlands Genius mit hoher Fackel vorleuchten. Der Erfolg wird zeigen, daß mein poetisch scheinender Ausdruck Prosa war. Es giebt auch für's Vaterland Thränen der Ehrbegierde, und Seufzer einer edlen Rache, wenn es verkannt worden ist."

Joseph hatte zuviel Pläne zu gleicher Zeit im Kopf, um einem derselben seine dauernde Aufmerksamkeit zu schenken. 23. Oct. 1769 fand zu Meißen die Zusammenkunft mit dem König von Preußen statt, von welcher das Publicum annahm, sie habe zur völligen Aussöhnung geführt: seitdem wurde der Kaiser auch von preußischen Barden besungen. Ramler z. B. singt: „O deiner Thaten erste (eben jene Zusammenkunft) strahlt herrlicher in eines Gottes Augen, als Ilions und Babylons Eroberungen, oder die Schlachten der Dschingiskane. Geh nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort, und leuchte künftig gleich dieses Erdballs Sonne" u. s. w. —: wie recht hatte Lessing vor zehn Jahren gehabt, seine Berliner Freunde vor allzueifriger Parteinahme zu warnen! —

Mehr als die Poesie der Barden hatte die französirende Manier Wieland's, zu dessen Entwickelung wir uns nun zurückwenden, bei dem vornehmen Wiener Publicum Anklang gefunden. — Er war in großer Gefahr, ganz in die Hände der Klotz'ischen Gesellschaft zu fallen, obgleich Lessing in den letzten Jahren mit soviel Wärme für ihn eingetreten war.

Zu den rührigsten Anhängern von Klotz gehörte Riedel, geb. 10. Juli 1742 in der Nähe von Erfurt. Er hatte in Halle unter Meier und Klotz studirt, in Jena 1765 „satirische Schriften" herausgegeben, die in der Manier Liscow's sein sollten (Gespräch auf dem Kanapee zwischen einem Bologneser und einer Katze, zwischen einer Spinne und einer Made u. s. w.; Beweis, daß im h. Röm. Reich viele Narren), 1767 eine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften", eine Compilation aus allen möglichen Schriften, die ihr Verdienst nur in der Glätte des Stils suchten; außerdem Recensionen über alle mögliche Gegenstände. Er erhielt durch Klotz'ens Vermittelung eine Professur an der restaurirten Universität Erfurt, wo er ein ziemlich lockeres Leben führte: eine Verlobung, die er anknüpfte, löste sich bald wieder. Er war der erste gelesene Schriftsteller, der Wieland schon 1767 zu den Classikern rechnete, und

der dankbare Classiker begann zu Anfang des folgenden Jahrs eine Correspondenz, in einem zärtlichen, begeisterten, ja mitunter devoten Ton. Er klagte über seine Isolirtheit, ließ auch Klotz seiner unendlichen Hochachtung versichern, billigte im Ganzen seine Polemik („es ist Zeit, denn der bübische Muthwille unserer jungen Studenten, Magisters und Subconrectors nimmt dermaßen überhand, daß die guten deutschen Leser bald nicht mehr wissen werden, wo ihnen der Kopf steht;"), warnte aber doch zur Vorsicht gegen Lessing und Herder. Riedel versicherte er, er liebe ihn mehr, als er je einen vom Weib Gebornen geliebt habe. Der ganze Briefwechsel ist im Ton der widerlichsten Camaraderie.

Auch mit Gleim und Weiße knüpfte Wieland einen zärtlichen Briefwechsel an; vergebens aber versuchte er, Uz zu versöhnen. Riedel und Weiße mußten auch für den Vertrieb seiner Werke sorgen, ihnen schickte er Juni 1768 die beiden Dichtungen, die seine damalige Richtung am besten kennzeichnen, Musarion und Idris.

„Musarion oder die Philosophie der Grazien" war ursprünglich (Aug. 1766) zum Schluß der komischen Erzählungen bestimmt, es wurde Febr. 1768 fertig und erschien Oct. 1768 im Druck. Das kleine Gedicht ist in der That sehr artig erzählt. — Der junge Phanias, von der schönen Musarion kalt behandelt, zieht sich mit dem Stoiker Kleanth und dem Pythagoräer Theophron in eine abgelegene Hütte zurück, um dort dem Nachdenken und der Tugend zu leben (love's labour's lost!). Dort sucht ihn Musarion auf, verlacht die gravitätischen Philosophen und beschämt sie durch die Thatsache (wie im Tom Jones): der eine betrinkt sich und übernachtet im Stall, der andere ergiebt sich fleischlichen Genüssen, und der junge Mann lernt in Musarion's Schule „die reizende Philosophie, die, was Natur und Schicksal uns gewährt, vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt; die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht; nicht wissen will, was alles das bedeute, was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht vor uns verbarg, und auf die guten Leute der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind, nie böse wird, nur lächerlich sie find't und sich dazu, sie drum nicht minder liebet, den Irrenden bedau'rt und nur den Gleißner flieht; nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht, doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet" u. s. w. — Richtiger sprach Wieland seine innerste Meinung in einem Brief an Riedel aus, wo er seine Phantasiegemälde im Sterne'schen Geschmack entschuldigt: „Ich habe keine andere Ressource gegen die unendlichen Mißbehaglichkeiten meiner größtentheils mit Dingen, die meiner Natur zuwider sind, beschäftigten Lebensart. Ich kann nur durch Empfindungen und Vorstellungen glücklich sein, und da die meisten Gegenstände um mich her nicht fähig sind, zu meiner Glückseligkeit beizutragen, sondern im

Gegentheil mich, ohne den Yorik'schen Humor, womit mich die Grazien beseligt haben, unglücklich machen würden, so bleibt mir nichts übrig, als à peu de frais so angenehme Empfindungen und Ideen selbst zu machen, als nur immer möglich ist. Mein Geschmack ist nun einmal so: Sokrates und Harlekin sind meine Lieblingscharaktere, und Yorik ist es mehr als einer von diesen beiden, weil er Sokrates und Harlekin zugleich ist." (15. Dec. 1768.)

In einer neuen Auflage, Weiße gewidmet, Jan. 1769, sagt Wieland: „Ich wollte, daß eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes vorhanden sein sollte, und ich bemühte mich, Musarion zu einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es neben meinen übrigen Absichten nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe; ihre Denkart, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen. Das milde Licht, worin sie die menschlichen Dinge ansieht; dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, worin sie ihr Gemüth gesetzt zu haben scheint; dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Unschickliche, Chimärische, auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuscheiden weiß; diese sokratische Ironie, welche mehr das allzustrenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern, als Andern die Schärfe ihres Witzes zu fühlen zu geben sucht, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, welche mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen: — alle diese Züge, wodurch Musarion einigen modernen Sophisten und Hierophanten, Leuten, welche den Grazien nie geopfert haben, zu ihrem Vortheil so unähnlich wird; diese Züge sind die Lineamente meines eignen Geistes und Herzens, und ich wage es um so dreister zu sagen, da sich unter unsern Zeitgenossen, und in der That unter den Menschen aller Zeiten, keine geringe Anzahl befindet, denen ein moralisches Gesicht, das dem ihrigen so wenig gleicht, nothwendig häßlich vorkommen muß."

Diesmal war die Anerkennung groß und allgemein. Die Klotz'ischen Journale gingen voran, aber kein Kritiker schloß sich aus. „Unsere Sprache," sagt ein damaliger Musenalmanach, „hat kein Gedicht, wo alle die mannigfaltigen Reize der Dichtkunst so glücklich vereint, und Scherz und Weisheit so vortrefflich vermählt wäre. Wie fad sind dagegen so viele Franzosen!" Außerordentlich stark wirkte es auf den jungen Goethe, der es in Leipzig kennen lernte: „Da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte

Gesinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung auf's Leben öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hält, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

Gleichzeitig mit Musarion, Oct. 1768, erschien das komische Heldengedicht „Idris und Zenide". „Ich amusire mich," schreibt Wieland 21. Juli 1766, „schon Jahr und Tag an einer Composition in Stanzen; von 1200 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, habe ich schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und unter uns, ich bewundere mich bisweilen selbst wegen des seltnen Talents, welches ich für die Reimerei habe. Aber — was für ein Stoff! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unsrer Nation zu einem Werk sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines gleichen weder hat noch hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmack der quatre Facardins vor, aber eine Fabel, die keiner andern gleich sieht, die noch aus einem gesunden Kopf gekommen ist. — Die Quintessenz aller Abenteuer und Feenmährchen. — Und in diesem Plan, unter dieser frivolen Außenseite Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satyre, Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz Alles, was Sie wollen, mit Zaubereien, Geistergeschichten, Zweikämpfen, Centauren, Hydern und Gorgonen, so schön abgesetzt und durcheinandergeworfen, und das Alles in einem so mannigfaltigen Stil, so leicht gemalt, so leicht versificirt, so tändelhaft gereimt. Sie haben schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehn als Idris und Zenide, diese heteroklitische Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr oder Faun."

Die drei ersten Gesänge fanden in Zürich Beifall; nur beschwerte sich Madame Geßner über des Dichters Bosheit gegen das weibliche Geschlecht. „Das werden Sie mir doch nicht zur Sünde anrechnen," erwidert Wieland, „daß ich ein wenig aus der Schule schwatze und ein oder das andere kleine unschuldige Geheimniß des weiblichen Herzens verrathe, womit die Damen keine Ursache hätten so geheim zu thun, wenn die Welt noch so natürlich wäre als in den Zeiten Homer's. Ich meine darunter nicht gewisse hazardirte und impertinente Einfälle Itifall's, denn dieser ist in der That ein Taugenichts." April 1767 sind zwei neue Gesänge fertig; und bei diesen beschließt Wieland, es bewenden zu lassen. Da er sich aber mit der Geßner'schen Handlung über die Bedingungen nicht einigen kann, so schickt er es 29. Juni 1768 an Riedel und Weiße, die auch den Druck vermitteln. Wieland

noch immer sehr eingenommen davon: „Bei allem dem muß Idris so
: wie die koische Venus ein ewiger Torso bleiben, denn die folgenden Si-
itionen und die Entwickelung sind in der That insoutenables." (10. Aug.
68.)

Allerdings war es gut, daß er abbrach, denn überbieten konnte er sich
ht mehr. Von dem aber, was er wirklich geleistet, sagt er in den Briefen
ht zu viel; „Idris" ist die beste Nachahmung des Ariost, die wir haben,
d trotz der Zügellosigkeit in den Bildern und Ansichten wird man durch
: orientalische Trunkenheit dieser wilden Mährchenwelt so befangen, daß es
um zum Aergerniß kommt. Das Lehrhafte tritt mehr zurück als sonst bei
Vieland, die Dispute zwischen dem Platoniker Idris und dem Epikureer Iti-
ll gehn in dem bunten Costüm ganz unbeachtet vorüber, die phantastischen
ilder überwuchern völlig die laxe Moral. Das Lüsterne wird theils durch
ppigkeit entschuldigt, theils durch das leichte Spiel der Komik, für welche
h auch die neu erfundene freie Stanze sehr gut eignet: „Er sah, was lässig,
äubend nur die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret, was, un-
rhofft erblickt, die Weisesten bethöret, das Meisterstück der scherzenden Natur,
ovon uns Lucian den lächelnden Contour an jener Venus preist, die man
Gnid verehret, kurz, was in aller Welt Liebhaber immer fand, doch einen
empel nur im alten Griechenland." Ein trunkner Faun hat diese Mähr-
:n ersonnen, aber er ist nun wirklich durch die Schule der Anmuth ge-
ngen.

Freund Riedel in Erfurt wurde nicht müde, in zahlreichen Pamphleten
ieland's Ruhm auszubreiten: so in den „Briefen über das Publicum an
ızelne Glieder desselben" Oct. 1768, in der „Bibliothek der elenden Scri-
nten" Dec. 1768 u. s. w. Zum Dank stellte ihn Wieland in seinen
riefen weit über Lessing; an seiner Polemik aber nahm er keinen Theil, und
gte öffentlich, daß er dagegen abgeneigt war, indem er April 1769 eine
ıe Auflage seiner poetischen Schriften dem alten Bodmer widmete, der
ı doch in seinen, hauptsächlich gegen Gleim und Jacobi gerichteten „Gra-
n des Kleinen" keineswegs geschont hatte.

Anfang 1769 vermittelte ihm sein Gönner Laroche (der alte Graf
tadion war Nov. 1768 gestorben) eine Professur in Erfurt; er erhielt
24. März seine Bestallung und kam 1. Juni in Erfurt an; Sophie
te ihm warme Empfehlungsbriefe mitgegeben. Er kam in eine sehr schlechte
sellschaft: zunächst der lockere Riedel, mit dem er auf's intimste verkehrte;
n ein anderer Klotzianer, Chr. H. Schmid (geb. zu Eisleben 24. Nov.
16, stud. 1762 bis 1766 zu Leipzig, habilitirt sich mit dem Programm
ıonides sive de theologia poetarum, und schreibt gleich darauf, 1767,

eine „Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen“), der gleichzeitig mit Wieland berufen wurde: ein allzeit schreibfertiger, oberflächlicher Recensent. Der schlimmste war K. F. Bahrdt, der in einer schamlosen Selbstbiographie das Publicum in die Gemeinheit seiner eignen Seele und die Bedenklichkeit der damaligen Zustände einführt.

Bahrdt war 25. Aug. 1741 zu Bischofswerda (wo auch Klotz her war) geboren. Sein Vater hatte durch Hintertreppen erst eine Predigerstelle, dann eine Professur in Leipzig erreicht, wo er eine gar nicht unansehnliche Rolle spielte. Der Sohn war auf Schulpforta vorgebildet, aber ohne der Anstalt durch seine Kenntnisse Ehre zu machen. 1756 kam er — gemeinsam mit Klotz — nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Von seiner Gemüthsverfassung giebt er selber kein schlechtes Bild: „Das Neue schreckte mich nicht; das plötzliche Verschwinden des Alten rührte mich nicht.“ „Ich bin gewiß, daß auf diese Weise der Grund zu meinem idiosynkratischen Leichtsinn gelegt und mir für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht worden ist, mir stets frohe Aussichten zu bilden und bei allen Gegenständen der Zukunft nur die heitere, angenehme und reizende Seite zu sehn … Ich kann durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es sei so groß es wolle oder komme noch so plötzlich und unvermuthet, so ist's nichts als ein Schlag, der mich höchstens auf einige Minuten nachdenkend macht. So wie die erste Erschütterung sich verbebt hat, so eilt meine rege Phantasie mir zu Hülfe, und mein glücklicher Leichtsinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbaren Seite erscheint. Da erblicke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenn's gleich oft nur leere Erscheinungen sind. Da sehe ich schnell oder bilde mir ein zu sehen eine Menge großer oder kleiner Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach sich ziehn könnte. Da fallen mir Anschläge und Projecte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder schadlos zu halten gedenke. Kurz meine Ruhe ist in weniger Zeit wiederhergestellt. Ich kann betheuern, daß ich nie über ein Unglück geweint habe, ob ich gleich sonst bei rührenden Auftritten sehr leicht weine.“ — Der oberflächliche Mensch hält diese Gemüthsverfassung noch für beneidenswerth!

Wenn er sich auf der Universität den gröbsten Ausschweifungen ergab, so hielt er sich dafür in der Theorie zu den Orthodoxen. Er wurde ein eifriger Anhänger von Crusius, und schrieb in dessen Sinn zahlreiche mystische Bücher und Predigten: darunter die Bearbeitung eines damals beliebten Erbauungsbuchs von M. Crugot, „der Christ in der Einsamkeit“, 1763, wofür er nicht blos von den Aufklärern der Bibliothek, sondern auch von dem jungen Mystiker Lavater gegeißelt wurde. In seiner Polemik — selbst

an Michaelis wagte sich der Student! — befolgte er genau die Weise seines Landsmannes Klotz; außerdem sudelte er viele Bände Compendien zusammen. Ein schmutziges Pamphlet gegen Gottsched hätte ihn beinahe schon 1764 gestürzt, aber durch demüthige Bitten wußte er Schonung zu erlangen, und war im Begriff, bei seiner guten Gesinnung Carriere zu machen, als eine öffentliche Schandgeschichte ihn zwang, sein Amt niederzulegen. Er ging zu Klotz nach Halle, der ihm bald darauf, 1769, eine Anstellung in Erfurt verschaffte.

Hatte er schon früher an der Wahrheit des Katechismus gezweifelt — weil ein Versuch, mit dem Höllenzwang Geld zu gewinnen, gescheitert war — so schlug er nun völlig um. Andeutungen giebt er in den „lauten Wünschen eines stummen Patrioten", 1769, einer bittern Satire gegen die gewöhnliche Pastorenbildung, in welcher aber auch die Freigeister schlecht wegkommen; weiter geht er in den „Briefen über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz". Es war nicht sowohl der Inhalt dieser Schriften, als die unsaubere Ausdrucksweise, was Anstoß erregte. In seinem Antrittsprogramm, in welchem er alle möglichen Disciplinen dem jungen Studenten in kürzester Frist beizubringen verhieß, versicherte er, „sein Herz glühe von dem Wunsch, Wahrheit zu befördern, gemeinnützige Kenntnisse auszubreiten, Aberglauben und theologische Nachbeterei zu verdrängen, Geschmack und reifes Urtheil auch in der Gottesgelahrtheit allgemein zu machen" u. s. w. — Die Rationalisten glaubten Anfangs in ihm einen Verbündeten gefunden zu haben, aber es währte nicht lange, bis sie hinter seine völlige Hohlheit kamen. Bald darauf heirathete er eine junge Wittwe und besorgte den Tisch für die erfurter Professoren. Die Verworfenheit seines Privatlebens zu verfolgen, die er selbst in breiter Behaglichkeit ausmalt, können wir uns wohl ersparen.

In diese Gesellschaft kam Wieland, und er trat ihr nahe genug. Auch nach Oben hin ging es nicht besser: der Statthalter v. Breidenbach, der den mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph in Erfurt vertrat, war wegen seiner Frivolität berüchtigt. Im Uebrigen erinnerte vieles an die Biberacher Verhältnisse: katholische und protestantische Lehrer, auch der Pietismus war vertreten; an Abderiten fehlte es nicht.

Wieland hatte im Ganzen wenig zu thun. Er hielt Vorlesungen über Iselin's Geschichte der Menschheit, und bereitete sich vor, selber eine Geschichte des menschlichen Geistes zu schreiben. In diesen Vorlesungen definirte er die Philosophie als die Heilkunst der Seele und Auslegerin der Natur; er schätzte sie hauptsächlich, insofern sie Menschenkenntniß förderte. Wie in seinen Dichtungen, suchte er in einer ziemlich weitschweifigen und altklugen Prosa ein

Moralprincip zu finden, das mit Schonung der Sittengesetze die Anmuth zur Gebieterin der Welt mache. Für seine spätern Erzählungen war es kein Nachtheil, daß er nun die „Lebensweisheit", die sich sonst darin zu sehr vorgedrängt, in eignen Werken ablagern konnte. — Hauptsächlich beschäftigte ihn Rousseau's Lehre vom Naturstand, die seinen Verstand beleidigte, für die er aber doch eine geheime Sympathie hegte. Theils suchte er ihn — mit einem nicht sehr großen Aufwand von Scharfsinn — unmittelbar zu widerlegen; theils entwickelte er seine Ansichten psychologisch, wobei ihm natürlich die eigne Seele das Vorbild für die Seele Rousseau's gab. Am liebsten malte er sich die Idee Rousseau's in größern Bildern aus, halb mit Behagen und Antheil, halb mit Ironie, um nachzuweisen, daß der Naturstand weder besonders glücklich noch besonders dauerhaft sei, und daß man die Mannigfaltigkeit der Cultur dem beschränkten und einseitigen Naturleben schon im Interesse der goldnen Mittelstraße vorziehn müsse. Dahin gehören: die mexicanische Schöpfungsgeschichte Koxkox und Kikequetzel — in welcher der Faun wieder eine ungebührliche Rolle spielt —; die Reise des Priesters Abulfauaris in das innere Afrika; endlich der Entwurf einer Republik des Diogenes: bei welcher letztern man um so weniger erräth, wo der Spaß anfängt, da Wieland in den gleichzeitigen „Dialogen des Diogenes" (Dec. 1769 an Sophie geschickt) aus dem alten Cyniker ein ganz sentimentales Idealbild gemacht hatte. — In allen diesen Erfindungen spricht sich eine große Abneigung vor Priestermacht und Priestertrug aus, aber Wieland kann auch für seine Cultur-Entwürfe Priestermacht und Priestertrug nicht entbehren. — In seiner schwärmerischen Periode war es ihm nie gelungen, in die Tiefe der Schwärmerei einzudringen; auch mit seinem frivol altklugen Eudämonismus bleibt er auf der Oberfläche. Ernst hat er mit einem Problem nie gemacht.

Indeß wird ein sehr ausführlicher Briefwechsel mit Sophie fortgesetzt; Wieland macht ihr 6. Sept. 1769 das für einen verheiratheten Mann doch ziemlich wunderliche Geständniß: „Mes sentimens pour vous font une partie de mon être; jamais je n'en eus de semblables que pour vous; jamais je n'en aurai que pour vous; de toutes mes espérances la seule à laquelle je ne pourrais renoncer sans perdre le goût de la vie est l'espérance de passer auprès de vous au moins la dernière partie de ma vie!" — Dies Geständniß wird einigemale, sogar noch stärker, wiederholt. Ihrem Bilde, durch einen Schleier vor jedem profanen Auge verhüllt, errichtet er einen Altar: „j'y viendrai bien souvent nourrir mon âme de l'aspect de ce qui lui est le plus cher. Les meilleurs sentimens de mon coeur et quelquefois une larme, digne de vous et de moi, seront le sacrifice que j'y offrirai." Von seiner Frau heißt es: „elle continue

'être la meilleure des créatures"*). Und so sagt er dann von seinen Gefühlen für Sophie, daß Pflicht und Vernunft sie billigen: „jamais je n'ai u pour vous d'autres sentimens que de ceux qu'il est glorieux à un homme de ressentir et à une femme d'inspirer." Noch zu Weihnachten versichert er ihr: „s'il me reste encore quelque chose de mon ancien enthousiasme, je sens millefois que c'est pour vous seule; un philosophe de 37 ans passés ne dit point des fadeurs à une amie qui en 4 jours en aura 40."

Nov. 1769 schickte ihm Sophie einen Roman in Briefen zur Beurtheilung, „das Fräulein von Sternheim", in welchem ein sehr geschmeicheltes Portrait von Wieland vorkam. Offenherzig genug schreibt er ihr: „Vous m'avez embelli extrêmement. J'avoue au surplus, peut-être à ma honte, que j'aime assez être comme je suis, et que je ne voudrais pas me voir réduit à l'alternative ou de donner le démenti à Votre pinceau, ou de devenir aussi parfait que Vous voudriez que je fusse. Car à Vous dire vrai, je n'ai jamais regardé cette lettre que comme un avis indirect et implicite sur ce que je devais être. Je ne Vous ai jamais caché que je ne pense pas tout-à-fait comme vous sur bien des choses relatives à la partie morale de notre être; p. e. que je n'aime pas les Clarisses par la seule raison qu'elles sont trop parfaites pour moi." Uebrigens läßt er ihrer Art zu denken vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, warnt sie aber doch vor einem zu stark angespannten Idealismus, und vertheidigt die Philosophie der Musarion: „Ich betrachte Alles, soviel ich kann, im mindesten Licht, dans une sorte de Clair-obscur ou de Clair de lune, qui me cache bien des défauts et qui ne rend les beautés que plus touchantes que le jour céleste et éthéréen et toutes les idées sublimes, graves et sombres qui s'y rapportent. J'y renonce pour ma part, et pour cause. Je suis peut-être dans mes fantaisies et sentimens aussi idéal, c'est à dire aussi fou que l'enthousiaste le plus décidé; mais ma folie ne fait du bien an Seel' und Leib et jamais du mal."

Als Evangelium dieses Idealismus sollte ein neues Gedicht dienen, „die

*) „Der Recensent," schreibt er an Riedel 29. Juni 1768, „der mich zu beschuldigen schien, als ob ich den heiligen Ehestand lächerlich machen wolle, ist ein mal avisé. Ich habe die beste kleine Frau, die jemals gewesen ist und sein wird, ob sie gleich kein bel esprit ist, und, was Ihnen begreiflich sein wird, noch bis jetzt keine einzige von meinen Schriften gelesen hat. Ihr Herz, und was man heißen könnte The mecanism of her temper ist das Meisterstück der Natur. Aber bei alledem bitte und ermahne ich Sie, keine Frau zu nehmen: ein Gelehrter, ein Freund und Günstling der Musen sollte frei sein."

Grazien", in französischer Manier, aus Prosa und Versen zusammengesetzt, auch an Gerstenberg's „Tändeleien" erinnernd. Es beginnt mit der Geburt der drei Grazien, mit der Schilderung des Standes der Wilden und seinem Uebergang in's goldne Zeitalter. Die Grazien finden den kleinen Amor schlafend, werden unwiderstehlich angezogen, haben aber soviel Schlimmes von ihm gehört, daß sie fliehn wollen. Der erwachende Amor weiß so schön zu schmeicheln, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm mit Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich in einem Korbe voll Blumen zur alten Schäferin Lycänion tragen; diese wird verjüngt und verjüngt ihre alten Liebhaber. Dann bezaubert Amor die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergiebt, und schwebt mit den Grazien zum Himmel auf. Dort wird auch in den Leidenschaften der Götter die Wildheit gezähmt, und auf Erden die hellenische Bildung von Perikles bis Alexander gelenkt. Die Grazie Thalia gebiert von einem Faun den Genius der sokratischen Philosophie, die Grazie Pasithea vom Schlaf die Träume. Zum Schluß noch eine Badetoilette der Psyche unter den Händen der Grazien. — Wiederholt versicherte Wieland — der das Werk seiner Sophie widmete — daß diese Grazien in der That seine menschlichen Göttinnen seien. „Nur unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches ebensoviel Fehler sind, wodurch sie aufhört, Weisheit und Tugend zu sein." „Nie werde ich eine andere als die Philosophie der Grazien haben." — Das Gedicht wurde in Wien von Marquis Boufflers der guten Gesellschaft empfohlen, nicht ohne Grund, denn diesmal hatte sich der deutsche Dichter mit Bewußtsein an französische Vorbilder, an Chapelle und Chaulieu angelehnt. — In Deutschland wurde es der Canon für eine ganze Poetenschule, deren sichtbare Muse Sophie Laroche, und deren vornehmste Apostel die Brüder Jacobi waren.

Georg Jacobi (geb. 2. Sept. 1740) und Fr. Heinr. Jacobi (geb. 25. Jan. 1743) waren Söhne eines Kaufmanns in Düsseldorf, der für sehr reich galt. Der ältere Bruder — übrigens ein schwächlicher Knabe von zart organisirtem, kleinem Körperbau — galt in den Kinderjahren für ein Genie, der jüngere für einen Dummkopf: er wurde für den Handel bestimmt und vorläufig den Händen einer frommen Magd überlassen, die ihn in pietistische Conventikel führte. — Georg wurde früh reif: im 15. Jahr schrieb er ein Trauerspiel, Nero, unmittelbar darauf hatte er eine unglückliche Liebe. 1758 studirte er zu Göttingen Theologie, wurde aber weder von den Wolffianern noch von den Orientalisten angesprochen; trieb statt dessen eifrig spanische, italienische und englische Literatur, und ging April 1761 in Helmstedt zur Jurisprudenz über, für die er ebensowenig Beruf besaß. Im folgenden Jahr

traf er mit seinem jüngern Bruder zusammen, der eben aus der Schweiz zurückkehrte.

Fr. Heinr. Jacobi kam im 16. Jahr als Lehrling in ein Handlungshaus in Frankfurt a. M., von da nach Genf, wo er in den Mußestunden den Unterricht Lesage's genoß, sich in die französische Literatur vertiefte, und sich durch ritterliche Uebungen sowie durch Verkehr mit der guten Gesellschaft die äußere Politur verschaffte: er war ein schöner, stattlicher Jüngling, wenn auch wie sein Bruder von übertriebnem Nervenreiz und alle Augenblicke kränklich und verstimmt. — Lesage übte einen großen Einfluß auf seine Bildung. „Solange ich mich besinne," erzählte Jacobi später, „hat mir das angeklebt, daß ich mit keinem Begriff mich behelfen konnte, dessen äußerer oder innerer Gegenstand mir nicht anschaulich wurde durch Empfindung. Jede Demonstration, die mir nicht Satz für Satz auf diese Weise wahr gemacht werden konnte, jede Erklärung, die sich mit keinem Gegenstand intuitiv vergleichen ließ, die nicht genetisch war: dafür war ich blind und verstockt. So habe ich den mathematischen Punkt, die mathematische Linie und Fläche solange als bloße Hirngespinnste oder comme de mauvaises plaisanteries angesehn, bis sie mir in umgekehrter Ordnung erklärt wurden: die Fläche als die Grenze des Körpers u. s. w. Nicht eher verstand ich das Wesen des Cirkels, bis ich seine Entstehung aus der Bewegung einer Linie, wovon das eine Ende fest, das andere beweglich, begriff. — Diese Idiosynkrasie verursachte mir früh eine Menge unangenehmer Begegnungen. Dummheit wurde mir beständig, und sehr häufig Leichtsinn, Hartnäckigkeit und Bosheit vorgeworfen. Aber weder Schimpfworte noch die härtesten Behandlungen konnten mich von meinem Uebel heilen. Man gewann nur soviel, daß ich selbst eine sehr schlechte Meinung von meinen Geistesfähigkeiten bekam, die mich um so mehr drückte, da sie mit der brennendsten Begierde nach philosophischen Einsichten verbunden war." — Erst Lesage brachte ihm andere Ansichten bei. — „Er zeigte mir an verschiedenen Beispielen, daß was ich geglaubt hatte nur nicht begreifen zu können, größtentheils entweder leere Worte oder Irrthümer waren, ermahnte mich auf meinem Wege getrost fortzugehn und guten Muth zu fassen... Denken Sie sich einen feurigen und ebenso weichherzigen Jüngling, voll Schüchternheit und Mißtrauen in sich selbst und voll Enthusiasmus für jede höhere Geistesbildung... Mit diesem Abend fing eine neue Epoche meines Lebens an." — Einen noch wichtigeren Aufschluß gab ihm Kant's Schrift über die Evidenz, die er bald nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, 1763, kennen lernte.

Aus dem Briefwechsel mit Lesage erfährt man, daß Jacobi nahe daran war, sich durch Voltaire und Rousseau zur Freigeisterei verleiten zu lassen. Fortwährend beklagt er sich mit großer Bitterkeit über sein Geschäft, das ihn

von allen philosophischen Studien zurückhalte. Lesage tröstet ihn einmal (Oct. 1763) par le spectacle des inconveniens qui accompagnent le plus souvent la célébrité des auteurs, surtout de ceux qui, subjugués par une ardente imagination, s'attirent de la part des sots ou des phlegmatiques d'amères persécutions, fondées sur de sinistres interprétations de leurs sentimens trop peu développées aux yeux vulgaires... Ce que j'y verrais de plus dangereux pour votre repos, ce serait votre goût et votre sagacité pour les questions de metaphysique relatives à la religion. — Es liegt etwas Prophetisches in diesen Worten. — Ein andermal klagt Jacobi darüber, daß Lesage auf seine metaphysischen Fragen nicht antworte: dieser erwidert, es habe jeder seine individuelle Manier, sich die Welt verständlich zu machen, die für keinen Andern passe, und wenn ihm die Welt nicht stimmen wolle, so möge er bedenken, daß auch die Mathematik nicht alle irrationellen Größen auflöse.

Diese Resignation aber lag gar nicht in Jacobi's Art, dem es hauptsächlich darauf ankam, Anderer Denk- und Empfindungsweise zu verstehn, und seine eigne Andern verständlich zu machen.

Andere zu verstehn. „Immer war meine Art, wenn ich Behauptungen, die mir unbegründet und irrig schienen, von einem guten Kopf so vorgetragen fand, daß der Vortrag selbst bewies, er habe die Sache reiflich und von verschiedenen Seiten betrachtet: daß es mir dann nicht genug war, von meiner eignen entgegengesetzten Meinung zu wissen, daß sie auf ebenso reifliches Nachdenken gegründet sei, um sofort zu schließen, weil Wahrheiten nicht mit einander in Widerspruch stehn können, daß die meiner Meinung widersprechende schlechterdings ein Irrthum sein müsse. Bei mir kam es darauf an, nicht die entgegengesetzte Behauptung ungereimt, sondern sie vernünftig zu machen: ich müsse den Grund des Irrthums, seine Möglichkeit in einem guten Kopf entdecken und mich dergestalt in die Denkart des Irrenden versetzen können, daß ich ihm nachzuirren und mit seiner Ueberzeugung zu sympathisiren im Stande war."

Sich selbst Andern verständlich zu machen. Namentlich ein tiefes Geheimniß seines Innern. „Es war eine von allen religiösen Begriffen ganz unabhängige Vorstellung endloser Fortdauer, welche mich im achten oder neunten Jahr bei dem Nachgrübeln über die Ewigkeit unversehens mit einer Klarheit anwandelte und mit einer Gewalt ergriff, daß ich mit einem lauten Schrei auffuhr und in eine Art von Ohnmacht sank. Eine sehr natürliche Bewegung zwang mich, sobald ich wieder zu mir selbst kam, dieselbe Vorstellung in mir zu erneuern, und der Erfolg war ein Zustand unaussprechlicher Verzweiflung. Der Gedanke der Vernichtung, der mir immer gräßlich

gewesen war, wurde mir nun noch gräßlicher; und ebensowenig konnte ich die Aussicht einer ewigen Fortdauer ertragen... Ich brachte es allmälig dahin, von dieser sonderbaren Plage seltener ergriffen und nach einigen Jahren ihrer ganz los zu werden. Nun vergaß ich bald jede Vorsorge, die ich bisher angewendet, sie von mir entfernt zu halten, und glaubte zuletzt nicht mehr, daß sie das Eigne wirklich haben könne, wodurch sie mir so furchtbar geworden war..., bis in meinem 23. Jahr die alte Erscheinung auf einmal wieder vor mich trat. Ich erkannte ihre eigne gräßliche Gestalt, war aber standhaft genug, sie fest zu halten für einen zweiten Blick, und wußte nun mit Gewißheit: sie war! — Seitdem hat diese Vorstellung ungeachtet der Sorgfalt, die ich beständig anwende, sie zu vermeiden, mich noch oft ergriffen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß ich sie zu jeder Zeit willkürlich in mir erregen könnte, und glaube, es stände in meiner Macht, wenn ich sie einigemal wiederholte, mir dadurch in einigen Minuten das Leben zu nehmen. — Wie viel man auch hiervon möchte abziehn wollen, so wird es doch immer merkwürdig bleiben, daß eine vom Menschen selbst in ihm hervorgebrachte speculative Vorstellung auf ihn selbst so fürchterlich zurückwirken könne, daß er die Gefahr, sie zu erwecken, mehr scheut als jede andere Gefahr." — Wo die Operationen des Kopfes so unmittelbar auf die Nerven einwirken, muß die Philosophie eine andere Färbung annehmen, als bei Kant.

Durch jenes Phänomen erhält sein Briefwechsel eine ganz eigne Färbung. Wenn es den Freunden hauptsächlich darauf ankam, ihre Herzchen gegen einander auszutauschen, sich einander zu hätscheln und in ihrem poetischen Empfinden zu bestärken, so will Jacobi vor Allem jenes Räthsel seines Lebens aussprechen; alle Augenblicke überfällt ihn die entsetzliche Vorstellung, es gebe keinen Gott und keine Freiheit, und die Welt wäre ein Gespenst. Die Qual dieser Vorstellung loszuwerden, muß er sich aussprechen; seine ganze Philosophie besteht aus Briefen, die er über diese Zustände an seine nächsten Freunde, an seine entfernten Freunde, die er zuletzt an alle Welt schreibt, selbst an Nicolai: denn er erträgt es nicht, von irgend Jemand für einen bloßen Thoren angesehn zu werden. Von der ersten Zeit seines eignen Nachdenkens bis zu seinem Lebensende ist er fest davon überzeugt, daß, wissenschaftlich betrachtet, das Spinozistische System, das System, welches die Welt aus sich selber, ohne Gott und Freiheit erklärt, das einzig haltbare sei; aber während Lessing, Herder, Goethe dies System ihrem Geist anzupassen verstehn, erregt es ihm nur Grauen. Beides den Menschen klar zu machen, ist die philosophische Aufgabe seines Lebens. — Zu diesem Zweck studirte er mit unablässigem Eifer jedes alte und neue System der Philosophie, dessen er habhaft werden konnte, und bot all' seinen Scharfsinn auf, um nachzuweisen, daß man auf

dem Wege des Räsonnements niemals über die Sphäre des Endlichen h
niemals zu Gott und Freiheit, dem Einzigen, woran ihm etwas gelege
vordringen könne. Daher das Verständniß, mit dem er sich hauptsächl
diejenigen Systeme vertieft, die entschieden und consequent sich zu diesen
tiven Resultaten bekennen; daher sein Haß gegen alle Vermittler, welche
strengen Gedankenfolge die Spitze abbrechen. — Auf der andern Seit
er alle Bildersprache und alle Kraft der Beredsamkeit auf, um das En
und den Abscheu auszudrücken, den diese Resultate in ihm erregten.
Entsetzen betrachtete er als den Hebel, der ihn aus dem Reich des abst
Denkens in das übersinnliche Reich des Glaubens tragen, mit andern W
in ihm und Andern die Ueberzeugung erwecken sollte, daß trotz jener
standesschlüsse Gott und Freiheit doch existiren. — Um gegen eine solche
mung nicht ungerecht zu sein, muß man Folgendes erwägen.

Es giebt in Bezug auf religiöse Dinge eine zweifache Resignation.
Einen schneiden alle Zweifel und quälenden Fragen des Herzens durc
sehr verständige Betrachtung ab, daß man darüber doch nichts Gründ
erfahren könne, daß Niemand im Stande sei, sich den Gesetzen der Nat
entziehn, und daß Fragen, bei denen man auf keine Antwort, Ahnunge
Wünsche, bei denen man auf keine Erledigung rechnen könne, todtes C
seien. Der Mensch habe für seine irdischen Bedürfnisse genug zu thun,
die himmlischen könne er nur grübeln, und das könne er ebensogut
lassen. — Die Andern unterwerfen sich dem Katechismus einer beliebigen K
und da hier in Form von Frage und Antwort alle möglichen Dinge er
sind, so glauben sie damit ihrer Pflicht völlig Genüge gethan zu haben.
Anhänger einer dogmatischen Philosophie machen es nicht anders, und
mitunter einen ehrlichen Menschen in Verzweiflung, wenn sie ihm über
über die er trotz ernsten Forschens keine Klarheit gewonnen, den bünd
Bescheid ertheilen. — Solche Resignation ist nicht zu tadeln, sie finde
Zufriedenheit, und es ist auch für den Charakter vortheilhaft, wenn ma
einem bestimmten Lebensabschnitt unter seine Grübeleien einen Strich m
kann, um davon nicht weiter gestört zu werden. Wer aber die Qual s
Fragen niemals empfunden, wen es niemals schmerzlich ergriffen und im
nersten erschüttert hat, den Freiheitstrieb mit dem Naturgesetz, die Mac
Gefühls mit der Wirklichkeit, die Sehnsucht nach dem Vollendeten mi
Schranken des Endlichen, den Willen des Lebens mit der Nothwendigkei
Todes in Widerspruch zu sehn; wer diese Sehnsucht nach dem Unbegreif
entweder nie gefühlt, oder sie durch die Artikel einer bestimmten Confession
befriedigt hat: der kann sich rühmen, durch seine Schwäche stark zu sein. —
uns Neuern die Qual solcher Gedanken weniger empfindlich wird, ist mehr

als Verdienst; denn unser Leben ist besser und gesunder, als das Leben, aus welchem vor einem Jahrhundert so beklommene Seufzer zum Himmel aufstiegen.

Die verschiedene Geistesrichtung hinderte den guten Verkehr der beiden Brüder keineswegs. Fr. Heinr. Jacobi hatte gleich nach seiner Rückkehr aus der Schweiz die Handlung seines Vaters übernehmen müssen, und war mit einer reichen und liebenswürdigen jungen Frau, Betty v. Clermont, verheirathet worden. Er hatte bereits in der Gesellschaft eine angesehene Stellung, und war mit Herren und Damen von Adel — darunter Sophie Laroche — persönlich und brieflich in engem Verkehr. — Georg überließ man mehr seinem Genie. Er hatte 1762 in Göttingen mit Klotz Freundschaft geschlossen, war durch ihn beredet worden, sich ganz auf Aesthetik zu legen, und hatte fröhlich sein Corpus Juris zum Fenster hinausgeworfen. Durch ihn wurde er nach Halle gezogen, wo er 1765 eine Professur erhielt, und Vorlesungen über italienische und spanische Literatur mit dem Programm de lectione poetarum recentiorum pictoribus commendanda eröffnete. Außer der Uebersetzung von Gongora's Romanzen hatte er verschiedene poetische Versuche herausgegeben: „der Tempel der Wissenschaften", „Leander und Seline", alles in der spielenden Manier der üblichen Hirtenpoesie, nur daß sich bei ihm die Natur Arkadiens vollends in Mondschein auflöste. 1766 lernte ihn Gleim in Lauchstedt kennen, der eben „Lieder nach dem Anakreon" herausgegeben hatte, und mehr und mehr das Bedürfniß fühlte, alle jungen Talente seines Schlages an sich zu ziehn. „Alle kleinen Liederchensänger," heißt es in einer damaligen Spottschrift, „schwärmen, tändeln, küssen, scherzen auf die Rechnung ihres Gleim." Mit Jacobi schloß er sofort eine zärtliche Freundschaft, und versprach, ihm eine Pfründe in Halberstadt zu verschaffen; dort sollte eine Humanitätsschule gegründet werden, Uz, Götz, Klotz, Herder, Riedel, Jacobi u. s. w.: überall spähte er nach jungen Kräften, die er unterstützen und in seinen Kreis ziehen könne. So hatte ein talentvoller Jüngling auf seine Kosten in Leipzig studirt, J. B. Michaelis, geb. 31. Dec. 1746 zu Zittau („Fabeln und Lieder" 1766), war von ihm an Lessing und Möser warm empfohlen, redigirte eine Zeit lang den Hamburger Correspondenten und wurde später in Halberstadt Gleim's Haus- und Tischgenoß. Dazu kam Klamer Schmidt, geb. zu Halberstadt 29. Dec. 1746 („fröhliche Lieder" 1769). Jacobi aber trat weit über Alle hinaus: wöchentlich wurden zwischen ihm und Gleim die zärtlichsten, ja man kann sagen die verliebtesten Briefe gewechselt. — Daß beide die Naivetät hatten, diesen Briefwechsel sofort drucken zu lassen, befremdete doch schon damals. Zwar Uz ist voller Entzücken; aber die Karschin ist etwas betroffen über eine Liebe, „die seit dem Untergang des

vielleicht aufrichtigere Liebe mißbilligten.“ „Bei dem, was in den L
wirklich gut ist, berauben die Verfasser den Leser des Vergnügens zu
weil sie selbst einander vor den Augen des Publicums so hitzig und s
aufhörlich loben.“ Die gute Frau verheirathete im folgenden Jahr (
ihre fünfzehnjährige Tochter Caroline, welche sie über der Beschäf
des Dichtens sehr vernachlässigt hatte, an ihren rohen und liederlichen
bruder; erst neun Jahre darauf gelang es dem armen „Opfer“, die
dieser unglücklichen Ehe zu lösen.

Nicolai vermuthet, die Briefe seien ohne Vorwissen der Verfass
druckt. „Sonst würde so manches gestrichen sein, was in der Eile an
guten Freund geschrieben, wo der erste Einfall der willkommenste ist, w
leicht ein frostiger Scherz und eine abgeschmackte Wiederholung unterl
„Manche Ausdrücke dieser Herren machen eine ganz widrige Wirkung.
glauben zuweilen nicht zwei für einander brennende Herzen, sonder
kaltblütige Leute zu hören, die sich heiser geschrien, und sich in frostige
perbeln und leeren Ausrufungen erschöpfen.“ — „Die Verfasser,“ urthe
Klotz'ische Bibliothek, „entdecken einander Alles, was in ihrer Seele vo
sie theilen sich die angenehmsten Gedanken und die reizendsten Bilder mi
ihnen ihre Einbildungskraft vorstellt. Daher sind die artigsten Einfälle
feinsten Erdichtungen, die lieblichsten Scherze entsprossen, von welchen
Briefe voll sind. Beide Verfasser unterhalten sich größtentheils von den
gen und Siegen des kleinen Gottes, dessen Macht in allen Sprachen bes
worden. Sie sehn ihm überall nach; sie geben auf alle Mienen des
haften Knaben Achtung, und es scheint, daß sie jeden Seitenblick, jedes L
desselben verstehn. Wir übrigen Menschen folgen ihnen von Weitem nach; s
uns über die Spiele, die sie mit dem Knaben anfangen, und werden
wohl bange, er möchte auf unsre Lehrer unwillig werden, und mit dem

„Meinem Bruder, der gleich mir empfindet, und einem Cirkel von gefühlvollen Frauenzimmern las ich vor einigen Tagen Yorik's Reise vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciskaner Lorenzo, welcher Yorik um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab. Wir lasen, wie Yorik diese Dinge dazu gebraucht, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen. Der gute Mönch war gestorben; Yorik saß bei seinem Grabe, zog die kleine Dose hervor, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen aus und weinte. — Wir sahen einander stillschweigend an; ein Jeder freute sich, in den Augen des Andern Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers Unser Herz sagte uns: Yorik hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt; und der Franciskaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende canonisirt zu werden... Wir alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf wir mit goldnen Buchstaben Pater Lorenzo und Yorik setzen ließen. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franciskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehn. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehn haben... Nicht genug war es uns, diese kleine Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk als ein uns heiliges Ordenszeichen... Vielleicht habe ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten hier und da einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose reicht: ihn werd' ich so vertraut als nach gegebenem Zeichen ein Freimaurer den andern umarmen."

Um den übeln Eindruck dieser Veröffentlichungen zu beschwichtigen, kam Gleim Juni 1769 persönlich nach Berlin, wo er seine alte Sappho wieder aufsuchte. Auch mit Ramler söhnte er sich aus; wenigstens äußerlich, obgleich er seiner Kritik noch immer grollte. In der Nachbildung des Horaz mußte Gleim in dem langsam und sorgfältig feilenden Freund den Meister gelten lassen; die Cantate „Pygmalion" (April 1768) — die Erweckung der Bildsäule durch Liebesgefühl und die Empfindungen des Bildhauers darüber — hätte ganz gut in Halberstadt gedichtet sein können; ebenso der Wettgesang „Daphnis", mit dem Ramler eben beschäftigt war, obgleich die

Strophe „in warme Freundschaft wandle die feurige Liebe sich bald; die weise Freundschaft dauert, die trunkne Liebe verfleucht!" nicht ganz in Gleim's Sinn war.

Unter den jungen Offizieren in Potsdam gab es damals eine philosophisch-poetische Schule; sie hatten ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sitte; sie schwuren nicht „auf Taille!" sondern „auf Tugend!" sie hielten sich in ihren Verhältnissen zu verheiratheten Frauen aus Grundsatz innerhalb der Grenzen der Ehrbarkeit; statt der Karten lagen Mendelssohn's Schriften in der Wachstube, eine neue Ramler'sche Ode war für sie ein Ereigniß, und wenn der Professor einmal nach Potsdam herüberkam, was nicht selten geschah, wurde er mit Ehrfurcht empfangen. In dieser Gesellschaft zeichnet sich F. L. v. Knebel aus. Er war 30. Nov. 1744 auf dem Schloß Wallerstein im Oetting'schen geboren; sein Vater — ein leidenschaftlicher Mann, in jüngeren Jahren großer Duellant — hatte als Gesandter in Regensburg gegen die Reichsacht gestimmt, die über Friedrich 2. verhängt werden sollte, und war zum Dank von diesem 15. Jan. 1757 geadelt worden. In der Begeisterung für den großen König wuchs der Knabe auf. In Anspach, wo der Vater seitdem Kanzler war, wirkte sein Lehrer Uz bedeutend auf seine Bildung ein: der kleine, dicke, sehr bewegliche Mann verkehrte viel in seinem elterlichen Hause, und lehrte ihn, geläufig lateinische Verse machen, den Horaz ehren und auf die Ausbildung der deutschen Sprache Acht geben. Seine philosophische Bildung erwarb er sich aus Spalding's „Bestimmung des Menschen"; die unglückliche Liebe zu einer schönen Cousine, die einen reichen Banquier heirathete und bald darauf starb, gab seinem Gemüth jenen Hauch poetischer Melancholie, von der sich später noch bei dem Greise ein Anflug zeigte. Er schwelgte in Young's „Nachtgedanken" und wollte Pfarrer werden; aber die Familie gab es nicht zu, und er mußte in Halle die Rechte studiren, wo er sich hauptsächlich an Meier's ästhetische Vorlesungen hielt. Ein jüngerer Bruder, Page bei Friedrich dem Großen, veranlaßte ihn, bald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens, nach Potsdam zu kommen, wo er in's Regiment eintrat, und nach einer Vorstellung bei dem König 1. Febr. 1765 eine Junkerstelle erhielt. Er machte eifrig Verse nach dem Muster von Ramler und Horaz — eine Ode auf die Wollust (1767), in welcher die Jugend auf den Pfad der Tugend gewiesen wurde, hat sich erhalten — und fand endlich durch einen Freund, der in Berlin stand, Gelegenheit, dem großen Dichter vorgestellt zu werden (Jul. 1769), der sich über die Verse des jungen Edelmanns sehr schmeichelhaft aussprach. Noch zärtlicher Gleim, der fest überzeugt war, in ihm den zweiten Kleist wieder aufleben zu sehn, und ihn beschwor, nach Halberstadt zu kommen.

Dec. 1769 siedelte G. Jacobi, dem Gleim nun wirklich eine Präbende verschaffte, nach Halberstadt über. Eine Menge Werke waren in dieser Zeit entstanden. „Nachtgedanken" (Loblieder auf Gleim, seinen Bruder, Abschied an Amor); „Winterreise" (ein buntes Durcheinander von Reise-Eindrücken, mit philosophischen Betrachtungen vermischt; Rührung über den Frieden eines Mönchklosters); „Sommerreise" (Betrachtungen über eine Brandstätte, die Uebel des Krieges, Mitleid für ein verführtes Mädchen, Ueberraschung über den Anblick einer schönen Nonne); „Elysium" (lauter Schatten, die ihr Wiedersehn feiern, nicht sehr von Wieland's alten Versuchen verschieden). — In einem andern Gedicht beschließt ein Bildhauer, der statt der irdischen Venus nur die himmlische formt, mit seiner Gattin ein Erziehungsinstitut für schöne Mädchen zu gründen, welche nach demselben Ideal, nach dem seine marmornen Bilder geformt sind, im lebendigen Fleisch zugeschult werden, und Priesterinnen der himmlischen Venus heißen. — Alle diese Dinge — die sich nebenbei noch durch eine Menge von Diminutiven auszeichnen („Zährchen", „Quellchen", „Herzchen") u. s. w. — wurden im folgenden Jahr als „gesammelte Werke" herausgegeben, und Gleim führte den Freund in Berlin ein, wo er im Anfang mit großer Hochachtung empfangen wurde: Knebel fand seine Gedichte „erhaben wie die Tugend"; aber schließlich überwog doch die Berliner Gemüthlosigkeit: Sack hielt eine moralische Strafpredigt, und Moses recensirte so unermüdlich, daß man ihn am Ende ohne Abschied verließ. — Während Lessing brieflich vor unnützen Spöttereien gegen den Ernst des Lebens warnte, ist Wieland ganz Entzücken: heimlich freilich spottete er mit den Comtessen Stadion über den Eifer dieser Tändeleien.

Später ging Jacobi mehr zum eigentlichen Minnedienst, zu Petrarcha über: er wünscht das Lüftchen zu sein, das seine Hirtin umweht, der Tropfen Thau, der um sie die Blumen kühlt, nur das Bäumchen, das sie schützt, nur die kleine Silberwelle, die ihren Fuß benetzt. Diese Zärtlichkeit war den Schönen im Ganzen doch bequemer und verständlicher, als der seraphische Cult der frühern Zeit. Sophie Laroche bediente sich seiner Gedichte bei der Erziehung ihrer Töchter, er selber unterrichtete kleine Mädchen, und ging überhaupt eigentlich nur gern mit Frauen um: die Männer waren ihm zu kalt verständig: die Poesie Chaulieu's und das Zeitalter Mazarin's waren seine Ideale.

Der Cultus der „Grazien", der nun gemeinsam durch Wieland, Gleim und Ramler, durch die Karschin, Jacobi und Knebel empfohlen wurde, machte sich auch in den Musen-Almanachen geltend, die damals gleichzeitig in Göttingen und Erfurt erschienen. Der letztere wurde von Wieland's Schützling redigirt, Chr. H. Schmid, der auch eine lyrische

Anthologie herausgab und bald darauf nach Gießen versetzt wurde; der erstere von Gotter und Boie, für welche Ramler die höchste Autorität, Knebel der zärtlich geliebte Freund und Vermittler war. — Gotter, geb. 3. Sept. 1746 in Gotha, aus einer ansehnlichen Familie, hatte eine ganz französische Bildung; er studirte seit 1763 in Göttingen die Rechte, besuchte nebenbei eifrig das Theater, und kehrte 1767 nach kurzer Abwesenheit als Hofmeister nach Göttingen zurück. Er vereinigte sich mit seinem Universitätsfreund Boie, geb. 19. Juli 1744 zu Meldorf in Dithmarschen, April 1769 zur Herausgabe des Almanachs: damals kein leichtes Geschäft, denn man mußte nicht blos schmeichelhafte Briefe nach allen Seiten schreiben, sondern um der persönlichen Bekanntschaft willen auch Rundreisen machen. Ramler, Knebel, Gleim, Jacobi mußten die Hauptsache leisten; auch Heyne und Kästner interessirten sich für den Almanach. — Als Gotter Ende des Jahrs nach Gotha ging, um in den Staatsdienst zu treten, besorgte Boie die Sammlung allein. Zwei Jahre darauf beschreibt ihn ein Neugeworbener: „Stellen Sie sich ein kleines, etwas dickes Männchen mit einer freundlichen Miene vor. Seine Blicke verkünden seinen Witz, und wenn er spricht, wird man bezaubert. Alles ist Enthusiasmus in ihm; er steht mit allen schönen Geistern in Verbindung. Sein Geschmack ist durchaus fein, ein flüchtiger Blick entdeckt ihm jede verborgene Schönheit, und jeden überschminkten Fehler. Er gesteht, daß er von Ramler in Absicht des Geschmacks vielen Vortheil geschöpft habe."

Dies waren die Männer, welche die neue Literatur verbreiteten; die alte starb allmälig aus. — Gellert's Kränklichkeit und Hypochondrie hatte sich immer gesteigert; zärtlich waren die Vornehmen um ihn besorgt. Noch zu Weihnachten 1768 hatte ihm der Kurfürst ein neues Pferd geschenkt, das er erst sorgfältig ausprobiren lassen. Der süßen Gewohnheit, mit Mlle. Lucius zu correspondiren, blieb er getreu. Im Frühling 1769 machte er eine Reise nach seiner Vaterstadt, die ihn sehr angriff; am 13. Dec. starb er, 54 J. alt, unter den Gebeten seiner Freunde, und von zahlreichen Dichtern besungen. Doch sollte sein Ruhm seinen Tod nicht lange überleben. — Rabener, der 1767 den ersten Schlaganfall gehabt, starb kurze Zeit darauf, 22. März 1771. — Ihre Schriften gab Weiße heraus.

Gellert's Stelle erhielt sein Schüler und Freund Garve (vgl. S. 295), der sich ein Jahr in Breslau aufgehalten, aber von dort aus beständig mit den Leipzigern correspondirt hatte. April 1768 war er wieder nach Leipzig gekommen, hatte sich mit der Abhandlung de ratione scribendi historiam philosophiae habilitirt, und las über Cicero, Logik u. s. w. Sein intimster Verkehr war Engel (vgl. S. 295), der unter Weiße's Leitung sich auch

mit dem Theater beschäftigte, und 1769 ein moralisches Stück für Kinder schrieb: „der dankbare Sohn". Garve, ernsthafter und philosophischer, schrieb zahlreiche Abhandlungen für die beiden Bibliotheken: die über den Laokoon ist schon erwähnt, dann über das Genie, die Laune und ähnliche Modefragen.

Weiße war durch Lessing vom ernsten Drama zurückgeschreckt; desto mehr Glück machten seine Operetten („die Jagd", 29. Jan. 1770); allmälig fand er das Genre, für das er eigentlich geschaffen war, die Schriftstellerei für Kinder: seine Moral war so allgemein anerkannt, daß er halb Deutschland mit Gouvernanten versorgen mußte. Einen sehr engen Verkehr hatte er mit Thümmel. Im Frühling 1769 besuchte er Berlin mit seiner Familie, und hielt sich daselbst fünf Wochen auf, in einem Rausch von Festlichkeiten: Teller, Nicolai, Ramler, Moses, Sack, Spalding, die Karschin, Chodoviecki empfingen ihn mit größter Zärtlichkeit, und er schied begeistert von der preußischen Hauptstadt. Dafür erhielt er dann wieder in der Meßzeit Besuche von Moses, Nicolai, auch einmal von Wieland, der von Clodius, Oeser u. s. w. sehr erbaut war.

Die bisherige Dichtung, in ihre Seraphe oder Grazien vertieft, hatte wenig dafür gethan, das deutsche Volk mit seinem Leben bekannt zu machen; der Kunst fehlte die Realität. In der Prosa war es durch den Einfluß der beiden Moser etwas besser geworden, doch dachte man auch in Göttingen, wo die Schule Moser's am meisten blühte, mehr an die Fachgenossen als an die Menge. Münchhausen war 1765 Premier-Minister geworden; Pütter, Böhmer und Achenwall bildeten die Mittelpunkte der guten Gesellschaft; der ganze deutsche Adel, der sich der Staatscarrière widmete, drängte sich, sie zu hören. Gatterer (geb. 1727) erweckte durch seine „allgemeine historische Bibliothek", 16 Bd., 1767—1771 im großen Publicum den Sinn für historische Studien. Als eine neue Kraft trat Schlözer ein, Pfarrersohn aus der Grafschaft Hohenlohe, geb. 5. Juli 1735. Er hatte 1751 in Wittenberg, 1754 in Göttingen Theologie studirt, und nebenbei die morgenländischen Sprachen, in der Absicht, einmal eine Reise in diese Gegenden zu machen. 1755 ging er als Hauslehrer nach Schweden, und kehrte 1759 nach Göttingen zurück, um Medicin zu studiren. 1761 nahm er eine Stelle bei der Akademie von St. Petersburg an, wo er sich hauptsächlich auf russische Geschichte legte; einem Ruf nach Göttingen konnte er erst 1767 Folge

leisten. Als „Professor der Politik" hatte er nun die doppelte Verpflichtung, die Geschichte mit den Zuständen der Gegenwart in Verbindung zu setzen; doch fällt seine große politische Wirksamkeit erst später.

Die Zustände nicht blos Deutschlands, sondern des gesammten Continents waren in Stagnation; die politische Bewegung kam diesmal über den Ocean. Man weiß, welches Aufsehn Franklin's Besuch in Europa machte; auch in Göttingen, wo er sich im Herbst 1766 aufhielt, betrachtete man diese originelle Figur mit Aufmerksamkeit, und die Ahnung einer noch ganz unbekannten Welt dämmerte in den Gemüthern auf.

Das Interesse der Zeit ging mehr auf die Menschheit im Allgemeinen; man mußte sich gefallen lassen, für einen Sonderling zu gelten, wenn man sich um besondere Verhältnisse kümmerte; in höherem Sinn geschah es nur von Justus Möser. (Vgl. S. 222.)

In Angelegenheiten des Bisthums war Möser Ende 1763 neun Monate in London gewesen, und hatte auch dort reiche Erfahrungen eingesammelt; nach seiner Rückkehr war der Haupttheil der Regierung in seinen Händen*). Er hatte das unbedingte Vertrauen des Landesherrn und der Ritterschaft; nur das Domkapitel legte ihm zuweilen Schwierigkeiten in den Weg. Trotz seines ausgedehnten Geschäftskreises gewann er Zeit für eine sehr bedeutende Gastfreundschaft und für literarische Arbeiten.

Wie nöthig es noch immer war, für das deutsche Leben in die Schranken zu treten, zeigt folgende Herzensergießung Haller's, der doch selber soviel dafür gethan hatte, das Deutsche zur Schriftsprache zu machen: „es ist offenbar ein Unglück, daß nicht alle Gelehrte, wenigstens über die gründlichen Wissenschaften, lateinisch schreiben. Die Gewohnheit der heutigen Nationen, daß jede in ihrer eignen Sprache schreiben will, wird zum unerträglichen Joch für die Gelehrten, die jetzt 6—8 Sprachen verstehn müssen. Ob wir heutzutage wohl nicht wie Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender als alle heutigen Sprachen; und wo Kürze und Nachdruck sein soll, wie auf Münzen und Steinschriften, müssen auch die Franzosen trotz ihrer Ausfälle gegen den Gebrauch des Lateinischen auf sie zurückkommen." — In demselben Jahr wurde Kant von seinem Freunde Ruhnken getadelt, daß er sich des deutschen Idioms bediente, da er doch, wenn er Latein schriebe, der ganzen Welt nutzen könne. — Bei dieser Gefahr der Wiederaufnahme einer einseitig gelehrten Bildung

*) Seine Tochter Juliane, geb. 5. Jan. 1749, von Jerusalem erzogen, heirathete 1768 einen Geh. Rth. v. Voigts.

:nen wir den Männern nicht genug danken, welche die Fahne des deutschen
)ens hochhielten.

Seit Oct. 1766 schrieb Möser für das Osnabrückische Intelligenzblatt
ne Aufsätze — die wichtigsten fallen in die Jahre 1768 bis 1770 —
lche später als „patriotische Phantasien" gesammelt wurden. — Schon ihr
:il fällt auf: er ist plastisch, scharf, bestimmt wie Lessing's, aber in anderer
t: dort die concreten Anschauungen des weltkundigen Juristen, hier die in
: Schule der Alten gebildete Freiheit. Manches stimmt wohl überein, aber
öser, jeder Polemik abgeneigt, zeigt seine Individualität nur im gemüth-
)en Humor. — Der Inhalt der kleinen Aufsätze, zunächst für Osnabrück:
„Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater"; „Schreiben einer Mutter
er den Putz ihrer Kinder"; „die Spinnstube"; „Klagen eines Meiers über
ı Putz seiner Frau"; „sie tanzte gut und kochte schlecht"; u. s. w. erinnern
Rabener: der gleiche Kampf gegen Unnatur, Etikette, Prunksucht, Nach-
erei, Schlaffheit, Empfindelei in den Mittelständen, dieselbe Verherrlichung
türlicher Zustände, schlichter Bürgerlichkeit. Aber der Unterschied springt
ort hervor: Rabener kennt nur das Kleinbürgerthum und seine Gesichts-
nkte sind selbst kleinbürgerlich; Möser geht von den höhern Ständen aus,
d ist bei Bauern, Bettlern, Vagabunden völlig zu Hause, die denn doch
: ganz anderes individuelles Leben bewahrt haben, als die armen Candi-
ten, Hofmeister, Aerzte und Honoratioren Rabener's. — Außerdem zeigt
) überall die politische Absicht.

Möser wollte die Landtagshandlungen und andre öffentliche Staats-
hen dem Publicum mittheilen, seinen Landsleuten aus dem Ton, womit
: Herr zu seinen Ständen spricht und diese ihm antworten, aus den Grün-
ı, warum jenes bewilligt und dieses verworfen wird, aus der Sorgfalt,
)mit auch die kleinsten Sachen im Staat behandelt werden, aus der Art
d Weise, wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt
:s jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung die vollständigste
:nntniß, und aus dieser eine wahre Liebe zu ihrem Herrn und denjenigen,
e ihm riethen, ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit
ıd einen edlen Muth beibringen. Jeder Stand sollte sich fühlen, sich heben,
ıd mit dem Gefühl seiner eignen Würde auch einen hohen Grad von Pa-
iotismus bekommen. — Aber sein Plan ging über diesen engen Gesichtskreis
eit hinaus: es war seine Absicht, verkannten Wahrheiten, die ihm von seiner
:rfahrung aus dem täglichen Leben in die Hand gegeben wurden, unvermerkt
ingang zu verschaffen, und überall menschlichere Gesinnungen zu verbreiten.

Die Menschenkenntniß nimmt eine ganz andere Färbung an, wenn eine
eie Bildung und ein festes, selbstgewisses, liebevolles Herz die Menschen

ansieht, sonst wird sie leicht zur Hypochondrie. Ein renommirter Menschenkenner jener Tage, Klopstock's Freund, der Staatsrath Sturz, an die „gute Gesellschaft" gewöhnt, kommt zu folgendem Resultat: „Lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt euern Nebenbuhler im Amt, im Verstand, im Glück kennen, erhebt euch durch irgend ein Verdienst, und glaubt in der Unschuld eures Herzens, daß man euch liebt und schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben: — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als vergiftetet ihr die Luft; wie eure Clienten euch für genossene Wohlthaten anspeien; ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, — und liebt die Menschen, wenn ihr könnt!"

Wie anders ist die Auffassung des liebevollen Realisten! „Können Sie mir," schreibt Möser 1767, „ein einziges schönes Stück aus der physikalischen Welt nennen, welches unter dem Mikroskop seine vorige Schönheit behielte? Jede Sache hat ihren Gesichtspunkt, worin sie allein schön ist; und sobald Sie diesen verändern, sobald Sie mit dem anatomischen Messer in das Eingeweide schneiden, so verfliegt mit dem veränderten Gesichtspunkt die vorige Schönheit. Was Ihnen durch das Vergrößerungsglas ein rauhes Ding scheint, wird dem unbewaffneten Auge eine liebliche Gestalt; der Berg in der Nähe ist voller Höhlen; aber unten, in der Ferne, wie prächtig! — Wenn das in der physikalischen Welt wahr ist, warum nicht in der moralischen? Setzen Sie Ihren Helden einmal auf die Nadelspitze, und lassen ihn unter Ihrem moralischen Mikroskop einige Männchen machen! Nicht wahr? Sie finden ihn recht schwarz, grausam, geizig und seinem Bruder ungetreu? — Aber treten Sie zurück: wie groß, wie wundernswürdig wieder! — Wer heißt Sie nun die Schönheit dieses großen Eindrucks um deswillen anfechten, weil die dazu wirkenden Theile bei einer schärfern Untersuchung so häßlich sind? — Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fumet ohne Fäulung und Blitze haben, die nicht zünden. — Wir wollen aufrichtig zu Werke gehn, und die Tugend blos für die Taugsamkeit oder die innere Güte eines jedweden Dings nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden, und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Anwendung soll sein Verdienst, und die Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Größe seines Verdienstes bestimmen."

Es handelt sich hier nicht darum, ob auf solche Ansichten ein ausreichendes Moralsystem gegründet werden kann. Möser war nur daran gelegen, die herrschende Wolff-Gellert'sche Moralität, die pietistisch-kleinbürgerliche Stim-

ungen zum Maßstab großen Handelns machte, aus dem Wege zu räumen, nd durch Anschauung des Lebens, durch Humor und Geschichte dem sittichen Blick Freiheit und Weite zu geben.

Er selber machte von dem Recht freier Selbstbestimmung reichlichen Gerauch, wenn man ihm vorwarf, die Wahrheit durch paradoxe Farben beeinrächtigt zu haben. „Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei gesagt zu aben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen hatte; und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger ebenso wichtig waren als das Recht und die Wahrheit, so habe ich, um jenes nicht zu verlieren und dieser ichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für in großes Publicum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde. Der wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen nicht irre machen assen... Das Sonderbarste ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselen angesehn hat. — Ich wünschte nicht gern in dem Verdacht zu sein, daß ich das Pro und Contra über viele Gegenstände hier und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. — Sehr wichtige Gründe haben mich dazu genöthigt; und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherrn bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden." — Wenn auch Möser's wärmste Freunde ihn von dem Vorwurf nicht ganz reinigen können, in der Hitze des Gefechts im Einzelnen zuweilen zu weit gegangen zu sein, und das Urtheil des Publicums durch Sachwalterkünste geirrt zu haben, so darf man darüber nicht vergessen, daß die leitende Gesinnung seiner Aufsätze eine hochsittliche und vaterländische war, daß es kaum einen wärmern und einsichtsvollern Freund der Freiheit gegeben hat.

Um der Verkümmerung des Volks abzuhelfen, das unter der Vormundschaft des Beamtenthums niedergedrückt, jeden eignen Willen verloren hatte, stellte er zwei große Principien in den Vordergrund: Selbstachtung und Selbsthülfe. — Zu dem erstern war vor Allem nöthig, das Bürgerthum in sein eignes wirkliches Leben einzuführen. Wenn die übrigen Schriftsteller nur die psychologische Sonde an den Menschen legten, und für die Seelenbewegungen jeder Individualität Verständniß suchten, so wandte Möser seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Rechtssubjecte: er betrachtete den Menschen nur als Bürger. Nicht als ob er für echte Humanität keinen Sinn gehabt hätte: er wollte nur eine Seite des Lebens hervorheben, die man bis dahin ganz unbeachtet gelassen. — Die Schwärmer für einen arkadischen oder taïtischen Naturstand hatten den wirklichen deutschen Bauern mit äußerster Geringschätzung

behandelt: Möser zeigte den wirklichen Bauer als den Kern des sittlichen Volkslebens, als den Träger der Geschichte. Zunächst äußerlich: er malte das althistorische westphälische Bauernhaus und zeigte seine innere Zweckmäßigkeit; dann zeichnete er, als gelehrter und zugleich praktischer Jurist, als gelehrter Sprachforscher und genialer Sprachkünstler in scharfen Umrissen sein ihm selber zum Theil unbewußtes Leben. Die Abhandlungen: „der Bauernhof als Actie", „kurze Geschichte der Bauernhöfe", „vom echten Eigenthum", „Hogen, Echten, Hoden", „also sollte jedes Städtchen seine besondere Verfassung haben", machen den Eindruck, als eröffnete sich auf Bergeshöhen durch einen Windstoß plötzlich eine überraschende, ja blendende Aussicht. — Die letzte Abhandlung verdient besonders studirt zu werden: wie Möser die Gesetzmacherei der Obrigkeit durch eine strenge Sitte, durch eine unabläßige Controle der Bürger unter einander ersetzt wissen; wie er nicht den Einzelnen vom Gesammtband lösen, sondern dieses durch Gesammtthätigkeit befestigt wissen wollte. — Die Ehre des Bürgers, durch Rath und That, durch Recht und Sitte, auch äußerlich durch Bewaffnung festgestellt, sollte die Würde des Menschen vorbereiten und vermitteln. — Die bureaukratische Bevormundung sollte durch Selbsthülfe ersetzt werden. Hierher gehören besonders die Abhandlungen: „Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten", „vom Verfall des Handwerks in den kleinen Städten", „also sollten die deutschen Städte sich wieder zur Handlung vereinigen!" „Vorschlag zu einer Kornhandlungscompagnie auf der Weser" u. s. w. Wenn Möser seinen Gesichtspunkt im engen, ihm genau bekannten Kreise nahm, so ging sein Blick in die unermeßliche Weite, und noch heute schwindelt einen, wenn man hört, was er dem verkümmerten Spießbürger zumuthete. Er soll ein Packhaus in Cadix und Lissabon, Agenten in Japan und Westindien, einen Markt in Alexandrien und Cairo halten, er soll wissen, was für Waaren in Curaçao am besten verschleift, was in der Levante erfordert und im Norden gebraucht wird u. s. w. „Unsicherheit ist die Seele des Handels!" Dieses goldne Wort würde noch heute Schrecken erregen.

Denselben scharfen Blick, mit dem er die Zukunft des deutschen, hanseatisch wieder geeinigten Bürgerthums vorzeichnete, wandte er rückschauend in die Geschichte. — Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie er überall, fast im Uebermaß, die Phrase haßt, und in die Sache einzudringen sucht. „Ich wünschte," schreibt er an Abbt 5. April 1767, „daß Jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen möchte, weil ich alle

Augenblicke fühle, daß das Costüm der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freiheit z. B. ist das Recht der Bettler, in einer Periode, wo die Landbesitzer von ihrem Acker zu Felde ziehn und ihre Ehre in diese ihre Schuldigkeit setzen, Freiheit wird aber ein Vorzug, wenn die Monarchie Alles unter ihre Macht faßt, und Freiherr ward ein Ehrentitel, nachdem die Territorialhoheit den Adel beschattete. Ich könnte unzählige Worte anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben und den politischen Begebenheiten zur Controle dienen. Es ist unglaublich, wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankommt. Der Freeholder ist der höchste Grad, den wir ausdrücken können; den Quiritem, den Wehr, kennen wir nicht mehr, und können ihn nicht mehr nennen. Die Römer verloren den Begriff des Quiritis, und es verwandelte sich alles in Civis, so wie sie nach und nach ihren statum ordinarium verloren. Ebenso hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nöthig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Karl dem Großen verständlich zu machen."

Abbt hatte eine römische Geschichte vor: „ich rieth ihm," erzählt Möser, „Rom erst aufmerksam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypothese anzunehmen, daß aus Landbauern Bürger geworden wären, weil ihm dieses, nämlich daß sich Bauerrecht in Bürgerrecht verwandelt, ungemeine Dienste thun würde. Nichts macht die römische Geschichte wahrscheinlicher als die Gradation, welche sich in der Ausadlung ihrer ländlichen Begriffe findet. Z. B. daß der jüngste Sohn das Haus erbte, daß der filius emancipatus von der Erbschaft ausgeschlossen war, u. s. w., war lauter Bauerrecht, und verlor sich, nachdem sie mehr verbürgerten." So war ihm das Gesetz der Menschen- und Bürger-Entwickelung überall Gegenwart.

Diese Grundsätze auf die vaterländische Geschichte anzuwenden, war schon lange Möser's Augenmerk, obgleich er sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht verhehlte, zu dem er im strengsten Sinne des Worts nur seine Mußestunden benutzen konnte. Gleichwohl ließ er die „Osnabrückische Geschichte" bereits Jan. 1765 bei Nicolai bogenweise drucken, und war 4. April 1768 so weit, daß er die Vorrede schreiben konnte. — Er hatte ursprünglich nur das Stift Osnabrück im Auge gehabt; es war aber eine vollständige Umgestaltung der altdeutschen Rechts- und Sittengeschichte daraus geworden. Aus den todten Namen der bisherigen Geschichte wurden hier zuerst faßbare und anschauliche Sachen; der Jurist hatte die Führung der Geschichte dem Theologen aus den Händen gewunden. — Wie die ganze spätere Geschichtsforschung, wie vieles sie auch zu berichtigen hatte, auf den Schultern der Osnabrückischen Geschichte steht, das zu erörtern ist

Sache einer Geschichte der Wissenschaft; hier ist nur auf die Grundsätze hinzuweisen, die Möser mit Bewußtsein verfolgte.

„Was ich am meisten fühlte, war dieses, daß unsere Sprache eine Verrätherin der edlen Freiheit geworden war, und den Ausdruck verloren hatte, der zu meinen Begriffen paßte. Die ältesten Geschichtschreiber haben nicht in unserer Sprache geschrieben, und dem starken deutschen Körper ein ganz fremdes Colorit gegeben. Wie man aber anfing unsere Muttersprache zu gebrauchen, hatte die Lehnsverfassung die gemeine Freiheit schon gefesselt und die Sprache der vorherigen Verfassung theils verdunkelt, theils zu einem andern Verstande umgebildet, und theils unverständlich gemacht. Oft hat daher meine Empfindung mit den Worten gekämpft, und ich bin nicht selten in der Versuchung gewesen, auf die Geschichte einzelner Worte, welche immer von Jahrhundert zu Jahrhundert einen andern Sinn erhalten haben, auszuschweifen."

„Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialeinheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmälig danach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialherrschaft emporgetrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen lassen und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssige Gruppen entbehren könnte."

Nach diesem Princip zerfällt die deutsche Geschichte in vier Perioden;

nach der dritten stellt sich folgendes Resultat heraus: „Alle noch übrigen Gesetze aus der alten Zeit verschwanden gänzlich, wozu die Städte, welche die Sachsen so lange nicht hatten dulden wollen, nicht wenig beitrugen, indem sie die Begriffe von Ehre und Eigenthum, worauf sich die sächsische Gesetzgebung ehedem gegründet hatte, verwirrten und verdunkelten. Die Ehre verlor sogleich ihren äußerlichen Werth, sobald der Geldreichthum das Landeigenthum überwog; und wie die Handlung der Städte unsichtbare heimliche Reichthümer einführte, konnte die Wehrung der Menschen nicht mehr nach Gelde geschehn. Es mußten also Leib- und Lebensstrafen eingeführt, und der obrigkeitlichen Willkür verschiedene Fälle zu ahnden überlassen werden, worauf sich die alten Rechte nicht mehr anwenden und keine neuen wollten finden lassen. Die Freiheit litt dadurch ungemein, und der ganze Staat arbeitete einer neuen Verfassung entgegen, worin allmälig jeder Mensch, eben wie unter den spätern römischen Kaisern zum Bürger oder Rechtsgenossen aufgenommen, und seine Verbindlichkeit und Pflicht auf der bloßen Eigenschaft von Unterthanen gegründet werden sollte. Eine Verfassung, wobei Deutschland hätte glücklich werden können, wenn es seine Größe immerfort auf die Handlung gegründet, diese zu seinem Hauptinteresse gemacht, und dem persönlichen Fleiß und baaren Vermögen gleiche Ehre mit dem Landeigenthum gegeben hätte; indem alsdann die damals verbundenen und mächtigen Städte das Nationalinteresse auf dem Reichstag mehrentheils allein entschieden, Schiffe, Volk und Steuern bewilligt, und die Zerreißung in soviele kleine Territorien, deren immer eins seinen Privatvortheil im Nachtheil des andern sucht, wohl verhindert haben würden."

„Auch der alte Begriff des Eigenthums verlor sich völlig, man fühlte kaum mehr, daß einer Rechtsgenoß sein müsse, um ein echtes Eigenthum zu haben. Ebenso ging es sowohl der hohen als gemeinen Ehre. Religion und Wissenschaften hoben immer mehr den Menschen über den Bürger; die Rechte der Menschheit siegten über alle bedungenen und verglichenen Rechte. Eine bequeme Philosophie unterstützte die Folgerungen aus allgemeinen Grundsätzen besser als diejenigen, welche nicht ohne Gelehrsamkeit und Einsicht gemacht werden konnten; und die Menschenliebe ward mit Hülfe der christlichen Religion eine Tugend, gleich der Bürgerliebe; dergestalt, daß es wenig fehlte, oder die Reichsgesetze selbst hätten die ehrlosesten Leute aus christlicher Liebe ehrenhaft und zunftfähig gemacht." — Indeß weiß Möser auch dem endlichen Sieg der Territorialherrschaft die gute Seite abzugewinnen. So ist die Tendenz des ganzen Werks, wie Möser's Thätigkeit überhaupt, conservativ; aber conservativ in dem Sinn, daß nur das Lebendige am Leben erhalten werden soll.

Wie viel ihm selber noch fehlte, das Ideal zu erreichen, das ihm vorschwebte, wußte Möser sehr gut. „Ein Kenner wird leicht einsehn, daß wir erst dann eine brauchbare und pragmatische Geschichte unsers Vaterlandes erhalten werden, wenn es einem Mann von gehöriger Einsicht gelingen wird, sich auf eine solche Höhe zu setzen, wovon er alle diese Veränderungen, welche den Rechtsboden und seine Eigenthümer betroffen, mit ihren Ursachen und Folgen in den einzelnen Theilen des deutschen Reichs übersehn, und dies in seiner ganzen Größe ungemalt und ungeschnitzt, aber stark und rein aufstellen kann. — Ein solches Werk lohnt die Mühe. Der mächtige und reißende Hang großer Völkervereinigungen zur Monarchie und die unsägliche Arbeit der Ehre, oder, nach unserer Art zu reden, der Freiheit, womit sie jenem Hang begegnen, oder ihrer jetzt fallenden Säule einen bequemen Fall hat verschaffen wollen, ist das prächtigste Schauspiel, das dem Menschen zur Bewunderung und zur Lehre gegeben werden kann; die Berechnung der auf beiden Seiten wirkenden Kräfte und ihrer Resultate sind für den Philosophen die erheblichsten Wahrheiten. Diese Beweggründe müssen einen jeden reizen, seine Provinz zu erleuchten, um sie dem großen Geschichtschreiber in dem wahren Licht zu zeigen. Das Costüm der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes, und ich möchte sagen, jedes antiken Worts, muß den Kunstliebenden vergnügen. Die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften ist von der Staatsgeschichte unzertrennlich. — Jeder Krieg hat seinen eignen Ton, und die Staatshandlungen haben ihr Colorit, ihr Costüm und ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften. — Der Geschichtschreiber wird dies fühlen, und allemal soviel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften mittheilen, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben."

„Man giebt sich jetzt viele Mühe um die Kunstwerke der Alten, und sucht alle ihre Ruinen auf, um den großen Geist jener Werke nicht ganz zu verlieren. Allein das Gebiet der Kunst erstreckt sich weiter als auf jene sichtbaren Gegenstände; und wenn wir uns nicht dem Vorwurf blosstellen wollen, daß wir das Geringere dem Höheren vorziehn, so müssen wir auch andern Unternehmungen des menschlichen Geistes den gehörigen Rang unter den Kunstwerken einräumen. Ich rechne dahin besonders die großen Anstalten der alten Deutschen, wodurch sie sich in ihren politischen Verfassungen bei Freiheit und Eigenthum zu erhalten gewußt haben. Soweit die wahre Glückseligkeit einer freien Nation über alle Arten der bildenden Künste erhaben ist, soweit muß man ein Volk, welches allen seinen Kunstfleiß auf die erstern verwendet, demjenigen vorziehn, das blos einige Maler und Bildhauer gezogen oder einige

geschickte Sänger und Tänzer aufzuweisen hat. Nur der Despot, der in der Abwürdigung des ihm gehorchenden Menschen seinen Vortheil sucht, wird die letzteren allein mit seinem Beifall krönen; der edle Mann hingegen, der den Werth der Verdienste nach der Größe des Erfolgs für das gemeine Beste abwiegt, wird beiden Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Von diesem freien Standpunkt aus findet Möser auch im Mittelalter ganz andere Perspectiven, als es Kant und selbst Lessing möglich gewesen war. — „Die Zeiten des Faustrechts scheinen mir diejenigen gewesen zu sein, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des 12. und 13. Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern; und unsere Nation, die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein flämisches Stillleben betrachten, die folglich auch keine großen Werke der bildenden Kunst hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälligerweise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsere heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit; und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andern Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen."

„Es werden jetzt in einem Feldzug mehr Menschen unglücklich gemacht als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt; und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit besteht in dem Willen des Stärksten. Unsere ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden; und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth haben kann. Eine einförmige Uebung und ein einziger allgemeiner Charakter bezeichnet das Heer; und Homer selbst würde nicht im Stande sein, drei Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln oder streiten zu lassen. Eine solche Verfassung muß noth-

wendig alle individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit unterdrücken. Auf diesem Wege kann unsere Nation nie zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, als sie den allmälig ausartenden Bürgern der griechischen und römischen Städte den Meißel und Pinsel in die Hände gab."

„Ich will die Vortheile nicht ausführen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer und ein hohes Gefühl der Ehre, das wir jetzt zu unserer Schande abenteuerlich finden, nachdem wir uns selbst in unserer Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten der alten Zeit aufschwingen können, auf eine ganze Nation verbreiten mußten. Ich will nichts davon erwähnen, wie gemein die großen Thaten sein mußten, da die Dichter das Reich der Ungeheuer und Drachen als die unterste Stufe betrachteten, worauf sie ihre idealischen Helden Proben ihres Muths ablegen ließen. Meine Absicht ist blos, die Vollkommenheit des Faustrechts als eines ehemaligen Kriegsrechts zu zeigen, und wie wenig wir Ursache haben, dasselbe als das Werk barbarischer Völker zu betrachten."

„Rousseau mag noch so sehr getadelt werden, so bleibt die Stärke, und die Wissenschaft, solche zu gebrauchen, doch allemal ein wesentlicher Vorzug. Unsere neuern Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füße binden, sie mögen ihm Schwert und Rad vormalen: er wird seine Kraft allemal gegen seinen Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht, dies angeborne Recht zu unterdrücken. Sie gönnten ihm seinen Lauf, aber sie lenkten es durch Gesetze: und das Faustrecht war das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter. Der Pflug war geheiligt, der Landmann in seinen Zäunen, wenn er keinen Angriff daraus that, und der Fuhrmann auf der Heerstraße waren gegen alle Gewalt gesichert. Keiner durfte seine Bauern bewaffnen und als Helfer gebrauchen; keiner durfte an gefriedigten Tagen Waffen führen. Die Parteien mußten einander die Widersage eine genugsame Zeit vorherverkündigen, und wenn sie solches gethan hatten, so ordentlich und ruhig die Heerstraße ziehn als andere Reisende, wofern sie sich nicht den ganzen Landfrieden und dessen Handhaber auf den Hals ziehn wollten. Da sie solchergestalt nicht oft mit großen Lagern zu Felde zogen, so brauchten sie die Fluren nicht zu verderben, die Wälder nicht auszuhauen, die Länder nicht auszusaugen; und wenn es zum Treffen kam, so entschied persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit."

„Solchergestalt kann man behaupten, daß das ehemalige Faustrecht weit systematischer und vernünftiger gewesen als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müssiger Mann entwirft, der Soldat nicht liest und der Stärkste verlacht. Nun läßt sich zwar das alte Recht nicht wieder einführen, weil keine Macht

t im Stande ist. Es darf uns aber dies nicht abhalten, die Zeiten glück= zu preisen, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt war, wo die Landfrieden es auf's genaueste handhabten, und in einen Krieg nicht mehr verwickelt den konnten, als freiwillig daran theilnehmen wollten; wo die Nation m solchen Privatkriege ruhig zusehn und dem Sieger Kränze winden ite, ohne Plünderungen und Gewaltthaten zu besorgen. Unsre Vorfahren ıbten, jedem Menschen komme das Recht des Krieges zu; und auch noch können wir nicht anders sagen, als daß es einem jeden Menschen frei= t, sich von dem richterlichen Urtheil auf seine Faust zu berufen. Er hängt : wird gehangen, nachdem er oder der Richter der stärkste ist. Wir haben : dadurch, daß immer der stärkere Theil auf der Seite des Richters ist, Ausübung dieses Rechts beinahe unmöglich gemacht." Möser nahm auch en Anstand, das gegenwärtige Duell zu vertheidigen. — Um die Be= :ung dieser Schrift richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß sie drei re vor „Götz von Berlichingen" veröffentlicht war.

In kirchlichen Dingen blieb Möser nach wie vor der bloße Jurist: er heidigte die Religion aus Gründen politischer Opportunität, ein tiefer ndes Bedürfniß hatte er nicht. — Darin folgte er nicht dem Strom der jen Generation.

Wenn bisher die religiöse Literatur von den kirchlichen Voraussetzungen gegangen war — gleichviel ob sie dieselben vertheidigte oder bekämpfte — tritt jetzt doch die eigentliche Theologie sehr in den Hintergrund, wenn sie t rein wissenschaftlich ist*); dagegen fühlt die weltliche Bildung, die humani= h künstlerische, allmälig, daß ihr etwas mangelt; sie sehnt sich nach der che zurück, und sucht aus sich selbst heraus eine Religion des Herzens zu struiren, die ihr aber zugleich Halt gewähren soll. Zunächst sind es zwei istliche, die diese Sehnsucht nach dem verlornen Paradies vermitteln: La= ter und Herder.

Wir haben bereits (S. 227—228; S. 265) die Pilgerfahrt erwähnt, che der junge Lavater zu Spalding unternahm, um zu lernen, wie n Bildung und Frömmigkeit versöhnen könne. — J. Casp. Lavater

*) So Schröckh's „Kirchengeschichte", 11. Bd., 1768 bis 1786. Schröckh : geboren zu Wien 1733, auf dem lutherischen Gymnasium zu Preßburg und in Kloster- jen erzogen, dann auf den Universitäten Göttingen (Mosheim, Michaelis) und Leip- (Ernesti) fortgebildet; seit 1762 Professor in Wittenberg.

war 15. Nov. 1741 zu Zürich geboren (drei Jahr älter als Herder), das zwölfte Kind seiner Eltern, eines angesehenen Arztes und einer sehr religiösen, etwas phantastischen und eitlen Mutter. Ueber die Zustände seiner frühesten Kindheit hat er später viel berichtet; zuviel ist auf dergleichen Nachdichtungen freilich nicht zu geben. Er hatte eine zarte Gesundheit, und zog sich von den Spielen und Schlägereien der Knaben gern zurück; konnte aber in Berserkerwuth gerathen, wenn ihm ein Unrecht geschah. Im siebenten Jahr machte er bereits Erfahrungen über die „Brauchbarkeit" des Gebets; das Gebet war ihm ein tiefes Bedürfniß, doch waren seine Empfindungen unstät, und er fiel nicht selten von Gott ab. Jede Lüge konnte ihn erzürnen, und sein Wahrheitstrieb äußerte sich selbst mit etwas Ostentation. Im zehnten Jahr hatte er eine Eingebung, daß er zum geistlichen Stand bestimmt sei. Er fühlte, daß er etwas in sich habe, daß ihn über alle erhob, wenn die Mitschüler ihn wegen seiner Träumereien verspotteten. Melancholie hielt er für Pflicht; wenn er einmal lustig gewesen, konnte er bittere Thränen darüber vergießen. Zerstreute Lectüre in der Bibliothek seines Vaters führte ihn in alle möglichen Fächer ein. Im Collegium humanitatis 1758 schloß er eine leidenschaftliche Freundschaft zu Heinrich Füßli, seinem Mitschüler (geb. 1742), einem wilden Knaben von überschwellender Kraft; schon damals wurden Bodmer und Breitinger auf den talentvollen Jüngling aufmerksam, und prägten ihm ein, daß die Bibel der geeignetste Stoff für die Dichtkunst, und daß schön, gut und fromm identisch sei. — Als Student 1761 predigte er bereits, häufig von schweren Zweifeln und pietistischen Grübeleien heimgesucht. Im folgenden Frühling wurde er in den geistlichen Stand aufgenommen, und hatte gleich darauf Gelegenheit, sich vor den Augen seiner Mitbürger durch seine Unerschrockenheit auszuzeichnen.

Ein Landvogt Grebel hatte sich in seiner Amtsverwaltung die schreiendsten Mißbräuche zu schulden kommen lassen; Niemand wagte den gefürchteten Mann anzugreifen; da erschien 1762 eine anonyme Flugschrift, mit starken Reminiscenzen an die Verrinischen Reden, und dem Schluß: „Ich gebe dir zwei Monate Zeit; gieb ein Zeichen des Lebens von dir. Entweder gieb deinen Raub zurück, oder erwarte deine Gerichte." Gleich darauf nannte sich Lavater als Verfasser, und verfocht seine Sache vor dem Rath mit einer solchen Wärme, daß der Landvogt wirklich gestürzt wurde. Die ganze Schweiz jubelte über die Kühnheit des jungen Mannes, und es war Grund dazu vorhanden, denn noch zwanzig Jahre später zeigte die Obrigkeit in Zürich, daß sie gegen Pasquillanten das Schwert nicht umsonst führe.

Nun trieb ihn Bodmer an, die Welt zu sehn. Schon lange hatte Lavater den Trieb empfunden, große Menschen kennen zu lernen: „der Mensch

heint eine geheime Ahnung zu haben, daß die Gottheit oder irgend ein
ïheres Wesen diejenigen umschwebt, deren Namen viel tausend Zungen der
iterblichen in Bewegung setzt." Er hatte ein warmes Herz für alle Indi-
dualität, Geduld, jeden auszuhören, um hinter seine wahre Meinung zu
ımmen, jene Höflichkeit des Herzens, die leicht besticht; ein scharfes Auge für
hysiognomien und das Bedürfniß, sich selbst auszusprechen. Jeder Mensch
üsse seinen Genius (Dämon) haben, der aufzuspüren sei, bis man endlich
:n höchsten Geist, den göttlichen ergreifen könne. Von allen großen Malern
chte er sich Christusbilder zu verschaffen, denn erst im Fleisch gewordenen
ott trete die Gottheit zu den Menschen heran. „Die Menschen bedürfen
nen Gott, den sie als theilnehmend an ihren Bedürfnissen darstellen können.
as ewige, unsichtbare, allerhöchste, Alles durchdringende Wesen aller Wesen
nn ohne Christus nicht angefleht werden." (So ließ auch Klopstock seinen
alomon denken und darüber in Götzendienst verfallen.) „In Christus hat
h die in sich selbst unbegreifliche, unüberdenkbare, über allen Gesichtskreis
enschlicher Vorstellungen unendlich erhabene Gottheit vermenschlicht; in ihm
: sie gedenkbar, anschaubar, genießbar, anrufbar geworden."

Wir haben gesehen, wie er mit Füßli März 1763 zu Spalding ging
ıd acht Monate dort verweilte. „Noch nie," erzählt dieser, „habe ich bis
ıhin, besonders in seinem Alter, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche
:bhaftigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung
r innersten Empfindungen, eine solche Annehmlichkeit des Umgangs ken-
:n gelernt. Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand damals
ıllig unter der Regierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen
Vernunft."

Lavater brachte von seiner Reise eine große Ausbeute an Menschen-
enntniß und Empfindungsfähigkeit zurück. Seine Tagebücher waren voll von
ıoralischen Portraits. Man denke: Spalding, Moses, Ernesti, Gellert,
Bleim, Jerusalem, Klopstock, Michaelis, Kästner, Moser — die kleineren nicht
ı rechnen — an die er sich so fest als möglich angeschlossen hatte. Nicht
ie unbedeutendste Stelle in dieser Bildersammlung nimmt Frl. v. Klet-
:nberg ein, die er in Frankfurt kennen lernte — die „schöne Seele" aus
Wilhelm Meister; die erste in jener Reihe, die wir in der Entwickelung un-
rer Literatur zu verfolgen haben. Hier tritt der Einfluß des Pietismus
ı eine höhere Sphäre ein. Die frommen Mütterchen, welche die Conventikel
:suchten, haben den Gang der deutschen Literatur nicht besonders verändert:
nders wurde es, als hochgebildete Damen aus höhern Ständen sich der
euen Richtung zuneigten. Tagebücher zu führen über die geheime Geschichte
ıres Innern, Menschenliebe im Allgemeinen und im Besondern zu pflegen,

auf Erweckungen zu warten, sie zu fördern und zu beobachten, und so den Roman in die Prosa des gemeinen Lebens einzuführen, das ist so recht die Virtuosität der schönen Seelen. Sie gingen von der weltlichen, der adligen Bildung aus, und waren nicht gemeint, bei ihrer neugewonnenen Ueberzeugung die Ansprüche derselben aufzugeben.

26. März 1764 war Lavater wieder in Zürich, vorläufig ohne Amt; 3. Juni 1766 heirathete er Anna Schinz, die Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Seine Predigten machten schon damals durch ihre Wärme viel Aufsehn; 1769 wurde er Diaconus (Helfer) an der Waisenhauskirche.

In Zürich hatte mittlerweile das Andenken seiner That gegen den Landvoigt eine ganze Schule junger Patrioten gebildet, die sich im Wesentlichen auf Rousseau stützte. An der Spitze stand Pestalozzi, geb. zu Zürich 12. Jan. 1746, der, ursprünglich zum Predigerstande bestimmt, sich 1768 ein Landgut kaufte, um dem Landvolk, dessen Sache gegen die herrschende Aristokratie er verfocht, näher zu stehen. Sein „Agis" 1765 war eine bittere Satire gegen die letztere. — Mit H. Füßli gab Lavater 1766 ein Wochenblatt heraus, „der Erinnerer", zum Theil für erbauliche Betrachtungen bestimmt, Selbstprüfungen, Herzenseröffnungen, Tagebuchblätter; aber auch nicht ohne politische Seitenblicke, die im folgenden Jahr das Verbot nach sich zogen. — Auf Aufforderung der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach dichtete er 1767 die „Schweizerlieder", im Ton des Gleim'schen Grenadiers, bestimmt, die großen Thaten der Vorfahren (Tell, Morgarten, Sempach u. s. w.) im populären Gewande zu verherrlichen, um große und tugendhafte Gesinnungen im Volk zu verbreiten. Zugleich sollte die Natur des Schweizerlandes den Sinnen näher rücken. „Das Bodmer!" singt er darin diesen Patriarchen an, „hast du mich gelehrt, zu dieser Wahrheit will ich stehn, und wenn uns auch die Welt nicht hört: nein! was nicht gut ist, ist nicht schön! Lacht laut, so laut ihr lachen wollt, ich singe mehr als Lieb' und Wein! Verdammt mit lauter Stimme sollt ihr mir, ihr Wollustlieder sein!" Die Schweizerlieder erlebten verschiedene Auflagen und verschafften ihm in seinem Vaterlande ein großes Ansehn.

Auch als Prediger war er bereits sehr gefeiert, theils wegen der Kraft seiner Rede und seines Gebets, theils wegen seines eingehenden Verkehrs mit dem niedern Volk, für das er einen liebevollen Sinn mitbrachte. Für dieses schrieb er seine „Psalmen" und sein „christliches Handbüchlein"; auch stiftete er die „ascetische Gesellschaft", ursprünglich für den Besuch von Criminalverbrechern, die aber bald eine weitere Ausdehnung gewann.

Von großer Bedeutung wurde für ihn der Verkehr mit Zimmermann,

er 1768*) als berühmter Arzt („Erfahrungen in der Arzneikunst" 1763) ms Brugg nach Hannover berufen wurde, und mit dem er ebenso eifrig orrespondirte, als früher Wieland. (Vgl. S. 102.) Durch diesen Briefvechsel wurde sein Esprit geweckt, und seinen Ideen eine größere Fernsicht röffnet. In der Form von Briefen an Zimmermann wurden die „Auslchten in die Ewigkeit" geschrieben (Bd. 1, 1768; Bd. 2, 1769), allerdings uch mit Beziehung auf Moses' Phädon. Sie enthalten den Plan zu einem Gedicht über die Verbindung des gegenwärtigen mit dem künftigen Leben, oder, venn man will, sie sind selbst ein nur unreifes Gedicht. Lavater zeigt in er Entwickelung des Christenthums den psychologischen Zusammenhang, und trömt, wie zehn Jahre vorher Hamann (vgl. S. 189), die ganze Fülle eines Gefühls in den Wortlaut der biblischen Erzählungen. — Das Buch vurde auch in Deutschland viel gelesen, und verschaffte seinem Verfasser einen Namen, den er sogleich im Sinn eines Apostolats auszubeuten beschloß. Lange atte es sein Gemüth gequält, daß die Hauptlehren des Christenthums nur ls historische, nicht als lebendig sich erneuernde Wahrheiten auftreten: um arüber in's Klare zu kommen, wandte er sich öffentlich an alle Wissenden. — Um ihn nicht von vornherein falsch zu beurtheilen, erwäge man Folgendes.

Jede Religion gründet sich auf Wunder: Wunder haben ihren Ursprung egitimirt, Wunder sind ihre Verheißungen. Das Christenthum stellt den Begriff des Wunders auf die Spitze, indem es das anscheinend Wirkliche als as Nichtige, das Unbegreifliche als das allein Wahre offenbart. Alle übrigen Religionen gestehn dem Naturgesetz eine gewisse Unantastbarkeit zu, das Christenthum, in seinem tiefsten Sinn gefaßt, läugnet es durchaus. Der große Sinn, mit welchem es die Erde sammt ihren Kräften als bloßes Traumbild betrachtet, dies universelle Wunder der Erlösung verstattet seinen Bekennern, sich der einzelnen Wunder zu überheben; aber ganz kann es das Bedürfniß, Gott in unmittelbarer Thätigkeit zu sehn, nicht ersticken. Daher hat die katholische Kirche für beständige Fortsetzung der Wunderkraft Sorge getragen. Der Umstand, daß Gott in früherer Zeit Wunder gethan, ist doch nur durch Erzählungen verstorbener Menschen beglaubigt; ein unmittelbares Zeugniß der Sinne würde schwerer in's Gewicht fallen. Außerdem gehört das Wunder nicht blos zu den Beweisgründen der Religion, sondern auch zu ihren Zwecken. Es liegt im Interesse der Religion, Gott nicht blos als frei und allmächtig,

---

*) Bodmer schrieb damals „die Grundsätze der deutschen Sprache", in welcher er nachzuweisen suchte, daß Luther durch ausschließliche Bevorzugung des gewöhnlichen Ausdrucks die deutsche Sprache ihres schönsten poetischen Schmucks beraubt habe. Es tehn übrigens zu Gunsten des Mittelhochdeutschen vortreffliche Sachen in dem Buch.

sondern auch als eindrucksfähig und bestimmbar zu denken. So finster man ihn sich in einzelnen Kirchen ausmalt, als Rex tremendae majestatis: irgend etwas muß der Mensch in Händen haben, sich ihm fühlbar zu machen. Die ganze Macht der Religion drängt sich im Gebet zusammen, und wenn man jedes Gebet mit den Worten schließt: nicht mein, sondern dein Wille geschehe! so kann das freilich ein Uebergewicht des Verstandes oder der Frömmigkeit, es kann aber auch Schwäche der Willenskraft verrathen. Daß in letzter Instanz nur Gottes Wille geschieht, versteht sich von selbst: wenn man es aber während des Gebets wirklich fühlt, so ist eine überwältigende Kraft und Inbrunst desselben unmöglich.

Bei einfältigen Kindernaturen, die in jedem gleichgültigen Umstand den Finger Gottes sehn, macht sich das leichter: sie sehn, was sie sehn wollen, und sind glücklich dabei. Nehmen wir aber einen Mann von starker, ja dämonischer Willenskraft, von einer Kraft, die er Andern gegenüber nicht selten erprobt hat; einen Mann zugleich von scharfem Blick, der in der Exaltation vielleicht sich täuscht, in ruhiger Stimmung aber die Gebilde seines Innern von der Wirklichkeit wohl zu unterscheiden weiß; lassen wir diesen Mann seine ganze mächtige Willenskraft im Gebet aufbieten, in dem glühenden Drang, der ihn im Grunde allein bestimmt, Gott unmittelbar zu vernehmen, wie ihn Abraham, wie ihn Moses, wie ihn Christus vernommen. Es gelingt ihm nicht, er kann nur annehmen, daß ihm noch der rechte Glaube fehlt. Da sein Wille zugleich zäh und ausdauernd ist, so richtet sich nun sein ganzes Trachten darauf, diesen Glauben zu erobern. Dazu bedarf er eines Mittlers; er sucht den Messias, nicht den todten, dessen bloßes Abbild wir in den heiligen Büchern haben, sondern den lebendigen.

In diesem Sinn richtete Lavater 1769 öffentlich „drei Fragen an berühmte Geistliche“: ... „Die Untersuchung beruht vorerst lediglich auf der Schrift. Was ist die Meinung der biblischen Verfasser? nicht: haben sie Recht oder Unrecht gehabt? nicht: kommt die heutige Erfahrung mit ihren Vorstellungen überein? sondern: was haben sie gelehrt? — Ich finde, daß diese Verfasser alle darin übereinkommen, daß die Gottheit sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare, augenscheinliche und nähere Weise als durch die gewöhnlichen Werke und Veränderungen der Natur geoffenbart habe. — Ich finde ferner, daß die Verfasser in den Gedanken stehn, daß es eins der vornehmsten Verdienste Jesu sei, daß die unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Menschengeschlecht und der Gottheit, die durch Unglauben und Leidenschaft unterbrochen wird, wiederhergestellt werden sollte. Die Menschen sollten durch ihn in eine Gemeinschaft mit Gott gebracht werden, die einige Aehnlichkeit mit derjenigen hätte, in welcher er selbst mit der Gottheit steht. — Sie sagen

ausdrücklich, daß die Anstalt Gottes, die Menschen durch Jesum zur unmittelbaren Gewißheit mit seinem Geist zu bringen, eine immer fortdauernde Anstalt Gottes sein solle, daß die Verheißungen des h. Geistes sich auf alle Menschen, die an Christum glauben, erstrecken. Sie verstehn, wie es die einfältig erzählten Begebenheiten mit sich bringen, durch diese Gaben des h. Geistes nicht solche Gaben oder Kräfte, die von den natürlichen Kräften des Menschen nicht zu unterscheiden sind, sondern die außerordentlich in die Sinne fallen. — Sie behaupten, daß die einfältige Annahme des göttlichen Zeugnisses eine alle gewöhnliche Kraft des Menschen weit übersteigende Kraft haben soll. Alle Dinge, sagen sie, sind dem, der glaubt, möglich, und fügen Geschichten bei, denen zufolge Menschen durch den Glauben gesund, Lahme gehend, Todte lebendig, Stumme redend gemacht seien. Sie sagen mit keinem Wort, daß der Glaube nur ein, zwei oder drei Jahrhunderte diese Kraft gehabt haben soll, sondern wie sie für Alle sagen: wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben! so sagen sie auf eben die Weise: wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun! — Endlich stehn sie — ob mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleich — in dem Gedanken: Gott erhöre das Gebet des Glaubenden. Die Wirkungen, die sie dem Gebet zuschreiben, sind nicht etwa nur natürliche, unmittelbare Folgen desselben in dem Herzen des Beters, sondern es sind positive, äußerliche Wirkungen, die zum Gebet selbst in keinem sichtbaren Zusammenhang stehn. Sie schränken auch diese Kraft des Gebets mit keinem Wort auf gewisse Personen, Umstände oder Zeiten ein, sondern sie sind der Meinung: daß es die Bestimmung der Menschen sei, in einer eigentlichen, unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit zu stehn."

Das war die erste Frage, die Lavater an alle Gottesgelehrte richtete, und auf die er zahlreiche Antworten erhielt; in einem zweiten Schreiben ging er weiter. „Da die meisten Christen glaubten, daß es nicht blos auf die positive, klare Verheißung Gottes in der Schrift ankomme, sondern daß auch Begebenheiten und Erfahrungen nöthig seien, um gewiß zu sein, daß man den Sinn dieser Lehren und Verheißungen richtig verstehe: so wird untersucht werden müssen, ob nach dem Tode der Apostel und derer, welche durch sie, oder bei ihren Lebzeiten, den heiligen Geist oder übermenschliche Kräfte empfangen hatten, keine historisch zuverlässige Beispiele von Wirkungen des Glaubens, des Gebets, des heiligen Geistes vorhanden seien, welche den im Evangelium so häufig erzählten wunderbaren Begebenheiten gleich oder ähnlich sind? und ob es glaublich sei, daß die so häufigen und unzähligen Erzählungen so vieler Kirchenväter und Schriftsteller von dergleichen Begebenheiten falsch seien?" „Ich wünschte von allen Freunden der Wahrheit zu wissen, ob denselben seit

der Reformation keine durchaus zuverlässige oder glaubwürdige Begebenheiten bekannt sind, welche den im Evangelium erzählten wunderbaren Wirkungen des Glaubens, des Gebets und des h. Geistes gleich oder ähnlich sind? Begebenheiten, die auf vorhergegangenes ausdrückliches Gebet oder positive Glaubensäußerung erfolgt sind, und ohne das natürlicher Weise ganz und gar nicht zu erwarten gewesen wären? Ich wünsche aber, daß dieselben mit allen Beweisen, oder der gehörigen Anleitung, wo die Beweise zu finden, versehen, mir mitgetheilt werden möchten. Nicht weniger angelegen ist es mir, zu wissen, ob ihnen ein durchaus zuverlässiges Beispiel von einem lebenden frommen und gewissenhaften Menschen bekannt sei, der vor dem allwissenden Gott bezeugen dürfe: Ich habe um dies oder jenes mit zweifelloser Erwartung der Erhörung nach Vorschrift des Evangeliums gefleht, und bin nicht erhört worden; Gott hat mir auch nicht geantwortet. — Die strengste Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe muß aber dabei beobachtet werden."

Im Eifer dieses Wahrheitstriebes wagte Lavater sofort einen entscheidenderen Schritt. — Prof. Bonnet in Genf hatte französisch eine „Untersuchung der Beweise für das Christenthum" geschrieben; diese übersetzte Lavater, fügte eine Widmung an Moses hinzu, den er vor den Augen des Publicums feierlich beschwor, „diese Schrift zu widerlegen, oder, wenn er die Beweise richtig fände, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit zu thun gebieten, was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte", und sandte das Ganze 4. Sept. 1769 nach Berlin. Die Aufforderung war ganz ernst gemeint: kurze Zeit darauf gelang es Lavater wirklich, zwei Juden zu taufen. — Moses gerieth in eine große Aufregung, die einigermaßen dadurch beschwichtigt wurde, daß das Berliner Consistorium ihn der Nothwendigkeit überhob, sein Antwortschreiben erst der Censur vorzulegen: „weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde nichts schreiben, was öffentliches Aergerniß geben könne." — Die Antwort ging 12. Dec. ab. — „Was hat Sie bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehn und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu ziehn, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen?" „Die Pflicht, meine Meinungen zu prüfen, habe ich frühzeitig erkannt, und wenn ich von früher Jugend an meine Erholungsstunden der Weltweisheit gewidmet habe, so ist es allein in der Absicht geschehn, mich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten. In der Lage, in der ich mich befand, dürfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, wel-

cher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit kennen lernt. Ich vermeide eine nähere Erklärung. Wer die Verfassung kennt, in der wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird mehr empfinden, als ich sagen kann." „Wie nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheil meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine dem Ansehn nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Da mich aber meine Untersuchung in dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen." „Ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, solange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt." „Wenn darauf gedrungen wird, so muß ich mich entschließen, meine Gedanken über die von Hrn. Bonnet vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses unangenehmen Schritts überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedliche Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Ich möchte nicht gern in Versuchung kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedacht selbst gesetzt habe."

Die Antwort war so weise als geschickt: Moses trat in das Licht eines Märtyrers, sämmtliche Berliner Theologen waren auf seiner Seite, und Lavater mußte mit Beschämung eingestehn, daß er sich übereilt habe, wenn er auch principiell seinen Standpunkt festhielt: „ich als Christ glaube die stärkste, obgleich von vielen meiner Brüder verkannte Verbindlichkeit zu haben, die Ehre meines Herrn und Meisters und die Wahrheit seiner Religion auf alle vernünftige und sachgemäße Weise auszubreiten." „Glauben Sie mir," schreibt ihm Moses, „es ist unser beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden, und durch öffentliche Streitschriften dem müssigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Lassen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein, alsdann wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto größerm Eifer fortsetzen." — „Kommen Sie, wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie sind ein christlicher Prediger und ich ein Jude: was thut das? wenn wir dem Schaf und dem Seidenwurm wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir beide Menschen."

Oct. 1769 ließ Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, der Held des siebenjährigen Krieges, dem bei der großen Schwäche seines Vaters, des Herzog Karl, bald die Regierung zufallen mußte — jetzt 34 J. alt, seit 5 Jahren mit der Princeß von Wales verheirathet — in Berlin den berühmten Juden zu sich kommen. Er war selbst in seiner Jugend gut französisch gebildet — er hatte noch 1768 eine Vorlesung bei Pütter gehört — fand an Moses viel Geschmack, und forderte ihn zu einer philosophischen Correspondenz auf. Auch mit Lessing ließ er durch Ebert über die Bibliothek in Wolfenbüttel unterhandeln; Lessing erklärte sich bereit, und verstand sich endlich dazu, Dec. 1769 persönlich einen Besuch in Braunschweig abzustatten, wo die Sache in Richtigkeit gebracht wurde.

Der Prinz war Freimaurer, und glaubte sich daher berechtigt, von Moses über die Frage: welches ist die wahre Religion? einen bündigeren Bescheid zu erwarten, als er Lavater ertheilt. Moses entschloß sich wirklich dazu, 23. Jan. 1770, bat aber den Prinzen dringend, das Schreiben zu vernichten. „Ich würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, durch allzugroße Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören; und mit dem Eiferer, der dies aus irrendem Gewissen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben."

Doch etwas mehr geht er in einem Brief an einen Glaubensgenossen in Dessau mit der Sprache heraus. „Dr. Ernesti hat gesagt, daß das heutige Judenthum ein verfeinerter Naturalismus sei. Christen und besonders Theologen pflegen leicht Jemand des Deïsmus zu beschuldigen, weil ihre offenbarte Religion gar erschrecklich viel zu der natürlichen hinzuzuthun hat, das über und wider die Vernunft ist. Aber gelobt sei Gott, der uns die Lehre der Wahrheit gegeben! Wir haben keine Glaubenssätze, die gegen die Vernunft oder über derselben seien. Wir thun nichts zu der natürlichen Religion hinzu als Gebote, Satzungen und Vorschriften, aber die Glaubenssätze unsrer Religion beruhn auf dem Fundament des Verstandes, sie stimmen mit der Forschung nach jeder Seite hin, ohne jeden Widerspruch überein. Und das ist der Vorzug unserer Religion, der wahren und göttlichen, vor allen übrigen Glaubensbekenntnissen."

Trotz Ebert's wiederholter dringender Aufforderungen zögerte Lessing immer noch, sein neues Amt anzutreten, und gewann dadurch das Vergnügen, noch in Hamburg Febr. 1770 Herder's Bekanntschaft zu machen.

Wir haben diesen (vgl. S. 355) verlassen, wie er Juni 1769 sein Amt aufgab; über seine Stellung in Liefland schrieb er ein Jahr darauf: „In Riga besaß ich die Liebe der Stadt, die Freundschaft der würdigsten Männer, die ich kenne; auf der andern Seite den Haß der Geistlichkeit, ohne daß sie gegen mich einen Finger weder regen wollte noch konnte, und den scheelen Neid einiger kriechenden Geschöpfe. Bei alledem habe ich in Liefland so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande sein werde zu leben, zu lehren, zu handeln ... Geliebt von Stadt und Gemeinde, angebetet von einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu mancherlei Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: nütze deine Jahre und blicke in die Welt! ... Wenn Lebhaftigkeit Veränderlichkeit heißt, so bin ich's. Und wehe dem Stand, der Situation, die ein Grab des ewigen Einerlei sein müßte! In den wichtigsten Angelegenheiten des Herzens, und insonderheit recht auf den Scheidewegen meines Lebens gebe ich viel auf Weissagungen, und halte, wenn sie aus dem Innersten der Seele treu herausgehoben werden, mehr auf sie als auf alle langsamen Berathschlagungen der kalten, tauben, stumpfen, schulmeisterlichen Vernunft. Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, d. h. im tiefsten Grund seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet; ein Licht, das, wenn wir darauf merkten und wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten, uns eben auf den dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick wirft, wo wir eine Scene sehn, oft ohne Grund und Wahrscheinlichkeit, auf deren Ahnung ich aber unendlich viel halte. Das war der Dämon des Sokrates; er hat ihn nicht betrogen; er betrügt nie; nur ist er so schnell, seine Blicke so fein, so geistig; es gehört auch zu ihm soviel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtbare Seelen, die nicht aus gemeinem Koth geformt sind, und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, benutzen können."

„Den 5. Juni ging ich in See, um, ich weiß nicht wohin? zu gehn. Ein großer Theil unserer Lebensbegebenheiten hängt von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los; so ging ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht, als Gesellschafter weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer, die Sphäre war mir zu eng, zu fremd, zu unpassend, und ich für sie zu weit, zu fremd, zu beschäftigt. Ich gefiel mir

nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle diese Mißsituationen zu zerstören, und mich ganz in eine andere Laufbahn hineinzuschwingen. Ich mußte also reisen, und so schleunig, übertäubend und fast abentheuerlich reisen als ich konnte."

So beginnt Herder das Tagebuch seiner Seereise, vielleicht die merkwürdigste unter seinen Schriften, wenn man ihn in dem ganzen Umfang, in der ganzen Elasticität seines Geistes kennen lernen will. — Er überhäuft sich mit Selbstanklagen, daß er seine Zeit nicht so genutzt, wie er hätte sollen. Es erregt Schwindel, wenn man erfährt, was er sich Alles zu lernen vornimmt: es gehören dazu sämmtliche Wissenschaften bis in ihren tiefsten Grund und eine nicht geringe Zahl todter und lebender Sprachen. Er bedauert seine Schriftstellerei und sein Amt, nicht blos weil sie ihn am Studium gehindert, sondern auch weil sie seinen Lebensgenuß verkümmert haben. „Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht verstehe; nicht ein Repositorium voll Papieren und Büchern, das nur in die Studirstube gehört; ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen und auf eine falsche intensive Menschenkenntniß einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen lieber extensiv, mit der edlen feurigen Neubegierde eines Jünglings, der in die Welt eintritt und rasch und unermüdet von einem Ende zum andern läuft, hätte kennen lernen sollen . . . O Gott! was verliert man in gewissen Jahren, die man nie wieder zurück haben kann, durch gewaltsame Leidenschaften, durch Leichtsinn, durch Hinreißung in die Laufbahn des Hazards! O Gott! ist's zum Ganzen nöthig gewesen, daß es Seelen gäbe, die, durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in diese Welt getreten, nie wissen, was sie thun und thun werden; nie dahin kommen, wohin sie wollen und zu kommen gedachten; nie da sind, wo sie sind und durch solche Schauder voll Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen und staunen, wo sie sich finden! O Gott! sind sie bestimmt durch eben solche Schauer frühzeitig ihr Leben zu endigen, wo sie nichts recht gewesen, und nichts recht genossen und Alles wie in der Eile eines erschrockenen Wanderers erwischt haben, um alsdann gar durch einen diesem Leben ähnlichen Tod eine neue ähnliche Wallfahrt anzutreten?"

Bezeichnend ist für den 25jährigen Jüngling, daß er diese Stimmung sofort zu analysiren sucht und sie aus dem Uebergang aus der dumpfen Schulstube in's offene, freie Meer erklärt. „Es sei Seeluft, Einwirkung von See-

gerüchen, unstäter Schlaf, oder was es sei, ich hatte Stunden, wo ich keine Tugend begreifen konnte. Selbst bei Besserung der Menschen fand ich nur Schwächung der Charaktere — o warum ist man durch die Sprache zu abstracten Schattenbildern wie zu Körpern, wie zu existirenden Realitäten verwöhnt! — Wann werde ich so weit sein, alles was ich gelernt in mir zu zerstören und selbst zu erfinden was ich denke und glaube!"

Er fängt sofort, indem er in die Tiefe des Meeres hinunterblickt, auf das entschlossenste zu erfinden an. Zunächst beginnt er mit einer Naturphilosophie. Er durchschaut das geheime Leben der Elemente und erzählt ihre Geschichte. Aber damit nicht genug: die Bewegung des Meeres leitet ihn auf den Strom der Weltcultur und er sieht in seinem Geist die Völkerwellen durcheinandertreiben und einem goldnen Orient entgegeneilen. „Das Menschengeschlecht wird nicht vergehn, bis daß dies Alles geschehn; bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen."

Wieder etwas Naturphilosophie, über die Räthsel des Fischlebens, und dann mit plötzlichem Sprung, durch die Anschauung der Disciplin eines Schiffes geleitet, Hinblick auf Peter den Großen und seine schöpferischen Thaten. — Dann folgt eine jener Untersuchungen, die Herder recht eigen angehören.

„Die Schiffsleute sind immer ein Volk, das am Aberglauben und Wunderbaren hängt. Da sie genöthigt sind, auf Wind und Wetter, auf kleine Zeichen und Vorboten Acht zu geben, da ihr Schicksal von Phänomenen in der Höhe abhängt, so giebt das schon Anlaß genug zu einer Art von ehrerbietiger Anstaunung und Zeichenforschung. Wo menschliche Hülfe aufhört, setzt der Mensch immer sich selbst wenigstens zum Trost göttliche Hülfe, und der unwissende Mensch zumal, der von zehn Phänomenen der Natur nur das zehnte als natürlich einsieht... Die ganze Schiffssprache, das Aufwecken, Stundenabsagen ist daher feierlich und in frommen Ausdrücken. — In allen liegen Data, die erste mythologische Zeit zu erklären. Da man unkundig der Natur auf Zeichen horchte und horchen mußte, da war für Schiffer, die nach Griechenland kamen und die See nicht kannten, der Flug eines Vogels eine feierliche Sache. Auf mich selbst, der ich alle diese Sachen kannte und von Jugend auf unter ganz andern Anzeigungen gesehn hatte, machte der Flug eines Vogels und der Blitzstrahl des Gewässers und der stille Mond des Abends andere Eindrücke als sie zu Lande gemacht hatten... Es giebt tausend neue Erklärungen der Mythologie, oder vielmehr tausend innigere Empfindungen ihrer ältesten Poeten, wenn man einen Orpheus, Homer, Pindar, insonderheit den ersten, zu Schiffe liest. Seefahrer waren's, die den Griechen ihre erste Religion brachten. Ganz Griechenland war an der See; es konnte also nicht eine Mythologie haben wie die Aegypter, Araber hinter

ihren Sandwüsten, sondern eine Religion der Fremde, des Meers und der Haine; sie muß also auch zur See gelesen werden ... Mit welcher Andacht lassen sich auf dem Meer Geschichten hören und erzählen, und ein Seemann, wie sehr wird der zu dem Abenteuerlichen derselben disponirt! Er selbst, der gleichsam ein halber Abenteurer andere fremde Welten sucht, was sieht er nicht für Abenteuerlichkeiten bei einem ersten stutzigen Anblick! ... Nun nehme man diese Begierde Wunder zu sehen, diese Gewohnheit des Auges zuerst Wunder zu finden, zusammen, wo wären wahre Erzählungen? Wie wird Alles poetisch! Ohne daß er lügen kann und will, wird Herodot ein Dichter ... Es wird von Schiffern und Kindern und Narren mit Begierde gehört, und endlich giebt das eine Denkart, die alle Erzählungen vom Ritter mit dem Schwan u. s. w. glaubt, erzählt, möglich findet, und selbst wenn man sie unmöglich findet, noch erzählt, noch glaubt, man hat sie in der Jugend gelesen, da passen sie sich mit allen abenteuerlichen Erwartungen, die man sich machte. Sie weckten also die Seele eines künftigen Seemanns auf, bildeten sie zu ihren Träumen und bleiben unverweslich. Eine spätere Vernunft, der Anblick eines Augenblicks kann nicht Träume der Kindheit, den Glauben eines ganzen Lebens zerstören ... Hier bietet sich eine Menge Phänomene aus der menschlichen Seele: dem ersten Bilde der Einbildungskraft aus den Träumen, die wir aus der Kindheit lange still bei uns tragen, aus dem Eindruck jedes Schalls, der diesen sausenden Ton, der in dunkeln Ideen fortdämmert, begünstigt und verstärkt; aus der Neigung, gern Sänger des Wunderbaren sein zu wollen; aus der Verstärkung, die jeder fremde Glaube zu dem unsrigen hinzuthut; aus der Leichtigkeit, wie wir aus der Jugend unvergeßliche Dinge erzählen ... Das wäre eine genetische Erklärung des Wunderbaren und Abenteuerlichen aus der menschlichen Natur, eine Logik für das Dichtungsvermögen und über alle Zeiten und Völker und Gattungen der Fabel von den Chinesen zu Juden, von den Juden zu den Aegyptern, Griechen, Normannen geführt — wie groß, wie nützlich!“

Wiederum erinnert er sich an seinen Beruf, und diesmal schwebt ihm ein praktisches Ideal vor. „Liefland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun! zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Cultur und die Freiheit auszubreiten, ein zweiter Luther dieser Provinz zu werden! Kann ich's werden? habe ich dazu Anlagen, Gelegenheit, Talente? was muß ich thun, um's zu werden? was muß ich zerstören? Ich frage noch! Unnütze Kritiken und todte Untersuchungen aufgeben; mich über Streitigkeiten von Bücherverdiensten erheben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen, das Zu-

trauen der Regierung und des Hofes gewinnen, Frankreich, England, Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen; französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack feiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse, und endlich, wo es nöthig ist, holländische Gelehrsamkeit einsammeln; große Begriffe von mir und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen und den Geist der Gesetzgebung, des Commerces und der Polizei gewinnen, alles im Gesichtspunkt von Politik, Staat und Finanzen einzusehn wagen; keine Blößen mehr geben und die vorigen so kurz und gut als möglich zu verbessern suchen; Nächte und Tage darauf denken, dieser Genius Lieflands zu werden, es todt und lebendig kennen zu lernen, Alles praktisch zu denken und zu unternehmen mich anzugewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen — Jüngling! das alles schläft in dir! aber unausgeführt und verwahrlost! — Die Kleinheit deiner Erziehung, die Sklaverei deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unstätigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt, dich so herabgesenkt, daß du dich nicht erkennst! In kritischen unnützen, groben elenden Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genies, die größte Stärke deiner Leidenschaft, zu unternehmen. Du wirst eine so träge Seele wie alle Fibern und Nerven deines Körpers. Elender, was ist's, das dich beschäftigt? und was dich beschäftigen sollte? und nach Gelegenheit, Anlaß und Pflicht beschäftigen könnte!"

Zunächst soll nur Liefland zu einer evangelischen Colonie erhoben werden; bald aber erweitert sich der Gesichtspunkt. — „Die menschliche Seele an sich und ihre Erscheinung auf dieser Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Pflichten und Alles, was Menschen hier glücklich machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles Uebrige werde bei Seite gesetzt, solange ich hierzu Materialien sammle, und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom Schreckhaften und Wunderbaren bis zum Stillnachdenkenden und Sanftbetäubenden, kennen, erwecken, verwalten und brauchen lernen. Hierzu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln. Jede soll mir das Bild ihrer eigenen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückseligkeiten liefern, und so will ich alles bis auf unsere Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem auf andere Art, Glückseligkeit; wir in dem unsrigen schweifen aus, wenn wir mit Rousseau Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind; wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch aus der Bibel nur Vorbilder, die für uns sind; werde ein

Prediger der Tugend deines Zeitalters!... Welch ein großes Thema, zu zeigen, daß man, um zu sein, was man sein soll, weder Jude noch Grieche noch Märtyrer sein müsse, sondern eben der vernünftige Mensch, den Gott auf der Stufe unserer Cultur fordert. Welch ein großes Studium für Einbildungskraft und Verstand! Einer aus Judäa und Hiob aus Arabien und ein Beschauer Aegyptens und ein römischer Held und ein Pfaffenfreund und ein Kreuzfahrer und ein Virtuos unseres Jahrhunderts gegen einander und in allem Geist ihres Zeitalters, Gestalt ihrer Seele — das sind Fragmente über die Moral und Religion aller Völker, Sitten und Zeiten für unsere Zeit!... Ein solches großes Geschäft in seiner Vollendung, welch ein Werk würde es für die Welt!... So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden. Kein Schritt Geschichte, Erfahrung wäre vergebens; ich hätte Alles in meiner Gewalt; Alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reise ich jetzt, dazu will ich mein Tagebuch schreiben, dazu will ich Bemerkungen sammeln, dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen, dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiß, üben! Wie viel habe ich zu diesem Zweck in mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geist ist nicht in der Lage zu bemerken, sondern eher zu betrachten, zu grübeln; er hat nicht die Wuth Kenntnisse zu sammeln, wo er kann, sondern schließt sich schlaff und müde in den ersten Kreis ein, der ihn festhält."

Sobald er aber der erste Menschenkenner seiner Provinz geworden, will er erst ein Journal für die Menschheit und dann ein Buch für die Menschheit schreiben. In diesem Buch soll Alles enthalten sein, was für die Menschheit irgend wichtig ist: „ich liefere nur kurze Gesichtspunkte. Wohin würde die Ausführung nicht führen!" „Noch ist Alles Theorie: es werde Praxis und dazu diene die Seelsorge meines Amts."

„Alles muß sich heut zu Tage an die Politik anschmiegen, auch für mich ist es nöthig mit meinem Plan."

Für diese Pläne will er auch die Freimaurer werben. Und wenn er zuerst nur der Reformator Lieflands werden wollte, so dehnt sich sein Blick bald über das gesammte russische Reich aus. — „Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden .... Aus sovielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen ehemals auch waren, wird eine gesittete Nation werden; ihre Grenzen werden sich bis zum schwarzen Meer hin erstrecken und von dahinaus durch die Welt! Von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlaf liegt und dasselbe dem Geist nach dienstbar machen. Das Alles liegt vor, das muß einmal geschehn ... Aber was für Saamenkörner liegen in dem Geist der dortigen Völker, um ihnen Mythologie, Poesie, lebendige Cultur zu geben. Kann die katholische Religion ihn aufwecken? Nein!.. Vielmehr

werden alle unsere Religionen mit ihrer Toleranz, mit ihrer Verfeinerung, mit ihrer Anrückung an einander zum gemeinschaftlichen Deïsmus einschlafen wie die römische, die alle fremden Götter aufnahm. Die brausende Stärke wird einschlafen und von einem Winkel der Erde ein anderes Volk erwachen ... Und kann man nicht hierauf zum Voraus einwirken? Nicht Rußland auf eine Cultur des Volkes hinzeigen, die sich so sehr belohne? Da wird man mehr als Baco, da wird man im Weissagen größer als Newton, da muß man aber mit dem Geist eines Montesquieu sehen, mit der feurigen Feder Rousseaus' schreiben, und Voltaire's Glück haben, das Ohr der Großen zu finden."

Und nun träumt er sich rasch in die Rolle eines Ministers der Kaiserin Katharina, er bemerkt, daß man in Rußland weder England und Frankreich, noch Griechenland und Rom zum Muster nehmen könne, daß es Völker im Orient gäbe, von denen man lernen müsse: Persien, Aegypten, Assyrien, China, Japan. — Die Cultur Europas scheint ihm im Absterben. „So arbeiten wir uns mit unserem Deïsmus, mit unserer Philosophie, mit unserer zu feinen Cultivirung der Vernunft selbst in's Verderben hinein, aber das ist in der ganzen Natur unvermeidlich. Dieselbe Materie, die uns Stärke giebt und unsern Knorpel zu Knochen macht, macht auch endlich die Knorpel zu Knochen, die immer Knorpel bleiben sollen: und dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn auch endlich schwach, alt und nichtstauglich. Wer kann wider die Natur der Dinge. Der Weise geht auf seinem Wege fort die menschliche Vernunft aufzuklären, und zuckt nur dann die Achseln, wenn andere Narren von dieser Aufklärung als einem letzten Zweck, als einer Ewigkeit reden .... Man hat nichts mehr zu schreiben, man sammelt das Alte. Die italienischen Akademien zeigen die Reliquien ihrer Väter auf, und schreiben darüber, daß es erlaubt sei sie aufzuzeigen, lange Bücher und Folianten. In Frankreich wird man bald so weit sein, jetzt macht man schon Encyklopädien, und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen ihres Verfalls." — —

Aus keinem andern Buch dieser Periode sieht man so deutlich, daß man bereits auf einer ganz andern Warte steht als Lessing. Die Bestimmtheit des Erkennens ist der Vielseitigkeit aufgeopfert. Man ahnt bereits aus diesem Tagebuch das spätere unruhige, unbefriedigte Treiben Herder's. Denn wer könnte so ungeheuere Entwürfe durchführen? Man ahnt auch, daß sein Einfluß sich auf Anregungen beschränken wird, und daß er bald das Feld Andern überlassen muß, die von ihm zu großen Blicken erzogen wieder auf gesondertem Felde ausführen, was in seiner weltumfassenden Unruhe sich nur auf Ahnungen beschränkte.

Als Mitstrebender mußte ihm Lavater hoch willkommen sein, den er

auch, sobald er die „Aussichten in die Ewigkeit“ gelesen, ohne weiteres für das größte Genie Deutschlands erklärte: „die Tiefe seiner Anschauungen und die Wahrheit seines Herzens lassen mich seine Schwärmerei übersehn.“ Gegen Nicolai freilich sprach er sich etwas anders aus. Außerdem blieb er mit Moses, Gleim, G. Jacobi, dem göttinger Michaelis in Briefwechsel. — Seit dem 16. Juli hielt er sich in Nantes auf, wohin er gute Empfehlungen hatte, und sich eifrig bemühte, des Französischen völlig mächtig zu werden. Bald nach seiner Ankunft erhielt er die Preisaufgabe der berliner Akademie: Comment est-il à expliquer, que des hommes abandonnés à leurs facultés se forment une langue? die nun der Mittelpunkt seiner Forschungen wurde.

4. Nov. 1769 reiste Herder von Nantes ab, und kam 8. Nov. in Paris an. Im Garten von Versailles kam ihm der Gedanke, ein Lehrbuch der Plastik zu schreiben. Bald nach seiner Ankunft erhielt er einen Brief aus Kopenhagen, in welchem ihm der Antrag gemacht wurde, den Sohn des Fürstbischofs Herzogs von Holstein als Instructor und Reiseprediger auf drei Jahr zu begleiten. Er schwankte. „Uebrigens,“ schreibt er nach Riga, „was weiß ich, was aus mir werden wird? hab' ich's je gewußt? sind nicht alle Revolutionen in meinem Leben schnelle Fortstöße gewesen, wo ich nie an den Ort gekommen bin, wohin ich wollte? Indessen muß, wo man keinen rechten Entschluß fassen kann, die letzte Stunde und der überwiegende Anschein entscheiden. Ich sehe schon von allen Seiten die Druckkräfte sich nähern; es wird ein Augenblick kommen, da sie treffen; wo bin ich alsdann? weiß ich's?“ Er willigte endlich ein und reiste noch im December aus Paris ab. „Meine Zeit in Paris habe ich in Bekanntschaften mit Gelehrten (Diderot, Alembert, Thomas, Arnaud, Duclos, Barthélémy u. s. w.), in Besuch der Bibliotheken, Galerien, Antiquitäten und Kupferstichsammlungen, Schauspiele (die Dumenil, Clairon, Lecain) und Gebäude, die des Anschauens werth sind, und dann in Studien und Verdauen getheilt. Alles was Gout und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkt. Sowie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollt' ich um vieles nicht, es nicht gesehn zu haben, und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu haben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Zustand und Ursprung derselben, gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Declamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publicum zu studiren; die Samenkörner sind aber verscharrt, bis auf einen Frühling der Zukunft.“ — Kaum einen Monat war er in Paris gewesen!

Von da ging er, Ende des Jahres, über Brüssel nach Amsterdam. In Leyden lernte er einen jungen Mann kennen, der später in seinem Leben eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Leuchsenring, geb. 1746, war eben als Reisehofmeister des Erbprinzen von Hessendarmstadt, den er nachher nach Paris begleiten sollte, in Leyden angekommen, und bot Herder sofort seine Freundschaft an. Er war ein eifriger Anhänger Jacobi's und der Sophie Laroche, wollte damals einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften, lebte und webte in Correspondenzen und war immer mit Brieftaschen bepackt, aus denen er vorlas. „Ich war," erzählt Jacobi später, „ihm viel zu muthwillig, und er grollte ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Weizen säte, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte als phantasirte. — Er vermuthete überall ein gewisses dessous les cartes, und war bald darauf überzeugt, es auch entdeckt zu haben. — Einen ganzen Welttheil umzuschaffen schien ihm eine Kleinigkeit, wenn er bei irgend einem Mächtigen Gehör fände, oder auch nur Geld genug besäße oder es geborgt bekommen könnte."

In den letzten Tagen des Januar 1770 kam Herder in Hamburg an, wo er sogleich Lessing aufsuchte, auf den er einen sehr guten Eindruck machte. Außer ihm lernte er Alberti, Basedow, der sich jetzt auch in Hamburg aufhielt, Elise Reimarus (geb. 22. Jan. 1735), Bode kennen; am intimsten Claudius, der sich schwärmerisch ihm anschloß, und den er später als den reinsten Menschen bezeichnete, den er je gekannt. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Hamburg ging Herder über Kiel nach Eutin, um seine neue Stelle anzutreten; zugleich aber knüpfte er mit dem Grafen v. Lippe an (vgl. S. 291), der ihn wegen seiner Denkrede auf Abbt schätzen gelernt. —

Auch Lessing mußte sich endlich, auf Ebert's immer lebhafteres Andringen, entschließen, Hamburg zu verlassen*). Beiläufig gesagt, jede Reise machte ihm große Umstände, und er entschloß sich nicht leicht. — 21. April 1770 kam er in Braunschweig an. Dem Kreise des Carolinums sind wir bereits mehrmals begegnet. An der Spitze stand noch immer Abt Jerusalem, jetzt 61 Jahr alt, Vicepräsident des Consistoriums; er hatte 1768 die „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" begonnen, die später in mehreren Bänden fortgesetzt wurden: „hauptsächlich für diejenige Classe von Lesern, deren Stand und Geschäfte es nicht leiden, in die genauere und gelehrte Untersuchung dieser Wahrheiten sich einzulassen, denen es

---

*) In derselben Zeit erhielt sein Bruder Karl eine Stelle bei der Berliner Münze, und verlobte sich bald darauf mit der Tochter des Zeitungsbesitzers und Buchhändlers Voß.

aber, bei ihrer mehreren Verbindung mit der Welt und der jetzt übermäßigen Frechheit, gegen die Religion zu schreiben, zu ihrer Beruhigung soviel wichtiger ist, die Grundwahrheiten ihres Glaubens nach ihrer wahren Stärke, und besonders nach ihrer innern Vortrefflichkeit kennen zu lernen;" im Ganzen also mehr erbaulich. — Zachariä, jetzt 44 Jahr alt, ordentlicher Professor der Dichtkunst und Herausgeber der Neuen Braunschweigischen Zeitung, hatte, seitdem wir ihn aus den Augen gelassen, zahlreiche poetische Werke in allen möglichen Tonarten verfertigt*), und gab jetzt eine Auswahl aus ältern deutschen Dichtern (C. W. Opitz 1766), und mit Gärtner ein „Spanisches Theater" heraus (nach dem Französischen des Linguet). Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier und Neue Mährlein (von der schönen Melusine) lagen fertig in seinem Pult. — Ebert (47 Jahr) — er war Lessing's alter Correspondent und schloß sich am engsten an ihn an — und Gärtner (58 Jahr) wirkten in alter Weise fort. — Am meisten Anziehungskraft für Lessing besaß Conrad Arn. Schmid (54 Jahr), ein wirklich tiefer Gelehrter, von dem jener zu sagen pflegte, er wisse selber nicht, wieviel er wisse; dabei gemüthlich und heiter wie ein Kind: selten hat ein Mann Lessing soviel Achtung abgenöthigt. Er hatte seit einigen Jahren die Professur der Theologie am Carolinum. — Seinen Schwiegersohn Eschenburg (geb. 7. Dec. 1743 zu Hamburg, Schüler von Reimarus, stud. 1764 in Leipzig unter Ernesti, 1767 in Göttingen unter Heyne), der Jerusalem's Sohn erzogen hatte und nun eine Hofmeisterstelle am Carolinum erhielt, hatte Lessing Oct. 1768 auf einem Besuch in Hamburg kennen gelernt: er war eben dabei, ein englisches Buch über Shakespeare im Vergleich zu den Griechen und Franzosen zu übersetzen; später, 1775, setzte er Wieland's Shakespeare in Prosa fort.

7. Mai 1770 wurde Lessing in die Wolfenbüttler Bibliothek feierlich eingeführt und vereidigt: sein Gehalt betrug 600 Thlr., freie Wohnung und Holz. „Für die Zukunft," schreibt er an seinen Bruder, „bin ich freilich so ziemlich aus aller Verlegenheit gerissen. Aber für das Gegenwärtige ist darum meine Verlegenheit nicht geringer; ich stecke in Schulden bis über die Ohren." Vor Allem konnte er jetzt ohne Sorgen die Versteigerung seiner Bücher ge-

*) 1754: der Phaëton, 5 Ges., Hex. — Die Tageszeiten, malerisches Gedicht, 4 Ges., Hex. — 1756: der Tempel des Friedens, allegorisch-episches Ged., Hex. — Musikalische Ged.: die Pilgrime auf Golgatha u. s. w. — 1757: Lagosiade, oder Jagd ohne Jagd, 4 Ges., Prosa. — Murner in der Hölle, 5 Ges., Hex. — Die vier Stufen des weiblichen Alters, malerisches Ged., 4 Ges., Hex. — Oden und Lieder, 6 Bücher. — 1760: die Schöpfung der Hölle, Hex. — Die Vergnügungen der Melancholie, Hex. — Unterhaltungen mit meiner Seele, gereimte Jamben. — Milton's verlornes Paradies, Hex. — 1763: Hercyna, 5 Ges., Prosa und Verse.

schehn lassen. „Ihr unglücklichen Leute!“ schreibt er an Ebert, „die ihr noch Geld für Bücher ausgeben müßt! Diese Thorheit habe ich überstanden, und in's Künftige kann ich das Geld, das ich sonst auf Bücher wandte, ver— Was meinen Sie, was ich schreiben wollte? vertrinken, verspielen? verhuren? — Wahrlich, ich wollte schreiben: vergraben.“ „Die Stelle ist so,“ schreibt er an seinen Vater, „als wenn sie von jeher für mich gemacht wäre. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehn, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nützen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder eigentlich zu reden, folgt schon Eins aus dem Andern.“

Seine gelehrten Studien haben jetzt keine weitern Grenzen, als den Umfang der Bibliothek, d. h. sie werden allseitig. — Gern citirte Lessing den Ausspruch: Vanissimum proverbium esse putes: in omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil. — Philosophie, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaft, Alles fiel in den Kreis seiner Forschung; jede Anfrage von auswärts über irgend eine seltne Handschrift gab ihm Veranlassung, die Sache selbständig zu untersuchen. Am lebhaftesten correspondirte er mit Heyne in Göttingen und Reiske in Leipzig. Mit warmer Pietät verfolgte er alle Spuren, die Leibnitz' Aufenthalt in Wolfenbüttel gelassen: gerade damals (seit 1768) wurden die Werke des großen Philosophen zuerst, und zwar von einem Franzosen herausgegeben, und Kästner hatte sein Andenken durch eine vortreffliche Lobschrift erneuert. Die Polemik gegen Klotz ruhte einstweilen: das Glück verschaffte Lessing einen Fund, wie er ihn glänzender für den Anfang seiner bibliothekarischen Thätigkeit nicht hätte wünschen können.

C. A. Schmid hatte eben ein Manuscript herausgegeben, welches die Aufmerksamkeit auf Berengarius lenkte, der unter Gregor 7. wegen ketzerischer Ansichten über das Abendmahl verurtheilt war. Lessing fand nun in der Bibliothek eine ausführliche Denkschrift dieses Mannes, aus welcher sich ergab, daß seine religiösen Ansichten von seinen Gegnern und Verfolgern ganz falsch dargestellt waren, und beschloß, an eine neue „Rettung“ zu gehn. (Vgl. S. 82.) Schmid warnte zuerst, sich zu tief einzulassen; bald aber wurde auch er warm, und endlich ganz heiß: es ist eine wahre Freude, den Eifer der beiden Männer in ihren Briefen zu verfolgen. — 27. Juli meldete Lessing seinem alten Vater, er habe entdeckt, daß Berengarius als Vorläufer der Lutheraner, nicht der Calvinisten zu betrachten sei. Leider sollte Pastor Lessing die theologische Erstlingsschrift seines Sohnes nicht mehr erleben; er starb 22. Aug., und Lessing, den dieser Tod tief erschütterte, sah sich nun genöthigt, so gut

es ging, für seine Familie zu sorgen. — Anfang Oct. 1770 wurde die Schrift über Berengarius verschickt.

Wer Augen hat und sich durch einseitige Vorliebe für Aesthetisches nicht blenden läßt, muß in ihr den ganzen Lessing finden, die volle Kraft seines Gemüths, die volle Kraft seines Verstandes; sie reiht sich ebenbürtig an den Laokoon und die Dramaturgie. Daß in einem Werk von streng gelehrtem Inhalt Lessing die gewissenhafte Strenge der gelehrten Methode anwendet, versteht sich von selbst; ebenso, daß sich prächtige historische Lichtblicke finden*): eigen aber ist das Dramatische in der Darstellung, das er nicht sucht, sondern das sich von selbst ergiebt; einmal, wie er seinen Fund schildert, den Zusammenhang, seine Arbeit und seine Gemüthsbewegungen dabei; dann wie der Zorn über religiöse Verfolgung in ihm ergrimmt und die damit zusammenhängende Verläumdung und Lüge. Die theologische Parteinahme lehnt er ausdrücklich ab: „ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geschichte des Dogma; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte;" dagegen verhehlt er seine Vorliebe für Ketzer keineswegs: „es sind Menschen, die mit eignen Augen wenigstens sehn wollen; die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen." Aber die Hauptsache ist ihm die Wahrheit: und wie er die Lügen des Verfolgers Lanfranc, eine nach der andern, mit wachsendem Grimm enthüllt, und endlich ausbricht: „o heiliger Lanfranc, wenn du dir das erlauben konntest, — bitte nicht für mich!" da jubelt jeder Leser, der nicht ganz stumpf ist, aus bewegter Brust mit auf.

Hier findet sich auch die herrliche Stelle über die Bekehrung auf dem Todbett. „Ein Mann wie Berengarius hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen Andern gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz aller Gefahren, trotz seiner eignen Furcht vor diesen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharrt: und auf einmal, in eben dem Augenblick, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther

*) Z. B., wie er nachweist, warum Gregor 7., der Alles für Berengar that, was sich sicher thun ließ, dennoch nicht durchdrang. „An Einsicht fehlte es ihm gewiß nicht; aber ein Mann von seinem Ehrgeiz setzt die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er sein Ansehn und seine Gewalt mit ihr zugleich befestigen kann. Laufen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf. Er herrschte gern über erleuchtete Menschen; aber ehe er dann lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben als sie wollen."

n müssen als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu
hmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so
ngekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte?
Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Un-
suchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese frucht-
en Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung
h kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern
chstens in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie
ederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen
trissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie be-
enten? — Nein, nein! einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit
is nicht. — Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals
üchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dies Vorurtheil
erst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Be-
iffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beigebracht
erden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst
worbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen
e in einem späteren Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wi-
er sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene be-
raben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewe-
n, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also
uch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte
rrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigern
freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen;
ber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte;
nd so sterben sie alle, die ebenso aufrichtig, ebenso ernstlich lehren als er.
Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiel bleiben; und, was noch schreck-
icher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bett des
Sterbenden nicht belagern und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein paar
weideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich blos die
Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können*)."

Noch tiefer läßt in das Innerste seiner Denkart eine andere Stelle blicken.
Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzu-
pfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine
Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht,
enn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar

*) Aehnlich spricht sich bald darauf Goethe aus: Bd. 32, S. 66 ff. Ueber
öser's Ansichten vgl. S. 211.

und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehn in unsrer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist*)." — Es war das nicht ohne Beziehung auf die Allg. d. Bibl. und ihre Rationalisten gesagt.

Das historische Gewissen schärfte seine Spürkraft auch später: eine Reihe von Rettungen ging aus seinem Durchstöbern der Bibliothek hervor: so Adam Neuser der Renegat; eine Episode aus den Grumbachschen Händeln u. s. w. Sein Eifer für das absolute Recht der Wahrheit bleibt sich immer gleich; die folgende Stelle verdient angemerkt zu werden: „Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeitswegen auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wiederherzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber sein. Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buchs, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben. Er stürzt sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehn, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine ebenso vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen ebenso ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll."

15. Oct. 1770 kam Moses nach Braunschweig, seinen fürstlichen Freund zu besuchen, der immer noch große Stücke auf ihn hielt, und verkehrte bei der Gelegenheit vielfach mit Lessing. Bei seiner Abreise, 29. Oct. (er ging über Hannover, wo er Münchhausen und Zimmermann, Göttingen, wo er Michaelis, und Halberstadt, wo er Gleim besuchte), gab ihm dieser den Berengarius und zugleich das Manuscript von Reimarus mit, um es drucken zu lassen. Das letztere billigte Moses nicht ganz, er fand seine Patriarchen gar zu respectwidrig behandelt: „Wir sollten uns der Neigung nicht

*) Vgl. Kant's Ansichten über diesen Punkt, S. 258.

erlassen, gewisse Dinge zu sehr herunterzusetzen, weil sie andere zu sehr er-
ben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges
chwanken, und niemals in's Gleichgewicht." Das galt Lessing! „Beide
arteien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und
eiligen, die sie zum Maßstab nehmen, und was diesem Ideal nicht gleich
mmt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füßen treten können. Den Menschen
s Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kennt-
ssen seiner Zeit zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben,
ch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen."
- Aber Lessing machte den Juden auf den richtigen Gesichtspunkt aufmerk-
m: „Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bei Beurtheilung
wisser Charaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des mora-
schen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme,
die sie fallen. Allein doch wohl nur bei solchen Charakteren und Hand-
ngen, die weiter nichts sein sollen, als Charaktere und Handlun-
n bloßer Menschen? Sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen
ir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der
ugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine ge-
isse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen,
e sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Gött-
ches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise unrecht, wenn er
ese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von
nen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller
r Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer
rdienen können." — Der Druck des Manuscripts unterblieb vorläufig.

„Sie glauben nicht," schreibt Lessing 25. Oct. 1770, „in was für
nen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich bei unsern lutherischen
heologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Ge-
ngeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrien zu hören. Ob mich
s aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder
rlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Die alten Freunde — sein Bruder, Ramler, Gleim, waren unzufrieden
er die neue Wendung. „Ich kenne den Kitzel," schreibt ihm Nicolai
). Nov., „den Sie schon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu
erden. Als ob das so eine Lust sein würde! Glauben Sie mir, gehn Sie
ein Gefecht, wo man mit Schwertern um sich haut und sticht, und mit
äusten schlägt. Aber ein Gefecht mit Sandsäcken, das nicht tödtlich scheint,
d wo doch unvermuthet ein heimtückischer Gegner den Sack öffnet und
acht, daß Sie sich lange die Augen wischen müssen, ist weder rühmlich noch

angenehm." Doch wurde das Buch in der Allg. d. Bibl. von einem jungen Schweizer, Joh. Müller, sehr rühmend angezeigt. „Sagen Sie, was Sie wollen," antwortet Lessing, „es ist doch dasjenige unter meinen Büchern, bei dessen Niederschreibung ich das meiste Vergnügen gehabt, und mir die Zeit am wenigsten lang geworden ist."

Auch der friedfertige Moses war wieder in die theologischen Händel gerathen. Schon im Juni hatte Bonnet sich seiner „Palingenesie" gegen ihn angenommen, und den Sachverhalt ungenau dargestellt; im Nov. veröffentlichte ein Ungenannter (wahrscheinlich Zimmermann) in der Jenaischen Lit. Z. ein Fragment aus Lavater's Reisetagebuch, in welchem von Moses' religiösen Ansichten eine unrichtige Charakteristik gegeben war; als aber dieser 4. Dec. sein Befremden darüber äußerte, beeilte sich Lavater, öffentlich sein Bedauern auszusprechen. Gleich darauf wurde Moses von der Akademie zum ordentlichen Mitglied gewählt, der König aber bestätigte ihn nicht nur nicht, sondern sprach gegen die Akademie in den schärfsten Ausdrücken sein Mißfallen aus. Alle diese Aufregungen stürzten den reizbaren Mann in eine langwierige und schwere Krankheit.

Daß er die Fehde nicht wieder aufnahm, wurde von der Mehrzahl der Freunde gebilligt, von Lessing nicht. „Ich bitte Sie," schreibt ihm dieser 9. Jan. 1771, „wenn Sie antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdruck zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwand, es neu zu unterbauen, befördern können." — Es ist derselbe Brief, in welchem Lessing seine Ansicht über die Patriarchen ausspricht. Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß unter dem abscheulichsten Gebäude von Unsinn das dogmatische Christenthum verstanden ist. Aber man darf auf die Aeußerung nicht zu großes Gewicht legen: sie ist, wie oft bei Lessing, ein Ausbruch des Unmuths; er tritt nicht mit einer fertigen Ueberzeugung, sondern, wie in seinem ganzen Leben, als Suchender auf; und wie unruhig er sucht, zeigt der weitere Verlauf des Briefs.

Moses hatte ihm den Ferguson versprochen: „Ich sehe schon aus dem Inhalt," schreibt Lessing, „daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich großentheils nur solche Bücher habe, die über kurz oder lang den Verstand wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch wir nun einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fort-

ben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer hon manche von weitem. — Wie auch solche, die ich längst für keine Wahr-iten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem h gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit wegge-orfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil icht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach m ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, i wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen t das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nach-enkens müde geworden."

Wunderlich genug mußten ihm die Bedenken der Berliner Freunde vor-mmen. Nicolai versprach ihm 4. März einen Roman (Sebaldus), „an m ein orthodoxes sächsisches Priesterkind noch Aergerniß nehmen würde;" thut sich auf die theologischen Artikel der Allg. d. Bibl. viel zu gut: sie haben eine merkwürdige Revolution in den deutschen Köpfen verursacht." Wer unsern neuern Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern on der Seite der natürlichen Theologie ihre Inconsequenz zeigen könnte, das äre eine schöne Sache!" — Sein Bruder meldete ihm: „Ernesti ist deines obes so voll, daß er in seinen Collegien dich als Beispiel anführt, daß wenn an humaniora gründlich verstehe, man Alles in der Welt mit Ehren be-andeln könne; er hat öffentlich erklärt, dich zum Dr. theol. machen zu ollen." „Die Berliner Theologen aber, die keine Orthodoxen sind, sehen den erengarius als Zeichen deines Abfalls an. Sie wollen gesunde Vernunft i ihr System haben, und nun kommst du, und verdirbst ihnen eine Arbeit on sovielen Jahren." „Ihr Herren von Kopf werdet so lange an der Stütze rütteln, bis sie euch sammt dem, was sie stützt, auf den Kopf fällt."

„Wenn dir um sonst nichts bange ist," antwortet Lessing 4. Juli, als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, ich mehr mit ihren Quisquilien und Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst i meinetwegen ganz ohne Sorge sein." — Gleichwohl konnte er sich dem lgemeinen Strom der Zeit nicht entziehn. — In nächster Nähe berührten n die zahlreichen Streitschriften, die gegen Jerusalem's „vornehmste Wahrheiten der christlichen Religion" von Freidenkern und Rechtgläubigen aus-ngen (auch Moser betheiligte sich daran), namentlich gegen seine Ansichten er eine Möglichkeit der Kirchenvereinigung. — Gleichfalls eine Vermittlung r Extreme versuchte gleichzeitig Spalding, der mit seinem Schwager Sack id mit Sulzer die preußischen Schulen zu revidiren hatte, in der Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung"; von Recht-haffenheit und Tugend, von gewissenhafter Erfüllung der Pflichten und dem

Vergnügen, das dieselbe gewähre, war mehr darin die Rede als von Wiedergeburt, Erlösung und den Früchten des heiligen Geistes. Daran schloß sich Teller's „Wörterbuch des Neuen Testaments", das die fremdartigen morgenländischen Ausdrücke in gemeinverständliche übersetzte, wie es auch im neuen Gesangbuch geschah. — Durchgreifender wirkte Semler's (vgl. S. 52) Schrift „von freier Untersuchung des Kanons" 1771: er lenkte die Aufmerksamkeit auf die Entstehungsgeschichte der Bibel von ihrer menschlichen Seite, als einer Sammlung von Büchern, die aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern herrührten; einzelnen, wie dem Hohenlied und der Apokalypse, sprach er alle Autorität ab, und suchte überhaupt das, was den nationalen Vorstellungen des jüdischen Volks angehörte (z. B. den Teufel), von dem zu scheiden, was einen ewig gültigen Lehrbegriff in sich schloß. Das Bleibende im Christenthum schränkte er auf das ein, was zur „Ausbesserung" des Menschen diente. In der Glaubenslehre wies er auf die Veränderungen hin, welche die christlichen Dogmen erlebt hatten, und übte eine ziemlich kühne Kritik. — In seiner „Privatreligion" stand er übrigens fest. Um die Zeit, als er jene Untersuchung schrieb, starb seine Tochter: er berichtet darüber ausführlich in seiner Lebensgeschichte. Sie sprach zu ihm: „Vergeben Sie, bester Vater, daß ich Sie so nöthig habe; helfen Sie mir im Glauben und Entschlossenheit als Ihre christliche Tochter zu sterben." „Ich erhob mein Herz und redete etwas von dem großen Unterschied der unsichtbaren Welt Gottes, worin sie bald ein glückliches Mitglied sein würde. Sie fuhr fort aus Liedern. Als ich ihr sagte: Allerliebste, bald kommst du zu deiner würdigen Mutter! antwortete sie sehr bewegt: ja, welche Wonne wird das werden! Ich fiel nieder vor ihrem Bett und empfahl ihre Seele in Gottes unendliche Kraft." Nach ihrem Tod: „Nun verwandelte sich meine unruhige Betrübniß in sanftes Nachdenken und eine sehr weiche Zufriedenheit mit Gottes weisem Willen. Ich weiß, was für eine Freude es ist, jemand der Seinen im Sterben so ruhig gesehn zu haben und zu wissen, man habe Antheil gehabt an einer solchen Erziehung. So schön sterben christlich erzogene Menschen schon viele Jahrhunderte her." —

Fast um dieselbe Zeit schrieb Haller sein christliches Testament. Die „Briefe eines Vaters an seine geliebte Tochter über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" waren ursprünglich zum Schluß eines politischen Romans bestimmt*); allein Haller scheute sich, Gedanken über ewige Dinge mit einer Geschichte zu verbinden, „worin von Liebe und Kriegen und andern Geschichten

*) „Usong", 1771; es folgten noch: „Alfred" 1773 und „Fabius und Cato" 1774.

s gemeinen Lebens die Rede ist." — „Die neuen Weisen," heißt es darin,
haben ihren Hochmuth so weit getrieben, daß sie das Verderben des mensch-
hen Herzens läugnen, oder nur auf wenige, auf — ihre Feinde einschrän-
n." — Die Erlösung setzt die Verderbtheit der menschlichen Natur voraus.
- „Der erste Anblick dieses Geheimnisses ist von einer Höhe, worüber der
erstand erstaunt, unsre Weisheit schwindet und die Kräfte der Vernunft ein-
nken. Der Ewige, das unbegreifliche Wesen, zeichnet sich eine der kleinsten
rden aus; er beherzigt das Heil einiger Würmer, die auf dieser Erde ihre
ahrung finden, er theilt sich so, wie der Einzige sich theilen kann, er ver-
nigt sich innigst mit einem dieser Sterblichen, er leitet die Gedanken, die
haten, die Lehren desselben durch die Stufen des Lebens eines Irdischen bis
einen elenden und schmachvollen Tod." — Das ist nicht recht orthodox.
- Den Beweis für die Offenbarung findet Haller in den erfüllten Weissa-
ngen des Alten Testaments; die Hauptsache ist aber: „man muß die Be-
eise der Religion selbst einsehn, selbst fühlen, selbst mit allen Kräften
es Verstandes und des Herzens bejahen, wenn sie unsern Leiden widerstehn
llen." — „Wie wir unendlich viele Dinge nicht wissen, so kennen wir auch
cht genau die metaphysische Weise, wie die göttliche Gnade uns erleuchtet,
ie sie auf uns wirkt. Niemand aber wird ernstlich sich Gott ergeben haben,
r die Wirkung der Gnade nicht ebenso entscheidend empfunden, wie er die
riebe der Sünde gefühlt hat. Das Feuer, womit die Gnade unsre Triebe
ır Besserung beseelt, die Flammenschrift, womit sie die Erkenntniß unsrer
nwürdigkeit in unser Herz gräbt, das brennende Verlangen nach dem Gefühl
r göttlichen Begnadigung, sind Empfindungen, deren der Mensch bei allem
tsamen Genuß seiner Vernunft vollkommen fähig ist."

— Denn sie sind da, und wo sie nicht da sind, hat man doch das
edürfniß. — Haller war von dem Glauben an die allgemeine Güte
r menschlichen Natur, wo sie sich selbst treu ist, ausgegangen, verbunden
it dem Gefühl der besondern Corruption seiner Umgebungen und der
chwäche seines eignen Herzens. Er suchte zuerst, wie später Rousseau, das
deal in der Naturwelt; seine Isolirtheit nöthigte ihn, das Ideal in der
nade, d. h. im Unbestimmten zu suchen. Er fand es nicht, er blieb bis
m Tod in Unfrieden. — Die Tagebuchblätter seiner letzten Jahre gleichen
nz den frühern. So heißt es, nach einer schweren Krankheit, 1772*): „Und
in mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissen-
haften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Und nun kann ich

*) Gleichzeitig erschien das „Fragment eines Tagebuchs eines geheimen Beobach-
rs seiner selbst", ohne Vorwissen Lavater's von Zollikofer herausgegeben.

mir es nicht mehr bergen, daß ich mit großen Sünden beladen, gegen Gott kalt, mehr historisch überzeugt als mit wahrer Liebe belebt, gänzlich außer Stande bin, vor dem Angesicht des Höchsten zu erscheinen. Und nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe sich versenkt, fällt sie ohne Rettung, wenn Gott sie nicht rettet. Das Gehirn und das ganze Rüsthaus der Seele ist dabei wirksam und frei; es sind nicht hypochondrische Dünste, die meine Leiden vergrößern — nie, niemals habe ich deutlicher eingesehn, niemals überzeugender gefühlt." — „Meine ganze Religion dünkt mir wie auf den Lippen und dem äußern Verstande zu haften, denn mein Herz ist mürrisch, unzufrieden und ohne Glauben. — Meine Unzufriedenheit wird die Natur der Dinge nicht ändern — dennoch wird meine Stunde ablaufen; dennoch werde ich näher an den Rand der Ewigkeit kommen; dennoch wird ohne die Gnade Gottes keine ruhige Stunde in meinem Leben und noch weniger in der Ewigkeit für mich sein. — O so werf' ich mich, elend, unwürdig, von meiner Undankbarkeit überzeugt, zu deinen Füßen, ewige Liebe!" — „Ich soll schreiben, und weiß nicht was. Mein Gemüth ist so trocken, so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und doch muß ich von meiner Seele und ihrem Zustand reden, der mich am meisten beschäftigen soll." — „Wie elend ist der Mensch — bald niedergeschlagen zerknirscht, zweifelnd an Gott, dann wieder groß, trotzig und Niemand bedürftig. Soll ich mir von Gott die Krankheiten, die Schwermuth wieder zurück erbitten? deren Erleichterung ich so sehnlich gewünscht hatte. Wenigstens dacht' ich damals ernstlicher." — „Wie kalt, wie gezwungen ist alles was ich thue, mein Wesen, mein Leben, dies mein Bekenntniß." — „Jetzt folgt auf die Unruhe Ekel, die sogenannte Langeweile, die mitten in meinem Wirken mich einhält und mir zumal die Abende lang macht. Ist das nicht auch eine Folge der Entfernung von Gott?" — „Unendlich falsch ist mein Herz, unendlich an das Irdische gebunden; unendlich kalt gegen das Ewige. Blos wenn die Stütze des Körpers zu sinken droht, erinnere ich mich, daß ein anderes Leben ist. Und alle diese Ueberzeugung wirkt mit der matten Kraft einer theoretischen Wahrheit, da die Sinne wie eine verzehrende Flamme uns zur Erfüllung der Begierden hinreißen." — „Diese Blindheit und Sorglosigkeit ist bei einem Sterbenden unbegreiflich. — Bin ich nicht am Rande der Ewigkeit, alt, abgelebt, krank, beschwert mit herrschenden Sünden, bedürftig der Gnade? — Was habe ich denn in der Welt, das mich abhält, an meiner Seele zu arbeiten? Habe ich Lüste zu vergnügen, Sinne zu befriedigen? — Bin ich nicht von allen diesen Genüssen auf ewig getrennt? die ohnehin

› elend waren!" — „Es bleibt mir nur Ein Gebet übrig, und das will ich naufhörlich wiederholen: Gnädiger Vater, gieb mir Glauben, der mir man-elt. Du weißt es, o mein Gott, daß ich mir ihn nicht geben kann. Du weißt es auch, daß ich sehnlich verlange zu glauben. O so öffne ieine Augen dem Licht, du hast es schon mehr, du hast es schon in meiner ugend gethan. Ich hab' es in den Jahren 1726 und 1737 in einem leb-aften Grade empfunden, bin aber durch meine Schuld wieder zerstreut und nempfindlich geworden. Aber o mein Gott, da nun bald keine Zeit mehr brig sein wird, da die Ewigkeit, dieser furchtbare Abgrund, so nahe vor iir liegt, o so vergiß meiner vorigen Untreue!" — Und in denselben Stimmun-en, ohne die Spur von einem sichern Glauben, geht es fort bis an seinen Tod.

Die Briefe fanden einige Zeit darauf eine Kritik, die ihres Verfassers egen — es ist der junge Goethe — Beachtung verdient. „Sie sind auptsächlich gegen die stolzen Weisen gerichtet, die in Gott noch etwas An-eres als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehn; die da lauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer; diese Welt sei in den lugen Gottes noch etwas mehr als das Wartezimmer des künftigen Zustands, nd die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit rt strafen." „Bei Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist ebensowenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangne Böse behält wig seine Stärke und ewig seine Folgen. . . . . Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen geboren. Auch die besten Men-hen sind im Herzen Räuber und Mörder." — „Auch von der Ewigkeit be-mmen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem atechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen; daraus eht der Verfasser sein System des künftigen Zustands." — Goethe versucht m Schluß eine Vermittlung: „Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun ne Kothlache oder ein Spiegel der schönen Natur sein, er mag Kräfte haben inen Weg fortzuwandeln oder siech sein und eine Krücke nöthig haben. Die rücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin sind wir einig und s ist genug."

Hier haben wir die Narben des Pietismus an einem großen Denker und elehrten; wir wollen sie noch nach einer andern Seite hin aufsuchen. — hr. Graf v. Pfeil, geb. 1712 im Leiningen'schen, war seit 1763 Geh. Rath und Minister des Königs von Preußen. In seiner Selbstbiographie zählt er von seinem Eintritt in die hohe Schule: „Die Zeit, die ich auf lcher zugebracht, hast du, o Gott, stets über mich gewacht; von Kindheit an efft du mir immer nach, ich kannte damals noch nicht deine Schmach." „Von

meinem vierten Jahr," setzt er in der Anmerkung hinzu, „kann ich mich zurückbesinnen, daß der Geist des Herrn mich immer gerührt und getrieben und an mir gearbeitet hat mit einer Stimme, Zug und Macht, die ich damals noch nicht kannte." Dann fährt er fort: „Dein Geist trieb mich zum Frömmerwerden an, und rief mir zu: komm auf die Lebensbahn! Ich war mit Lust zu deinem Wort entflammt mit einem Trieb zum Kirchendienst und Amt." Doch brachte ihn Gott schon im zwanzigsten Jahr in weltliche Aemter: „Bald riefst du mich, Herr, groß von Rath und That nach Stuttgart hin in den Regierungsrath ... Zwar gabst du's zu — warum? ist dir bewußt — daß mir bei Nacht ein Arm zerbrechen mußt. Allein weil ich mit Haut und Beinen dein, so heiltest du bald wieder mein Gebein ... kaum war ich da, so sendetest du mich zu deinem Knecht, der Preußen Friederich, der sandte mich sofort in's Reich hinein, und sprach: da sollt Ihr mein Minister sein!" — Von einem Hoffest zurückgekehrt, sang er 1771: „Bei dem Glanz und Stolz der Kleider, bei dem aufgeputzten Haar, Gold und Silber, womit leider! ich auch selbst geschmücket war, dacht ich mitten unter ihnen an das rechte Gallakleid, an den Schmuck der Blutrubinen, Christi Blutgerechtigkeit. Sah ich mit gefärbten Wangen, übertünchet, weiß und roth, sie wie Todtengräber prangen, manche wohl auch ohne Noth, ließ ich die gemalten Todten das sein was ein jeder meint, und dacht an den weiß und rothen blutgefärbten Seelenfreund. Den bat ich, mich zu bestreichen mit dem Wunderpurpurroth. Schönster! dir wünsch' ich zu gleichen" u. s. w. — Man lese ferner die beiden Strophen aus dem Jesusbad: „Streckt die ungewaschnen Füße, strecket Haupt und Hände her, daß Er Wasser auf sie gieße, daß Er sie im Wundenmeer wasche, säubre, bis sie rein, weiß wie Schnee gewaschen sein, und die ungewaschnen Seelen taucht in Seine Wundenhöhlen! Gebt die ungewaschnen Zungen, gebt den ungewaschnen Mund, aus dem nichts hervorgedrungen als wovon der erste Grund eures Herzens angefüllt, das nur Unflat schäumt und quillt, gebt sie Jesu, abzubaden in dem Blutteich seiner Gnaden!" — — Das Heidenthum hatte wenigstens den Vorzug, reinlicher zu sein.

Es ist nicht überflüssig, diesen dunkeln Hintergrund zu bezeichnen, aus dem die Lichtgestalten unserer Dichter und Denker sich abhoben. — Wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder zu Lessing.

Als Lessing Ebert's dringenden Aufforderungen, nach Wolfenbüttel zu seiner verlobten Braut, der Bibliothek zu kommen, eine so lange Zögerung entgegensetzte, hatte ihm dieser, 27. Febr. 1770, geschrieben: „Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie aufhalten, sich mehr auf eine verlobte Braut

eigentlichen Verstand bezöge, als auf eine figürliche; aber Sie sind leider : diesem Verdacht nur zu sicher." So dachten die Freunde; indessen war doch)as an der Sache. Die Neigung zu Eva König, deren Mann eben in nedig gestorben war, hatte immer zugenommen; und wohl verdiente die e Frau mit ihrer hingebenden Theilnahme an Lessing's Interessen, Sorgen d Einfälle, daß ein Lessing in ihr das höchste Bild der Weiblichkeit fand. Bald nachdem er in Wolfenbüttel eingebürgert, schrieb er — der allgemein Ruf eines schlechten Briefschreibers stand — an sie, 10. Juni: „Bedenken e sein, daß der Mensch nicht blos von geräuchertem Fleisch und Spargel, ıdern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräch, mündlich oder schrift-, lebt."

Die Abwickelung der Geschäfte, die sie für ihre Kinder verwaltete, ıngen sie nach Wien zu gehn, wo sie 28. Sept. ankam: unterwegs be-hte sie Lessing in Wolfenbüttel. Ihre Briefe sind freilich viel bedeutender d herzlicher als die seinigen, aber auch diese sind ungewöhnlich freundlich.

1770, 19. Aug. „Das Lächerliche ist meist das einzige Vergnügen, das n sich auf der Reise machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit, denn s Lachen erhält gesund und macht, wie man sagt, sogar fett." — 8. Sept. Bas ich Ihnen nicht verzeihe, ist, daß Sie nicht vergnügt sind. Alles in Welt hat seine Zeit, Alles ist zu überstehn und zu übersehn, wenn man r gesund ist." — 20. Sept.: „Sie dürfen nur vergnügt sein, und die sundheit findet sich von selbst. Und vergnügt wird man unfehlbar, wenn n sich nur immer vorsetzt, vergnügt zu sein." — 25. Oct.: „Sie werden en, daß ich eine besondere Gabe habe, Gutes an Schlechtem zu entdecken. e habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf als auf Alles, was ich iß und kann. Sie selbst besitzen ein gutes Theil dieser Gabe; nichts kann s mit der Welt zufriedener machen." — 29. Nov. „Ihre Anmerkung, z die Weiber da sehr gut sein müssen, wo es sich der Mühe lohnt, eine e auf das Theater zu bringen, finde ich sehr richtig: und wo nur nicht e solche Vorstellung mehr Schaden als Gutes stiftet." „Viele Weiber sind :, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein." — 71, 13. Jan.: „Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für e sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie ht los werden will." — 12. Febr.: „Auf diesen Fuß will ich Ihnen reiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. enn man das Erste ist, muß man auch das Andere sein, und kann es sein, nn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen nur nichts: ich habe es r zum Gesetz gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ur-he dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich

nicht vor Langeweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist: aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Ueberredung?"

Bald hatte die Freundin Gelegenheit, als er in arge Hypochondrie verfiel, ihn an diesen humoristischen Ton zu erinnern: seine Grundsätze waren immer besser als seine Praxis. — Ende April 1771 kehrte Eva aus Wien nach Hamburg zurück; unterwegs besuchte sie Lessing in Wolfenbüttel, und er versprach den Besuch zu erwiedern. Aber erst hielt ihn ein längeres Unwohlsein, das ihn sehr verstimmte und niederschlug, zurück, dann wurde die Abreise durch verschiedene Besuche verzögert, darunter Reiske aus Leipzig (6.—21. Aug. 1771), der die orientalischen Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek ordnete; er hatte seine gelehrte Frau mitgebracht: beide waren von einer fast schwärmerischen Liebe für Lessing ergriffen. Endlich 1. Sept. kam Lessing in Hamburg an.

Hier spielte seither Klopstock eine bedeutende Rolle, der 6. Sept. 1770, als Gr. Bernstorf durch Struensee gestürzt war, Kopenhagen verlassen und seinen Wohlthäter nach Hamburg begleitet hatte. Seine Pfleglinge, die jungen Gr. Stolberg, ließ er in Halle studiren. Meta's Nichte, Frau v. Windhem, führte ihm den Haushalt, an sie schloß sich eine Damen-Lesegesellschaft an, die hauptsächlich den Messias und die Oden, zum Theil mit Thränen, studirte, doch kamen auch Musarion, der Frühling u. s. w. vor; an musikalischen Leistungen fehlte es ebensowenig. Auch von Damen aus der Ferne — z. B. von der Malerin Angelika Kaufmann aus Rom — wurden ihm Aufmerksamkeiten zu Theil*).

Wenn über diese Empfindsamkeiten Lessing seine spöttische Stimmung nicht verhehlte, so scheint er sich im Ganzen mit Klopstock nicht übel verständigt zu haben: nur wurde es ihm zuweilen unheimlich, wenn ihn Klopstock in eine Ecke drückte, um ihm einen ausführlichen Vortrag über Poesie zu halten. — Noch konnte Klopstock nicht verschmerzen, daß man ihn in Wien getäuscht: in einer Ode, „die Roßtrappe", sang er damals von Kaiser Joseph: „Dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauert!) hältst du

*) Herder schreibt Juli 1771: „Unter seinen drei Gottheiten (Gott, Mädchen und Vaterland) bin ich so sehr für das mittelste, daß da jeder Ton, Druck, Veränderung ein Ton des Herzens wird — unsäglich! — Vaterland, sieht man, ist dem armen Mann erst nach dem Tod seiner Cidli in den Sinn gekommen; und dann endlich der liebe Gott ist ihm Nachschauer der Messiade. Ueberall aber eine liebliche Blume, seine Seele, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes oder den Hain der Barden anwehen, oder, noch lieblicher, an der Brust des Mädchens blühn."

das dem Vaterlande nicht, so schweigt auch von dir die ernste Wahrheits-bezeugerin, die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn."

Eben wurden seine Oden zum ersten Male gesammelt. Die Landgräfin Caroline von Darmstadt ließ sie April 1771 für Freunde in 34 Exemplaren abziehn; dann folgte eine Ausgabe von Schubart in Ludwigsburg (42 Gedichte und 22 Aufsätze): endlich ließ der Dichter selbst 73 Oden und 3 Elegien drucken.

Zu den eifrigsten Anhängern Klopstock's in der Nähe gehörte Claudius (vgl. S. 364), der Weihnacht 1770 nach Wandsbeck übersiedelt war, einem Marktflecken bei Hamburg, im Auftrag Bode's, um dort eine Localzeitung, den „Boten" zu redigiren. 1. Jan. 1771 erschien die erste Nummer: „Ich bin ein Bote und nichts mehr, was man mir giebt, das bring' ich her, gelehrte und polit'sche Mähr; von Alibey und seinem Heer, vom Tartarchan, der wie ein Bär die Menschen frißt am schwarzen Meer (der ist kein angenehmer Herr!), von Persien, wo mit seinem Speer der Prinz Heraklius wüthet sehr, vom rothen Gold, vom Sternenheer, von Unschuld, Tugend, die noch mehr als Gold und Marmor sind — (Virgil läßt auch oft Verse leer), von dem verschwiegnen Freymäurer, vielleicht wohl auch, doch heimlicher, von Friedtractaten, Krieg und Wehr, von Couriers, die von ungefähr gewiß nicht reiten hin und her u. s. w." Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil, aus andern Zeitungen zusammengestellt, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „gelehrten Artikel", aus Poesien, kleinen Aufsätzen und kurzen Kritiken bestehend; die Gedichte werden später in einen besondern „poetischen Winkel" verwiesen: schon damals hin und wieder sehr glückliche Eingebungen im Ton des echten Volkslieds.

Wie Möser suchte Claudius für den gemeinen Mann zu wirken: aber wenn jener ihn zu der Höhe seiner Weltbildung heraufriß, glaubte sich dieser herablassen zu müssen: er bemühte sich, dem „kindlichen" Volk durch eine kindliche Sprache verständlich zu werden, die, weil sie stilisirt war, mitunter auch wohl an's Kindische streifte. Ein gutes Herz schien der gelehrten Bildung zu widersprechen, darum trat Claudius als Schneider Asmus auf, der über dies und jenes Einfälle hatte, und an diesen Einfällen, wenn er noch Bibel und Gesangbuch dazu nahm, sich befriedigte. Da sich das Gemüth gegen die Aufklärung der Voltaire'schen Periode ebenso empörte als gegen ihre Reifröcke und Perücken, hielt man es für nöthig, zu Zeiten die Maske der Einfalt aufzustecken, und von dem Gesichtskreis einer beschränkten Seele aus Himmel und Erde zu kritisiren. Er hatte sich in diese Einfalt erst hineinreflectirt, und es war ihm kein rechter Ernst damit: den Rest seines Wesens

personificirte er in dem gelehrten Vetter Anders, der die drollig gemüthlichen Einfälle des Schneiders durch gelehrte Citate unterbrach, im Resultat aber ihm immer beipflichtete. — Noch während Lessing's Anwesenheit verlobte sich Claudius mit einem armen Mädchen, Rebekka, der Tochter des Zimmermeister Behn: fest überzeugt, daß Gott für ihre Zukunft sorgen werde. — Auch an den theologischen Streitigkeiten, die damals Hamburg bewegten, betheiligte er sich mit spielendem Humor.

Den Streitigkeiten zwischen Goeze und Alberti (der Letztere stand übrigens auch mit Klopstock in Fehde, weil er Frau v. Windhem, Meta's Nichte, beleidigt) hatte der Senat durch einen Machtspruch Einhalt gethan; Goeze hatte schon seit zwei Jahren sein Seniorat niedergelegt. Uebrigens war er vom Berengarius sehr befriedigt, und hatte Lessing öffentlich anerkannt. Desto heftiger war der Krieg gegen Basedow entbrannt. (Vgl. S. 174, 306.)

11 Jahre waren es her, daß Basedow (jetzt 48 Jahre alt) die Rechtgläubigkeit gegen Lessing vertheidigt hatte; die Lectüre des Rousseau'schen „Emile" hatte ihn bekehrt, und schon die „Philalethie, neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft bis in die Grenzen der glaubwürdigen Offenbarung" 1763 hatten die Orthodoxie gegen ihn aufgeregt, namentlich wegen seiner Angriffe gegen die Dreieinigkeit, die nun das Steckenpferd seiner Schriftstellerei wurden. Am leidenschaftlichsten verfolgte ihn Goeze. — Der Emile hatte ihn überzeugt, daß kein Zweig des öffentlichen Lebens so dringend einer Reform bedürftig sei, als die Erziehung. Gleich Francke hielt er die Losreißung von den Facultäten, die Wiederaufnahme der Realien für das Wichtigste; aber er wollte eine völlige Scheidung von der Kirche: der empirische Stoff sollte durch eine Reihe von Anschauungen vermittelt, der eigentliche Inhalt des Denkens aber mittelst sokratischer Hebammenkunst aus dem Geist der Knaben dialektisch entwickelt werden. 1769 erließ er einen „Aufruf an die Menschheit", für diese Reform beizusteuern: es handelte sich zunächst um die Herstellung eines Elementarwerks, eines Orbis pictus alles Wissenswürdigen. In der That kamen 15,000 Thaler zusammen, und Basedow, den Lessing auch in Wolfenbüttel empfohlen, erhielt Juni 1771 einen Ruf nach Dessau, um daselbst eine Musteranstalt, ein „Philanthropin" zu gründen. — Er ging im Nov. dahin ab, nachdem er seinen Gehülfen Dohm (geb. zu Lemgo 11. Dec. 1751, Pfarrersohn, stud. in Leipzig) vorausgeschickt.

Basedow selbst war ein wüster Aufschneider und Charlatan — in der Possenhaftigkeit seiner Schriftstellerei hatte er eine gewisse Verwandtschaft mit Nicolai — aber der allgemeine und augenblickliche Erfolg seiner Bestrebungen zeigte, daß etwas daran war. Schon 1771 erschienen die ersten Kinderschriften von v. Rochow im Märkischen, Weiße in Leipzig, die „Er-

den der Menschheit" von Iselin und Pestalozzi in der Schweiz; un-
ze andere folgten, und bald überwucherten die Kinderschriften die Literatur
Erwachsene. Es war ganz in der Ordnung, daß man daran dachte, die
nd, namentlich die nichtstudirende, die bisher dem Gängelband der einsei-
Buchgelehrsamkeit gefolgt war, auch für das praktische Leben vorzubilden,
Aufmerksamkeit für die Natur zu schärfen, sie an Selbstthätigkeit und
stdenken zu gewöhnen; die Reform war nothwendig, und daß man zunächst
Nebel suchte, konnte auch nicht befremden. Ebenso nothwendig aber war
auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die darin lagen, die Jugend
der Autorität zu entwöhnen, und sie Willkür des Denkens und Wollens
Freiheit verwechseln zu lassen. Gleich beim Beginn dieser Versuche schrieb
ser in dieser Beziehung goldene Worte.

„Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen
. Wenn einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren
uhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber sollen Kinder, woraus
große Männer ziehen will, Alles spielend fassen. Es wird ihnen
s so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissen-
ften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn,
bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen
en, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher
e Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um
hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sei ein großer Narr
esen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu stu-
n. Was kommt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes
däsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach,
Kopf hat weder Macht noch Dauer, und Alles sieht so hungrig aus wie
heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als
großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung
h die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Capital oder auch nur
al einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben. — Ganz anders
ält es sich mit dem Knaben, der, soviel es ohne Nachtheil seiner Leibes-
Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße
zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem
enblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von
ichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine
te Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die
se derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schö-
Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei
n reichen Bauherrn, der Alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert

wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenen jungen Herrn weiter zu nichts dienen als Puppen zu schnitzen."

Während seiner Anwesenheit in Hamburg ließ sich Lessing unter die Freimaurer aufnehmen, zu denen auch sein Freund Bode gehörte. Daß er nicht viel Neues darin fand, und doch manches erwartete, hat er später ausgesprochen.

Aber der Hauptzweck seines Aufenthalts war der Verkehr mit Eva König, die endlich einwilligte, die Seinige zu werden, aber nur unter der Bedingung, vorher alle Verpflichtungen ihres verstorbenen Mannes abzuwickeln und die Zukunft ihrer Kinder sicher zu stellen. Es war eine Frau von seltener Seelenreinheit und Gemüthstiefe: an sittlicher Strenge und Sicherheit Lessing bei weitem überlegen, in der Freiheit des Blicks in das Leben ihm fast gewachsen. Die Liebe von ihrer Seite war doch die stärkere. — Von Berlin aus, 29. Sept., wohin er von Hamburg gegangen war (eben hatte sie ihre Mutter verloren), schrieb er ihr den ersten herzlichen Brief: „Wollte der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen."

In Berlin versuchte er noch einmal, das Manuscript von Reimarus in Verlag zu geben, so eifrig Moses und Nicolai widersprachen; die Sache scheiterte wieder an Censurschwierigkeiten. — Hier, wo Koch 13. Juni 1771 mit Sara Sampson und einem Prolog von Ramler das neue Theater eröffnet hatte, und wo Minna von Barnhelm fortfuhr volle Häuser zu machen (freilich daneben auch der Dorfbarbier, Weiße's Jagd und ähnliche Operetten), beschäftigte sich Lessing wieder etwas mit der Bühne, die er in Hamburg vernachlässigt hatte. Ganz hatte er ihr nie entgehn können: als er nach Wolfenbüttel übersiedelte, war ihm Ackermann (Juni 1770) mit seiner Truppe gefolgt, und seine Tochter Charlotte hatte dem ganzen Hof den Kopf verdreht; den alten Freund Ackermann hatte er nun in Hamburg sehr hinfällig gefunden: er starb 11. Nov. 1771, und Schröder, jetzt 27 Jahre alt, übernahm die Direction, und ging sofort entschlossen an die Einbürgerung der englischen Stücke. — In Berlin stand Ramler dem Theater nahe; auch Engel arbeitete harmlose Sachen dafür („der dankbare Sohn" 1770): beide dachten eifrig über die Kunst der Darstellung nach.

- Lessing wurde hier von Neuem angeregt, die Emilia Galotti zum Ab-
luß zu bringen.

Die philosophischen Beschäftigungen der Berliner gingen in alter Weise
rt: Sulzer war im Begriff, an seine „allgemeine Theorie der schönen
inste" — in der Lessing fast gar nicht erwähnt wurde — die letzte
ınd zu legen. — Desto herzlicher war Lessing's Verkehr mit Ramler, seinem
ruder u. s. w. Von Graff wurde er gemalt; Zimmermann, der sich
Berlin behufs einer Operation aufhielt, lernte er 28. Sept. bei Nicolai
ınen. — Fast alle Freunde Lessing's in Berlin, Moses, Lambert,
ulzer, Nicolai standen in gelehrtem Briefwechsel mit Kant — die bei-
n ersten sogar sehr eingehend — von dem soeben ein Lieblingsschüler,
r. Marcus Herz, in Berlin angekommen war, und durch persönlichen
erkehr, durch Vorlesungen und Schriften („Betrachtungen über die specula-
ve Weltweisheit" Juli 1771) die Ideen seines verehrten Lehrers in diesen
reisen auszubreiten suchte. — Kant hatte Oct. 1769 einen Ruf nach Er-
ngen, Jan. 1770 nach Jena erhalten, und so sah man sich denn endlich
ranlaßt, ihm März 1770 eine ordentliche Professur der Logik und Meta-
ysik in Königsberg zu übertragen. — Er eröffnete seine Vorlesungen 20. Aug.
it der Disputation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et prin-
piis, bei welcher M. Herz respondirte: sie enthält bereits völlig ausge-
rochen die Principien, welche 12 Jahre später durch die „Kritik der reinen
ernunft" Eigenthum der Welt wurden. Dies gehört einer spätern Ent-
ckelung an: hier sind noch die Grundsätze zu erwähnen, welche Kant in
ezug auf seinen Lehrerberuf festhielt: er hat sie bereits in dem Programm
n 1765 aufgestellt.

„Alle Unterweisung der Jugend hat dies Beschwerliche an sich, daß man
nöthigt ist, mit der Einsicht den Jahren vorzueilen, und ohne die Reife
s Verstandes abzuwarten, solche Erkenntnisse ertheilen soll, die nach der
türlichen Ordnung nur von einer geübteren und versuchten Vernunft können
griffen werden. Daher entspringen die ewigen Vorurtheile der Schulen,
lche hartnäckiger und öfters abgeschmackter sind als die gemeinen, und die
ihklugе Geschwätzigkeit junger Denker, die blinder ist als irgend ein anderer
gendünkel, und unheilbarer als die Unwissenheit. Gleichwohl ist diese Be-
werlichkeit nicht ganz zu vermeiden, weil in dem Zeitalter einer sehr aus-
schmückten bürgerlichen Verfassung die feineren Einsichten zu den Mitteln
s Fortkommens gehören und Bedürfnisse werden, die ihrer Natur nach
entlich nur zur Zierde des Lebens und gleichsam zum Entbehrlichschönen
selben gezählt werden sollten. Indeß ist es möglich, den öffentlichen Unter-
ht auch in diesem Stück nach der Natur mehr zu bequemen. Denn da

der natürliche Fortschritt der menschlichen Erkenntniß dieser ist, daß sich zuerst der Verstand ausbildet, indem er durch Erfahrung zu anschauenden Urtheilen und durch diese zu Begriffen gelangt, daß darauf diese Begriffe in Verhältniß mit ihren Gründen und Folgen durch Vernunft und endlich in einem wohlgeordneten Ganzen vermittelst der Wissenschaft erkannt werden, so wird die Unterweisung ebendenselben Weg zu nehmen haben. — Wenn man diese Methode umkehrt, so erschnappt der Schüler eine Art von Vernunft, ehe noch der Verstand in ihm ausgebildet wurde, und trägt erlangte Wissenschaft, die an ihm gleichsam nur geklebt und nicht gewachsen ist, wobei seine Gemüthsfähigkeit noch so unfruchtbar wie jemals, aber zugleich durch den Wahn von Weisheit viel verderbter geworden ist. Dies ist die Ursache, weswegen man nicht selten Studirte antrifft, die wenig Verstand zeigen, und warum die Akademien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken, als irgend ein anderer Stand des gemeinen Wesens. — Die Regel des Verhaltens ist also diese: zuvörderst den Verstand zu zeitigen und sein Wachsthum zu beschleunigen, indem man ihn in Erfahrungsurtheilen übt und auf dasjenige achtsam macht, was ihn die verglichenen Empfindungen seiner Sinne lehren können. Von diesen Urtheilen oder Begriffen soll er zu den höhern und entlegnern keinen kühnen Schwung unternehmen, sondern dahin durch den natürlichen und gebahnten Fußsteig der niedrigern Begriffe gelangen, die ihn allgemach weiter führen; alles aber derjenigen Verstandesfähigkeit gemäß, welche die vorhergehende Uebung in ihm nothwendig hat hervorbringen müssen, und nicht nach derjenigen, die der Lehrer an sich selbst wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt, und die er auch bei seinem Zuhörer fälschlich voraussetzt. Kurz, er soll nicht G e d a n k e n, sondern d e n k e n lernen; man soll ihn nicht t r a g e n, sondern l e i t e n, wenn man will, daß er in Zukunft von sich selbst zu g e h n geschickt sein soll."

„Man mißbraucht das Zutrauen des gemeinen Wesens, wenn man, anstatt die Verstandes f ä h i g k e i t der anvertrauten Jugend zu erweitern und sie zur künftig reifern e i g n e n Einsicht auszubilden, sie mit einer, dem Vorgeben nach, schon f e r t i g e n Weltweisheit hintergeht, die ihnen zu gute von Andern ausgedacht wäre; woraus ein Blendwerk von Wissenschaft entspringt, das nur an einem gewissen Ort und unter gewissen Leuten für echte Münze gilt." „Es ist der Philosophie unnatürlich, eine Brodkunst zu sein, indem es ihrer Beschaffenheit widerstreitet, sich dem Wahn der Nachfrage und dem Gesetz der Mode zu bequemen; und nur die Nothdurft, deren Gewalt noch über die Philosophie ist, kann sie nöthigen, sich in die Form des gemeinen Beifalls zu schmiegen." — Dann werden die einzelnen Disciplinen durchgenommen: uns geht zunächst die Moral an.

„Indem ich in der Tugendlehre jederzeit dasjenige historisch und phi=
sophisch erwäge, was geschieht, ehe ich anzeige, was geschehn soll, so
rde ich die Methode deutlich machen, nach welcher man den Menschen
diren muß: nicht allein denjenigen, der durch die veränderliche Gestalt,
elche ihm sein zufälliger Zustand eindrückt, entstellt, und als ein solcher selbst
n Philosophen fast jederzeit verkannt worden; sondern die Natur des Men=
jen, die immer bleibt, und deren eigenthümliche Stelle in der Schöpfung, damit
an wisse, welche Vollkommenheit ihm im Stande der rohen, und welche
Stande der weisen Einfalt angemessen sei; was dagegen die Vorschrift
nes Verhaltens sei, wenn er, indem er aus beiderlei Grenzen herausgeht,
höchste Stufe der physischen oder moralischen Vortrefflichkeit zu berühren
achtet, aber von beiden mehr oder weniger abweicht. Diese Methode der
tlichen Untersuchung ist eine schöne Entdeckung unserer Zeiten, und den
lten gänzlich unbekannt gewesen.“

Ein regelmäßiger Gegenstand seiner Vorlesungen war die physische Geo=
aphie: „Als ich gleich zu Anfang meiner akademischen Unterweisung erkannte,
ß eine große Vernachlässigung der studirenden Jugend vornämlich darin be=
he, daß sie früh vernünfteln lernt, ohne genugsame historische Kennt=
sse, welche die Stelle der Erfahrung vertreten können, zu besitzen, so faßte
den Anschlag, die Historie von dem jetzigen Zustand der Erde zu einem
genehmen und leichten Inbegriff desjenigen zu machen, was sie zu einer
aktischen Vernunft vorbereiten und dienen könnte, die Lust rege zu machen,
darin angefangenen Kenntnisse immer mehr auszubreiten ... Darf ich in
em geselligen Jahrhundert, als das jetzige ist, nicht auch den Vorrath, der
e große Mannigfaltigkeit angenehmer und belehrender Kenntnisse von leichter
aßlichkeit zum Unterhalt des Umgangs darbietet, unter den Nutzen rechnen,
elchen vor Augen zu haben für die Wissenschaft keine Erniedrigung ist?
um wenigsten kann es einem Gelehrten nicht angenehm sein, sich öfters in
Verlegenheit zu sehn, worin sich Isokrates befand, welcher, als man ihn
einer Gesellschaft aufmunterte, doch auch etwas zu sprechen, sagen mußte:
as ich weiß, schickt sich nicht, und was sich schickt, weiß ich nicht.“ —

Gleich nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel Oct. 1771 verschickte
ssing den ersten Band der „Vermischten Schriften“, welche Rettungen
Catull und Martial, und Anmerkungen über das Epigramm enthielten:
letzteren hatten den Hauptzweck, auch in dieser kleinsten Dichtungsart das
setz der Bewegung nachzuweisen*). — Mit dem dritten Theil der antiqua=

*) „Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengt sich
der angenehmen Ueberraschung ... sogleich eine Art Verlegenheit über die noch

rischen Briefe wollte er warten, bis Klotz sein lateinisches Werk vollendet; darüber starb Klotz Dec. 1771, 33 Jahre alt. „Mir ist bange gewesen, daß auch Klotz sich mit in das Spiel mischen möchte: aber der Mann hat sich diesmal klüger erwiesen als ich gedacht hätte, er ist gestorben. Ich möchte gern über diesen Zufall lachen, aber er macht mich ernsthafter als ich gedacht hätte." — Noch im Tode mußte der schlechte Mann Unfrieden stiften: man veröffentlichte seinen Briefwechsel, und eine Menge böswilliger Aeußerungen kamen dadurch an's Tageslicht, die Lessing z. B. gegen Sonnenfels aufs äußerste verstimmten.

---

15. Juli 1770 hielt Herder in Eutin seine Abschiedspredigt, und trat mit dem Prinzen und dessen Oberhofmeister die Reise an. Es ging über Hamburg, Hannover, Göttingen, Cassel nach Darmstadt, wo der Prinz vierzehn Tage verweilte: seine Mutter war eine geborne Prinzessin von Darmstadt. Herder, der als Cabinetsprediger nicht mit an der Hoftafel speisen durfte, aß mit der Gouvernante der Prinzessinnen, Mlle. Ravanell; durch sie lernte er den Kriegsrath Merck, den Geh. Finanzrath Hesse und die Schwägerin desselben, Caroline Flachsland, kennen. Sie lasen sich Klopstock, Kleist, die Minnesänger vor, und waren den ganzen Tag in den angenehmen Wäldern von Darmstadt zusammen. Der ganze Kreis war Herder bereits durch Leuchsenring empfohlen worden.

Von Merck entwarf ein scharfer Beobachter — Goethe — in späterer Zeit folgendes Bild. „Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neuern Literaturen, erworben, und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehn. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und

---

unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmal genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gerissen werden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindruck des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein ebendieselben Empfindungen, sondern auch ebendieselben Empfindungen nach ebenderselben Ordnung in seinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer soviel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung in uns befriedigen. — Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen."

ger von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hell-
me, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin und
eder ging, etwas Tigerartiges. In seinem Charakter lag ein wunderbares
ißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er
h gegen die Welt verbittert, und ließ diesen grillenhaften Zug dergestalt in
h walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk,
ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte
ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt,
end etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schäd-
h ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man
bst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit
m zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversicht-
hes Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich
ren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist das ge-
lige Leben verdarb, so entsprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorg-
ltig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen ge-
ssen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er
h leicht und glücklich ausdrückte. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten
rneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und
sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust,
elche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe."
– Das Bild ist ein wenig verzerrt, der weitere Verlauf wird es ergänzen.

Merck war 11. Apr. 1741 zu Darmstadt geboren, der Sohn eines
potheker, der noch vor seiner Geburt starb. Sein Oheim, ein Pfarrer,
tte ihn erziehn lassen, er hatte erst das Darmstädter Gymnasium, dann
rschiedene Universitäten besucht, und war endlich als Reisehofmeister nach
r Schweiz gegangen. Dort, zu Morges am Genfer See, hatte er sich mit
ouise Charbonnier verlobt, einer gut erzogenen Beamtentochter, und
einige Zeit darauf geheirathet.

Da man sich ihn immer unter einer mephistophelischen Maske denkt, ist
gut, einige Brieffragmente an seine Frau zu erwähnen, sämmtlich aus
assel, April 1767.

„Si tu me regardais comme l'auteur de tous tes chagrins!..
implore le souvenir de nos premiers amours... Si je ne suis pas
dole de ton coeur, l'objet de tes désirs, regarde moi comme le père
ton enfant, comme un homme qui succombe sous l'idée de ne pas
savoir parfaitement heureuse... C'est un funeste présent du ciel
e d'avoir le coeur trop sensible... Ah que ne puis-je t'embrasser
moment, te conjurer à genoux de m'aimer toujours!" — Endlich kommt

ein Brief: „Combien de fois je l'ai lue, je l'ai baisée! J'aimerais ces inquiétudes dont j'ai été tourmenté, pour sentir ces transports qui s'émoussent dans la tranquillité de la possession et dont j'ai été ému à la vue de ton écriture... Toute ma vie je compterai sur ta façon de penser, et si tout le mérite dont tu parais ton idole en qualité d'amante soit évanoui, pour toi il me resterait toujours celui d'un attachement inviolable", u. s. w.

1768 wurde er in seiner Vaterstadt als Kriegsrath angestellt, und hatte bald sein Haus zum Mittelpunkt der Darmstädter Schöngeister gemacht — der Wenck, Petersen, v. Schrautenbach, Hesse, Höpfner. Als Rathgeber der Frau in Empfindungssachen figurirte Leuchsenring, bis er Oct. 1769 den Erbprinzen nach Leyden begleitete.

Gleichfalls unter Leuchsenring's Händen hatte Caroline Flachsland ihre Bildung empfangen, geb. 28. Jan. 1750. Er hatte ihr den Beinamen Psyche gegeben, sie auf ihr „Mariengesicht" aufmerksam gemacht und sie daran gewöhnt, über ihre eigenen und Anderer Empfindungen Buch zu führen. Auch K. F. Moser, der Freund der Klettenberg, hatte sich ihrer angenommen. Im Hause ihres Schwagers Hesse fühlte sie sich fremd; Hesse war ein steifer Bureaukrat: „Liebe der Seele hat meine Schwester nie für ihn empfunden; er verliebte sich in ihr Gesicht und wollte sie heirathen, und sie war arm (den Vater hatte sie früh verloren), hielt es, auf Zureden Anderer, für ein Glück, und ward seine Frau aus Dankbarkeit. Ach Gott! was für ein Schicksal ist das!" Eine andere Schwester lebte in noch häßlicheren Verhältnissen; bald entlief sie ihrem Mann, bald kehrte sie wieder zurück; dann kam es zum Proceß u. s. w. Ein Bruder hatte in Gießen eine Liebschaft mit einer verheiratheten Frau: sie scheint eine Coquette gewesen zu sein, mißbrauchte ihn, wollte sich scheiden lassen u. s. w., kurz, sein Herz wurde beständig gebrochen.

19. Aug. 1770 predigte Herder in der Schloßkirche. „Ich vernahm," erzählt Caroline später, „die Stimme eines Engels, und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank... von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins... Wir sahen uns täglich... Den 25. Aug. feierten wir in dem kleinen Kreis der Freunde seinen Geburtstag, da gab er mir seinen ersten Brief... ach ich empfing mit diesem Brief das Heiligste, was diese Erde für mich hatte! ich konnte nur Gott und ihm danken." — Diesen ersten Liebesbrief mit dem Reisejournal zu vergleichen, ist nicht ohne Interesse. „Warum sollten wir uns einander, meine liebste Freundin, unser Herz verhehlen und über eine Art von Empfindung erröthen wollen, die uns

eine so sonderbare Weise gleichsam überrascht, und die so sehr auf das
ɜste Gefühl der Unschuld und Tugend gewebt sind!" (Das Wort Un-
ld steht fast auf jeder dritten Zeile, und so in allen folgenden Briefen.)
ːr wenigstens, glauben Sie es, meine Allerliebste, wenn ich mir die Un-
d, die süße, reinste, seligste Zärtlichkeit vorstellen will, so wird kein an-
s als Ihr Bild daraus." „Ich ging wahrhaftig nicht darauf aus, um
Gunst und Freundlichkeit zu buhlen; die beiden ersten Male, da ich Sie
gingen vorbei, ohne daß ich was Unterschiednes gegen Sie fühlte: das
nde Mal waren Sie mir nur immer noch von Seite Ihres fühlbaren
hmacks und Ihres muntern, gutherzigen Umgangs merkwürdig; Sie sehen
also als keinen Thoren, der sich bei dem ersten Augenblick erhitzt und
lendet, um mit einmal wieder kalt zu werden ... Aber, mein kleines
iches Mädchen! da wir uns nach der Predigt zusammenfanden, da wir,
e liebe unschuldige Psyche! im Walde sangen und sprachen, und uns die
n Accente einer Empfindung, die sich ganz ohne unser Bewußtsein mel-
einander stammelten —" u. s. w.: der Brief endet nicht, wie man
rten sollte, mit einer Liebeserklärung, sondern nur mit der Bitte um Er-
niß einer freundschaftlichen Correspondenz. Sie aber antwortet mit einem
dingten Geständniß, und fleht ihn an, ihr Schutzengel zu sein. — Bei
Abreise, 27. Aug., bewog Herder Merck, die Briefe zu vermitteln:
sein priesterlich Gewissen" versicherte er ihn, er könne es ohne Sünde:
dauen Sie gut im Herz und Magen, so habe ich Ihnen genug gewünscht.
aber lebe wie ein Fremdling und Pilger, der manchmal erschrecklich
elt."

In Karlsruhe wurde Herder 30. Aug. vom Markgrafen Karl Frie-
h mit Auszeichnung empfangen. Hier entschied er sich für Bückeburg,
doch — so scheute er jede bestimmte Antwort — in Eutin abzuschrei-
Von da ging er nach Straßburg, um sich eine Augenfistel operiren
ssen.

„Mein Gott!" schreibt er gleich nach seiner Ankunft an Merck: „ver-
ein hingefallenes Wort eine so armselige Armensündersentschuldigung?
var kein Argwohn des Herzens, sondern Irrthum eines vorüberfliegenden
s. — Ihr steht alle meiner Natur noch zu nahe, gute Kinder! Ihr tastet
und seht nicht. Da wird der weichen, warmen, fühlenden, freundschaft-
Hand alles größer, runder, kolossaler — aber auch dunkler, und ihr
noch kein Ganzes von Anblick! Doch was brauchen wir auch dieses?
uns, Freunde! uns zusammendrängen und uns nach Herzenslust idea-
n; das jagt Funken durch Seel' und Herz. Wir elektrisiren uns an
ıder zur Wirksamkeit, und in der Folge auch immer zum Glück! Das

ist die Inspiration, die wunderbare Schöpferkraft in Belebung der Seelen, wie der elektrische Funke es vielleicht in Blut und Sonne ist."

Und an Frau Merck, gegen die er sich entschuldigt, lange geschwiegen zu haben: „Mes excuses ne sont pas ingénieuses, mais elles ont ce petit avantage, qui chez nous autres Allemands, si sots et si lourds, vaut grand' chose, qu'elles sont vraies; et si elles ne sont bien tournées, elles sont du moins bien trouvées. Mon ame a été si souvent chez vous, Mme., et au cercle de votre chère cabane, que ma négligence n'est qu'une offense de la bienséance et non celle de l'amitié: et vous savez, Mme., malheureusement trop, que nous autres tristes Allemands jurons plutôt au code des sentimens qu'au catéchisme de la sainte civilité Française... Vous étiez toute devant moi! J'étais si souvent à votre côté, et je le suis à présent encore, voyant votre air maladif et vos yeux si doucement éteints... mais consolez-vous en, Mme., un crépuscule doux et sombre est quelquefois plus agréable que toute la clarté du jour. En peu de temps j'espère le bonheur de vous revoir, et je vous ferai alors le conte fidèle du reste de vos charmes: sur ce point les yeux étrangers sont des calculateurs plus exacts que ceux d'un cohabitant inséparable; et le calcul des vôtres, Mme., est encore très fidèlement réservé dans ma petite cervelle.... Vous me trouverez peut-être bien changé: la solitude, la philosophie, ou si vous voulez, la bizarrerie de mon caractère m'ont donné tant d'humeur, que, quoique amoureux, quoiqu' occupé de mille choses, une petite vide reste pourtant toujours à mon front et à mes joues... Que je souhaite de pouvoir passer mes jours au cercle de votre amitié! mais hélas! ce souhait n'est, comme mille autres, qu'un beau songe de l'aurore, les plus flatteuses connaissances dans ce monde ne sont que des ombres qu'on a passé avant que de dire: les voilà! Mes mille baisers à vos mains et à vos genoux."

Und wenn die Freunde ihrerseits einmal schweigen: „Entziehn Sie mir nicht länger zwei Worte, von denen meine ganze Ruhe und Glückseligkeit abhängt." — Der Zweck seines Aufenthalts, die Operation, mißglückte, und er mußte große Schmerzen und große Langeweile ausstehn. — Die letztere vertrieb er sich durch anhaltendes Arbeiten, namentlich an seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache, und durch „Träume über die Hieroglyphen der Schöpfungsgeschichte". Entscheidend aber für den Gang der deutschen Literatur wurde sein Aufenthalt in Straßburg dadurch, daß er Goethe kennen lernte.

„Seht den Felsenquell! freudehell wie ein Sternenblick; über Wolken nährten seine Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch. Jünglingfrisch tanzt er aus der Wolke auf die Marmorfelsen nieder, jauchzet wieder nach dem Himmel. Durch die Gipfelgänge jagt er bunten Kieseln nach, und mit frühem Führertritt reißt er seine Bruderquellen mit sich fort. Drunten werden in dem Thal unter seinem Fußtritt Blumen, und die Wiese lebt von seinem Hauch."

„Doch ihn hält kein Schattenthal, keine Blumen, die ihm seine Knie umschlingen, ihm mit Liebesaugen schmeicheln: nach der Ebne geht sein Lauf schlangenwandelnd ..."

„Und die Flüsse von der Ebne, und die Bäche von den Bergen jauchzen ihm und rufen: Bruder, nimm die Brüder mit!... Uns frißt in öder Wüste gierger Sand; die Sonne droben saugt an unserm Blut, ein Hügel hemmet uns zum Teiche!..."

„Kommt ihr alle! — Und nun schwillt er herrlicher; ein ganz Geschlechte trägt den Fürsten hoch empor! und im rollenden Triumphe giebt er Ländern Namen, Städte werden unter seinem Fuß. Unaufhaltsam rauscht er weiter, läßt der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuser, eine Schöpfung seiner Fülle, unter sich. Sausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit."

Bekanntlich hat Goethe diesem Gedicht, welches 1774 erschien, in späteren Jahren die Ueberschrift „Mahomet's Gesang" gegeben, und gelehrte Männer haben viel Scharfsinn aufgeboten, um zu ermitteln, in welcher Beziehung diese Bilder zu Mahomet stehn. — Hatte der junge Dichter vielleicht eine Ahnung davon, daß er sein eigenes schönes Leben voraus beschreibe?

Alle Richtungen des geistigen Lebens, die wir bisher gezeichnet, münden in Goethe's Poesie ein und werden durch sie dem nationalen Bewußtsein vermittelt, und auch was später unabhängig von ihm auftaucht, wird in seinen Bann gezwungen. An jedem Streben nimmt Goethe Theil, und so weit er es festhält, wird es Eigenthum der Nation, weiter nicht. Es ist nicht eine rhetorische Wendung, sondern ganz positiv gemeint, daß Deutschland seine gesammte Bildung durch Goethe's Vermittelung erhalten hat: nicht sofort, vieles hat sich erst mit großer Mühe den Weg bahnen müssen, aber zuletzt ist es durchgedrungen. Wenn man nur einen flüchtigen Blick auf den Kreis seines Einflusses wirft, so erstaunt man über den Umfang desselben. An Werther, Wilhelm Meister und Faust lehnt sich unsere ganze moderne Poesie, so weit sie Bildung verbreiten will, bis herunter zu den Rittern vom Geist

und zu den problematischen Naturen; aus seiner Lyrik sind Uhland, Heine und Rückert, d. h. alle moderne Gattungen hervorgewachsen. Alle poetischen Formen, die wir dem Ausland entlehnten, Sonette, Ottaven, Terzinen, Hexameter, Trimeter, Gaselen u. s. w. kamen in ihm zum vollendetsten Ausdruck, und was er nicht anerkannte, gerieth in Vergessenheit; aus Götz, Hermann und Dorothea und den volksmäßigen Liedern lernte man das deutsche Leben auffassen. Wenn sich das Drama unabhängiger zu bewegen scheint, so sind doch auch hier Clavigo und Iphigenia maßgebend gewesen.

Aber die Dichtung umfaßt nur den kleinsten Theil seines Wirkens. Die Sprachwissenschaft, die Kunstgeschichte, ja selbst die Naturlehre lehnen sich an seine Studien an, wenigstens soweit sie aus der engen Klause der Gelehrsamkeit in den Markt der öffentlichen Bildung übertraten. Die verschiedenartigen philosophischen Systeme suchten sich an ihn anzulehnen, oder sich seinen Ideen anzuschmeicheln; nicht blos Schelling und Hegel, auch Jacobi, Schiller, Schleiermacher, Schopenhauer. Die verschiedenen religiösen Parteien, wenn sie sich nicht überhaupt gegen die Bildung abschließen, acceptiren seine Aussprüche. Auch wo sie ihn bekämpfen, gehn sie von der Empfindung aus, daß er eigentlich zu ihnen gehören sollte. Am wunderlichsten ist es in der Politik, wo Conservative und Radicale, Freihändler und Communisten, Nationale und Weltbürger sich mit seinen Sinnbildern schmücken.

Diese Stellung unterscheidet Goethe wesentlich von den großen Dichtern anderer Nationen, die in der Regel die vorhandene Weltanschauung zu einer classischen, d. h. ewigen Kunstform veredelten und fixirten. Die Kunstform war vielleicht das Letzte, worauf Goethe ausging. Sein Schaffen ist, im Großen und Ganzen betrachtet, fragmentarisch, und wie der Strom der Bildung, von dem er sich tragen ließ, im beständigen Fluß blieb, so schwanken die Gestalten, die er hervorruft, auf und nieder: sie sind werdende wie die Zeit, deren Genius sich in dem Dichter verkörperte.

Diese historische Stellung bedingt einen eigenthümlichen Charakter. Goethe ist von einem unendlichen Bildungstrieb und einer unendlichen Bildungsfähigkeit. Alles was von starken Empfindungen und Gedanken die Zeit bewegt, regt ihn an, wird von ihm verstanden, übt Einfluß auf ihn. Es ist nicht ein oberflächliches Interesse, das er daran nimmt, sondern er lebt sich völlig darin ein; aber freilich wird es nur eine Schale seiner Bildung, die er zur rechten Zeit wieder abzuwerfen weiß. Er hat diesen Proteus, dessen Bildungstrieb in allem Stoffwechsel gleich bleibt, mehrmals zu schildern versucht, im Meister, im Faust: aber wie eingeschränkt erscheinen diese dichterischen Gestalten, wenn man den Reichthum, ja die Allseitigkeit seines wirklichen Lebens daneben hält. Er ist von einer unendlichen Empfänglichkeit, auch trans-

hafte Richtungen nimmt er in sich auf, aber nichts Todtes und Leeres; nie wird er der Anwalt einer Phrase; was er lehrt, muß er vorher durchleben können. Und selbst die Krankheiten weiß er zu reinigen, zu läutern, ihre absolut unschönen Elemente auszuscheiden: was er berührt, wird Poesie, und dadurch Motiv der allgemeinen Bildung.

Das Gefühl von der Größe seines Wirkens muß man in Anschlag bringen, wenn man die seltsamen Urtheile verstehn und bis zu einer gewissen Grenze rechtfertigen will, die über den Dichter laut wurden. Die Zeit, wo man seine Bedeutung zu verkleinern suchte, ist längst vorüber, jetzt weiß jeder, daß wir Alle auf Goethe's Schultern stehn. Aber eben weil man das weiß, und weil die gegenwärtigen Zustände den gerechten Ansprüchen einer Nation nicht ganz genügen, kommt man leicht dazu, den Dichter anzuklagen, als habe es nur an seinem guten Willen gelegen, uns zu etwas ganz Anderem zu machen, als wir geworden sind. So schmeichelhaft das klingt, so ist es doch ungerecht. Goethe war groß, aber nicht allmächtig; der Boden, auf dem er stand, gab ihm seine Kraft und seine Schranken.

Bedenklicher vielleicht als diese blinden Gegner sind seine blinden Verehrer, die sich an eine beliebige Schale seiner Bildung heften und diese für die absolute Form der Bildung ausgeben; den meisten von ihnen merkt man es nicht an, wie lange sie mit Goethe verkehrt haben.

In der bisher geschilderten Wirksamkeit, daß er alle Strahlen des geistigen Lebens und der Bildung in sich aufnahm, und sie geläutert ausbreitete, ist noch nicht das Eigene des Dichters enthalten.

In der That tritt in Goethe's Leben und Dichtung das Moment der allgemeinen Bildung so stark hervor, daß man wohl so weit gegangen ist, ihm das Eigene überhaupt abzusprechen und ihn nur als den verschönernden Wiederhall der öffentlichen Stimmung zu ehren. Wenn man nur darüber nicht vergessen wollte, daß er nicht herrschende Ansichten und Stimmungen des Tages verherrlichte, sondern solche, die im Verborgenen sich regten und die er dann der Nation aufprägte. Er war prophetisch, auch wo er wiedergab.

Aber Eins gehört ihm ganz eigen an und scheidet ihn nicht blos von seinen deutschen Mitbewerbern, sondern auch von den großen Dichtern des Auslandes: der Geist der Liebe, der noch nie in einem Dichtergemüth sich mit solcher Fülle ergossen hat; und zwar die Liebe im weiteren Sinn, die alle Creaturen umfaßt. Man bezeichnet ihn oft als den vorzugsweise objectiven Dichter, der mit reinem Auge die Gegenstände auffaßt und sie darstellt wie sie sind, ohne Einmischung irgend eines Urtheils, ohne tiefere Betheiligung des Herzens. Das Gegentheil wäre richtiger: Goethe ist von solcher Liebe zu allem Seienden, zu allem Lebendigen durchdrungen, daß auch das-

jenige sein Gemüth erregt, was alle anderen Menschen kalt läßt. Die Reinheit seines Blicks ist die Folge seines liebevollen Herzens, sein Mitleid und sein Mitleben mit der gesammten Natur giebt nicht blos seinen Schilderungen, sondern seinem wissenschaftlichen Raisonnement jene Fülle und jenes Seelenhafte, welches auch den gleichgültigsten Stoff dem Leser an's Herz legt. Wenn die Pantheisten ihn als ihren Propheten bezeichnen, so war doch seine Lehre nicht jener graue Pantheismus, der alles individuelle Sein in die unendliche Nacht der Substanz begräbt und es damit vernichtet, sondern jenes lebendige Gottesgefühl, das den Gott, der in seinem Busen wohnte, aus den Augen aller Dinge herauslas.

Goethe hat die Welt als göttlich, d. h. als schön empfunden und erkannt, freilich nur diejenige Welt, die ihn berührte, und nur so lange sie ihn berührte. Eine gewisse Ungerechtigkeit und der Schein einer gewissen Unwahrheit war damit verbunden. Während er im Strom der Liebe war, duldete er keinen Widerspruch, und Ansichten, die ihm später sehr wohl einleuchteten, galten ihm so lange als hassenswerth. Während er im Strom der Liebe war, galt ihm sein Gefühl als ewig, und das Gesetz, daß alles Lebendige sterblich ist, war ihm vergessen; wenn dann dieses Gesetz sich an seinem eigenen, sehr raschen Leben geltend machte — und eine eiskalte Vorempfindung dessen kam wohl mitten zwischen den stärksten Augenblicken der Erregung vor — erschrak er wieder über diese Unbedingtheit, und es wurde ihm schwer, sie zu begreifen. Jedes Bild wurde ihm ein Leben und jedes Leben verwandelte sich ihm allmälig in ein Bild; Dichtung und Wahrheit war nicht blos in den Erinnerungen seines Alters in einander verwoben, sie durchschlangen sich sein ganzes Leben. Seine Träume waren stark und mit allem Glanz sinnlicher Wahrheit ausgestattet, aber sie hatten das Eigene, daß er zuweilen selbst empfand, er träume. In der Mehrzahl seiner größeren Dichtungen hat er diese Doppelnatur schroff gesondert. Faust und Mephistopheles, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos und sofort, im Leben griffen beide mehr in einander, obgleich er in einzelnen Augenblicken ganz Faust war, seltener wohl ganz Mephistopheles. Denn wenn er durch die Ineinanderschiebung von Wahrheit und Dichtung Schmerzen bereitet hatte, so war sein sittliches Gefühl zu zart, um den bekannten Trost des Mephistopheles gelten zu lassen; seine Natur war zwar zu gesund, sich unbedingt dem Gefühl der Reue hinzugeben, aber es nagte doch still an ihm, bis er die beleidigten Geister versöhnt hatte. Und daß es ihm fast stets gelang, ist vielleicht das sicherste Zeugniß von dem Zauber, den er ausübte, von seinem Beruf, die Iphigenia zu dichten.

Weil Goethe nur dichtete, was er gelebt hatte, ist sein Leben so wichtig für das Verständniß seiner Dichtung; ja seine Dichtung ist nicht immer das

Größte, was er geleistet; sie ist aus der Fülle seiner Stimmungen und Bilder leicht abgeschöpft, und in den Briefen, dem unmittelbarsten Ausdruck seiner Empfindungen, kommen Züge vor, die über das Schönste in seinen Gedichten hinausgehn. Was ihn zum größten Dichter der Liebe stempelt, ist nicht blos die Stärke seiner Empfindung, sondern daß ihm ein Gott gab, zu sagen, was er litt. Der schöpferische Genius der Sprache kommt immer nur in einzelnen Menschen zum vollständigen Leben: in Deutschland hat seit Luther keiner gelebt, der sich darin mit Goethe vergleichen ließe. In dieser Macht seiner Zunge, die ihm verstattete, die Seele von den Gedanken und Empfindungen, die Andern ein leichtes Spiel, ihm ein Leben und eine Qual gewesen waren, zu befreien, lag ein großer Theil des Zaubers, den er auf die Gemüther ausübte.

Stimmung, Leben, Anschauung, Bild war ihm überall das Erste; *seine* Muttersprache war wirklich die Poesie, aber ebenso fest und bestimmt lebte in seinem Geist das Streben nach klaren Begriffen. Die ganze Fülle seiner Anschauung in die Welt der Begriffe zu erheben, war nicht möglich, darum blieb er Zeit seines Lebens ein Suchender, und jeder Prophet, der ihm Hülfe verhieß, war ihm willkommen. Aber Schritt vor Schritt rückte er seinem großen Ziel näher, und in Wahrheit und Dichtung ist es ihm so vollkommen gelungen, die Geschichte seiner Bildung in Begriffe umzusetzen, daß in dieser Beziehung der spätere Historiker nur darauf verweisen kann. Desto weniger tritt in jenem Buch die Macht hervor, die sein Gemüth auf alle Menschen ausübte, die Fülle, die es ihnen entgegenbrachte; und hier sind glücklicherweise Urkunden genug vorhanden, jenes Bild zu ergänzen. Doch werden Andeutungen genügen.

Von seiner Jugend nur die äußersten Umrisse. *Wolfgang Goethe* ist 28. Aug. 1749 zu Frankfurt geboren; seine Schwester *Cornelie* 7. Sept. 1750. Der Vater war 39 Jahre älter als er, die Mutter nur 18, noch ein halbes Kind; sie und die Schwester wurden die natürlichen Vertrauten seiner Kindheit. Die Mutter mit ihrem heitern, liebevollen Gemüth, die bis in das höchste Alter alle Umgebungen froh machte, mit ihrer entschiednen Ablehnung jedes tragischen Eindrucks, ihrer gelinden Neigung zur Mystik und ihrem Fabuliren, wirkte bestimmend auf das Gemüth des Knaben, der an einem Puppenspiel und an den beliebten Volksbüchern sein Erzählertalent noch weiter entwickelte. Bildung und Charakter gehörten doch mehr dem Vater. Rath *Goethe*, Sohn einer wohlhabenden Mutter (daß sein Vater Schneider gewesen, vergaß er gern), Schwiegersohn des Schultheißen, der als erste Magistratsperson auf erhöhtem Sitz dem Knaben bei feierlichen Gelegenheiten imponirte, fühlte sich als Patricier, und gewöhnte auch den Sohn dazu,

der keine öffentliche Schule besuchen durfte, um von dem Gemeinen nicht berührt zu werden. Rechtsgeschäfte trieb er nur nebenbei: seine Zeit war theils der Ausarbeitung einer italienischen Reisebeschreibung — diese Reise war der poetische Winkel seines Lebens, und auch dem Sohn wurde eine stille Sehnsucht nach Italien eingeflößt — theils der Erziehung seiner Kinder gewidmet. Bei seiner leichten Fassungsgabe lernte der Knabe früh Latein, Französisch (worin er sich durch fleißigen Besuch eines französischen Theaters und lebhaften Verkehr mit der französischen Einquartierung, die über ein Jahr blieb, fortbildete), Italienisch, auch etwas Griechisch und Hebräisch; außerdem nahm er jene encyklopädischen Kenntnisse in sich auf, die damals in allgemein verbreiteten Sammelwerken aufgespeichert waren. Der Vater hielt ihn zum Arbeiten überhaupt an und suchte ihn an Ordnung zu gewöhnen; in der Auswahl seiner Beschäftigungen aber ließ er ihn ziemlich frei gewähren. So war Goethe's Bildung autodidaktisch: sich einer gemeinsamen Ordnung des Thuns, einer Regel der Genossenschaft zu fügen, lernte er nicht; seine Beziehungen und Interessen waren durchweg privater Natur.

Gedichte machte er früh und zahlreich, es war seine natürliche Art; zuweilen auch religiöse, wozu ihn Frl. v. Klettenberg, die Verwandte und Freundin seiner Mutter, ermunterte. Der Vater achtete auch dies Talent, mehr aber gewöhnte er ihn, Sentenzen in allen Sprachen aufzuzeichnen, was Wolfgang viel Vergnügen machte.

Sorgfältig vor allem Gemeinen gehütet, begegnete es doch dem vierzehnjährigen Knaben, in Tages- und Nachtverkehr mit einer kaum zweideutigen Gesellschaft zu gerathen, und zu einem Schenkmädchen Liebe zu hegen: freilich immer in einem gewissen Incognito. Die tragische Katastrophe dieses Verhältnisses (April 1764) ist bekannt, und daß es ihn namentlich empörte, von Gretchen vor Gericht als kleiner Junge bezeichnet zu werden. Er hatte bei der Gelegenheit ziemlich tief hinter die Coulissen der reichsbürgerlichen Sittlichkeit geblickt.

Seitdem ergab er sich mit seiner Schwester den geselligen Vergnügungen seiner Standesgenossen, zeichnete mit großem Eifer, und wurde von seinem Vater durch juristische Vorstudien für die Universität vorbereitet, die er früh genug bezog.

In Leipzig wurde Goethe 19. Oct. 1765 immatriculirt. Wie ihm die Collegien vorkamen, hat er später im Faust ausgesprochen; man muß diese Ergießungen über die vier Facultäten als Reminiscenzen des Autors, nicht als Offenbarungen des allgemeinen Menschengeistes auffassen; der wirkliche Faust hatte nicht die Geduld, auch nur ein Semester hindurch die Collegienbänke zu drücken. — An Gellert suchte er sich anzuschmiegen, fand

aber in der verallgemeinernden Moralität desselben keine Befriedigung. Dagegen besuchte er fleißig das Theater, wurde mit Weiße und Hiller bekannt, nahm bei Oeser — dessen Tochter er zugleich huldigte — Unterricht im Zeichnen und in der Theorie der Kunst, besuchte einmal die Dresdner Galerie, und gewöhnte sich, die gemeine Wirklichkeit mit den Augen eines bestimmten Malers als Bild zu betrachten und zu idealisiren. — Die gebildete Leipziger Gesellschaft, an die er empfohlen war, nahm ihn in der Person der Frau Hofräthin Böhme in Zucht, veranlaßte ihn, sich des reinen „Deutsch" zu befleißigen, belehrte ihn, daß Friedrich von Preußen ein schlechter General sei, unterwies ihn im Kartenspiel, und gab ihm den Muth, die altväterische Frankfurter Tracht auf den Trödel zu bringen und sich modern zu kleiden. Ein humoristischer Hofmeister, sein nächster Umgang, führte ihn bei einigen Frauen ein, „die besser waren als ihr Ruf"; sein Herz fand Befriedigung in der Liebe zu einem vortrefflichen Mädchen, Annette Schönkopf, Tochter seines Speisewirths, drei Jahre älter als er, die er durch Eifersucht quälte, und die bald darauf einen Andern heirathete. Diesem Verhältniß entsprang das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", in artigen Alexandrinern (er übersetzte zugleich, und zwar mit großem Geschick, französische Lustspiele), völlig abgerundet und zierlich, sowie eine Reihe von Liedern, die ein Jahr nach seinem Abgang im Leipziger Liederbuch, mit Melodien, gesammelt wurden. „Da sind sie nun! da habt ihr sie, die Lieder, ohne Kunst und Müh am Rand des Bachs entsprungen! Verliebt und jung und voll Gefühl trieb ich der Jugend altes Spiel, und hab' sie so gesungen." — Uebertrieben jung sind diese Lieder nicht, sie klingen im Gegentheil wie die Ermahnungen eines erfahrnen Lebemannes an einen jungen Freund. Viele davon sind später beibehalten: „wahrer Genuß", „die schöne Nacht", „Brautnacht", „an Luna" u. s. w.; am bezeichnendsten ist die Freude am „Wechsel": „Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten, als kaum sich der Busen der Ersten geküßt." Wieland's Einfluß war in dieser Zeit entscheidend für ihn, und Musarion sein Evangelium.

Es war aber nicht blos Theorie — wenn wir einem Brief trauen wollen, den er nach seiner Abreise aus Leipzig, in einer ziemlich ernsten Krankheit schrieb: „Man mag noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg, so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun! das arme Füchslein wird nach und nach sich erholen. — Nur eins will ich Dir sagen: hüte Dich ja vor der Liederlichkeit! Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräften, wie den Mädchen mit der Ehre; einmal zum Henker eine Jungferschaft — fort ist sie! Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm all das nicht thun."

Dergleichen erklärt ein Stück wie „die Mitschuldigen“, an dem Goethe in den nächsten Jahren zwar noch besserte, das er aber in der Hauptsache fertig aus Leipzig mitnahm. Technisch ist es ein Meisterstück, wie es wohl noch nie ein Jüngling von 19—20 Jahren geschrieben hat: die Sprache von einer Wahrheit, Naturtreue, Gelenkigkeit und einem Leben, das weit über Minna von Barnhelm hinausgeht; kein Wort zu wenig oder zu viel; jeder Ausdruck, jede Wendung schlagend; die Intrigue höchst komisch gedacht und mit äußerstem Geschick durchgeführt, sämmtliche Charaktere geschlossen, einheitlich, in jedem Zuge bei sich selbst. Etwas so vollkommen Abgerundetes und technisch Vollendetes hat Goethe selten wieder geschrieben. — Aber was für ein Inhalt! Nicht blos die häßlichen, widerwärtigen, ja gemeinen Zustände, sondern ihr Spiegel in der Seele des einzigen gebildeten Mannes, der auftritt, setzt in Erstaunen. Es ist in diesem — übrigens braven und vortrefflichen — Alcest eine Altklugheit und eine gelassene Ansicht der Dinge, daß man nicht begreift, wie ein Jüngling solche Gedanken erlebt haben will. Und erlebt hat er sie doch, er hat auch die Befriedigung, daß diesmal noch alle ungehangen bleiben, wirklich erlebt! Leipzig war für das Gemüth des Dichters keine gute Schule, und es war Zeit, daß er fortkam.

In der Vaterstadt, wo er Sept. 1768 wieder ankam, konnte sich der junge Lebemann in die alten Verhältnisse nicht finden. Cornelie hatte auf den Vater, der sie noch immer am pädagogischen Gängelband halten wollte, einen wahren Haß geworfen; ihr und der Mutter schloß sich Wolfgang an. Frl. v. Klettenberg, mit welcher die letztere nun im engsten Verkehr stand, regte ihn zu mystischen Studien an; er las alchymistische Bücher, trieb zum nähern Verständniß Chemie, und dachte sich ein gnostisches Lehrgebäude aus, in dem auch Lucifer seine Stelle fand. Nebenbei häufte er in seinem Tagebuch Notizen aus allen Gebieten des Wissens zusammen. Seine Gesundheit stellte sich her, und bald war er wieder die Seele der lustigen jungen Gesellschaft. Mit den Leipziger Freunden blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr; eine Stelle dieser Briefe zeichnet seine Ansicht über die damaligen Barden:

„Gott sei Dank, daß wir Friede haben! zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge; ei gut, da fischt immer! Aber nichts als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Glut, die dem Muth aus dem Auge blitzt, der goldne Helm mit Blut bespritzt, ein paar Dutzend ungeheurer Hyperbeln, ein ewig Ha! und Ach! wenn der Vers nicht voll werden will; und wenn's lange währt, die Monotonie des Silbenmaßes — das ist zusammen nicht auszustehn. Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt; forcirte Gedanken,

weil der Herr Professor die Natur nicht gesehn hat, ewig egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht. Macht mich was fühlen, was ich nicht fühle, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei, das thut's nicht."

In Leipzig hatte Goethe die Jurisprudenz sehr vernachlässigt; zur Vervollständigung seiner Studien wurde er April 1770 nach Straßburg geschickt, wo er in eine heitere und gesittete Tischgesellschaft eintrat, aus Studirten aller Berufsclassen, namentlich Medicinern, zusammengesetzt, das Kartenspiel wieder vorsuchte, und für den bestfrisirten jungen Mann galt. Das hinderte ihn aber nicht an der eifrigen Fortsetzung seiner philosophisch-chemischen Studien, und seine Tagebücher sind voll bedeutender Bemerkungen über die Geschichte der Speculation. Eine Stelle ist bezeichnend für den Fortschritt in seinen Ideen.

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig Alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzig Wirkliche ist und Alles umfaßt. Das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wonach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will."

Die Umgegend Straßburgs war stark von Frommen besetzt, an welche Goethe durch Frl. v. Klettenberg empfohlen war. Aber er wurde ihrer bald müde: „es ist," schreibt er 26. Aug., „als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstand, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen."

Aber eine Ausnahme machte er. — Wurde durch das Grübeln über Bibelsprüche der Verstand nicht erhellt und der Charakter nicht gefestigt, so brachte es stillen Handwerkern doch einen Vortheil: sie lernten sich über einen bestimmten Gegenstand poetisch und mit einem gewissen Anschein von Bildung ausdrücken, der gegen ihr sonstiges Wesen seltsam abstach. Da sie nicht blos an Meditation, sondern auch an beständiges Disputiren über das Wort des Herrn gewöhnt waren, so wurde es einem Fremden schwer, ihnen in diesen Dingen Stand zu halten, und sie traten selbst dem Herrn Pastor, der sich nicht einer gleichen Glaubensstärke erfreute, mit einem nicht geringen Selbst-

gefühl entgegen. In einer solchen stillen Gemeinde im westfälischen Dorf Grund wurde 1740 Heinrich Jung geboren. Der Großvater ein rüstiger Kohlenbrenner, in den Volksbüchern ebenso belesen als in der Bibel, Kirchenältester, und den Kopf ebenso voll von Schwänken als von theologischen Controversen. Der Vater ein verwachsenes, schwächliches und hypochondrisches Schneiderlein; die schwindsüchtige Mutter starb früh. Durch die Strenge des Vaters gewöhnte sich der Knabe das Lügen an, durch den Großvater wurde er früh in theologische Fragen eingeweiht, daß er schon in seinem neunten Jahre dem Pastor, der ihn prüfte, durch Bibelsprüche imponirte und ihn zu dem Ausrufe veranlaßte: „Euer Sohn wird alle seine Voraltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten, er wird ein großer Mann werden.“ In der That war die Rede davon, ihn studiren zu lassen, aber theils ließ die Noth der Familie es nicht dazu kommen, theils fürchteten Vater und Pastor, er werde ihnen über den Kopf wachsen. So trieb er das Schneiderhandwerk, aber ohne Lust: es wäre doch entsetzlich, meinte er, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung weigerte mir die Befriedigung derselben. Seine Lectüre, die Bibel, schöne Melusine, Octavianus, asiatische Banise, Fenelon, Homer, Thomas a Kempis, machten ihn in der Phantasie stets zum Helden wunderbarer Geschichten und bevölkerten die Schneiderwerkstatt mit den wunderbarsten Gestalten. Die Außenwelt dämmerte der stillen Gemeinde nur in dunkeln Umrissen entgegen. „Was kluge Leute waren, die die Mode und den Wohlstand in der Welt kannten, die wußten, wie schimpflich es in der großen Welt wäre, sich öffentlich zu Jesus Christus zu bekennen, oder Unterredungen zu halten, worin man sich ermahnte, dessen Lehren und Leben nachzufolgen. Darum waren wir in der Welt verachtet und hatten keinen Werth.“ In seinem siebzehnten Jahre verschaffte man ihm in der Nachbarschaft eine Schullehrerstelle, und der Versuch wurde mehrmals wiederholt, immer ohne Erfolg; bald stieß er bei der Gemeinde an, indem er den Kindern das Abc durch Spielkarten beibringen wollte, bald ging er dem Pastor zu weit, indem er sie in die Geheimnisse des Rechnens einführte. So wurde er immer wieder abgesetzt und genöthigt, zu seinem Vater in die Schneiderwerkstatt zurückzukehren, wo der Aufenthalt ihm nachgerade unerträglich war, seitdem sein Vater ihm eine Stiefmutter gegeben hatte. Eine tiefe Traurigkeit stellte sich ein, und er war wie in einem fremden Lande von allen Menschen verlassen. Sein Seelenzustand war damals ganz eigenthümlicher Art: wenn die Sonne schien, fühlte er seine Leiden doppelt, der Wechsel von Licht und Schatten im Herbst erweckte ein Gefühl in seiner Seele, daß er vor Wehmuth oft zu vergehen glaubte; war es dagegen trübes, stürmisches Wetter, so befand er sich besser; es war ihm,

ıls wenn er in einer dunkeln Felsenkluft säße, in deren Sicherheit ihm wohl vurde. Diese Stimmung gab er in Liedern aus, die ihn wundersam in sei- ıen Kümmernissen trösteten. Einmal traf er einen wohlgesinnten Pastor, der hm nachwies, seine Leiden seien nur eine Prüfung Gottes, den er durch seinen Hochmuth und Ehrgeiz beleidigt habe. Ganz zerknirscht rief auch Jung: Ach nein Herz ist die falscheste Creatur auf Gottes Erdboden! immer meine ich, ch hätte die Absicht, mit meinem Wissen nur Gott und dem Höchsten zu ienen, aber im Grunde ist es nicht wahr, ich will nur gern ein großer Mann verden! Nach vielen verunglückten Versuchen in seiner Heimath begab er sich Ostern 1761 auf die Wanderschaft, ohne recht zu wissen, wohin. Ein reicher Mann machte ihn zum Informator seiner Kinder, aber er fühlte sich hier sehr ınglücklich, bis er endlich im Frühling 1762 zu seinem Erstaunen in seiner Seele den Entschluß wahrnahm, davonzulaufen, was er auch ausführte. Auf er Wanderschaft kehrte er bei einer Schneiderfamilie ein und hörte, wie der Meister mit dem Gesellen sprach, es käme hauptsächlich auf den Willen des Menschen an, ob er den Geist Christi in sich wirken lassen wolle. Eine wun- erbare Freude überkam ihn, denn er erkannte, daß er bei frommen Leuten var, er konnte sich nicht länger halten und fing an zu weinen, wobei er ein iber das andere Mal ausrief: „Gott ich bin zu Haus, ich bin zu Haus!" — Auf einem Spaziergange wurde er zur Gnade erweckt: er hatte weder iefe Betrachtungen, noch sonst etwas Sonderliches in den Gedanken; von ıngefähr blickte er in die Höhe und sah eine leichte Wolke über seinem Haupte chweben. Mit diesem Anblick durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, hm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum ent- alten, daß er nicht niedersank. Von diesem Augenblick an fühlte er eine ınüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater aller Menschen ınd zum göttlichen Erlöser, desgleichen zu allen Menschen, war in diesem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenn es nöthig ewesen wäre. Dabei fühlte er den unwiderstehlichen Trieb, über seine Ge- anken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle Gott geziemend, ange- ehm und nützlich sein möchten. Auf der Stelle machte er einen festen und nwiderruflichen Bund mit Gott, sich hinführo lediglich seiner Führung zu berlassen und keine eitlen Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott efallen sollte, daß er lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig nd mit Freuden damit zufrieden zu sein. Ein ander Mal ist er in einem Walde allein, ohne einen Heller in der Tasche. Die Stunde ist gekommen, uft er aus, da das große Wort des Erlösers für mich auf der höchsten Probe steht: auch ein Haar auf euerm Haupte soll nicht umkommen! Ist

das wahr, so muß mir schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Wort geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn es ihm noth thut. — Gott hilft ihm in der That. Später nimmt ihn ein wohlhabender Kaufmann zu sich, und diesem fällt es eines Tages ein, Stilling hätte eigentlich Arzt werden sollen. Das trifft ihn wie ein Blitzstrahl; er fällt in Ohnmacht. Ja, ruft er aus, ich fühle in meiner Seele, das ist das große Ding, das immer vor mir verborgen gewesen ist, das ich so lange gesucht und nicht habe finden können! Dazu hat mich der himmlische Vater von Jugend auf durch schwere und scharfe Prüfungen vorbereiten wollen! Gelobt sei der barmherzige Gott, daß er mir doch seinen Willen geoffenbart hat, nun will ich auch getrost seinem Wink folgen. — Dieser Wink Gottes wird noch dadurch bestätigt, daß ein alter schwindsüchtiger Mann ihm ein Recept für Augenkrankheiten vermacht. Ein anderer Wink Gottes treibt ihn auf eine ziemlich überraschende Weise, sich mit der ebenfalls schwindsüchtigen Tochter eines Kaufmanns zu verheirathen. Er ist nun entschlossen, in seinem dreißigsten Jahre zu studiren. Er hatte sich noch keinen Ort gewählt, sondern er erwartete einen Wink vom himmlischen Vater; denn weil er aus purem Glauben studiren wollte, so durfte er auch in nichts seinem eigenen Willen folgen. Um die Mittel ist er nicht besorgt, denn, schließt er: Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus; nun ist es aber ewig wahr, daß Er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun, so geordnet hat; folglich ist es auch ewig wahr, daß Er mit mir Alles herrlich ausführen wird. Mich soll doch verlangen, setzte er halb scherzhaft hinzu, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird! So kam er 1769 auf die Universität Straßburg. Der Leichtsinn, mit dem er hier Schulden machte, in der Ueberzeugung, daß Gott sein Säckelmeister sei, hat bei dem dreißigjährigen Mann doch etwas Frivoles. Ganz richtig bemerkt Goethe: „Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurecht legen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß Alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt und vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn." — Jung selbst räsonnirte anders: „Der, welcher angenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihr Schicksal

wunderbarerweise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott, und seine Lehre Gottes Wort sein. Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und zu ihm gebetet; er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbarlich geholfen. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort und seine Religion die wahre."

Gleichwohl hatte Jung damals, als seine Frömmigkeit noch naiv war, für Goethe ein großes Interesse: er zog ihn in seine Tischgesellschaft, schützte ihn gegen rohe Scherze, und ließ sich gern Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben vortragen. Wenn Claudius die Schneidermaske nur aufsteckte, war hier ein wirklicher Schneider, der mit seinem Menschensinn der Tagesbildung entgegentrat. Jung gab sich ihm mit einer Liebe hin, die aber bald durch einen stärkern Magnet abgeleitet wurde.

Bald nach Herder's Ankunft fand Goethe Gelegenheit ihn kennen zu lernen: er leistete ihm in seiner schmerzhaften Cur Gesellschaft, und war fast täglich bei ihm. Auch Jung wurde ihm bekannt: und Herder, der weder durch Hamann's Humor noch durch den Homer zur Kopfhängerei angeleitet war, fand doch an diesem wunderlichen Heiligen Geschmack; er war nicht blos ungewöhnlich schonend gegen ihn, sondern bestärkte ihn noch, was ihm Jung durch unbedingte Hingebung lohnte.

Auf Goethe übte der bereits berühmte junge Mann eine ungeheure Wirkung aus: er verleidete ihm Wieland*) und die französische Bildung, eröffnete ihm ahnungsvolle Blicke in das Morgenland, in die ossianisirte nordische Götterwelt; lehrte ihn, nach Percy's Vorbild Jagd auf Volkslieder machen, und vertiefte seinen Sinn für Shakespeare und die englischen Humoristen. Auch persönlich wußte er ihn zu fesseln.

„Er hatte," erzählt Goethe in Wahrheit und Dichtung, „etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirne, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfnen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannichfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war

*) Noch 25. Febr. 1770 schreibt Goethe über Wieland's „Diogenes": „Empfinden und schweigen ist Alles, was man bei dieser Gelegenheit thun kann: denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist als er. Wenn Sie diesem großen Autor schreiben, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen bekannt zu machen, der zwar nicht Mannes genug ist, seine Verdienste zu schätzen, aber noch ein genug zärtliches Herz hat, sie zu verehren."

überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen setzte. — Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, andere weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein."

„Ich blieb ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in Kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngern Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht: denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herder aber konnte man niemals Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander in Streit lagen; so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. — Da ich Alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte; so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, soviel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre."

„Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe."

Was Goethe über Herder's Einfluß sagt, ist nur gerecht: nie ist in seinem Denken und Empfinden eine so durchgreifende Umwandlung vorgegangen als in jener Periode; kaum ist er in der nächsten Zeit wieder zu erkennen. Wenn sich Herder seinerseits zuweilen etwas leichtfertig über den jungen Freund ausspricht, so ist das aus einer Mischung seiner Gefühle zu erklären: er hat eine aufrichtige Neigung zu ihm, aber etwas Neid und Eifersucht ist darin; der Neid des weltscheuen Denkers gegen den Liebling des Lebens, dem gegen alle Welt Zunge und Herz gelöst ist. Stellen wie die folgenden stehn in den Briefen des nächsten Jahrs dicht neben einander: — „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah: auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." — Und dann: „Goethe ist ein guter, edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröthe bleiben wird. Seine Liebe und Freundschaft ist mir so ein schönes Bild der Seele, daß ich's um keinen Schattenzug möchte geschwärzt haben."

April 1771 reiste Herder aus Straßburg ab, und eilte nach Darmstadt zu Caroline, wo er Leuchsenring antraf, der nicht verfehlte, zwischen den Liebenden Mißverständnisse zu stiften: er fand in Herder's Verhalten nicht die nöthige Wärme, und daß er mehr in der Gelehrsamkeit als Empfindung lebe. Herder gerieth außer sich, und eine seltsame Quälerei fängt nun in den Briefen an. Von Frankfurt aus, wo er Goethe's Eltern besuchte, jammert er, 20. April, daß er die Heiterkeit ihrer Seele gemordet; sie ist ihm erschienen wie eine leichte vergnügte Unschuldgöttin, die auf Erden sichtbar geworden; und doch sind sie zuletzt gezwungen mit einander geworden.

Er ermahnt sie, sich vor dem Zuckerwerk und Näscherei der Empfindung zu hüten; der Mensch sei zu etwas Besserem, als ein Empfindungströdler zu sein. Leuchsenring's Empfindelei schreibt er hauptsächlich dem Einfluß der Jacobi's zu. Er selbst fühlt sich übrigens in jedem Wirthshaus versucht, „thränend niederzuknieen, und, ich weiß nicht, ob für Sie oder an Sie zu beten!" — „O wäre ich einer solchen Blume der Menschheit werth!" — Merkwürdig ist, daß er immer von Unschuld redet, sie immer von Sinnlichkeit.

Kaum in Bückeburg angekommen, 28. April, ließ der Graf ihn rufen. An militärische Pünktlichkeit gewöhnt, wurde er schon verstimmt, als Herder seiner Toilette wegen zauderte. Er empfing ihn kalt, Herder war befangen und empfindlich. Sie hatten sich gegenseitig anders erwartet. Der Graf, eine hohe, edle Gestalt, ein männliches Gesicht voll Geist und Ernst, sah mehr einem spanischen Ritter als einem deutschen Fürsten ähnlich. Still, nachdenkend, würdevoll, von wenig Worten; zwanzig Jahre älter als Herder, durch Strapazen abgehärtet. Herder war schmal und zart gebaut, hatte ein schwächliches Ansehn, eine blasse, schwärzliche Gesichtsfarbe; er war allen körperlichen Uebungen fern geblieben, hatte nie tanzen und fechten gelernt; in seinen Bewegungen war wenig Leben, der Ton seiner Stimme war einförmig; sein ungelenkes Wesen trat bei der Unsicherheit seines Blicks noch mehr hervor.

Herder's geistliches Amt hatte kein Interesse für den Grafen; er wollte einen wissenschaftlichen Freund, dem er seine philosophischen Ansichten, aus Lebenserfahrung und Lectüre gebildet, mittheilen könne. Er wünschte, daß Herder sich mehr mit der Literatur als mit seinem Amt zu thun mache. Amtspflichten zu erfüllen, hielt er für ein Geschäft subalterner Menschen, und suchte Herder zu überzeugen, daß aus allen menschlichen Bemühungen zur Verbesserung der Gesellschaft nichts herauskomme. Herder war aber gerade damals von der Würde seines Amts lebhaft durchdrungen; das blos betrachtende Leben, wozu ihn der Graf so gern ziehen wollte, war seiner innersten Neigung zuwider; er empfand den Verkehr mit einem Höhern nur als peinlichen Zeitverlust, und konnte diesen Eindruck nicht verhehlen. Bald nach seiner Ankunft gerieth er in einen Kreis, der, aus persönlichen Gründen gegen den Grafen erbittert, ihn als einen sinnlosen Despoten schilderte, dessen einziges Steckenpferd die Festung Wilhelmsstein am Steinhuder See wäre. Als Consistorialrath hatte er mit dem geschlossenen Widerstand einer rohen und auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Geistlichkeit zu kämpfen; die Geschäfte wurden ihm bald zuwider; als Prediger fand er wenigstens zu Anfang in Bückeburg keinen Anklang. Der zahlreiche Offizierstand war fast ganz aus ungebildeten Abenteurern zusammengesetzt, deren einzige Unterhaltung der grobe

Genuß war. Es war natürlich, daß er Bückeburg nur als Standquartier betrachtete, das er sobald als möglich verlassen wolle.

Die herrschaftlichen Beamten und Offiziere hätten lieber gesehn, Herder wäre gar nicht gekommen. Gelehrte hielten sie für Leute, welche die Sachen aus dem ordentlichen Gange bringen, und Neuerungen einführen, aus denen doch nie etwas Anderes herauskäme als Unordnung, Geldverlust und Unzufriedenheit. Noch war ihnen gegenwärtig, welches Unheil Abbt anzurichten im Begriff gewesen war; nun, fürchteten sie, werde die Unruhe von Neuem angehn. Die Geistlichkeit erwartete von der Ankunft des berufenen Freigeists nichts weniger als den Untergang der Religion. — Herder unterhandelte auch sofort nach allen Seiten um eine andere Stelle, und seine Briefe enthalten nichts als Klagen.

1. Mai. — „Wenn ich hier allein leben sollte, nur drei Jahre, so bin ich todt. Der Ort ist so klein, die Erwartungen so sonderbar, und meine Figur zu meinen Aemtern nach dem hiesigen Ton so schnakisch, daß, wenn mir der Kopf nicht so weh thäte, ich hundert Materien zu lachen hätte... Doch ich bin verwöhnt; ich komme von Reisen, Zerstreuungen und dem wilden Hofleben, so daß mir die Mauern einer kleinen Stadt natürlich von allen Seiten auf den Hals fallen müssen... Ich habe hier noch kaum ein Frauenzimmer und Dame gefunden, die buchstabiren zu können scheint, ich nehme anderthalb aus. Ich kann nicht denken — und fast auch nichts als Sehnsucht und Ermattung fühlen."

17. Mai. — „Ich bin der glücklichste Bediente in ganz Bückeburg, habe eine einträgliche Stelle, für die ich mich freilich nicht schicke — aber wer kann dafür? — erträgliche Arbeiten, die mir auch wegen des unsinnigen Handwerksmäßigen schwer werden — aber wer kann auch dafür?... Nun habe ich, soviel gute Leute hier übrigens sein mögen, für mein Herz, für den Ausdruck meiner innern Stimme keinen, gar keinen! und das ist traurig... Ach Mädchen, wenn je diese Stellen dein heiliger Fuß einmal berührte!" —

Mitte Juni. — „Warum ich vom Grafen geschwiegen? weil ich von ihm wahrhaftig noch nicht urtheilen mag. Wir leben so entfernt von einander; er ist so sehr, so ganz übertäubende Achtung und Aufmerksamkeit für mich, daß ich noch so wenig von seinem nähern Charakter weiß, als er vom meinigen... Uebrigens herrscht in dem kleinen Ländchen ein solcher Despotismus, eine solche kriechende und garstige Kleinheit, als ich selten gefunden... Ich lasse mir also an der entfernten Achtung genügen, speise nicht am Hof, außer wenn ich invitirt werde; alsdann bin ich der nächste zum Herrn, habe ihn ganz und allein zum Gespräch (in welchem er aber ein bischen zu sehr sich selbst hört und auf alte Lieblingssätze das ihm Gesagte reducirt)... Sie sehn aus Allem

den edlen Charakter, der für etwas Großes geschaffen ist, und dessen Mißtöne insgesammt daher kommen, daß er für das Land zu groß ist. Wenn mich übrigens nichts warnte, so beinahe Abbt's Exempel: er hat sich hier so in Geschäfte gestürzt, daß er über einen sehr zweideutigen Nutzen, den er erreicht, Zeit, Ruhe, Genie und Alles verloren hätte, wenn ihn nicht der gütige Tod erlöst hätte."

Noch immer war Wieland's alte Geliebte, Sophie Laroche, jetzt 40 J. alt, durch Correspondenz und persönlichen Verkehr (sie lebte in Coblenz) der Mittelpunkt der schönen Seelen. Wieland war durch sie mit den Jacobi's befreundet, und sie verabredeten eine Zusammenkunft in Coblenz. Eben hatte er (April 1771) ihren Roman, „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" herausgegeben, der Herder in eine solche Begeisterung versetzte, daß er ihn zum Text seiner Predigten nahm. — Das Buch ist unter dem entschiedensten Einfluß Richardson's geschrieben. Sophie von Sternheim wird durch den teuflischen Lord Derby um Alles gebracht, durch eine falsche Trauung betrogen, endlich in einen Thurm geworfen, den sie nur sterbend wieder verläßt — in all diesen Leiden bewahrt sie die Tugend und den Gleichmuth einer schönen Seele. Tagebuchblätter spielen eine große Rolle. — Gleichzeitig (1769 bis 1774) erschien der endlose Roman von Hermes (geb. 1738), „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen". — Die Reise ist nur der Faden, an den sich eine Reihe von mehr oder minder tugendhaften Liebesabenteuern knüpft, bis Sophie endlich ihre Bestimmung als Gattin eines armen Lehrers findet. Das Buch hat einen ausgesprochen tugendhaften Zweck; es soll den französirenden Dichtungen junger Knaben entgegenwirken, „die frech und unverschämt über alle Grenzen des Anstands und der Scham wegspringen"; es bemüht sich, alle Capitel der Moral abzuhandeln, und überall die Sitten zu bessern: die Regierungen sollen eine heimliche Spionerie des Verdienstes stiften, und dasselbe durch Orden belohnen; die Achtung des Predigerstandes soll erhöht, sein Einfluß auf die Familienangelegenheiten verstärkt werden. Die Empfindsamkeit wird gemißbilligt; die Frauen — für die eigentlich das Ganze geschrieben ist — sollen lernen, ordentliche Suppen zu kochen, die Kranken zu pflegen u. s. w.; sie sollen nicht Poesie, sondern Religion treiben, kurz, das Ganze ist ebenso wohlmeinend als langweilig. Doch gehörte es damals zu den gelesensten Büchern. — Das Beispiel Sterne's, der neben Richardson und Rousseau der beliebteste Dichter des Auslands war, rief zahlreiche „empfindsame Reisen hervor;" eine solche „durch Deutschland" schrieb damals z. B. Schummel, Lehrer in Magdeburg, geb. 8. Mai 1748 in Schlesien; bedeutend gemeiner als Sophien's Reise, und vollgepfropft von den laxen Grundsätzen, die aus einer falsch verstandenen Humanität entsprungen, damals in

Schwung kamen, namentlich gegen Ehebruch und Kindesmord wird viel Nachsicht geübt. Die Abenteuer selbst sind äußerst abgeschmackt. Goethe schrieb darüber: „Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Yorik empfand, dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorik ward von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? — Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen."

Wieland mußte sich als Führer dieser theils empfindsamen theils moralischen Gesellschaft zuweilen wunderlich vorkommen: gleichzeitig mit dem „Fräulein von Sternheim" gab er den „Neuen Amadis" heraus. — Kaum hätte man glauben sollen, daß der „Idris" noch zu überbieten sei, aber Wieland hatte es wirklich zu Stande gebracht. Schon im Vers war er über das Maß hinausgegangen: die beständig hüpfenden Anapäste lassen es zu keiner Ruhe kommen. Der Inhalt soll wieder vom Capriccio eingegeben sein, es ist aber nur ein dogmatischer Streit gegen das Ideal. Amadis geht wieder auf Ideale aus, wird durch dieselben betrogen, macht alle möglichen Liebes-Irrfahrten durch, und giebt sich endlich einer häßlichen Geistreichen hin (Julie Bondeli, hier Olinde), die sich dann zu seiner Belohnung in eine bezaubernde Schönheit verwandelt. Hauptgegenstand seiner Liebesversuche sind die Töchter des Schach Bamba, die in ihrer Art gleichfalls auf Ideale ausgehn: die spröde Leoparde, die prüde Schatouilluse, die neugierige Colifichon, die runde phlegmatische Dindonette u. s. w. Sie haben es mit verschiedenen verliebten Rittern und frechen Faunen zu thun, die Scenen, die sich daraus ergeben, sind in ihrer Lüsternheit um so widerlicher, da sie aus doctrinärem Interesse bei den Haaren herbeigezogen sind. Ueber den Cynismus der Ansichten fand Wieland selbst Veranlassung, sich im Gedicht zu rechtfertigen: „Ich bitte tausendmal ab, daß solche Lästerungen, wobei mir selbst die Haare zu Berge stehn, auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehn! Was muß, von der Pflicht die Wahrheit zu sagen gedrungen, ein armer Dichter, der an nichts Böses denkt, nicht seine Person oft sprechen lassen! und wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt, und scherzend Weisheit lehrt, für fremde Sünden zu hassen? Die Menschen, und jeden mit seinem eignen Gesicht, schön oder häßlich zu malen, ist seine ernste Pflicht." — „Ich sehe doch nicht, warum wir dem schönen Geschlecht mit Tugenden, die es nicht hat, noch suchet, schmeicheln wollten; und was die Schönen und wir dabei gewinnen sollten!"

In der That fand das Gedicht viel Verehrer, selbst unter fein gebildeten Damen; der richtige Geschmack mußte es unbedingt verwerfen: 18 Gesänge abgeschmackter Bilder, in denen französische Frivolitäten auf das Morgenland

projicirt sind, geht doch über das Maß. — Zu Boie's Verwunderung äußerte Lessing, gleich nach dem Erscheinen des „Amadis", sein entschiedenstes Mißfallen über die Unsittlichkeit des Inhalts. Seine Ansicht über die Berechtigung sinnlicher Motive in der Poesie legte er kurze Zeit darauf dem Martial gegen den Sabellus in den Mund. — „Wie? ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur ebenso ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich ebensogut brauche als du; aber zu einer andern Absicht als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die einen Menschen um soviel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt als ausdrückt, weit besser befinden, als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses, und verschwendest an jenes soviel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du Jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehest du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter; einen ekeln Possenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen, als ein Verführer? Noch lieber ein Possenreißer, als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure! Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen? ob meine oder deine? Welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? Mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich schlage und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht.

Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern, und nichts zu verderben." —

Ein Nachklang der Laune des Amadis war „das Leben ein Traum" *), wo Wieland sein altes Thema, Cato's Tugend sei eine Dulcinea, und jeder Idealist betrüge sich selbst, in philosophischer Feierlichkeit ausführt. — Viel schlimmer war der gleichzeitige „Combabus" 1771 (der Stoff aus dem Lucian), wo die Frage: „was ist Tugend?" nur zu einer Reihe der ekelhaftesten Bilder führt.

Wenn Wieland in seinen eignen Dichtungen das Unglaubliche wagte, so befremdete es ihn doch, ja machte ihn unglücklich, wenn andere Poeten schlüpfriger Art sich auf sein Beispiel beriefen. Gleichzeitig mit dem „Amadis" April 1771, erschienen die „Inoculation der Liebe" und „Gedichte im Geschmack des Grecourt"; beide anonym: „als Verfasser der ersten stellte sich später Thümmel**) heraus, der Dichter der „Wilhelmine"; der Urheber der andern blieb lange unbekannt, bis man ihn endlich im Kriegsrath Scheffner aus Königsberg ermittelt zu haben glaubte, Hamann's Freund (geb. 1736, seit 1775 Privatmann). „Der Elende," schreibt Wieland an Jacobi, „dem der unfläthigste Priapismus statt der Begeisterung dient, hat die Schamlosigkeit gehabt, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem Salve frater! welches mich beinahe untröstlich macht, mir zuzueignen!" In derselben Zeit hatte Jemand den Briefwechsel zwischen Spalding und Gleim herausgegeben, der vor 20 Jahren stattgefunden hatte. Spalding glaubte es seinem Amte schuldig, in der Allgem. d. Bibl. zu erklären: „Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel eben nur durch den auffallenden Contrast derselben mit meinen jetzigen Umständen ihre stärkste und unangenehmste Wirkung thut, so muß ich mich einer solchen Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger dafür zu büßen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich wider meinen natürlichen

*) Das Fragment wurde zuerst im Gött. Mus.-Alm. gedruckt; ein Recensent (Goethe) sagt: „Der Dichter lacht in der ihm eignen Laune über alle Systeme, empfiehlt aber doch das seinige als etwas, das nicht ganz und gar Endymions Traum sei. Wir dachten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi sein, der zu C. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt."

**) Geb. 1738, seit 1768 Geh. Rath in Coburg, macht 1776 in Leipzig eine Erbschaft, macht mit einer reichen Wittwe, Fr. v. Wangenheim, die zuerst mit seinem Bruder verlobt war, eine Reise, 1776—1777, heirathet sie 1779 und lebt seit 1783 als Privatmann in Gotha.

Charakter auf einige Zeit und gegen einige Personen mit in einen gewissen für lebhaft und geistreich gehaltenen Ton der läppischen Tändelei hineinziehn zu lassen." — Das wurde nun wieder in Halberstadt übel empfunden, und Michaelis, der jetzt in Gleim's Haus Jacobi's ehemaliges Zimmer bewohnte, erwiderte in einem Pamphlet: „An den Herrn Canonicus Gleim, inliegend einige satirische Versuche von unsers Jacobi Amorn." Jenes Zimmer war nämlich mit Amoretten in allerhand drolligen Situationen verziert, darunter ein Amor im Costüm eines Pastors. Jacobi wies den Freund sehr ernsthaft zurecht, und Wieland drückte öffentlich in der Erfurt. Gel. Z. sein Mißfallen und seinen Ekel aus. Er tadelte namentlich „den leichtsinnigen Ton eines Scherzes, der solche Dinge trifft, welche die Religion unter den Christen geheiligt hat," und warnte Gleim und Jacobi vor den Afterfreunden. „Diese Dichterlinge glauben einen Freibrief gegen die Kritik zu erlangen, wenn sie sich als Freunde berühmter Männer in die Welt eindrängen." „Um's Himmels willen," schreibt er an Gleim, „hören Sie einmal auf, durch Ihre unbegrenzte Gutmüthigkeit jedes Insect des Parnasses zu autorisiren, vor den Augen der Welt eine Vertraulichkeit mit Ihnen zu affectiren, welche Sie für alle Satiren dieser Witzlinge responsabel macht. Ein allgemeiner Aufstand aller Leute, die Menschenverstand haben, gegen alles was Witz und Empfindung heißt, gegen Musen und Grazien, wird endlich die Folge sein." Indeß that ihm seine Hitze bald wieder leid, er söhnte sich mit Gleim aus, und schrieb an Jacobi: „Ohne das selige Gefühl unserer Liebe würde ich zuweilen wünschen nicht zu sein. Mein Geist ist wie erloschen; was würde aus mir werden, wenn die Brüder Jacobi nicht die meinigen wären?"

Michaelis war doch weitaus der talentvollste der halberstädtischen Schule; auch Lessing und Möser nahmen lebhaften Antheil an seinem Schicksal. Mit ihm hielten sich jetzt in Halberstadt Sangerhausen, Benzler, Klamer Schmidt, Jähns auf; sie versammelten sich wöchentlich in Gleim's „Tempel der Liebe und Freundschaft", mit den Portraits aller lieben Seelen verziert, um sich ihre Gedichte vorzulesen. Gleim's „Alexis und Elise", welches gleichzeitig mit dem „Neuen Amadis" erschien, war ein Schäfergedicht ganz in der alten Manier, von erkünstelter Naivetät; Klamer Schmidt (geb. 1746), der jetzt ausstudirt hatte, drückte sich ganz wielandisch aus: „Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerei gewesen, Bescheid wußt' ich von allen fremden Wesen, und desto weniger von mir. Die hohe Schönheit galt in meinen Augen nur, wenn unbekanntes Land ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen darauf mir spielten und erhabne Lieder schollen, wovon ich nicht den zehnten Theil verstand. Dank der Vernunft und Zeit! gebrochen hat sich des Taumels hehre Fluth" u. s. w. — Sie hatten sich

immtlich, nach Herder's vollkommen richtigem Ausdruck, dem Geist der Baga-
:lle ergeben. — G. Jacobi hatte Gleim zu Anfang des Jahrs wieder
n Berlin herumgeführt; sie hatten aber diesmal wenig Beifall gefunden, die
lotzischen Briefe hatten ihnen zu großen Schaden gethan.

Bedeutender für den innern Verband der modernen Poeten war die
Pilgerfahrt der Jacobi's zu Sophie Laroche, über welche der jüngere
Bruder folgenden Bericht giebt.

„Den 12. Mai 1771 reiste ich mit meinem Bruder von Düsseldorf
b. Die Vorstellung des Vergnügens, dem wir uns näherten, erhielt unser
Herz in einer sanften Bewegung und machte unsre Sinne zu den feinsten
Rührungen geschickt. Einer den Andern umarmend, priesen wir die holde
Natur, welche liebreich auf den Dank zweier der zärtlichsten Seelen zu achten
schien. Als wir den folgenden Tag bei Coblenz anlangten, ergriff ich die
Hand meines Bruders, um ihm durch einen sanften Druck meinen Dank für
ie vielen Freuden zu bezeugen, die ich unter seiner Begleitung genossen hatte;
r nahm die meinige und blickte voll zärtlicher Rührung mich an; die selige
Thräne der ruhigen Empfindung stieg in unser beider Augen, und wir segneten
ie Gegend mit dem heiligen Kuß der Freundschaft. Eine Viertelstunde nach-
er langten wir vor dem Hause an. Beim Eintritt fiel mir zuerst der em-
findsame Leuchsenring in die Augen, welcher von unserm Congreß benach-
ichtigt zwei Tage vor uns angelangt war." — Gleich darauf sehn sie
Wieland im Wagen ankommen. „Herr v. Laroche lief die Treppe hin-
nter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach. Wieland war bewegt und
was betäubt. Während wir ihn bewillkommten, kam Frau v. Laroche
e Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich
ach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig sie zu sehn; auf einmal er-
ickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er
h zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung
nen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles
:s ward von einem so außerordentlichen Ausdruck in Wielands ganzer Person
gleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte."

„Wieland ist ein zarter hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim
ten Anblick scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen
:d klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine
ut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen. Nichts
to weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes
d seiner Empfindung auf eine eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark
:ührt ist, so geräth sein ganzer Körper unmerklich in Bewegung; seine
:uskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein

Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte gesprochen oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck ist so fein, daß er den meisten unbemerkt bleibt; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden."

„Sophie ging ihrem Freund mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte in einem Ton, den keine Clairon nachzuahmen fähig ist: Wieland —? ja Sie sind es, Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte; ich war außer mir und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wie wir hinauf in den Saal gekommen sind. — Die Empfindungen dieses Abends sind ein starker Beweis für mich, daß das Gefühl der Zärtlichkeit sich nicht in vervielfältigte Sensationen auflösen lasse . . . Noch nie hatte ich mich in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgen gesehn." — Und der Mann war verheirathet, und betete seine Frau an!

Auf der Rückreise lernte Wieland in Mainz den neuernannten Statthalter von Erfurt kennen, Karl Frh. v. Dalberg, geb. 8. Febr. 1744; er hatte in Göttingen und Heidelberg studirt, 1761 als Dr. jur. promovirt, sich dann auf die Theologie geworfen und die Weihen empfangen. „Er gewann," schreibt Wieland, „mein Herz in den ersten Minuten, und der Enthusiasmus von Freundschaft, der in seinem Bezeugen gegen mich herrschte, übertraf alles was ich sagen konnte. Ich entdeckte in ihm ein Genie und einen Grad von Wissenschaft, der mich in Erstaunen setzte." — Dann sprach er Leuchsenring und Gleim, der sich ihnen angeschlossen, Anfang Juni in Darmstadt an, wo der Kreis der schönen Seelen (auch Merck) sich um sie sammelte; es wurde eine Masse von Freudenthränen vergossen, und der gesammte Kreis blieb Wochen lang in einem „Traum von Freundschaft und Liebe". Es charakterisirt die damalige Stimmung, daß Caroline für den „Neuen Amadis" nicht minder schwärmte, als für die „Sternheim".

Wieland, der am 12. Juni nach 35tägiger Wanderung nach Erfurt zurückkehrte, lebte ganz in Erinnerung und Sehnsucht; er versicherte, die Landgräfin von Darmstadt müsse Königin von Europa werden, und schrieb an F. H. Jacobi die zärtlichsten Briefe. „Je vous aime, parce que vous avez

imagination d'un poète, le coup d'oeil d'un philosophe et de l'esprit
omme — un démon." Nur glaubte er ihn vor dem Feuer seines Tempe-
ments und der Hitze seiner Imagination warnen zu müssen.

Herder hörte alle diese Geschichten mit geheimem Verdruß. „Leute
ie Leuchsenring sind zu nichts, als aus ihren Magenkrämpfen Idealbilder
machen. Der Unschuld meines Herzens bewußt, trotze ich allen Milch-
id Käseseelen von G. Jacobi an bis zu seinem schleimartigsten Verehrer."
- Leuchsenring war mit seiner Freudenbotschaft von Darmstadt nach Berg-
bern geeilt: „dort," schreibt F. H. Jacobi 17. Juni an Sophie, „geht
ser Lieber wahrscheinlich an einem rosafarbnen seidnen Bande hinter der
ysischen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm
jarmillen und Rosenblätter. Si je me moque un peu de ces bonnes gens,
a chère Sophie, c'est que je me sens une aversion invincible contre
ates les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles. Il faut
ircher avec la nature, und die simpeln und reinen Empfindungen, die sie
bt, mit soviel Feuer und Stärke aufnehmen, als sie einem ein Herz dazu
jeben hat, aber keine neuen erfinden wollen." „Wenn wir ihn doch über-
en könnten, daß er nicht Alles, was er thut, in Kunststücken thäte; ich
iß sie ihm nicht nachzumachen, und das bloße Zusehn macht mir Nerven-
ßen. Ich kann nicht leiden, wenn man mit einem Springstock über einen
raben setzt, den man überschreiten könnte."

Frl. v. Ziegler, von der empfindsamen Gesellschaft Lila getauft, und
e Herzensfreundin Frl. v. Roussillon, Urania genannt, lebten in Hom-
rg und ließen dort ihre Anbeter schmachten: die erste führte an einem
safarbenen Bande ein zartes Lämmchen mit sich herum. das mit ihr an
em Tisch aß; sie hatte ihr eignes Grab in ihrem Garten errichten lassen,
ter Rosen und Jasmin. — Auch mit der Darmstädter Gesellschaft hatten
: beiden schönen Seelen viel Verkehr, und säeten mit dem besten Willen
inches Unkraut.

„Es ist wahrhaftig," schreibt Herder an Merck im Juli, „zwischen vier
er fünf Personen unter uns ein so sonderbar gezogener und verwickelter
den von Liebe, Freundschaft, Eifersucht, Haß und Posse gegen einander,
; je in einem so evenementsleeren kleinen Zirkel gedacht werden kann, und
in Ihnen gewissermaßen alle Enden und Fäden zusammengehn, kann ich
nen nichts als zurufen: halt fest, lieber Merck! bis sich die Zeit erbarmen
rd, Alles zu enttrödeln. Gegen Sie habe ich in der Welt nichts als die
inmüthige Furcht, daß Ihnen unser Verhältniß zu dauernd werden dürfte,
d auch die Furcht ist, wie geschrieben, Kleinmuth." Aehnliche Dinge schrieb
an Me. Merck französisch.

Auch zwischen den Liebenden fehlte es nicht an Irrungen. Zwar macht er zärtliche Gedichte auf sein „Traumesmädchen"; er nennt sie Liebesgöttin und fühlt sich ihr gegenüber Pygmalion: „Du meine zweite Schöpferin! meine Gedankenfreundin! meine süße, sanfte, unschuldige Caroline! süßes Marienbild!" Aber — Er: „O Mädchen! so sehr Sie es verbergen, Du liebst mich nicht wie im vorigen Sommer! Ich weiß, daß ich Ihrer Seele nicht werth!" Sie: „Nein, ich bin Ihres Herzens nicht werth! es macht mir trübe Stunden. Lieber Unschuldiger! — Guter Romeo! — Bestes Kind! mein süßes Kind! — Lieben Sie mich auch nicht blos aus Mitleid? Du Engel Gottes!" Er: „will in ihrem Schooß und kleinen unschuldigen Busen weinen, oder zu ihren Knieen." Solche Briefchen flatterten zwischen Darmstadt, Coblenz, Düsseldorf, Halberstadt u. s. w. wie Täubchen umher.

„Ihr Mädchen," schreibt ihm Claudius 20. Sept. 1771, der ihm seit der hamburger Bekanntschaft innig ergeben war, „ist, hab' ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt; — Du lieber Jüngling, wie gönne ich sie dir! Meines ist ein ungekünsteltes, rohes Bauermädchen im wörtlichen Verstande."

Weiter, in den letzten Monaten des Jahres: Sie: „Holder süßer Jüngling! Dein göttlicher Brief! . . . o Gott, warum uns so quälen! — Vergessen Sie mich — ach nein, vergiß mich nicht!" — Er: „Meine Seele ist in einem sonderbaren Zustand, erweicht, ermattet u. s. w." — Sie: „Sie eilen zu sehr! kaum kennen wir uns ja. Mir wenigstens ist's süß: einige Zeit leben Sie noch mit Ihrer kleinen, lieben, leichten Coquetterie, die mir so wohl gefiel, fort; das ernsthafte männliche Leben möchte noch zu früh kommen . . . Du bist ein kleiner süßer Schwärmer!" — Er: „Ihre Züge der Unschuld, Ihr sanfter, halb verschlossener Marienblick — erhabenes Mädchen! — In diesem einen Stück will ich wenigstens ein Mann von Ehre sein, und wo ein Wort der Art als süßes Sentiment blos in meinem Geist und nicht in meiner ganzen Natur ist, u. s. w. — Statt Vaterland soll mir das Bild meiner Freundin Vorbild sein! — Versprichst Du mir bei deinem Bilde, von nun an meine völlige Richterin zu sein? — Meine Griechin!" — Sie: „Sollte ich nicht jeden göttlichen Zug von dir in meiner Seele bewahrt haben? Alles was Sie thun ist mir Engelsstimme." — Er: „Unsere Vereinigung ist das süße Wahnbild meiner Gedanken." — Sie: „O reines Herz! wozu die diamantne Fessel zur Glückseligkeit? — kleiner Schmeichler! — Wollust in Thränen, o weine mit mir! — Sie sind ein kleiner Flatterer!" — Und so immer fort.

Von Goethe aus Straßburg erhielt Herder fortwährend die ergebensten Briefe, und Volkslieder, theils im Elsaß gesammelt, theils aus Berch

übersetzt: Herder dachte schon damals an die größere Sammlung. Nach der Abreise des Letzteren hatte sich Jung wieder an Goethe angeschlossen (er promovirte 22. März 1772); wichtiger für diesen aber wurde der Verkehr mit Reinhold Lenz, der als Reisehofmeister schon zu Anfang 1770 in Straßburg war, ihn aber erst im folgenden Jahr kennen lernte. Lenz war 12. Jan. 1750 in Liefland, bei Dorpat geboren, zweiter Sohn eines Geistlichen, der in Halle studirt hatte. 1768 hatte Lenz in Königsberg Theologie studirt, und sich bereits poetisch versucht; ein Gedicht, „die Landplagen", 1769, schildert in Klopstock'schen Hexametern Hungersnoth, Krieg, Pest, Erdbeben u. s. w. in häßlichen, aber recht deutlichen und sprechenden Farben. Dies und andere Gedichte hatte er unterwegs in Berlin Nicolai und Ramler vorgelegt, war aber schnöde abgewiesen. Nebenbei war er eifriger und nicht ungeschickter Landschaftsmaler. Noch ehe er Goethe kennen lernte, beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung des Shakespeare und Plautus: das kam nun Goethe sehr gelegen, und sie beschäftigten sich damit, in der Weise Falstaff's, Hamlets und der Shakespeare'schen Clowns mit einander zu reden, auch wohl ernsthaft zu untersuchen, ob diese und jede Posse dem echten unverfälschten Geist der Narrheit entsprungen sei. An Goethe schloß er sich mit inniger Liebe an, die doch mit einer gewissen Eifersucht gepaart war: an Fülle und Stärke der Intentionen fühlte er sich ihm wenigstens vollkommen ebenbürtig, aber die Zunge versagte ihm den Dienst: mit unbedeutenden Mitteln stellte er phantastische Ansprüche an's Leben, und erregte so leicht jene Stimmung, in welcher das Gefühl des Komischen das Mitleid überwiegt. Goethe erzählt: „Klein aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprechen; blaue Augen, blonde Haare; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegte." Einige gleichgestimmte Gesellen fanden sich dazu; sie bestärkten sich im Widerwillen gegen die französische Kunst und Philosophie, im Haß der Regel, in der Begeisterung für Shakespeare, Ossian (dessen Form auf ihre Productionen einen entschiedenen Einfluß übte), die Volkslieder und Volksbücher, die Puppenspiele (Faust) und die Gothik.

Ein ernstes Herzensverhältniß hielt Goethe um diese Zeit gefesselt. Gleichzeitig mit Herder's Ankunft, Oct. 1770, hatte Goethe Friederike Brion in Sesenheim kennen gelernt. Wir werden uns hüten, die liebliche Idylle Wahrheit und Dichtung nachzuerzählen; sie ist nicht blos poetischer, sondern auch wahrer als die historische Analyse sein könnte. Nur muß man noch die reizenden Lieder hinzunehmen, die aus diesem Verhältniß entsprangen: „Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde —" „Ich komme bald, ihr goldnen

Kinder" — „Erwache Friederike —" „Kleine Blumen, kleine Blätter —" u. s. w.: viel tiefer und inniger als irgend eins der Leipziger Gedichte, und doch im Wesentlichen im alten Ton. — Ueber das Schicksal, das Lucindens Verwünschung über diejenige verhängt, welche Goethe zum erstenmal wieder küssen würde, und welches die gute Friederike traf, geben die gleichzeitigen Briefe einen gewissen Anhalt.

Aus einem längeren Aufenthalt in Sesenheim, Pfingsten 1771, schreibt er: „der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehn habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben — sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden! . . . Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über die Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist . . . Und doch, wenn ich sagen könnte ich bin glücklich! so wäre das besser als alles das. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind." — Bald darauf, 27. Juni, von einem Ausflug nach Saarbrück: „Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig: nimmermehr! sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln; nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. — Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren; aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde,

immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt wird; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren."

Diese Doppelstimmung zu erklären, zu rechtfertigen, sind viele glückliche und unglückliche Versuche gemacht worden. Hier statt dessen eine Parallele: wie Lessing empfand, oder empfinden zu können das Bewußtsein hatte, im Jahr 1755. Mellefont sagt in Sara Sampson — und der Monolog geht nicht etwa mit zwingender Nothwendigkeit aus der Handlung hervor: „Was für ein Räthsel bin ich mir selbst! — Ich liebe den Engel. Ja gewiß, ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tausend Leben für sie aufopfern, für sie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat. Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anstand wollt' ich es — Und doch, doch — Ich erschrecke, mir es selbst zu sagen — Und doch — Wie soll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblick, der sie auf ewig zu der meinigen machen wird. — Es ist nun nicht zu vermeiden. Die Verzögerung hat mir schon schmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So schmerzhaft sie aber waren, so waren sie mir doch erträglicher als der Gedanke, Zeitlebens gefesselt zu sein."

Es war in der Sesenheimer Idylle immer viel Poetisches gewesen. Mit einem Incognito, einer Mystification der guten Leute hatte sie angefangen. Mit den Augen Goldsmith's hatte Goethe sie angeschaut, Friederike war ihm Friederike nur im Mieder, in ländlichen Umgebungen, in Sesenheim, in Wakefield, schon in Straßburg kam sie ihm fremd vor, und nach Sesenheim gehörte er nicht hin, das wußte er. In beständigem Wechsel wogte die Leidenschaft, und bis zum Entschluß dauerte es mehr als drei Vierteljahr.

6. Aug. 1771 disputirte Goethe als Lic. jur.; zum Thema seiner Habilitationsschrift hatte er genommen, daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzustellen, von welchem sich weder Geistlichkeit noch Laien lossagen dürften. Gleich darauf reiste er in seine Vaterstadt zurück. Erst von da aus schrieb er Friederiken den Scheidebrief; sie fiel in eine lebensgefährliche Krankheit. — Goethe handelte in dem Gefühl, nicht anders handeln zu können; was er damit für Unheil angerichtet, erkannte er voll, und nahm die Schuld voll auf sich. Fast sämmtliche größere Dichtungen der nächsten Jahre sind von diesem Gefühl der Schuld eingegeben: Weislingen, Clavigo, Faust, Fernando; und mit finstern Zügen malt der Dichter die Folgen aus, die sein Handeln hätte haben können, bis er im Wiedersehn Friederikens die Versöhnung findet, die er fast gleichzeitig den Orest im Anschaun der reinen Schwester finden läßt.

31. Aug. 1771 wurde Goethe in Frankfurt als Advocat vereidigt; doch betrieb er die Praxis, unter der Aufsicht des Vaters, ganz obenhin.

Mit dem letzteren war er als Anhänger der neuen Richtung nicht selten in unbequemer Fehde, wo dann die Mutter zu vermitteln hatte. Desto enger schloß er sich an seine Schwester an. Seine nächsten Freunde waren die Gebrüder Schlosser, beide in Frankfurt geboren, von denen der jüngere, Georg, geb. 1739, eine kurze Zeit mit Goethe noch in Leipzig studirt hatte, aber bereits drei Jahre in amtlicher Thätigkeit gewesen war. Nachdem er dieselbe 1769 aufgegeben, privatisirte er in Frankfurt, und bereitete einen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" vor, auf Basedow's und Rousseau's Anregung, aber zum Theil gegen sie gerichtet. Er stand in Bezug auf seine Reformpläne mit Iselin und Hirzel in Verbindung, galt als gründlicher und zuverlässiger Geschäftsmann, hatte aber neben einem gewissen Hange zur Pedanterie eine Ader von platonischer Mystik und Genialitätssucht, die sich zuweilen wunderlich geberdete. Die damalige Richtung des jungen Freundes konnte er nur bestärken.

Auf der Rückreise nach Frankfurt hatte Goethe in Mannheim die Antiken angesehen, sie hatten keinen durchgreifenden Eindruck gemacht, und noch im Herbst machte er seiner Begeisterung für den Straßburger Münster in einem Druckbogen „von deutscher Baukunst" Luft. Der Ausdruck „gothisch" sollte verbannt und durch „deutsch" ersetzt werden: „denn echt deutsch war der Genius, der hier uns Nordländern, die wir uns gegen die Unbilden der Witterung mit Mauern umgeben müssen, das Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Schein nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der umfassenden Fläche zu beschäftigen." „Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Wälscher? Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst." „Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien." „Die charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus reicher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." — Wer sollte in diesem hamannischen Stil den Dichter der Mitschuldigen herauserkennen! und das ist doch alles Herder's Einfluß.

14. Oct. wurde Shakespeare's Namenstag in Frankfurt „mit großem Pomp" gefeiert; auch Herder dazu eingeladen. An den Straßburger Kreis richtete Goethe eine Festrede.

„Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen

können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen ... Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln der Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft, und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich sehe, wie viel freie Seelen sich noch im Joch krümmen, wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich nicht Fehde angekündigt hätte ... Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsers Ich, die prätendirte Freiheit unsers Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln ... Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? wo sollte sie herkommen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinterdrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgerieben ... Was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen. Auf meine Herren! trompeten Sie mir alle edeln Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Es waren sehr verschiedene Motive, welche die Anerkennung Shakespeare's bei der jungen deutschen Literatur vermittelten: Wieland und Gerstenberg

bewunderten hauptsächlich die Menschenkenntniß; Lessing die zu einer festen Handlung zusammenschießende Leidenschaft; Herder den poetischen Duft und die Stimmung; Lenz die Narren und Poeten zukommende Freiheit von allem Gesetz. Goethe suchte möglichst vielseitig zu sein: in der Art und Weise aber, wie er sich durch den britischen Dichter sofort zur Production anregen ließ, zeigt sich doch, daß er damals der Auffassung von Lenz am nächsten stand.

Die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen war ihm in die Hände gefallen, und durch Shakespeare's Organ erkannte er augenblicklich, daß sie zu dramatisiren sei. „Es ist," schreibt er 28. Nov. an einen Straßburger Freund, „eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange; und es koste was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes." — Es ist früher (S. 405) an Möser's Vertheidigung des Faustrechts erinnert worden, die hier in heitern Bildern zur poetischen Geltung kam: für die erste Bearbeitung des Götz war als Motto die Stelle aus dem eben erschienenen Usong bestimmt: „Das Unglück ist geschehn, das Herz des Volks ist in den Staub getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig." Die erste Bearbeitung wurde in raschem Wurf vollendet, und noch in diesem Jahr an Herder und die Straßburger abgesandt: nur als erster Entwurf. Der Dichter hatte die Biographie sehr benutzt, oft wörtlich, und auch für die eignen Zuthaten war ihm der Ton derselben sehr zu Statten gekommen; vielleicht nicht minder die Dürer'schen Portraits, für welche Goethe schon damals großes Interesse empfand. Aber was er aus der eignen Seele schöpfte, ist doch die Hauptsache. Sein Charakter ist halb im Götz, halb im Weislingen: dort das warme Gefühl für echte treuherzige Natur, die Abneigung gegen Pfaffen und Juristen; hier der unendliche Bildungstrieb, der ihn zu den Vornehmen führte, und der Wankelmuth, der eben die arme Friederike betroffen. Auch Bruder Martin ist er selbst, die Hindeutung auf Luther ist nur im Namen. Die glücklichen Figuren von Georg und Franz haben 50 Jahre hindurch allen möglichen Bühnendichtern als willkommene Muster gedient. Im ersten Entwurf ist die Handlung viel gewaltsamer: Adelheid's Schuld (in die auch Sickingen verwickelt wird) und ihre Strafe; der Bauernkrieg mit seinen wilden Leidenschaften und Missethaten; das Zigeunerlager mit seiner fremdartigen Scenerie (darin das Waldlied: „Im Nebelgeriesel,

im tiefen Schnee") sind viel breiter und in stärkern Farben ausgeführt; wir werden später versuchen, die Gründe der Umgestaltung anzudeuten.

Neben dem Götz arbeitete Goethe auch an einem Drama „Sokrates", wozu vermuthlich Hamann's Idee den Leitton gegeben hatte; zu diesem Zweck las er eifrig die Griechen, und würzte die Briefe an Herder, der ihn früher beschämt, daß er die Classiker wohl habe aber nicht lese, mit griechischen Citaten. — Gleichzeitig schrieb er unter der Maske eines Landgeistlichen für Toleranz, auch gegen die Heiden; gerade ein religiöses Gemüth müsse nachsichtig sein. „Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann, der mag so was Herrliches Niemand aufdringen." „Ich danke Gott für nichts mehr als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche sich in das Elend der Welt mischte, und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde . . . Wer wollte der Liebe Gottes Grenzen bestimmen? Ich weiß, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird." — Das ist ganz im Sinne des Frl. v. Klettenberg, ebenso der Eifer gegen die Rationalisten, und die Vertheidigung der Inspiration: „Wehe uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Commentaren die h. Schrift verstehn lernen will! Wollt ihr die Wirkungen des h. Geistes schmälern? Bestimmen die Zeit, wann er aufgehört hat an die Herzen zu predigen, und euern schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reich Gottes zu zeugen?" Auch die Katholiken nahm er in Schutz: „verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist!" Unter derselben Maske erschien die Abhandlung über „zwei wichtige biblische Fragen": was auf den Tafeln Mosis gestanden, und wie die „Gabe der Sprache" zu verstehen. Goethe hielt, im Gegensatz gegen die gewöhnlichen Ausleger, die als unecht aus der Schrift schieden, was dem sittlichen Bewußtsein der Gegenwart widersprach, die Auslegung für allein berechtigt, die das Charakteristische in den Vordergrund stellt.

Zu Ende des Jahres suchte Merck in Frankfurt Goethe auf, dessen Bekanntschaft er durch Schlosser machte; sie gefielen sich außerordentlich, und Merck regte durch sein unruhiges Drängen den jungen Freund weit lebhafter zum Schaffen auf als Herder mit seiner bittern Kritik. In den Ansichten begegneten sie sich völlig, und beschlossen, für die neue Richtung in Kunst und Kritik in den Neuen Frankfurter Gelehrten Anzeigen ein Organ zu gewinnen, die Schlosser redigiren, und an welchen, neben dem gesammten Darmstädter Kreis, auch Herder arbeiten sollte. — Gewaltig

war der Umschwung in der That, und es muß uns willkommen sein, daß gerade damals die alten Ideen sich noch zu einem Lehrgebäude zusammenrafften.

Sulzer hatte schon 1756 die Vorarbeiten für die „Allgemeine Theorie der schönen Künste in alphabetischer Ordnung" begonnen; 1760 wurde das Werk angekündigt, 1771 erschien der erste Theil, 1774 wurde es fertig. „Mit der Hauptsache," schrieb er selbst an Bodmer, „bin ich zufrieden; ich bin überzeugt, daß ich die wahren Grundsätze der Kritik gefunden, und jeden Zweig der Kunst, wo ihre besten Früchte wachsen, erkenne; aber in manchen besondern Artikeln hatte ich zuweilen nicht Zeit, zuweilen nicht Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu überlegen." „Ich habe," schreibt er in der Vorrede, „über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler bei der Arbeit an die Hand zu gehn. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann." — Das Werk ist ein Abklatsch aus Bodmer, aber im schulmeisterlichen Ton Gottsched's gehalten: man sieht, daß die beiden scheinbar feindlichen Richtungen am Ende zusammenlaufen. Der Noah wird dem Homer gleichgestellt; die Läuterung des sittlichen Gefühls gilt als der einzige Zweck der Poesie; gegen das „Ungeziefer" der Anakreontiker und gegen alle Spaßmacher erschallen ernste Strafpredigten. Die höchste Form der Poesie ist die Ode, die aus dem innersten Gefühl die echte Moral schöpft. Dazu gehört Genie, d. h. das Vermögen, sich aller erkennenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu bedienen. Nicht bloße Nachahmung, sondern Verschönerung der Natur ist die Aufgabe des Künstlers.

Während hier die alte Schule sich zusammenraffte, hatte die neue (Mitte 1771) ein wahrhaft revolutionäres Manifest erlassen: Briefe über den Werth einiger Dichter und andere Gegenstände, den Geschmack an der schönen Literatur betreffend. Die gemeinsamen Verfasser waren Mauvillon*), ein

*) Geb. 1743 zu Leipzig, seit 1756 im braunschweiger Carolinum; tritt als Ingenieur in hannoversche Dienste, verläßt dieselben 1763 und studirt zu Leipzig die Rechte; giebt das Studium plötzlich auf und wird 1766 Collaborator in Ilfeld; später Ingenieur und Hauptmann am Cadettencorps in Cassel; 1785 Major und Lehrer am Carolinum in Braunschweig; † 1794.

wilder Freigeist in religiösen, politischen und sittlichen Dingen, Atheist, Republikaner, Misanthrop und Lebensverächter, daneben mit einem gelinden Anflug von Mystik ausgestattet; später an der Spitze einer förmlichen Sekte von Freigeistern; und L. A. Unzer*): sie hatten sich 1766 in Ilfeld kennen gelernt und lebten seitdem in enger Freundschaft. — In diesen Briefen, auf die Herder mit seinen Freunden gar keinen Einfluß geübt, war der bisherige Geschmack völlig über den Haufen geworfen. — Zunächst wurde Gellert in seinen sämmtlichen poetischen Versuchen als armseliger Stümper dargestellt: aber auch als moralischer Schriftsteller wurde er weit über Gebühr gepriesen. Seine moralischen Vorlesungen seien, wie seine geistlichen Lieder, zwar gut für Leute ohne wissenschaftliche Bildung; der denkenden Welt zeigen sie nur die Spuren eines seichten Kopfs. Ueberall finde man das Lob des guten Herzens, d. h. der Temperaments-, Erziehungs- und Vorurtheilstugend. Die Folge sei, daß jeder Geck von gutem Herzen und sanften Empfindungen rede, daß es als der Gipfel menschlicher Tugend angesehen werde, eine mitleidige Thräne zu weinen. Alles sei voll von diesen wimmernden Seelen, diesen zärtlichen Freunden, diesen herzbrechend verliebten Mädchen. Die Tugend laufe auf Worte aus, und in süßlicher Empfindsamkeit gehe alle Männlichkeit und tapfere Gesinnung verloren: wenn das Vaterland in Gefahr komme, werde es ohne Vertheidiger sein. — Es macht Mauvillon Ehre, daß er die innere Verwandtschaft der leichtfertigen Anakreontiker mit den wimmernden Moralisten herausfühlte. „Zu der Tugend freilich, die auf festen Ueberzeugungen beruht, zu der Tugend der großen und starken Seelen tragen die Dichter des Weins und der Liebe so wenig bei, daß sie vielmehr fähig werden, dieselbe auszurotten. Diejenige Tugend aber, die in der Empfänglichkeit des Herzens für Rührungen besteht, die sympathetische Tugend, die das Vergnügen und die Bequemlichkeit Anderer zum Zweck hat, diese befördern sie. Wenn sie einen Einfluß auf die Denkart ihrer Leser ausüben, so bilden sie fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, keinem Menschen Leides thun, im Gegentheil ihrem Nächsten helfen, so viel sich's ohne Unbequemlichkeit

*) Geb. zu Wernigerode 22. Nov. 1748, † als Candidat der Theologie bereits 14. Jan. 1775. Er gehörte einer gesegneten literarischen Familie an. Sein Oheim J. A. Unzer, geb. zu Halle 29. April 1727, 1747 Arzt am Waisenhaus daselbst, 1750 in Hamburg, † 1799, hatte u. a. „Gedanken vom Einfluß der Seele auf den Leib" zur Vertheidigung der Stahl'schen Theorie geschrieben. Dessen Frau, Charlotte geb. Ziegler (gleichfalls aus Halle, geb. 1724), war wegen ihrer „Versuche in Scherzgedichten" (1751) von der Universität Helmstädt 1753 (ein Jahr nach Schönaich) zur Dichterin gekrönt, und war in Deutschland sehr berühmt. Die übrigens brave und solide Frau lärmte in diesen Gedichten wie ein Alter von Wein und Küssen. — Noch andere Verwandte hatten Gedichte drucken lassen.

thun läßt, und sich übrigens die Zeit in der Welt so gut vertreiben, als sie können. Sie machen die Menschen begierig nach Vergnügen, ungeneigt nach Großem zu trachten. Solche kleine Seelen braucht man bei unsern Regierungsformen: was sie weich und schwach macht, macht sie auch gut; wären sie ehrgeizig, so würden sie boshaft und tückisch. — Uebrigens ist es sonderbar, daß unsre Anakreonten, statt die Nation zur Freude zu verführen, sie durch Anatheme dazu verpflichten wollen."

Im Urtheil waren die Briefsteller doch ziemlich willkürlich. In die erste Classe der Dichter zählten sie Klopstock, Ramler, Geßner, Wieland (auch diesen nur wegen Musarion), Gleim; in die zweite Uz, Gerstenberg, die Karschin, Denis, allenfalls Bodmer, Kleist und Lichtwer; von Lessing dagegen, „ohne Zweifel dem größten und vollkommensten Prosaiker in Deutschland", heißt es: „er habe zwar gezeigt, zu welchem Grade der Vollkommenheit man es mit Fleiß, Studium und Uebung zu bringen vermöchte, ohne eben ein großes Genie zu haben; aber als Dichter könne er nicht einmal Anspruch auf eine Stelle in der zweiten Classe machen." Nicht einmal neben Bodmer und Denis! — Daß von Haller nur Doris und Marianne stehen blieb, ließ sich eher hören. — Rabener wurde ganz verworfen, statt dessen Liscow in den Vordergrund gestellt, Obersachsen wurde als das Land der kleinen Seelen bezeichnet, das allem freien Denken feind sei.

Ganz modern ist die Lehre, die Kunst müsse vom stofflichen Eindruck unabhängig sein. „Es versteht sich, daß mir des Dichters schöpferischer Geist lauter Dinge vorstellen muß, die mich interessiren. Kann er aus einem dem Scheine nach unbequemen Dinge etwas machen, das mich interessirt: Heil ihm! Ich bewundere ihn desto mehr. Aber auch das ist schon hinreichend, ihn in meinen Augen zum großen Dichter zu machen, wenn er nur weiß Gegenstände zu wählen, welche wichtig sind, und das Wichtige, das darin liegt, es besteht im Großen oder Reizenden, herauszuholen, um mir's zu zeigen. Dies ist die Haupteigenschaft aller Dichter und der Maßstab, nach dem ich sie abmesse. — Den Lehrdichter, wenn er nicht alle seine Sätze durch Gemälde, und zwar dichterisch bearbeitete Gemälde, durch den ganzen Schmuck der Einbildungskraft weiß sinnlich zu machen, streiche ich gänzlich aus der Zahl der Dichter weg. — Wer nur die interessirendste Erfindungskraft besitzt, das ist der Dichter, den ich in die erste Classe setze. Er dichte mir von Hirten oder Göttern, von Schlachten oder von Liebesgeschichten, er drücke die Begebenheiten und Empfindungen Anderer oder seine eignen aus; kurz, wenn er mich nur interessirt, so ist er mein Dichter und ich liebe ihn."

Goethe trat in den Frkf. Gel. Anz. den Ansichten des „Briefwechsels", namentlich in Bezug auf Gellert, im Wesentlichen bei. Freilich „ist es eine

undankbare Arbeit, Ketzer zu retten, wie es die Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist unserm Publicum beinahe eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsre jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden." Wenn er also aus Klugheitsgründen den heftigen Ton des Briefwechsels mißbilligt, so erkennt er doch in ihm „ein nützliches Ferment, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden." Herder ging in der Anerkennung noch weiter; er war der erste, der in der Allg. d. Bibl. ein wegwerfendes Urtheil über Batteux gab*). Wieland schloß sich an, ebenso, mit einigem Sträuben, die Göttinger. In Leipzig herrschte große Aufregung, selbst der stille Weiße gerieth außer sich. — Goethe sprach sich am ausführlichsten in einer Recension über Sulzer aus. — Dieser hatte behauptet: „die Natur wolle durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zur Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden." Goethe erwidert: „Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sei Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen, und ihm zum Trotz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen, deswegen sie denn auch überhaupt so adäquat disputiren. Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, Alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, Alles mit gleichem Rechte nebeneinander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch seine Kunsttriebe, scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß von Gutem zu genießen; bis es ihm endlich gelingt, die Circulation

*) Ueber Sulzer schrieb er: „alle kritischen Artikel taugen nichts; die meisten mechanischen nichts; die psychologischen sind die einzigen, und auch in denen das langwierigste, darbendste Gewäsch, so wie auch Landsmannschaft und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke leuchtet."

aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauch aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen."

Von den abstracten Theorien der Aesthetik hält Goethe nichts. „Wenn irgend eine speculative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler gerade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem? Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einflösse in's Instrument, der hätte mehr gethan als alle psychologischen Theoristen. Die Herren sind ja hoch droben im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die Alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen? — Gott erhalte unsre Sinnen, bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil die nun nicht überall zu haben sind, und es doch geschrieben sein soll, so gebe uns der Künstler ein Bild seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten; der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geistes, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt."

Am entschiedensten spricht sich der Umschwung des Geschmacks in derjenigen Dichtungsart aus, die noch vor kurzem die beliebteste gewesen war. Die Fabel wird nicht blos seltner, sondern sie nimmt eine ganz andere Wendung. Goethe zeigt in einer Recension, daß ursprünglich der Zweck der Fabel, als Induction die einzige Weisheit war, sich auf die Erdichtung von Beispielen beschränkte: „Nun fingen aber die Menschen an, mehr zu raisonniren als zu leben; man erfand Grundsätze und Systeme; zugleich entstand das Unding der

jonetten Gesellschaft, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel wieder aufhelfen: sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nicht mehr lehren, sondern amusiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte (Lessing). Man wollte zu ihr zurückkehren, und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Induction nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm." Seinen eignen Einfluß, der viel durchgreifender war, beschreibt Goethe nicht. „Adler und Taube" ist noch aus dem Jahr 1771: feurige Sprache, Tiefe der Empfindung, kurz in der Form das Gegentheil von dem, was man sonst gewohnt war; noch entschiedener aber in der Tendenz. Sonst exemplificirte die Fabel den gemeinen Volksverstand, die Spruchweisheit, die das einzelne Gemüth dem Gesammtgefühl unterordnet; jetzt vertheidigt sie mit schmerzlicher Heftigkeit, ja mit Leidenschaft die Eigenart, den verborgenen Genius des Einzelnen gegen diese Weisheit, die „wie eine Taube redet". Anpreisung der Regel war sonst, Abscheu gegen die Regel ist jetzt die Neigung der Fabel. So in sämmtlichen Fabeln von Merck und Herder: die letzteren mit ihren neuen und überraschenden Wendungen, ihren bissigen Anspielungen, die mitunter schwer zu verstehen sind, enthalten fast nur verhaltene Recensionen. Knebel spricht in seinen Fabeln fast klopstockisch, und selbst Claudius mit seinem Esel, der sich beklagt, die Natur habe ihm nichts als eine schöne Stimme gegeben, streift an die neue geniale Richtung. Lessing, der in der Bibliothek viel Gelegenheit hatte, sich mit der Geschichte der Fabel zu beschäftigen, bleibt auf seinem alten Standpunkt.

Mauvillon und Unzer hatten in der deutschen Poesie furchtbar aufgeräumt, sie ließen auch die englische nicht sehr gelten; Young verwarfen sie ganz, und an Shakespeare fanden sie viel auszusetzen. Statt dessen empfahlen sie die Italiener, ihrer rücksichtslosen Sinnlichkeit wegen, als die echte Schule des Geschmacks, namentlich den Ariost, den Mauvillon auch übersetzte. Ebenso wiesen sie auf die Vorzüge der spanischen Komödie hin (vgl. S. 340), von der eben Proben durch Zachariä und Gärtner herausgegeben wurden. Eine wichtigere Rolle spielt von nun an der Don Quixote, den Bertuch für jene Zeit sehr brav übersetzte, und der nicht blos auf Wieland, sondern auch auf Herder, Hamann (neben Rabelais) und Goethe den entschiedensten Einfluß übte: sie lernten von ihm erzählen, und die Welt mit jenem Humor auffassen, der zugleich mit Empfindung das Positive gelten läßt. „Don Quixote," schreibt Herder an seine Braut, „ist allerdings ein schön Buch. Insonderheit die Land- und Verliebten-Scenen haben so was Sonderbares, Halbfeenmäßiges, Spanisches und Zauberhaftes . . . Aber sonst ist Sancho

mein Held, und der Blick bleibt ordentlich, von allen Narrheiten Don Quixote's ermüdet, auf diesem guten Kerl mit all seinem Zeug von leibhafter Empfindung ruhen, wie von Roth und Goldgelb, worauf die Sonne scheint, auf der lieblich grünen Farbe. Ueber die Hauptfigur habe ich immer was Unangenehmes gefühlt, so schön und vortrefflich sie auch gezeichnet: aber es beleidigte so etwas in mir, was selbst Donquixoterie war, und wie Karl 12. in Bender Boileau zerriß, da er Alexander den Großen in seinen Satiren verhöhnt, so ging's mir innig nah, daß man, wie es auch sei, soviel Großes und Gutes an einem Menschen lächerlich machen könne ... Die kleinen Zwischengeschichten sind das Schönste — man wird so ruhig und sanft in den spanischen Feldern. Es ist in dem halb abenteuerlichen Spanischen so was Süßes, daß ich mir in Manchem, statt unsers deutschen Phlegma, den Charakter wünschte."

An innerem Behagen hatte Herder noch keineswegs gewonnen. Ende des Jahrs heißt es: „Wenn irgend ein Mensch das nicht ist, was er sein könnte und sein sollte, wenn irgend ein Mensch gleichsam für sich selbst nichts geworden ist, so bin ich's. Sehen Sie, das ist mein Bekenntniß der Sünde vor meinem eignen Herzen. Den ersten Grund kenne ich zu wohl: meine Einbildung überspannt sich immer zu sehr voraus, mein warmes Gefühl reißt mich immer zu sehr hin, und oft nachher, eben in den Augenblicken der Wirksamkeit, wenn's hie und da Trug erkannt, ermattet's, erschlafft oft zu sehr und liegt. Zwar bleibt mir alsdann noch immer gute Gewohnheit, und das Feuer der Empfindung und Thätigkeit kommt bald wieder zurück, wenn sie sich von diesem Stoß erholt hat: aber oft zu spät, und das ist die Ursache, warum bisher noch fast gar nichts Ganzes in meinem Leben aus mir geworden ist. Vielleicht keine einzige ganze That! Keine einzige vollendete Situation! ... Der in vielen Sachen am harmonischsten mit mir dächte, wäre vielleicht im ganzen Lande Niemand als mein Landesherr selbst: allein ein Landesherr, zu wie vielen Stunden kann er Mensch sein! und dabei bleibt er doch immer zu sehr Fürst! Und der unsrige ist gegen mich weichen Philosophen so sehr Held ... Der hiesige Ort ist nichts für mich — wer hat's vom ersten Augenblick an mehr gefühlt als ich! .. Ich sehe von allen Seiten nichts zu thun — und — kurz, ich habe in meinem Leben noch nichts gethan. — Ich könnte Ihnen tausend Mährchen von diesem Ort erzählen. Sie würden nichts glauben ... Ich bin auf die scheußlichste Art hierher verirrt — und doch — großes Wort! bin ich, recht kalt gesprochen, der Glücklichste von Bückeburg, Herr und Frau nicht ausgenommen. Doch auch das weiß ich nicht — wo weiß ich, wie sanft oder hart sich auf gewohnten Dornkissen ruht? ... Alle Dinge sind mir in meinem Leben wider oder ohne Willen begegnet; ich werde jetzt nicht anfangen zu sorgen, da ich just eben

hts thun kann. Ich allein — warum sollte ich nicht eine Zeitlang in den
ückeburger Bleigebirgen ausdauern? ich werde wahrhaftig auch dadurch
ser!“ — Unerwartet gestaltete sich das Verhältniß zum Bessern.

Den 1. Jan. 1772 erhielt er von der Gräfin, mit dem üblichen Neu-
jrsgeschenk, einen Brief. „Ich fange,“ schreibt er an Caroline, „zu leben
. Die Gräfin — wollen Sie Sich ein Bild der Carita, der Sanftmuth,
ebe und Engelsdemuth in einer Person denken, so denken Sie Sich sie . . .
nen Brief von solcher Denkart und süßer Seele! . . Ich konnte alles
nken, was der Schritt ihr gekostet . . . Ich antwortete ihr gleich, sagte
r alles Unnütze, wozu ich hier wäre, und Sie können Sich nicht denken,
e ich sie den Abend darauf, zum Concert eingeladen, fand — so schüchtern,
ruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philosophisch-moralische Pre-
gt, und entweder weil ich nun hörsamer und faßlicher war, oder weil sie
m den Brief gezeigt haben muß — kurz, er ist ganz anders! Ich habe
darauf besucht. Sie hatte die Sternheim gelesen. Ihre Bemerkungen
ren voll des feinsten Gefühls . . . Ihr Bild hat gleichsam durchaus
Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist: sie ist zart und schwächlich;
t ihrem Wochenbett liegt eine kleine Blässe auf ihrem Gesicht, wie ein
nmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht ist. So
mmt sie mir immer vor — sie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu
rechen, geht nicht an; es bleibt mir also nur übrig, von der Kanzel mit
r zu reden. Einen solchen Engel zu finden, wo man's nicht sahe, der vor
iem stand, und es durfte nur gleichsam eine Wolke zerfließen! — Ich will
einige Stunden widmen, und etwas über die Unsterblichkeit der Seele,
er das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt, in Form
iger sokratischen Gespräche schreiben.“

Die Gräfin wurde durch Herder von einer drückenden religiösen Aengst-
jkeit, in die sie durch frühern Umgang gerathen war, erlöst: „Ich weiß
ht, ist's Irrthum oder Wahrheit: mein Glaubensbekenntniß wird täglich
iner und kürzer und allgemeiner, Streben nach Licht aber immer nothwen-
ger, Grab und Tod immer heller.“ Als sanfter aber unabänderlicher Ge-
jrte begleitet sie der Gedanke des Todes und singt ihr die alten Weisen
s Ohr. „Wird das nicht Freude sein, wenn was der Tod entnommen,
s wird entgegenkommen und jauchzend holen ein! . . Mein Herze geht
Sprüngen und kann nicht traurig sein; ist voller Freud' und Singen, sieht
ter Sonnenschein; die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ;
s was mich singen machet, ist was im Himmel ist.“ Nicht minder einfluß-
ch war dieser Verkehr für Herder. Wenn er in trüben Stunden Alles
warz sah, suchte sie ihn mit den zärtlichsten Ermunterungen zu erheitern;

mit zarter Hand entfernte sie Alles, was ihm lästig werden konnte. Sie machte ihn auf die Poesie in den Liedern der böhmischen Brüder aufmerksam, deren Verständniß ihm dann bald die Musik vermittelte; sie machte ihn mit der Denkweise der Mystiker und anderer frommen Parteien in den beiden letzten Jahrhunderten, in deren Schule sie erzogen war, bekannt, er lernte auch an der Schwärmerei das Poetische würdigen, und sich mit dem Geist und Gang einer Religion des Herzens, des inneren christlichen Lebens, aussöhnen.

Der Graf unterhielt eine kleine Kapelle; dies veranlaßte Herder zu mehreren Cantaten, die von dem Kapellmeister Chr. Bach in Musik gesetzt wurden. Bei dem Tod des geliebten Zwillingsbruders der Gräfin (April 1772) schrieb er die „Auferweckung des Lazarus"; in derselben Zeit „Brutus" und „Philoktet". Es ist doch bezeichnend für Herder, daß er zu der ersten Operette durch Shakespeare begeistert wurde, ganz wie Wieland. Weder an Inhalt noch an Form gehn diese Stücke viel über Ramler hinaus. Später schrieb er noch die geistlichen Cantaten: die Kindheit Jesu, der Fremdling auf Golgatha, Michaels Sieg, die Pfingstcantate. Der Graf besaß die Höflichkeit des Herzens, dem Autor ein Interesse an seinen kleinen Schöpfungen zu zeigen und sich mit ihm darüber zu unterhalten.

In den Briefen nach Darmstadt geht die alte Quälerei fort: Leuchsenring, der in Bern zu den Füßen der Julie Bondeli gesessen — er schien in allen Dingen Wieland beerben zu wollen — war Ende Januar 1772 unerwartet wieder in Darmstadt eingetroffen, und hatte nach allen Seiten Mißverständnisse gestiftet; mit ihm Lila und Urania aus Homburg, denen der mephistophelische Merck denn doch huldigte, sehr zum Kummer seiner guten Frau. Herder bat Caroline, wenigstens seine einzige süße Schwester zu sein, worauf sie erwiderte, sie habe „himmlisch und unbefleckt sein süßes Selbst in ihre Brust eingegraben"; „ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, hohe Tugend auszuüben! Gott bewahre mich vor einer solchen Tugend, meine ganze Seele ist so zerrüttet und verwundet!"

Schon lange hatte Herder um eine Stelle in Göttingen unterhandelt; 7. bis 15. Febr. 1772 reiste er persönlich hin, und verkehrte hauptsächlich mit Heyne, der, jetzt 43 J. alt, als erster Bibliothekar, Secretär der Akademie der Wissenschaften und Redacteur der Gel. Anz. eine sehr einflußreiche Rolle spielte*). Herder war ganz entzückt von ihm, namentlich wegen der

*) Pütter, jetzt Geh. Justizrath, arbeitete 1772 anonym sein Religionssystem aus: „Der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist". Das Büchlein erlebte vier Auflagen. — Münchhausen war Nov. 1770 gestorben, bis

ästhetischen Wendung, die er den Alterthumswissenschaften gab. — Ihm theilte er auch seine Träume und Entwürfe mit, namentlich das Hauptwerk, das ihm seit langem im Sinne lag: „In einem Stück, das wir Alle auswendig wissen, glaube ich eine Rune gefunden zu haben, die unläugbar ist, seit Jahrtausenden verkannt ist, und die ich für das älteste Symbolzeugniß des menschlichen Geschlechts ausgeben kann. Meine Entdeckung ändert in der Theologie Quartanten und Folianten, giebt der ältesten Welthistorie die erste augenscheinliche Urkunde, der Chronologie den ältesten Zeitmesser, den Fingerzeig zur ganzen Kabbala . . . Spreche ich nicht wie ein Marktschreier?" — Der Genius flüsterte, wie er an Hamann schreibt, ihm immer zu, die „Urkunde" zu vollenden, aber er zweifelte an seiner Kraft. „Der Uebermuth, der an mir wie eine Blüthe schien, die doch schön ließ, verliert sich in Einsamkeit, Leidenschaft und Geschäften so, daß die schöne Blüthe abfällt, und, wenn kein Wurm kommt, noch einmal vielleicht Frucht werden kann."

Wenig Wochen nach seiner Ankunft in Bückeburg hatte Herder von der Berliner Akademie den Preis für die in Straßburg geschriebene Abhandlung über den Ursprung der Sprache erhalten; den Grafen erfreute es fast mehr als den Verfasser selbst; dieser sah nur neue Verdrießlichkeiten voraus. „Ich fürchte wieder vielen Widerspruch, Fragen und Streitschriften. Das Ding ist voll neuer Sätze, wirft ganze Wissenschaften von Lieblings-Ideen über den Haufen, und da es die 29. Schrift gewesen, die gewetteifert, so muß es viel Neider geben — und die Aussicht ist mir unangenehm: weil ich mein Streitgewehr so ziemlich verscharrt habe und haben wollte." — Zu den Concurrenten gehörte der junge Jerusalem in Wetzlar, der zu einem ähnlichen Resultat gekommen war wie Herder: nämlich daß die Sprache vom Wesen der menschlichen Seele unzertrennlich sei, daß ihr Ursprung also insofern göttlich sei als die Seele selbst ein Odem Gottes; ebenso gegen die rohen Materialisten wie gegen die Theologen (Süßmilch). Auch bemühte sich Herder, den Weg zu zeigen, auf welchem der Mensch auf die Erfindung der Sprache habe kommen müssen. „Der Mensch reflectirt, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirkt, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinne durchrauscht, eine Welle absondern, aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne durchstreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln kann: wohlan! Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! mit ihm ist die Sprache entstanden."

zum letzten Augenblick für die Universität thätig. — Achenwall starb April 1772; als neue Kraft trat Meiners ein, geb. 1747 zu Oterndorf, der auf eine Reform der Philosophie ausging. Gleichzeitig schrieb Schlözer die „Allgemeine Nordische Geschichte".

Febr. 1772 wurde die Abhandlung gedruckt; gleich darauf schrieb der Graf, der sich auch für Kant's Geisterseher sehr interessirte, an Herder: „Ich habe sie zweimal durchgelesen, nicht allein wegen der Vortrefflichkeit der Schrift an sich, sondern auch um zu finden, was darin Anlaß geben könne, was der H. Cons. Rath mir geäußert, er wünsche aus verschiedenem Betracht dieselbe nicht geschrieben zu haben. Ich begreife nicht, wie es gereuen kann, der Verfasser einer Schrift zu sein, bei welcher Scharfsinn und Genie die Feder geführt. Freilich ist bei Gegenständen dieser Art unvermeidlich, daß Fragen, Einwürfe, Zweifel und Wünsche übrig bleiben. So könnte man z. B. wünschen, klar einzusehn, daß der Satz von der progressiven Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, woraus so richtig aus den vorhergehenden Sätzen geschlossen wird, wirklich durch Erfahrung und Geschichte bestätigt werde. Vermuthlich würde auch dies deutlicher einzusehn sein, wofern wir eine allgemeinere und zugleich genauere Wissenschaft von den Fähigkeiten, Kenntnissen, Tugenden und Untugenden aller Völker und Zeiten hätten, und nach solchen Datis die verschiedenen Verhältnisse der Werthe des menschlichen Geschlechts von Zeitalter zu Zeitalter vergleichen und bestimmen könnten. Möchte nicht auch gefragt werden können: werden die Kenntnisse der Menschen von Zeitalter zu Zeitalter wirklich gehäuft? oder müssen nicht bei folgenden Generationen viele nothwendig wieder verlöschen? Ferner: in welchem Sinn ist Vermehrung der Kenntnisse und Verbesserung des Menschen einerlei?"

Im Ganzen fand die Abhandlung eine sehr freundliche Aufnahme. „Merke," schreibt Lavater an Zimmermann, „daß so was in Deutschland noch nicht gesehn worden, und daß unter uns ein großer Prophet auferstanden, und wahre himmlische Weisheit uns wieder heimsuchen will." Nur Hamann war unzufrieden, und äußerte sein Mißfallen durch Sticheleien in der Königsb. Z. (30. März)*), die zwar außer Herder Niemand verstand, die aber diesen sehr ängstigten. Es folgte noch Einiges, z. B. der „Ritter vom Rosenkranz"; mit Behagen bezeichnete Hamann sich selbst als den Magus des Nordens, als alten Faun, Pan und Satyr; die Berliner wurden nicht klug daraus, ob er für den göttlichen oder den menschlichen Ursprung

*) „Ein Anderer mag es wagen, an den Offenbarungen eines Galilei, Keppler, Newton zu zweifeln: mir wenigstens hat der handfeste Glaube eines Voltaire und Hume an diese Theorien ihre evangelische Gewißheit mehr als einmal verdächtig gemacht; auch läßt es sich kaum zusammenreimen, daß unsre heutigen Musen in himmlischen Entdeckungen so durchdringend und zuverlässig, hingegen in ihren häuslichen Angelegenheiten so benebelt sind." — „Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen, geheimen, unaussprechlichen, aber desto innigern Vereinigung, Mittheilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen

er Sprache sei. Daß Hamann damals äußerst verdrießlich war, liegt zum Theil an seinen Umständen: man hatte seinen Monatsgehalt von 60 Thlr. allmälig auf 25 reducirt, und damit mußte er sich fortan behelfen.

Leuchsenring, der im Febr. und März beständig zwischen Darmstadt und Coblenz, zwischen Caroline und Sophie umherflatterte, und daneben eifrig mit Julie correspondirte, hatte es endlich dahin gebracht, daß jeder auf jeden eifersüchtig war. Im Febr. kam auch Goethe mit Schlosser nach Darmstadt, und entführte Anfang April Merck, der anfing, „ernstlich verliebt" in ihn zu werden, nach Frankfurt, Homburg zu Frl. v. Ziegler und nach Coblenz, wo sie sehr gut aufgenommen wurden. — „Sophie," erzählt Merck, „est une femme du grand monde, qui a les manières les plus nobles; elle parle mieux français qu'allemand, et son esprit passe avec une facilité surprenante de la conversation la plus réflective aux attentions les plus légères qu'il faut à ceux qui nous environnent. Elle prend son masque d'insensibilité comme elle veut, elle sait aussi le déposer, quand elle veut." Noch in demselben Monat brachte er sie nach Darmstadt mit. „Stellen Sie Sich vor," schreibt Caroline, „wie uns auf den Kopf geschlagen wurde, für unser Ideal der Sternheim eine feine zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt mit tausend kleinen Zierrathen, ungeachtet sie keine Blonden trägt, eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstand zu sehn. Sie tritt sehr leicht auf, wirft jedem einen Kuß mit der Hand zu; ihre schönen schwarzen Augen sprechen rechts und links und überall, und ihr Busen wallt noch so hoch, so jugendlich, daß — kurz sie hat uns mit ihrer Coquetterie und Repräsentation nicht gefallen. Mir hat sie etlichemale mit einem recht silbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, gesagt, daß sie mich liebte; aber es war Almosen, und ich hörte ihren Silberton, der mich so rührte, bei jeder andern Gelegenheit. Oeffentlich sagte sie zu Dr. — vous êtes un homme aimable; und gleich darauf: c'est un homme sur une tapisserie. Was für eine Leichtigkeit mit Menschen umzugehn! .. Sie und ihre Tochter Maximiliane regierten die Gesellschaft mit Witz, und ich saß so einfältig dabei und hatte nur Augen und Ohren; denn diese Erscheinung war mir doch zu seltsam."

Nicht lange darauf fanden sich auch Frl. v. Ziegler (Lila) und Frl.

Alles was der Mensch von Anfang hörte, mit Augen sah, beschaute, und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Wort im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel." — „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch den Scheidebrief geschrieben, daß sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat."

v. Roussillon (Urania) ein, und mit ihnen Goethe: zu Fuß aus Frankfurt, wie er jetzt gewohnt war; unterwegs hatte er „Wandrers Sturmlied" vor sich hingesummt: ein halb feuriger, halb humoristischer Dithyrambus, in welchem der Liebling der Götter selbst einem wüsten Regenwetter Behagen und Lebensmuth abgewinnt. In Darmstadt streifte er mit den Mädchen durch die Wälder, und las ihnen Lieder aus Shakespeare und Scenen aus dem Götz vor — Merck übersetzte gleichzeitig Volkslieder aus Percy. Aber auch die Persönlichkeit forderte ihre Rechte: in „Pilgers Morgenlied" an Lila schildert er die „Wonne, als zum erstenmal du dem Fremdling ängstlich liebevoll begegnetest, und mit einemmal ew'ge Flammen in die Seel' ihm warfst!" Und noch wärmer an Urania seine Erinnerung: „ich seh' mich schüchtern eure Hände fassen, bittend blicken, eure Hände küssen — eure Augen sich begegnen, auf mich blicken; werfe den hoffenden Blick auf Lila: sie nähert sich mir, himmlische Lippe! und ich wanke, nahe mich, blicke, seufze, wanke — Seligkeit! Seligkeit! Eines Kusses Gefühl! — Mir geben die Götter auf Erden Elysium! — Ach, warum nur Elysium!" „Wäre Goethe von Adel," schreibt Caroline 8. Mai an Herder, „so müßte er Lila heirathen, diesen Engel an Empfindung!" Es kam ihm indessen mehr auf das allgemeine Liebesgefühl an: „Allgegenwärtige Liebe! durchglühst mich; beutst dem Wetter die Stirn, Gefahren die Brust; hast mir gegossen ins früh welkende Herz doppeltes Leben: Freude zu leben, und Muth!" — Auch Caroline sollte nicht zu kurz kommen: Goethe grub in einen Fels seinen Namen ein, und verehrte ihr ein Weihgedicht, worin er mit zarter Huldigung ihre Trauer beklagte, was Herder so verdroß, daß er in einem Gegengedicht Goethe warnte, nicht zu übermüthig zu werden; zwar sei er krank und Goethe gesund, aber er sei ein Falk und Goethe nur ein Specht, und wenn der Falk einmal gesund seine Schwingen regte, würde der Specht weit zurückbleiben.

Alle diese Gedichte, in freiem Rhythmus geschrieben, erinnern gleichmäßig an Klopstock, Hamann, Pindar und Ossian; welch ungeheurer Gegensatz gegen die „Mitschuldigen"! Ihren höchsten Ausdruck gewann diese Stimmung im „Wanderer", jenem wunderbar schönen Gedicht, das, zum großen Theil schon im April in Darmstadt Carolinen vorgelesen, im Anfang des nächsten Monats ihr vollendet zugesandt wurde. Keine seiner Dichtungen zeichnet so rein und voll die wunderbare Doppelnatur des Dichters: hier der rastlose Drang nach einem unbestimmten Ideal im Reich der Kunst, dort die leise Sehnsucht nach dem lieben, unschuldigen Weibe, nach der Ruhe getheilter Glückseligkeit; jene Doppelnatur, die sich schon an Friederiken geltend gemacht. Wenn einige Zeit darauf Faust ungestüm ausruft: „Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh!" so ist das leidenschaftliche Steigerung;

der „Wanderer" läßt viel tiefer und inniger die Berechtigung beider Stimmungen für den guten Jüngling durchfühlen, der alle Freuden des Genius in vollster Kraft auskostete, aber den Schmerzen, die er andern bereitete, seinen eignen Busen nicht verschloß. Es war nicht blos Reue, sondern es fehlte ihm etwas. „Wen die Götter lieb haben," heißt es im Götz, „dem geben sie ein gutes Weib."

„Süße Theilnehmerin meiner Unbehaglichkeiten und Albernheiten!" nennt Herder einmal seine „hochgeschätzte Freundin", die er mehr quält als je, theils durch Kälte, theils durch Anbetung, während sie sich selbst als eine welke Rose bezeichnet: „Wenn ich daran denke, den Wanderstab anderswohin setzen zu wollen, so weiß ich nicht, wie zitternd ich ihn jetzt setze, um ihn gewiß zu setzen. Man hat mich in Göttingen auf alle Weise dahin bereden wollen. Es ist wahr, der Ort hat mir jetzt auch sehr gefallen, das Professorleben jetzt auch weit mehr als sonst: da ich hier die ganze elende Nichtigkeit des Pastorlebens fühle, und jenes doch für mich und zu wahrem Zweck auf der Welt ganze, freiere Anwendung meiner Kräfte in Lebens- und Denkart ist." . . . „Und hinter alle den Scheidewegen ist Bückeburg nun der Platz, wo ich stehe! wo ich liege! wo ich keinen Freund, keine Seele habe, für die ich da bin, wo ich modre und vom Schauplatz der Welt in eine Grube getreten bin . . . ich höre auf zu schreiben. Es ist eine elende Welt für Menschen von Gefühl und Brust! — Koth und Wurm und Erde hat gut leben, für alles Andre ist's Tand, Unrath — Traum! — Nichts! . . . Sie werden die Hälfte nicht verstehn und über die andre Hälfte lächeln. Auch darin haben Sie recht. Was wir Schicksal nennen, ist so oft nur entweder Einbildung oder Folge unsrer Schuld, oder Uebergang, oder Unbedachtsamkeit und Unbestimmtheit — kurz, Schatten im Gemälde: das ist meins, eins und alles zusammen. — Bückeburg ist der Ort, wo ich gesunden Verstand bekommen soll und mit Gottes Hülfe bekommen werde."

Auch Goethe war es im Vaterhause immer unbehaglicher geworden; er wußte endlich seinen Vater zu bestimmen, ihn zur praktischen Fortbildung an das Reichskammergericht zu Wetzlar zu schicken, wo er Mitte Mai 1772 eintraf. Hier fand er eine lustige Gesellschaft vor, einen possenhaften Ritterorden, aus jungen Diplomaten zusammengesetzt, der sich mit allerhand Narrenstreichen beschäftigte, und in den er, seines fast schon fertigen Stücks wegen, als „Götz der Redliche" aufgenommen wurde: auch als Mitarbeiter der Frankf. Gel. Anz. war er den „schönen Geistern" von Wetzlar bereits empfohlen. — An der Spitze des Ordens stand ein verwildertes Genie, v. Goué, vorher Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel, geb. 2. Aug. 1743 zu Hildesheim, stark dem Trunk ergeben und bei aller Neigung zu Possenstreichen zuweilen von Selbst-

mordgedanken heimgesucht: er hatte das Jahr vorher eine Reihe wüster Trauerspiele veröffentlicht: „Donna Diana", „Iwanette und Stormond", „Die Einsiedler und Dido", und disputirte gern über Philosophie. — Eine andere Seite der Bildung vertrat Gotter (vgl. S. 392), der als gothaischer Legationssecretair in Wetzlar lebte, aber noch immer mit Boie und Knebel in lebhaftem Briefwechsel stand. Seine überwiegend französische Bildung weckte in Goethe alte Erinnerungen, sie bemühten sich gemeinsam, die echten Regeln der Dichtkunst zu entdecken, doch war Goethe's Einfluß groß genug, Gotter in der nächsten Zeit zu einigen recht starkgeistigen Episteln zu bestimmen.

Als Goethe einmal lustig im Grase lag, und mit Goué und einigen andern Philosophen über die höchsten Probleme der Metaphysik disputirte, führte ihm Gotter einen Bekannten zu: J. Chr. Kestner, geb. 28. Aug. 1741, einen Beamten aus guter hannöverscher Familie, der bei seinem Talent und seiner Arbeitskraft eine baldige ansehnliche Anstellung im Staatsdienst erwarten konnte. Auf diesen höchst soliden Mann machte Goethe einen so großen Eindruck, daß Kestner denselben schriftlich zu fixiren versuchte.

„Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst wie sie wären zu denken und zu sagen. — Er ist in allen seinen Affecten heftig; hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr, und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. — Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. — Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben; er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. — Er haßt zwar den Skepticismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten: denn, sagt er, ich bin

dazu nicht genug Lügner; zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsre Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat viel gethan, und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brodwissenschaften." — Am Rande des flüchtig hingeworfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Kestner war mit der blauäugigen Lotte, der Tochter des Amtmann Buff (geb. 11. Jan. 1753), zwar nicht verlobt, aber so gut als verlobt. Bei diesem Mädchen wurde Goethe 9. Juni 1772 eingeführt*); er hatte also den Bräutigam vorher kennen gelernt. — Die weitere Geschichte erzählt der erste Theil des Werther, den wir nicht zu copiren gedenken: Werther ist Goethe, ohne seinen überquellenden Lebensmuth und seine Gewalt über die Menschen; Albert ist Kestner ohne seine warme, innige und liebevolle Hingebung.

Mit Herder blieb Goethe in dauerndem Verkehr, obgleich er sich zuweilen an ihm ärgerte: „künftig," schreibt er ihm einmal, „soll euch in euer Recht, euerm Mädchen melancholische Stunden zu machen, kein Eingriff geschehn." Als Herder darüber besorgt wurde, tröstete ihn Caroline: „Du bist ein so gutherziger, ehrlicher Junge, daß du dich gleich erschrecken läßt!"

Eifrig studirte Goethe um diese Zeit die Alten; seine Briefe sind mit griechischen Citaten gespickt; erst den Homer, dann, des „Sokrates" wegen, Plato und Xenophon; darauf Theokrit und Anakreon; endlich den Pindar, bei dem er stehn blieb, in dem er schwelgte, und der auf seine damaligen Dithyramben großen Einfluß übte. — „Den Homer," erzählt Herder, „fing Goethe in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge, sowie von Allem, so auch von Humor in ihm, diesen nämlich nicht wie britische Wolke, sondern griechisch-

*) Nachdem er schon im Mai den „Wanderer" fertig an Caroline Flachsland geschickt: es war also ein Phantasiespiel, wenn er später Kestner versichert, der Eindruck Lotten's habe ihn hervorgebracht.

asiatischen Sonnenglanz gedacht.“ Goethe sprach sich in mehreren Kritiken, ganz in Herder's Sinn, bitter über die schulmeisterliche Auffassung des Homer aus, und wies auf den rechten Weg hin, ihn auszulegen: „In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Aristoteles noch Batteux Dienste leisten. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich sein. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt.“

„Wir wissen fast nicht mehr,“ fährt Goethe fort, „ob wir wünschen sollen, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsre empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens idealische freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter bald sich blos durch seine Einbildung im Flug erhalten kann. Die Alten trieb die Natur zum Singen wie den Vogel in der Luft; uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, und darum sind unsre besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur Copien. Und daraus entspringt die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit.“

„Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühn, der voller Jugendkraft, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe ... den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Sympathien endlich eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verspottete ... Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirr der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe entfaltet hat ... Dann wird Wahrheit in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale.“

Um die Mitarbeiter der Neu. Frkf. Gel. Anz. näher an einander zu knüpfen, war ein Congreß in Gießen verabredet, der Aug. 1772 stattfand: Goethe, Höpfner aus Gießen, Merck, Wenck, Petersen aus Darmstadt, und die beiden Schlosser, von denen der jüngere sich mit Cornelie verlobt hatte. Von da begleitete Merck Goethe 20. Aug. nach Wetzlar, wo er Lotte sehr schätzen lernte, aber doch das Seinige that, das völlig unhaltbare Verhältniß zu lösen. Goethe, viel kräftiger und entschlossener als Werther, sah selber die Nothwendigkeit der Abreise ein. Es ist interessant, den Bericht Kestner's vom 10. Sept. mit den Schilderungen des Werther zu vergleichen.

„Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen u. s. w., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen würde."

Nachts auf seinem Zimmer schrieb Goethe: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen gehe ich. O mein armer Kopf!" — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte — ach! mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete! Ich bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Natürlich entstand großer Schreck. Wenn aber den jungen Dichter wirklich Selbstmordgedanken durchzuckten, so gingen sie nicht tief, seine unverwüstliche Lebenskraft stellte das Gleichgewicht seines Gemüths sofort wieder her. — Von Wetzlar ging er zu Fuß die Lahn herauf nach Ems, von da zu Schiff nach Coblenz, wo er von Sophie Laroche sehr freundlich aufgenommen wurde. — Sophie lag daran, Vorfechter für das Frl. v. Sternheim

zu gewinnen; und wacker nahm sich Goethe des Buchs gegen die übrigen Recensenten an. „Die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört." — „Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Helden würde betragen haben; und also betrachtete sie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments." — Ein stärkerer Magnet als die doch schon alternde Dame war für Goethe ihre schöne Tochter Maximiliane, für die er sofort eine ziemlich heftige Neigung faßte. — Gleich darauf kam Leuchsenring aus Düsseldorf von den Jacobi's an, für die man Goethe umsonst zu gewinnen suchte*); nun wurden Tagebuchblätter, Briefe und andere Herzensergießungen vorgelesen: Laroche ging in solchen Fällen immer heraus, während Goethe gern zuhörte. Der Friede wurde etwas gestört, als auch Merck mit seiner Frau erschien und Leuchsenring mit bitterm Spott verfolgte. Der närrische Flatterer reiste von da nach Paris, Goethe ging mit Merck zu Schiff nach Mainz, und von da nach Frankfurt, wo er 21—24. Sept. den Besuch Kestner's empfing, der sich mit Merck's, Schlosser und Cornelie sehr gut unterhielt, und zu seinem Trost wahrnahm, daß Goethe auch in Frankfurt zärtliche Verhältnisse zu jungen Damen hatte. Gleichwohl empfing er nach seiner Rückkehr leidenschaftliche Briefe: „Goethe folgt," schreibt er an v. Hennings, „seiner nächsten Idee, und bekümmert sich nicht um die Folgen, und dies fließt aus seinem Charakter, der ganz Original ist." In demselben Brief beschreibt er dem Freunde das Verhältniß Goethe's zu Lotte

*) Und doch bestand schon damals eine gewisse Seelenverwandtschaft. F. H. Jacobi schreibt 27. Oct. 1772 an Wieland: „Es belustigt mich nicht wenig, wenn ich mich der Zeiten erinnere, wo ich bei einer jeden Sinnesänderung, die ich erfuhr, dachte, ich hätte einen großen Schritt näher zur Weisheit gethan, und mich wunderte, wie ich wenige Tage, ja oft nur wenige Stunden vorher ein so großer Thor sein konnte. Nachdem ich aber ein Paarmal abwechselnd in dem, was mir Thorheit gedäucht hatte, wieder zum weisen Mann, und in dem, was mir Weisheit gedäucht, wieder zum Thoren geworden war, da lernte ich die Sache besser einsehn: ich bemühte mich um die Kenntniß meiner besondern Natur; ich beobachtete mich sorgfältig und genau, und sammelte auf diese Weise nach und nach einige stehenbleibende Begriffe, welche mich immer weiter leiteten. Nun habe ich es soweit gebracht, daß, wenn ich mich in einer gewissen Verfassung des Körpers oder des Geistes befinde, in welcher es mir unmöglich ist, bis auf das Wahre, soweit ich es zu erkennen fähig bin, durchzudringen, ich mir wenigstens bewußt bleibe, daß ich mich in dieser Verfassung befinde: alsdann enthalte ich mich, über etwas schließlich zu urtheilen. An solchen Tagen spiele ich den Alchymisten, und wenn ich auch kein Gold herausbringe, so finde ich doch oft etwas Anderes in meinem Tiegel, was mich für meine Mühe belohnt."

n Wetzlar: „Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei ich doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten Menschen machen kann. Meist dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehn konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand." Goethe selbst erzählte ein halbes Jahr darauf seinem Freunde, er habe noch in Wetzlar einem Bekannten, der sich zweifelhaft äußerte, geantwortet: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten; betrügt sie mich, und wäre sie so ordinär — der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschaft." — In der That wäre es für Lotte ein Unglück gewesen, hätte Kestner zu große Bescheidenheit gezeigt; die Geschichte mit Friederike würde sich wiederholt haben.

Das gute Mädchen, von seiner schweren Krankheit genesen, hatte inzwischen einen neuen Verehrer gefunden. In derselben Zeit, wo Goethe n Lotten's Nähe kam (Ende Mai, Anfang Juni 1772), war Lenz, der im Gefühl gegen Goethe stets zwischen Bewunderung und Eifersucht schwankte, in Sesenheim gewesen, und hatte sofort Liebe empfunden: „Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre." „Eine Wunde heilt allemal angsamer als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft überwände, wird doch der stille Wunsch ewig nicht aus meinem Herzen gereutet werden." Eine Idylle „die Liebe auf dem Lande" ist ein Schattenriß dieser Verhältnisse: „Ein Candidat . . . kehrt' einst bei einem Pfarrer ein. Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich, vor Kummer krank, doch Engeln gleich: sie hielt m halberloschnen Blick noch Flammen ohne Maß zurück, all' jetzt in Andacht ingehüllt, schön wie ein marmorn Heilgenbild. War nicht umsonst so still und schwach, verlaßne Liebe trug sie nach . . . Der Weiber-Güt' und Duldsamkeit ist grenzenlos wie Ewigkeit . . . Denn immer, immer, immer doch schwebt ihr das Bild an Wänden noch von einem Menschen, welcher kam und ihr als Kind das Herze nahm: fast ausgelöscht ist sein Gesicht, doch seiner Worte Kraft noch nicht, und jener Stunden Seligkeit, ach jener Träume Wirklichkeit, die, angeboren Jedermann, kein Mensch sich wirklich machen kann. — —"

In der neuen poetischen Richtung, der es mehr auf Stimmung als auf Handlung ankam, hatte man des Theaters wenig geachtet. Klopstock's „David", der in diesem Jahr erschien (vgl. S. 271), war nicht für die Auf-

führung. In Klopstock's Verhältnissen hatte sich wenig geändert, trotz der großen Revolution, Jan. 1772, die Struensee stürzte. Struensee wurde 28. April hingerichtet, nachdem man sich vorher bemüht, ihn zum Christenthum zu bekehren. Sein alter Gegner, Gr. Bernstorf, Klopstock's Gönner, war schon vorher, 18. Febr., in Hamburg gestorben. In Dänemark beginnt jetzt allmälig die Reaction gegen den deutschen Einfluß.

Inzwischen geschah der größte Schritt in der Entwickelung der dramatischen Kunst der Deutschen durch Emilia Galotti. Lessing, der seit Anfang des Jahres eifrig daran gearbeitet, war damit ziemlich fertig, als er 16. Febr. 1772 einen Besuch von Eva König erhielt, die aus Hamburg nach Wien durchreiste, um die Geschäfte ihres verstorbenen Mannes abzuwickeln. Der sehr lebhafte Briefwechsel der beiden heimlich Verlobten hat nicht den geringsten romantischen Reiz; ein desto erfreulicheres Zeugniß legt er für den sittlichen Werth der edlen Frau ab.

Der erste Entwurf der Emilia ist von 1758; der Zweck war, wie Lessing sich selber ausdrückt, eine modernisirte, von allem Staatsinteresse befreite Virginia. Zur Zeit der Dramaturgie wurde es frisch bearbeitet: die Orsina kam dazu, vielleicht durch Anregung der Hensel, welche auch später die Rolle am besten darstellte. Die neue Ausgabe seiner Trauerspiele veranlaßte Lessing nun, das Stück zu vollenden. Die Berliner Freunde, sein Bruder (der sich eben sehr auf das Dramatische geworfen hatte, und z. B. einen Masaniello schrieb), Moses, Nicolai, waren äußerst gerührt und entzückt, namentlich über das Feuer in der Handlung, die Natürlichkeit der Sprache, die scharfe Zeichnung der Charaktere; doch hatten sie manches auszusetzen: Emilie war ihnen zu katholisch, auch ihre Furcht vor dem Prinzen schien ihnen unbegründet; Appiani zu träumerisch; Orsina (auf die Lessing sich etwas einbildete) drängte sich zu sehr vor. — Lessing ließ keinen dieser Vorwürfe gelten. Es sei gar nicht seine Absicht gewesen, Emilie zur Hauptperson zu machen. „Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack. Wenn Aristoteles von der Güte der Sitten handelt, so schließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam."

13. März 1772 — an demselben Tage wurde das Stück zum erstenmal in Braunschweig aufgeführt — schickte es Lessing an den Herzog: mit einem gewissen Trotz entschuldigt er sich, andere Arbeiten zu treiben als bibliothekarische; aber er habe es schon geschrieben, ehe er sein Amt angetreten. — Der Aufführung mochte er nicht beiwohnen, und als die Freunde — Ebert, Eschenburg u. s. w. — in jubelndes Entzücken ausbrachen und ihn als

zweiten Shakespeare begrüßten, antwortete er äußerst kühl. Das Publicum hielt das Stück für eine Satire auf die Marquise Branconi, die schöne Maitresse des Herzogs*), und so wenig Lessing an die Branconi gedacht hatte, so war das Publicum doch nicht ganz auf falscher Fährte.

Ramler's Kritik in der Voss. Z. — 28. März — war die erste. Er hielt sich vorsichtig, sprach nicht in seinem eignen Namen, sondern im Namen der Liebhaber des Stücks. „Sie finden darin wahre Charaktere geschildert; nicht solche, die gar keinen Schein von Fehlern haben, sondern solche, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann. Sie finden ferner, daß die Charaktere vortrefflich von einander abstechen, nicht wie Schwarz und Weiß, sondern so wie sie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen. Da die Scene in Italien ist, so hat der Dichter nicht allein Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Religiösen, der Biedermänner, der Räuber und Mörder überhaupt geschildert, sondern er hat noch Vieles von dem Eigenthümlichen des Landes hinzuzuthun gewußt. Seine Sprache ist die Sprache der mannigfaltigen Natur, die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studirstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bei welchem die Princessin Tochter und der tapfere Vater, der alte Bediente und die junge Vertraute dieselbe declamatorische Sprache führen. Nachdenkliche Leser finden bei jedem Schritt Sachen: nicht oft gesagte, sondern neue, selbst gedachte und lehrreiche Sachen, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollten. Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können. — Die Ankündigung des Inhalts ist ungezwungen und schön in Handlung gebracht. Die geringsten Umstände haben Folge, und dienen entweder den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. Die letzte Entwickelung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet und wird unsern Augen bis an's Ende glücklich entzogen. — Von dem bekannten Hauptzweck dieser und einer jeden wahren Tragödie sagen wir nichts; wir hätten aber Lust, an die Spitze des Stücks jene königlichen Worte zu schreiben: Et nunc reges intel-

*) Zimmermann, der dieselbe Sept. 1772 besuchte, schreibt: „Diese Venetianerin ist das größte Wunder von Schönheit, das in der Natur existirt, und hat die besten Manieren, die edelste Sittsamkeit und den aufgeklärtesten Verstand. Ihr Unterhalt muß den Herzog sehr viel kosten, denn sie ist logirt wie eine Königin." Nicht minder enthusiastisch sprachen sich später Goethe und Lavater aus, mit dem sie viel Empfindung, Physiognomik und Religion trieb.

ligite! erudimini, qui judicatis terram!" — Daß Lessing über diese durchaus verständige Recension ungehalten war, hatte seinen Grund in Nebensachen.

Die Aufführung fand in Berlin 6. April statt, und wurde dreimal hinter einander wiederholt. Das Stück schlug durch, wenn auch Eberhard äußerte, es sei ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum erst hineinwachsen müsse. „Viele," erzählt Nicolai, „halten es für unnatürlich, daß der Vater seine geliebte Tochter blos aus Besorgniß der Verführung erstechen könne*)." Nicolai selbst wünscht, daß man von der Verführung etwas sehn möchte: ‚daß Emilia zwar nicht wankte, aber doch in einige Verlegenheit geriethe.'

Diesen und ähnlichen Ausstellungen gegenüber bewies Lessing nicht eben eine große Geduld. Seinem Bruder schreibt er: „wer dir von mir und dem neuen Stück etwas Anderes sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen, dem glaube ja nicht!" Und an Nicolai: „Ich will darauf schwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meisten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur untersuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine solche Untersuchung nicht wieder auffrischen." In den Briefen jener Zeit ist die Anerkennung sehr groß.

„Welch ein Stück!" schreibt Boie 1. Mai an Knebel. „Ich glaube, man kann tadeln, aber daß mir nur Niemand ein deutsches oder ein ausländisches Stück mit Emilia Galotti vergleiche! Was darin vielleicht nicht nach unserm Geschmack ist, das ist nicht so, weil's der Verfasser nicht anders machen konnte, nein, weil er's so machen wollte. Alles ist nach seinem System. Die ganze Emilia war sicher in seinem Kopf so da, wie sie ist, ohne ein Wort niedergeschrieben zu haben. Selbst der Streit über dies Stück, der hier und da sich regt, ist mir sehr, sehr lieb. Es ist ein Beweis, daß uns die schönen Wissenschaften nicht mehr so gleichgiltig sind wie vor zehn Jahren. Minna erregte wenig Widerspruch; Sara gar keinen." — Und diese Stimmung herrschte in dem ganzen Göttinger Dichterkreise.

15. Mai führte Schröder in Hamburg, der schon vorher seine Schauspieler in der Lectüre des Stücks geübt, die Emilia auf: zum erstenmal gab

*) Claudius schreibt: „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüstigen Teufel gehn können, und keiner hätte wagen sollen, mich anzurühren!" Auch Goethe äußerte später gegen Eckermann, Emilie müsse den Prinzen lieben, sonst sei sie ein „Luderchen".

er eine ernste Rolle, den Marinelli, die er später mit dem Angelo vertauschte. Brockmann gab den Prinzen, Dorothea Ackermann die Orsina, Charlotte die Emilia. Zugleich ging er ernsthaft an die Bearbeitung des Shakespeare, worin dann Andere nachfolgten; selbst Sulzer glaubte dem Zeitgeist Rechnung tragen zu müssen, und machte sich, Juni 1772, „da er sich wegen einer Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte", an die Bearbeitung des Cymbeline, mit der Absicht, das Gold von den Schlacken zu scheiden, und dem Publicum zu zeigen, wie etwa Sophokles den Stoff würde behandelt haben. „Shakespeare," sagt Goethe in den Frkf. Gel. Anz., indem er den Versuch mit äußerster Verachtung besprach, „ist keine Lectüre für Reconvalescenten. Wer an dem Leben, das durch seine Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund sein." Auch Engel bearbeitete für Schröder „Viel Lärm um Nichts"; zugleich schrieb er das sittliche Drama „der Edelknabe", wohl mehr für gebildete Backfische, im Ganzen aber doch in der Manier der Minna von Barnhelm, und ein tragisches Fragment, „Stratonice" in der Manier des „Philotas". Später veröffentlichte er „Briefe über Emilia Galotti", sehr ausführlich und wohlwollend, mit besonderer Rücksicht auf die Schauspielkunst; auch hatte er vor einen Roman zu schreiben, in welchem die Vorgeschichte des Marinelli auseinandergelegt werden sollte.

In Weimar und Gotha wurde das Stück, Aug. 1772, durch Eckhoff, und zwar glänzend aufgeführt (Brandes machte den Marinelli). „Wenn der Autor," schreibt Eckhoff an Nicolai, der ihm Complimente gemacht, „so tief in's Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet. Das ist freilich mühsam und mißlich. Nur wenig Autoren machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haschen, sie schwimmen oben auf wie Baumrinde." In der That hat nie ein deutsches Stück dem Schauspieler soviel zu denken gegeben und ihn so angeregt; in jeder Rolle liegt eine unerschöpfliche Aufgabe.

Eschenburg schrieb eine begeisterte Kritik, die weder Weiße noch Nicolai abdrucken wollten, und die daher in der Braunschw. Z. erschien; Mauvillon verfaßte eine Entgegnung, die nur die Fehler hervorzuheben sucht. „Ein theatralisches Stück muß seine Ordonnanz haben, wie ein Gemälde; es muß die Hauptfigur oder wenigstens die Hauptgruppe sein, die gleich in die Augen fällt und sich vor allen andern hebt. Die übrigen müssen nach dem verschiedenen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr natürliches Licht gesetzt sein, und dennoch sämmtlich zur Hebung der Hauptgruppe concurriren." Daß der Prinz diese Stelle einnehme, sei ungeschickt, noch dazu werde in der entscheidenden Scene Emilia durch Orsina in den Hintergrund

gedrängt. Ein anderer Hauptfehler des Stücks sei, daß der Gegenstand dessen, was man zu fürchten hat, nicht bestimmt ist. Darum zerschneide es sich (mit Appiani's Mord) in zwei Theile. „Das Stück hat ein großes Verdienst, welches der Verfasser mit Fleiß gesucht hat, ihm zu geben; nämlich alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; ja kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene; die spielenden Personen kümmern sich blos um sich. Allein unter der Bemühung, das Natürliche zu suchen, ist das Interesse verloren gegangen. Konnte man beides nicht erhalten, so mußte lieber das erstere geopfert werden.“ Von den Charakteren findet Mauvillon nur den Prinzen und Marinelli zu loben; auch der Dialog scheint ihm zu abgebrochen. — Ueber diese Recension entspann sich ein lebhafter Federkrieg.

Von einer ganz andern Seite als der entschlossene Militair fochten die Stimmungsästhetiker das Stück an: sie vermißten den eigentlich poetischen Hauch. „Emilia Galotti,“ schreibt Goethe an Herder, Juli 1772, „ist nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend darin. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist.“ Aber dasselbe erklärt er von seinem Götz; er gesteht Herder zu, daß Shakespeare ihn ganz verdorben, und schließt: „Wenn mir im Grund der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt warum.“ — Resoluter äußert sich Herder, schon im April, gegen seine Braut: „Emilia hat allerdings sehr hübsche Scenen, ungeachtet Lessing's oft schwer zu verdauenden Witzes und der noch schwerer zu verdauenden Schwachheit, die er all seinen Weibspersonen giebt. In keinem Stück habe ich mehr das traurige Nothwendige gefühlt, zu sündigen, wenn man gesündigt hat, das elende Schwache, ein Prinz zu sein; und dann die „zu früh entblätterte Rose“ geht tief zu Herzen.“

Solche Stimmen blieben vereinzelt, und wenn der alte Bodmer gar sich zu einer Parodie verstieg, so lachte man höchstens über den Verfasser. Im Ganzen war alle Welt darüber einig, Emilia überrage bei weitem Alles, was bisher geleistet war. Gleichwohl wurde es kein eigentliches Zugstück, nur Operetten, wie die von Weiße, oder der eben nach Rousseau übersetzte „Pygmalion“, liefen ihm den Rang ab: auch Wieland machte sich an ein Singspiel, die Alceste. Im Ganzen war die Menge für ein so durchdachtes, concentrirtes Kunstwerk, wie die Emilia, noch nicht reif: mehr die Gebildeten zogen Vortheil davon, denen es galt, neben dem ästhetischen Gesetz noch einen

reichen Bildungsstoff und sittlichen Gehalt sich anzueignen. Auch der heutigen Kritik ist das Studium des Stücks mehr noch als das der Dramaturgie zu empfehlen.

„Aber was ist eigentlich bewiesen?“ fragte Kästner, als er eine Symphonie gehört. Wo ist die Ordonnanz des Stücks? fragt der ästhetische Militair. Mit wem soll man eigentlich Mitleid haben? was doch Lessing selbst als die Hauptsache angiebt. Für Emilia selbst kann das Mitleid nicht tief gehn, dazu hat sie zu wenig Gehalt; für Odoardo? Appiani? Claudia? das Mitleid zertheilt sich zu sehr. Vielleicht noch weiter? etwa für den Prinzen? — Lessing selbst erwähnt in einem seiner Briefe, er habe, als er den ersten Act entwarf, sich noch nicht völlig klar gemacht, einen wie bedeutenden Antheil der Prinz am Schluß haben soll. Der ursprüngliche Stoff der Virginia erscheint sehr viel abgerundeter: hier hat die That des Vaters einen unmittelbaren Zweck; nicht blos wird die Tochter der brutalen Gewalt entzogen, sondern die stumpfen Römer werden aufgestachelt, sie erheben sich und verjagen den Tyrannen. Wie lahm klingt dagegen der Schluß der Emilia: „Ist es, zum Unglück so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ — Und doch hat Lessing diese Wendung nicht leicht hingeworfen; er läßt Odoardo selbst sagen: „Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schale Tragödie zu schließen? — Sie irren sich. — Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter.“ Offenbar ist dem Dichter dieser Schluß weniger schaal, d. h. tragischer vorgekommen als die Ueberlieferung.

Will er etwa die Furcht und Bitte Emilia's, will er die That Odoardo's als einen reiflich erwogenen Entschluß darstellen? — Gewiß nicht, denn die Zweckwidrigkeit leuchtet zu sehr ein. — Er will sie darstellen als eine Naturnothwendigkeit, als den nothwendigen Ausdruck der Charaktere in dieser bestimmten Lage. Freilich haben Claudia und Emilia, haben Odoardo und Appiani etwas Gebrochenes, Unbehagliches, Gekränktes, das verstimmt und ängstigt; ihr Gefühl ist nicht sicher, es steht auf keinem substantiellen Boden, es entspricht den realen Zuständen nicht und wird durch dieselben verwirrt. Die Empfindung ist nicht frei, die Sitte nicht scharf begrenzt; zwischen beiden taumelt Leidenschaft und Reflexion rathlos umher. Diese verstimmten Charaktere sind Folgen derselben Zustände, aus denen Orsina und Marinelli hervorgehn. Man hat Orsina mit der Margarethe im Richard 3. verglichen, als den Chor der wilden Tragödie, der am schärfsten ausspricht, daß die Welt aus den Fugen ist; aber in dem englischen Stück sehen wir

diese Weltverwirrung in gräßlicher Wirklichkeit vor uns, im Deutschen müssen wir vieles errathen. Es ist eine gährende Zeit; selbst den Puder am Hochzeitstage streift man ab; aber die Lectüre der alten Römer ist noch von Einfluß.

Der Prinz ist mit Richard 3. auf keine Weise zu vergleichen; er ist gutmüthig auf seine Art, hat keine Lust an der Gewaltthat; hat nicht blos Sinn und Geschmack für die Kunst, sondern auch Achtung vor der Tugend. Wäre er nicht Prinz, er wäre vielleicht ein gewöhnlicher Mensch, vielleicht ein Werther geworden. Aber er ist Prinz, und „zum Unglück", zugleich Mensch, er hat lebhafte Sinne und sein Geschmack streift an Begierde; er hat das Bedürfniß der Freundschaft, und leider müssen die Freunde der Fürsten etwas von Marinelli haben. Denn wer dem Gewaltigen werth sein will und bequem, muß Sinn besitzen für seinen Geschmack und Auskunftsmittel, ihn zu befriedigen. „Große Herren," läßt J. Möser einen König schreiben, „dürfen keine Freunde haben wie andere Menschen." „Es ist unser von Gott gezogenes Loos, welches Einer für Alle tragen muß." „Es ist eine große Frage, ob Könige und Fürsten ein eignes Herz haben dürfen? . . . Ich muß zu dem Gipfel des Berges flüchten, um das Wehklagen im Thale nicht zu hören. O es ist eine grausame Sache, König zu sein!"

Vielleicht nimmt unter den verschiedenen Personen des Drama's der Prinz nicht zuletzt unser Mitleid in Anspruch, vielleicht beschäftigt seine Seele den Denkenden am meisten. Nicht gerade dieser Prinz, sondern der Prinz im Allgemeinen; ein Werther in der Lage würde noch schlimmer sein! Man hat keine Spur, daß Lessing Republikaner war; vielleicht betrachtete er die Monarchie als nothwendig, als ein nothwendiges — Uebel; ein Uebel noch mehr für den Träger der Krone als für seine Unterthanen. Wenigstens die absolute Monarchie; wenigstens die kleinstaatische, die es zu keiner nationalen Bewegung kommen läßt: denn wo diese eintritt, sieht man die Tellheims. — Einige Beziehung hat dies deutsche Drama doch zu 1789; an manchen Höfen, z. B. in Gotha, merkte man es auch.

Sehr erfreut wurde Lessing — schon im Mai — durch einen Brief von Wieland. „Dieser Mann," antwortet er ihm erst 2. Sept. 1772, „weit unter dem in der vermessensten Stunde meiner Eigenliebe ich mich immer in Allem gefühlt, worauf Schriftsteller stolz sein können, dieser Mann versichert mich über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünschte, daß es mein bestes bleiben möchte, seines Beifalls auf eine Art —! Ironie kann es nicht sein . . . Doch will ich nicht vergessen, daß der vollkommenste Leser zugleich der gutherzigste ist: was er selbst hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er liest." — „Sie glauben, daß wir Freunde werden könnten? Ich

habe nie anders gewußt, als daß wir es längst sind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns gesehn zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem ersten Anblick werde ich Sie schon viele Jahre gesehn zu haben glauben. Indeß wünschte ich sehr, daß auch diese Kleinigkeit unserer Freundschaft nicht fehlte."

Eine solche Annäherung schien sich anzubahnen, da beide Männer Aussichten nach Wien hatten. — Anfang Juli wurde dort die Emilia gegeben, und zwar mit außerordentlichem Beifall. Eva erzählt: „Der Kaiser hat es zweimal gesehn, und es sehr gelobt. Das muß ich aber auch gestehn, hat er gesagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so gelacht habe. Und ich kann sagen, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie soviel habe lachen hören, zuweilen bei Stellen, wo meiner Meinung nach eher hätte sollen geweint werden. Die Vorstellung ist sehr mittelmäßig ausgefallen. Stephanie d. J. machte den Prinzen. Was thut er zuletzt? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge langmächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolch, womit Emilia erstochen ist." — Eva war seit dem 1. April wieder in Wien.

Für Lessing war die Sache von großer Wichtigkeit. Schon Nov. 1771 hatte Sulzer unter der Hand bei ihm anfragen lassen, ob er nicht nach Wien Lust hätte? Lessing ging mit großem Eifer darauf ein. „Ob ich schon," schreibt er an seinen Bruder, „mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei auf die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und immer unter Büchern begraben zu sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein." Auch wurde er wieder durch Geldmangel gedrückt, und schrieb an Ramler: „Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf so schwach, so dumm ist, daß ich kaum noch den Wunsch thun kann: ach wenn doch Müßiggehn Arbeiten wäre!" Aber er mußte bald merken, daß jene Anerbietungen nicht ernstlich gemeint seien, und Eva schilderte ihm die wiener Zustände als gänzlich haltlos.

Allerdings hatte die Revolution, welche Sonnenfels Aug. 1770 auf dem Theater angerichtet, in Wien einen ganz andern Erfolg gehabt, als früher die Gottsched'sche in Leipzig. Der Hanswurst machte kein Glück mehr, seit ihm die Censur die Zoten strich; Noverre's Ballete thaten dem eigentlichen Schauspiel keinen Eintrag, das ganz regelmäßig wurde. Die gefeierten Autoren des Reichs — v. Brawe, v. Cronegk, Clodius — auch Lessing — wurden

recipirt, hauptsächlich aber wucherte eine ganze Saat einheimischer Autoren — man will in zwei Jahren 1100 gezählt haben! Darunter Männer von Adel und aus den höchsten Ständen: v. Gugler, v. Otternwolf, v. Jauersbach, Hauptmann v. Ayrenhoff (geb. 1733, später Feldmarschall — zuerst 1766 mit dem „Aurelius", ganz französisch) — welchen Triumph hätte Gottsched noch erleben können! — Der wichtigste unter diesen Autoren war Staatsrath Frhr. v. Gebler (geb. 2. Nov. 1726 im Voigtland, in Jena und Göttingen gebildet, eine Zeit lang niederländischer Geschäftsträger in Wien, erst seit 1753 in k. k. Diensten), für seine sittlichen Zwecke hätte Sonnenfels keinen bessern Verbündeten finden können. Gebler trat von 1770 bis 1772 mit einer ganzen Reihe von Stücken auf; das Hauptstück war „der Minister" 1771. Graf Hohenburg, der Minister, ist ein absolut tugendhafter Mann, sein Gegner, Graf Finsterthal, ein absolut lasterhafter Mann; der Lasterhafte weiß den Tugendhaften zu verläumden, und vier Acte hindurch wird dieser schrecklich verfolgt, bleibt aber stets tugendhaft, bis im fünften Act eine höhere Instanz eintritt, den Lasterhaften entlarvt und auf die Festung schickt, den Tugendhaften mit großen Ehren in sein Amt wieder einsetzt, worüber zahlreiche Unglückliche, die er in guten Tagen unterstützt, sich ausnehmend freuen. — Dieser Minister ist der Ahn einer unübersehbaren Linie, die man fälschlich auf Iffland hat zurückführen wollen. — Die andern Schau- und Lustspiele (das Prädicat, das Testament, die Wittwe u. s. w.), zum Theil nach dem Französischen, aufzuzählen ist unnöthig: einmal verstieg sich Gebler auch in's Heroische, er schrieb ein Trauerspiel mit Chören, „Thamos König in Aegypten".

Staatsrath v. Gebler wußte sehr gut, wie sehr er auswärtigen Literaten nützen könne; und da eine Hand die andere wäscht, so schickte er ihnen seine Stücke zur gefälligen Recension. Es ging: der Minister wurde an allen deutschen Höfen mit Glanz aufgeführt, und namentlich Wieland erstarb Jahre lang in großer Begeisterung; nur Lessing war verdrießlich; das Höchste, wozu er sich verstand, war, dem Freiherrn zu melden, daß sein Minister den Beifall des Erbprinzen gefunden habe.

Neben Gebler war der wichtigste Theaterdichter der Schauspieler Stephanie d. J., — der mit der langen Zunge — geb. 1741 in Breslau, früher preußischer Husar, der 1757 als Kriegsgefangener nach Oestreich kam; ein bösartiger Intrigant, der gegen Sonnenfels die schmählichsten Pasquille veranlaßte. Er schrieb 1771 eine Reihe von Soldatenstücken, die auch eine zahlreiche Nachkommenschaft hatten („die Werber", „die abgedankten Officiers", „die Wirthschafterin" u. s. w.), bearbeitete aber nebenbei auch Hamlet und Macbeth.

Was hätte wohl Lessing unter solchen Umgebungen anfangen sollen? In der That fand man ein passenderes Subject in Riedel, der 7. Mai 1772 als k. k. Rath aus Erfurt abging, mit Wieland's Unterstützung; im Anfang als ergebener Diener Gebler's gut aufgenommen wurde, bald aber durch seinen Tabakrauch, seine unordentlichen Manieren und freigeistischen Redensarten Anstoß gab und sehr summarisch abgesetzt wurde*). — Wieland hatte ihm Empfehlungen und ein eben fertig gewordenes Werk mitgegeben, durch das er sich bei dem Kaiser zu empfehlen hoffte: „Der goldene Spiegel oder die Königin von Scheschian" — zum Theil wohl durch Haller's „Usong" veranlaßt. „Es ist doch wohl gut," schreibt Boie darüber an Knebel, „daß er sich durch einige Frivolitäten den Weg in die Cabinete der Großen gebahnt, die ihn nun allenfalls doch lesen werden, und sich sonst wenig um einen deutschen Philosophen gekümmert hätten. Ich bewundere besonders die Leichtigkeit, mit der er von den wichtigsten Dingen redet." — Der Brief, mit dem Wieland das Buch an Gebler schickte, athmet die wärmste Begeisterung für Wien und den großen Kaiser, der im „goldnen Spiegel" sein Ebenbild finden werde.

Zu gesunder Einschläferung des Schach Gebal wird Jemand gesucht, ihm die Geschichte des Landes Scheschian vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Philosophen Danischmend. Derselbe beschreibt in breitester Ausführlichkeit a priori die Entwickelung eines großen Reichs, in welchem die Schachs nur ihrem Vergnügen leben, sich um das Wohl der untern Classen nicht kümmern, und den Anhängern des blauen und des feuerfarbnen Affen, den Bonzen, Derwischen u. s. w. das Feld überlassen, woraus zuerst eine allgemeine Unzufriedenheit, dann Aufruhr und Bürgerkrieg, endlich eine hoffnungslose Anarchie hervorgeht. So weit waren die Culturzustände der Gegenwart, nicht blos in Frankreich, ganz glücklich getroffen. Aber nun die Heilung. — — Der letzte Sproß der legitimen Herrscherfamilie, Tifan, ist in ländlicher Einsamkeit von einem Philosophen zur Tugend, Mäßigkeit und zum gesunden Menschenverstand, nach Rousseau'schen Principien erzogen; er besteigt den Thron, nachdem er ein Bauermädchen geheirathet, und giebt zehn Jahre hindurch so weise Gesetze, daß alle Unsittlichkeit in seinen Staaten aufhört. Selbst der gute Schach Gebal macht die richtige Bemerkung, daß Tifan, um das durchzusetzen, ein wenig müsse hexen können; aber der politische Idealismus, der auf einen aufgeklärten Sultan rechnet, trägt den Sieg davon. Dabei vertheidigt Wieland sehr lebhaft den Spruch: alles für das Volk, nichts durch

*) Er lebte in höchster Dürftigkeit, wurde von Gluck unterstützt, dann Vorleser bei Kaunitz, und starb als Wahnsinniger im Spital, 2. März 1785.

das Volk! — Wenn hier ein großes Reich durch Philosophie geheilt wird, so spielt daneben noch ein anderes Ideal, mehr nach Rousseau's Zuschnitt: engumgrenzte Naturzustände patriarchalisch von jeder Berührung mit der Cultur freigehalten, und Bilder vollkommener Glückseligkeit, bis dann freilich Kalender aus dem Culturlande eintreffen und alle Sitten mit leichter Mühe verderben. So kämpfen bei Wieland beständig gesunder Menschenverstand und Donquixoterie, und er weiß nicht recht, ob er die Rolle des Ritters oder seines Knappen Sancho Pansa spielen soll. — Im Ganzen ist er sanguinischer gegen die bestehenden Zustände als der Dichter der Emilia; dieser verweist finster auf das Jenseits, während Danischmend mit einer ganzen Apotheke versehen ist.

Der „goldene Spiegel" gab Goethe Gelegenheit, sich in den Frkf. Gel. Anz. eingehender mit Wieland zu beschäftigen. Er charakterisirt seine verschiedenen Perioden; von der zweiten sagt er: „der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen und halb durch eigne Ahnung erhalten haben, allezeit bewunderungswürdig. Es waren Sitten des 18. J., nur in's Griechen- oder Feenland versetzt." „Die Moralisten verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dies mag den Dichter bewogen haben, sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen." „Sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth, und die edelsten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, schläft der König, wie sich's gebührt, ein. Der Dichter scheint sein Auditorium besser gekannt zu haben als Danischmend, denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit schwabacher Schrift gedruckt wäre." „In Vergleichung mit seinem Vorbild Ah quel conte! verliert das Werk. So caricaturartig die Crebillon'schen Figuren sein mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemalt."

Wieland fand nöthig, das Thema weiter zu behandeln; in den „Gedanken über eine alte Aufschrift" („Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich!"), in der beiläufig halb humoristisch die Sultane und die Cyniker als die einzigen unabhängigen Menschen dargestellt werden, wird zur Vorsicht gegen die Unbedingtheit und Verallgemeinerung des Idealismus ermahnt: die Urtheile der Menschen seien im Ganzen doch subjectiv. „Wir hätten gewünscht," sagt Goethe, „daß der Verfasser, dem man so gern

zuhört, uns auch den Wachspuppen-Zustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist sein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei."

Der „Goldne Spiegel" war nach verschiedenen Seiten verschickt, um Wieland zu der Stelle eines Prinzenerziehers zu empfehlen. Mit großem Interesse las ihn in Weimar der Oberhofmeister Gr. Görz, der 1771 selber „Briefe eines Prinzenhofmeisters über Basedow" geschrieben hatte. Er stellte Wieland Juli 1772 der regierenden Herzogin Amalia vor, und sowohl diese als der junge Prinz Karl August (geb. 3. Sept. 1757) gewannen Geschmack an dem Dichter.

Herzogin Amalie, Tochter des Herzog Karl von Braunschweig, war 24. Oct. 1739 geb., und regierte seit 28. Mai 1758 als Wittwe des verstorbenen Herzogs von Weimar für ihren unmündigen Sohn das Land. Jung, lebenslustig, von lebhaftem Temperament, rasch entschlossen, nicht abgeneigt, Romane zu verfolgen und zu spielen, vollständig frei von allen bürgerlichen Vorurtheilen in den Begriffen wie im wirklichen Leben, unterschied sie sich von den Großen ihrer Zeit, die entweder in Schlemmerei versunken waren oder das Soldatenspiel ihrer mächtigeren Nachbarn nachäfften, dadurch, daß sie die geistigen Interessen über die sinnlichen stellte. Gelangweilt durch die steife Bureaukratie und den kleinen aber hochmüthigen Adel ihres Ländchens, suchte sie für ihre Hofchargen geistvolle und aufgeweckte Köpfe. — Sie hatte Mai 1771 auch Lessing in Wolfenbüttel aufgesucht, und sich von ihm, sehr zu seinem Verdruß, in der Bibliothek umherführen lassen. — Ein Reisender jener Zeit beschreibt sie: „sie ist klein von Statur, sieht wohl aus, hat eine spirituelle Physiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind, und hat in ihrem ganzen Wesen viel Einnehmendes. Es war Redoute; die Herzogin war prächtig, en domino, und brillirte auch sonst. Es war auch ein Pharaotisch da, die Herzogin spielte sehr graciös. Da sie aber gern tanzt, so spielte sie nicht lange. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da alles aus war." „Ach zu warmes Blut," sagt sie selbst in einem Manuscript, „das durch jede meiner Adern wühlt! Jeder Pulsschlag ist ein Gefühl von Zärtlichkeit, von Schmerz, von Zerknirschung der Seele . . . Ich ward erzogen wie alle Fürstenkinder. Eine Person, die sich willig ihren Leidenschaften überließ, war es, die mein junges Herz führen sollte. Nicht geliebt von meinen Eltern, immer zurückgesetzt, zog ich mich ganz in mich selbst zurück. In meinem 16. Jahr wurde ich aus den harten Banden erlöst,

und man vermählte mich, wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt. Im 17. Jahr wurde ich zum erstenmal Mutter; es war die erste reine Freude, die ich in meinem Leben empfunden. Mein Herz wurde leichter; meine Ideen klarer; ich bekam mehr Zutrauen zu mir selbst. In meinem 18. Jahr wurde ich zum zweitenmal Mutter, ich wurde Wittwe, Obervormünderin und Regentin. In den Jahren, in denen sonst Alles um uns her blüht, war bei mir Nebel und Finsterniß. Nachdem der erste Sturm vorüber, erwachte meine Eigenliebe: aber sie wurde gedemüthigt durch das Gefühl des Unvermögens. Die Geschäfte, von denen ich nichts wußte, vertraute ich Leuten an, die durch Routine Kenntniß davon hatten. In dieser Dumpfheit verblieb ich eine Weile; auf einmal dann erwachten in mir alle Leidenschaften; mir war wie einem Blinden, der das Gesicht erhält. Tag und Nacht studirte ich, mich selbst zu bilden und mich zu den Geschäften tauglich zu machen."

24. Juli 1772 kam sie beim Kurfürsten von Mainz um Wieland's Entlassung ein; er erhielt sie, 11. Aug., in schmeichelhaften Ausdrücken, und wurde nun auf drei Jahre als Erzieher Karl August's, mit lebenslänglicher Pension von 600 Thlr. angestellt. Am 17. Sept. war er in Weimar: mit ihm kam Werthes, ein süßer Liederchensänger aus der Gleim'schen Schule, geb. im Schwäschen 12. Oct. 1748, von dem Wieland selbst äußerte, er sei eigentlich ein Mädchen, das nur aus Zufall Hosen trage. Er gab von ihm „Hirtenlieder" heraus. — Da sein Vater um diese Zeit starb, nahm Wieland auch seine Mutter zu sich. Der Kritiker Chr. Schmid war schon vorher als Professor nach Gießen versetzt.

Ueber die spätere Residenz der deutschen Literatur schreibt ein damaliges Handbuch: „Weimar ist ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit noch an Anlage dem heitern Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist dürftig gebaut, und es hat alles das armselige Ansehn einer nahrungslosen Landstadt. Alles lebt vom Luxus eines eingeschränkten Hofs, dessen geringer Adel arm ist. Das Pflaster ist schlecht, Beleuchtung nicht vorhanden; Zeitungen kommen in die Bürgerkreise gar nicht; der Zustand der Wege ist ein trauriger." — Drei Männer schlossen sich enge an Wieland an: Schweizer, der Musikdirector des Theaters, dessen Leitung seit Oct. 1771 Seyler hatte; er trieb ihn lebhaft zu Operetten an; Bertuch, geb. 30. Sept. 1748, der Uebersetzer des Don Quixote, als Geschäftsmann tüchtig und zuverlässig, und Musäus (vgl. S. 278), seit 1770 Professor am Gymnasium, großer Humorist, der damals gerade Operetten dichtete.

Wieland's literarische Arbeiten gingen ununterbrochen fort. Die neue Ausgabe des Agathon sollte auf Subscription erscheinen; F. H. Jacobi leitete

das Unternehmen; auch Geßner, Riedler, v. Gebler u. s. w. mußten werben. — Jacobi verlangte dringend Aenderungen in Bezug auf die sittliche Haltung: den Sophismen des Hippias müsse ein stärkerer Widerstand entgegengesetzt werden. „Ich habe es immer als ein Meisterstück Ihrer Kunst angesehn, daß Sie Ihre Leser in alle Irrthümer Ihres Helden mit zu verführen wissen. Man fällt in eine Schlinge, man glaubt sich herausgewickelt zu haben, und schon liegt man wieder in einer neuen. Vielleicht ist diese Methode die einzige, durch Erdichtungen zu bessern; wenn aber die Kette von Ideen und Empfindungen, die auf diese Weise durchlaufen wird, sehr lang ist, wie muß alsdann der Geist beschaffen sein, der darüber nicht in Verwirrung gerathen soll?" (30. Oct. 1772). — Wieland erwiderte zwar etwas empfindlich, wenn man auf solche Leser Rücksicht nehmen wolle, so dürfe man keinen Agathon schreiben; aber er gab doch in nicht unwesentlichen Punkten nach. — Die vollständige sittliche Lösung verschiebt er auch diesmal; in späteren Unterredungen zwischen Agathon und Archytas soll nachgewiesen werden, „daß die Wahrheit zwischen dem System des Hippias und des Plato, aber näher bei diesem als bei jenem liege." Wo diese richtige Mitte zwischen Materialismus und Idealismus zu suchen sei, das wußte eben Wieland noch nicht: vorläufig ist Agathon soweit, den größeren Theil seiner frühern Ideen als reine Chimären zu belachen, und die übrigen, da sie immer durch subjective Zusätze verzerrt erscheinen, mit Mitleid anzusehn. — Der wichtigste Zusatz ist die Geschichte der Danae. Es wird gezeigt, durch welche Verführungen diese ursprünglich „edle Seele" vom Pfad der Tugend abgekommen; wie man selbst ihre edelsten Regungen gegen sie mißbraucht hat. Obgleich aber diese Vorgeschichte sie entschuldigt, legt sie sich doch jetzt, sittlich geläutert, die Buße auf, dem Besitz des geliebten Agathon zu entsagen: „und so, setzte Lessing's Bruder hinzu, die größte Pflicht zu unterlassen, die der Weltbürger haben kann." „Was konnte Danae zur Sühne für ihre Temperaments-Ausschweifungen, und Agathon für seine wollüstige Schwärmerei Besseres thun, als heirathen und sich bestreben, ihre Kinder die Wege zur Glückseligkeit und Tugend besser zu führen?" — Die große Politik, welche Wieland seinen nunmehr welterfahrenen Helden am Hofe des Tyrannen Dionys treiben läßt, und welche den Idealisten Plato beschämen soll, sieht altklug genug aus: er ist in seinen Mitteln nicht wählerisch, und weiß sich allen möglichen Launen anzubequemen; aber das Ende ist doch, daß er ebenso erfolglos abziehen muß als Plato.

Wieland war keineswegs gemeint, Wien aufzugeben. Wenn er 11. Juli 1772 an Riedel schreibt: „Wien sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich ist, und wir sollten alle in Wien sein," so wiederholte er diese Versicherungen, auch nachdem er in Weimar angenommen: jeden Augenblick

wäre er bereit, dem Ruf des Kaisers zu folgen. Fortwährend erinnerte er daran, daß Tifan im „goldnen Spiegel“ das Bild des großen Kaisers sei; er schrieb selbst an den Fürsten Kaunitz, um sich gegen Verleumdungen zu rechtfertigen; Gebler, Denis, Mastalier, Sonnenfels läßt er immer von Herzen grüßen; selbst gegen die Hofjesuiten spricht er die wärmste Verehrung aus.

Auch Lessing dachte noch an Wien; selbst auf unbestimmte Anerbieten hin erklärte er sich bereit. Es hängt in dieser Zeit eine finstere Wolke über Lessing. „Mir ist,“ schreibt er an Eva 27. Juni 1772, „jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehns, und ich möchte immer mit einer Ohrfeige antworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig finde?“ — Dann, nach einem langen Stillschweigen, 26. Oct.: „Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen kommen, wenn noch ein Funke Gutes an mir bleiben soll.“ Und auf einen herzlichen, innigen, wenn auch tief traurigen Brief von ihrer Seite folgt 3. Dec. eine Antwort, die nicht finstrer, unwirscher, frostiger sein kann. Auch über Zachariä und Ebert*), die es immer gut mit ihm meinten, äußert er sich mit tiefster Geringschätzung. — Diese Stimmung muß man in Anschlag bringen, um den Brief an seinen Bruder vom 5. Dec. richtig zu lesen: „daß ich wieder etwas für's Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlag, wenigstens 12 Stücke, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich für nichts und wieder nichts sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings 100 Dukaten für ein Stück geboten, aber ich will 100 Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Wenn meine Stücke nicht

*) Zachariä (47 J. alt) heirathete 6. Jan.; Ebert (50 J. alt) 13. Mai 1773. Zachariä gab die Redaction der braunschweigischen Zeitung auf und legte eine Pension an.

100 Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon, denn sie sind sodann gar nichts werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stück auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fach etwas zu thun im Stande wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten." — „Geld ist gerade das, was mir fehlt; und was mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat."

Wenn das Theater im verjüngten Oestreich das Hauptinteresse in Anspruch nahm, so ließen es doch auch die Lyriker nicht an sich fehlen. Denis gab 1772 seine Gedichte als „die Lieder Sined des Barden" heraus: Ossian's Geist; Hagbard und Sygne u. s. w.; Bardenfeuer am Tage Theresiens; vier Gedichte auf die Reisen Josephs; an den Obersten der Barden Teut's (Klopstock); an den Bardenführer der Brennerheere (Gleim); an Friedrich's Barden (Ramler), an den Oberbarden der Pleiße (Weiße); an Rhingulf (Kretschmann) u. s. w. — Als im folgenden Jahr der Jesuitenorden aufgehoben wurde, legte sich Denis auf bibliothekarische Studien. — Goethe sprach sich über diese schwülstigen Versuche in den Frkf. Gel. Anz. ziemlich glimpflich aus; ernster Herder in der Allg. d. Bibl.: „Die Hauptsache, die wir von den Barden (Ossian) lernen sollen, ist innerer Geist des Liedes. Mit eben der Einfalt, Wahrheit, Würde und Stärke zu singen; die nackten Bilder unsers Vaterlands und unsrer Geschichte so treu und reich und vielsagend zu machen; die Empfindung so wahr und kurz zu malen als sie: das wäre Bardengesang! Das süße Geschwätz zu verlernen, das wir, ich weiß nicht woher, nur nicht von der nordischen Natur her haben, und That, Bild, Geist sprechen zu lassen: das wäre Bardengesang! Diese innere Nachahmung des Bardengeistes muß uns von der äußern Nachahmung der Bardenform abbiegen; denn was ist uns, Wahrheit und Einfalt gesucht, fremder als diese? — Eben der Barde, der seine Welt so eigen und groß besang, sollte uns lehren, die unsrige ebenso eigen und wahr zu besingen."

Der Mißbrauch, den man mit dem Namen des Vaterlandes trieb, veranlaßte Wieland zu einer Abhandlung „über den deutschen Nationalcharakter" *): „Die Gründe, warum wir nicht in der Weise einen Nationalcharakter haben wie die Engländer und Franzosen, liegen in unsrer Verfassung und können nur mit unserer Verfassung aufhören. Gleichwohl haben wir einen Charakter, die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihr

*) Auch über die deutsche Verfassung schrieb er einen Artikel, den Gruber Bd. 53, S. 21—25 theilweise aufbewahrt hat.

eignes Temperament, ihre eigne Bildung habe; ein Kenner wird auch bei unsern Dichtern den Erdgeschmack herausfinden."

„Aber das genügt gewissen von Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehn unter dem Nationalcharakter, den sie unsrer Dichtung geben möchten, etwas mehr. Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poesie, und es ist unläugbar, daß diese, bei aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunst nicht erreichen kann. Aber um unsrer Poesie diese wilden Schönheiten, diese nervigte Stärke wieder zu verschaffen, werden wir die alten Zeiten nicht zurückrufen wollen."

„Doch wir können uns ja durch Anstrengung unserer Einbildungskraft in sie versetzen? O warum nicht? So gut als man sich kitzeln kann, um zu lachen. Ich dächte, auch in diesem Fall wären wir immer Nachahmer, die jenen rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunst erzwingen wollten. Und wenn wir denn nachahmen müssen, warum nicht lieber den Griechen, denen wir doch unsre ganze Cultur verdanken? Nachdem die Griechen in allen Dingen unsere Meister gewesen, wollten wir uns einfallen lassen, in der Poesie — und in dieser allein (denn in welcher andern Kunst wollten wir wohl die alten Celten, Picten, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlassen und in den Wäldern der alten Germanen herumzuirren, um in unsern Gesängen einen Nationalcharakter zu affectiren, der schon lange aufgehört hat der unsrige zu sein? Je mehr die Menschheit fortschreitet, desto mehr verlieren die Nationen von dem, was ehemals ihren Nationalcharakter ausmachte. Je ungeselliger ein Volk ist, desto mehr erhält es seinen Nationalcharakter, aber desto unvollkommener bleibt sein Nationalzustand. Es geht den Völkern wie den Individuen, die durch Abgeschlossenheit Sonderlinge werden."

„Man meint, daß unsere Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser Nationalinteresse und auf große, für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten erst eine wahre Dichtkunst werden soll. Aber der unermeßliche Unterschied zwischen sonst und jetzt macht es unräthlich, uns die Gesinnungen der alten Katten und Hermunduren einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glück längst verloren haben, den kriegerischen, blutdürstigen Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtung verschönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edlen Kunst machen, der bei Allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit mißbraucht wird."

Zu ähnlichen Aeußerungen wurde Goethe in den Frkf. Gel. Anz. durch eine Stilübung von Sonnenfels „über die Liebe des Vaterlandes“ veranlaßt: „Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedne Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen. — Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhn, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? — Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, darin zu liegen.“ — Am meisten verdroß Goethe, der sich an Möser bildete, der hohle, anschauungslose Schematismus des östreichischen Patrioten: „Es werden dem Gesetzgeber Handgriffe gelehrt. Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall politisches Princip und Zweck zu sehn; mit der Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Staatsverhältnisse bei einem Glase Bier erklärt! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse!), an welche nur der tieffühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hineinzuraisonniren!“

Es ist nicht zu verkennen, daß ein Theil dieser Vorwürfe auf Klopstock zurückfiel. Von dem Bedürfniß des Erhabenen angeregt, waren die Gegenstände seiner Verehrung Anticipationen und seine Anbetung ein gesteigertes Selbstgefühl. Fast überall schildert der Dichter eine Größe, die leider der Mensch nicht erreichen könne. Die Bedürfnisse einer schönen Seele bilden in all seinen Schöpfungen den Ausgangspunkt, und fast überall zog er die Alten zu Rath. Wie herrlich sprachen Griechen und Römer von ihrem Vaterland, und der Deutsche sollte ihnen nachstehn? der Patriotismus gehört zur Würde des Charakters. Mochte Füßli sich über den deutschen Patriotismus eines k. dänischen Unterthans lustig machen, Klopstock fühlte das Vaterland im eignen Busen. Es bleibt immer ein wunderliches Schicksal, daß die Liebe zum Vaterland bei uns früher eintrat als ihr Gegenstand. Aber das Komische schwindet, wenn man erwägt, daß der Dichter auch die Aufgabe des Sehers hat: nur in einer erdichteten Welt konnte sich der verkümmerte Sinn der Zeit an Ge-

fühle gewöhnen, die er dann auf das wirkliche Leben anwandte. Klopstock war der Erste, der das Wort vom freien Mannessinn aussprach; damit gründete er jenen sittlichen Adel, der gegen den ständischen in die Schranken trat, und es war nicht unwesentlich, daß vornehme Edelleute sich mit Stolz unter seine Jünger reihten.

In Zeiten, die über ihren eignen Werth in gerechtem Zweifel stehn, wirkt eine Persönlichkeit, die an sich selber glaubt, mit unwiderstehlichem Zauber. Die Empfindung als Macht tritt erst dann in die Literatur ein, als ihr Klopstock eine poëtische Sprache schuf. Bisher hatte sich das Gefühl nur verschämt, weinerlich, in herrnhutischer Manier geäußert, nun durfte es mit dem ganzen Stolz jener Muse auftreten, die Homer und David begeistert. Dieselbe Macht der Stimmung, die sich bis dahin in der Tonkunst ein Organ gegeben, warf sich nun auf die Poesie. Wie Klopstock zuerst auftrat, stand er allein; als nun die Jugend allgemein anfing, die Empfindung als das Höchste zu achten, mußte er der Patriarch werden, von dem anerkannt und gesegnet zu sein, eine Art priesterlicher Weihe gab. Seine religiöse, aber von keiner kirchlichen Engherzigkeit getrübte Stimmung erleichterte ihm diese Rolle.

In nächster Nähe war Claudius sein eifrigster Apostel, der nun die Kühnheit hatte, allen Meinungen zum Trotz mit sicherm Gottvertrauen seine geliebte Rebekka heimzuführen. — Die Hochzeit, 15. März 1772, fiel nicht nach kirchlichem Purismus aus: Claudius hatte, ohne den Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannten geladen, darunter Klopstock, Bode, Prof. Ehlers, Schönborn (vor seiner Abreise nach Algier 1771 bis 1773 Hofmeister in Hamburg); auch der Pastor loci erschien*), und Claudius, der zuerst wie im Scherz vom Copuliren sprach, zog endlich die königliche Concession aus der Tasche. Auch die Leser des Boten mußten an der Freude theilnehmen. Rebekka — er nannte sie auch später in Briefen immer sein Bauermädchen — war nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen eine der bravsten und liebenswürdigsten Frauen, die Ehe eine musterhafte und gesegnete. Freilich begannen sofort die Nahrungssorgen, der Bote wollte nicht recht gedeihen, Uebersetzungen brachten auch nicht viel ein. Trotzdem wirkte die Ehe sehr günstig auch auf seine praktische Entwickelung: die schönsten seiner Lieder, die tief in das Volk eingedrungen sind, schreiben sich aus dieser Zeit her. Wohl fehlt die Macht der Leidenschaft, die individuelle Stärke, der Reiz der glänzenden Farben und Stimmungen, die Goethe's wildbewegtes Liebesleben in seine Dichtungen eingehaucht hat: gemeinsam ist aber das Mitgefühl

*) Alberti starb 30. März 1772.

ür die gesammte Natur, und eigen der zarte, sittliche Geist, der das Erlebte nit schlichter Treue und Innigkeit wiedergiebt. In seiner Prosa, wo er sich um Volk herablassen will, steht er weit hinter Möser zurück, in seinen Liedern, die dem Bauernstand den Werth seines Lebens fühlen lassen sollen, st er von echter Volksthümlichkeit.

Den Werth derselben empfindet man am meisten, wenn man sie mit en Gleim'schen Versuchen vergleicht, die freilich auf ihn sehr eingewirkt haben. — Die „Lieder für das Volk" sandte Gleim 1. März an Lessing, der hnen ein hohes Lob spendete. „Man hat oft gesagt, wie gut und nothwenig es sei, daß sich der Dichter zu dem Volk herablasse. Auch hat es hier nd da ein Dichter zu thun versucht. Aber noch keinem ist es eingefallen, es uf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß iese die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist. Sich zum Volk herabassen, hat man geglaubt, heiße: gewisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten er Religion) so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus em Volk versteht. Diese Herablassung also hat man lediglich auf den Verstand bezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schaales Gewäsch ist, dem alle individuelle Application fehlt. — Ihre Vorgänger haben das Volk blos für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen, und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt: nicht um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehn, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen die meisten von ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: jene fröhliche Armuth, bei der es wenig darauf ankommt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist." — Das Lob bezieht sich mehr auf die Intention als auf die Ausführung, und ist insofern zu bestätigen. Wieland's überschwengliche Begeisterung will nicht viel sagen.

Gleichzeitig erschienen von der halberstädter Schule Sangerhausen's „Briefe in Versen" und Klamer Schmidt's „Phantasien in Petrarca's Manier" (darin auch ein Sonett); Herder war sehr davon entzückt; er

nennt das Gedicht „An meine Minna" „ein süßes Lautenstück der Liebe — einen weinenden Lilienton der Mitternacht — einen wahren Nachtigallengesang." — Das Publicum hat dies Entzücken nicht getheilt. — Ein anderer Halberstädter, der Feldprediger Jähns, starb Juni 1772. — Einen Ersatz hatte Gleim in Göttingen gefunden, wo er immer Verbindungen unterhalten hatte.

Neben den gelehrten Herrn sammelte sich hier um den Musenalmanach eine Schaar von Musensöhnen, geleitet von Boie (vgl. S. 392), beschützt von Kästner und Heyne und bereits früher mit Herder im Zusammenhang. Boie war unermüdlich, durch Briefe und Reisen Gönner und Freunde zu gewinnen; mit Gleim, G. Jacobi, Knebel stand er in dauerndem Verkehr; ebenso mit den Berlinern (Ramler) und Hamburgern (Claudius, Schönborn); einmal (Mai 1771) hatte er auch Lessing in Braunschweig aufgesucht, durch Ebert empfohlen, und ihm wohlgefallen. Auch Gotter und Wieland wurden nicht vergessen; als Ideal blieb aber Klopstock stehn. „Ich halte ihn," schreibt er (Dec. 1771) an Knebel, „für den ersten und beinahe einzigen Dichter unsrer Nation. Er macht mir das Herz schlagen, der Athem wird mir enge — ich muß aufhören zu lesen. Und nun, wenn ich wieder anfange zu lesen, fühl' ich ihn erst recht. Er ist wohl nicht ohne Fehler, aber schwerlich hatte ein Originalgenie je soviel Geschmack." Auf Volkslieder wurde Jagd gemacht, wie nur in Herder's Kreise geschehen konnte. Von eigentlicher Polemik hielt sich Boie immer fern. — Nun fingen junge Dichter an sich in Göttingen selbst anzusiedeln, darunter einer von ungewöhnlicher Kraft.

Bürger war geboren 31. Dec. 1747 in Wolmerswende (Bisthum Halberstadt), wo sein Vater Prediger war: er wurde aber schon im folgenden Jahr als Adjunct nach Westorf versetzt. Es war ein schwacher, phlegmatischer Mann; seine Frau scheint ein Drache gewesen zu sein. Der Knabe kam im 12. Jahre auf die Schule in Aschersleben, wo sein Großvater mütterlicher Seite, Bauer, lebte, ein harter eigensinniger Querkopf. Sept. 1760 wurde er im Pädagogium zu Halle recipirt, wo er im Anfange sehr geringe Fortschritte machte, auch Körperschwäche und Kränklichkeit hielten ihn zurück; doch gab ihm der Director Niemeyer (Sept. 1763) das Zeugniß: „hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen ebenso großen Stolz." In jenem Monat trug er bei einem öffentlichen Redeact eine Klopstockisirende Ode „Christus in Gethsemane" vor. — Mai 1764 bezog er die Universität Halle: mit ihm zusammen Klamer Schmidt und Göckingk; Sept. 1764 starb sein Vater, 58 Jahr alt, er hing nun ganz von Bauer ab. Erst studirte er Theologie, dann die Rechte; beides ohne großen Eifer. Er schloß sich enge an Klotz an, der auf seine Grundsätze und Bildung wie auf seinen Lebenswandel den nachtheiligsten

influß ausübte; äußerst gutmüthig und sanguinisch, war er von früh auf dem Einfluß zugänglich. Auch an Studentenverbindungen nahm er theil, nd kam deswegen Juli 1767 in Untersuchung. — Die Verbindung mit lotz dauerte fort, als er April 1768 nach Göttingen übersiedelte, wo er it Biester einen Shakespeare-Club stiftete. Er lebte ziemlich locker, und abei in kümmerlichen Verhältnissen, da der Großvater mehrmals drohte, seine and ganz von ihm abzuziehen. — Hier beginnen sein ernsteren poetischen ersuche, und zwar sofort nach den beiden divergirenden Richtungen hin, die ine ganze Laufbahn kennzeichnen. — Auf der einen Seite schwebt ihm nämlich as Ideal einer auf's feinste in Sprache und Vers ausgebildeten Kunst vor; uf der andern das Ideal der Volksthümlichkeit, wie er sie in Gleim's Bänkel- inger-Romanzen zu finden glaubte, wobei es ihm nicht selten begegnete, die egriffe Volk und Pöbel zu verwechseln. Im Sinne einer hohen Kunstlei- ung nahm er schon März 1768 die Uebersetzung des Pervigilium Veneris or, welche ein ewiges Denkmal für die Bildsamkeit der deutschen Sprache eiben sollte; er feilte daran mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache erth gewesen wäre, bis an sein Lebensende, und brachte zuletzt doch nur eine haale und gezierte Stilübung zu Stande; in demselben Sinne übersetzte er 771 auf Boie's Rath Berquin's: Rien n'est si beau que mon hameau! o er wenigstens eine große Gewandtheit entwickelte. Nach der andern Seite ing der bänkelsängernde „Vater Bacchus", und die greuliche „Jungfrau Europa" 1770); wenn Bürger schmutzig wurde, ging es über alles Maß. — Gleich- itig aber wagte er sich an eine größere Aufgabe.

„In Göttingen," schreibt Gleim 15. Jan. 1771 an Boie, „soll sich ein ortrefflicher Kopf aufhalten, Namens Bürger; man hat mir Wunder von m erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich!... Schade, sagte an mir, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat!... würden Sie nicht or Eifer brennen, ein junges Genie vom Verderben zu retten?" — „Bürger," ntwortet Boie, „verdient allerdings, von Allen, denen die Ehre unsrer Na- ion am Herzen liegt, gekannt und aufgemuntert zu werden.... Eben das, as, auf einen edlen Zweck gelenkt, den Mann von Genie so weit über ge- eine Menschen erhebt, führt ihn auf der andern Seite weiter als diese, wenn r nicht früh genug mit Männern edler Denkungsart umgehn kann." Nun hildert er den Einfluß von Klotz: „die Zuversicht, die alle Gelehrte von iner gewissen Sekte haben, und die mir von Tag zu Tage unerträglicher ird, machte, daß wir entfernt von einander blieben." Auch Gotter hatte ine Annäherung hintertrieben; jetzt aber sind sie enge befreundet. „Er hat itdem das Spanische sehr weit getrieben und ist ganz zu den griechischen Musen zurückgekehrt. Die erste Frucht dieses Umgangs wird eine Uebersetzung

des Romans von dem ephesischen Xenophon sein. Er hat mit einer Uebersetzung des Homer angefangen... noch ist er Willens, sie in Jamben zu machen, und hat auf diese Art schon ein Buch fertig... Er lebt jetzt auf eine untadelhafte Art, und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Gelitten haben sie bei seiner vorigen Lebensart, aber zerstört sind sie nicht. Ich glaube, daß der Eintritt in die feine und gesittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Manne machen und leicht das Rohe abschleifen würde, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart geblieben ist."

Gleim kam persönlich nach Göttingen und scheint viel für Bürger gethan zu haben, wenn man einem überschwenglichen Brief des Letzteren (7. Juli 1771) trauen darf: „Gott im Himmel! was für ein Mann! o Natur! hast du noch mehr solche Söhne geboren? wären Sie länger geblieben, so hätte ich überlaut weinen müssen" u. s. w. Boie hofmeisterte doch immer an ihm herum, während Gleim ihn in seiner Eigenheit ganz gewähren ließ. „Lassen Sie sich," schreibt er ihm 1. Aug., „durch keinen Tadel von dem angegebenen Ton abbringen, noch in irgend einem Ihrer Grundsätze irre machen! Ihre Seele ist voll von diesem Ton, von dieser Sprache, sie glüht; sie muß kalt werden, wenn sie sich dieser Vollheit begiebt und anfängt in einem Ton zu reden, auf den sie sich nicht selbst gestimmt hat." So war Gleim stets: für Bürger um so werthvoller, da sein poetisches Selbstgefühl nicht selten durch quälende Zweifel unterbrochen wurde: „Ich fühle," schreibt er 6. Febr. 1772, „nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen." — Uebrigens verfuhr er nie nach dem bloßen Instinct: seinen Plan, den Homer in Jamben zu übersetzen, vertheidigt er in einer sehr ausführlichen Abhandlung, die in Klotzen's „deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften" abgedruckt wurde.

Ein zweites, sehr verwandtes Talent hatte Gleim aufrecht zu halten. Aus Erfurt, 18. Nov. 1770, hatte er von Heinse (Pfarrersohn aus Langewiesen bei Ilmenau, geb. 16. Febr. 1749) folgenden Brief erhalten: „Jetzt bin ich einer von den Menschen, die sich Musensöhne zu nennen pflegen; ich muß Ihnen aber bekennen, daß meine Mutter nichts weniger als eine Muse, sondern eine gute ehrliche Frau war, die nach dem Huart ohne allen Zweifel den dritten Grad der Kälte und Feuchtigkeit hatte. Sie empfing mich im Mai, wo nicht unter den Gesängen heller Nachtigallenchöre, wie Herr Ramler rühmt, doch aber auch nicht in einem schaalen, langweiligen Ehebett, nach dem Shakespeare... Genug, daß mein Vater und meine Mutter bei guter Laune gewesen sein müssen, denn wie sollte ich sonst die alle wirkliche Trübsale hinwegzaubernde Phantasie erhalten haben?... Doch ich muß meine Geburts-

geschichte verlassen, sonst möchten Sie mich gar für einen zweiten Tristram Shandy halten! — Nun wurde ich auferzogen, d. h. man gab mir täglich etlichemal zu essen und zu trinken, kleidete meinen Leib und brachte meiner Seele die Lehre von den Gespenstern, Hexen und dem leidigen Satan mit sehr vielem Fleiß in Geschichtchen nach löblicher Gewohnheit bei. Nach dieser Grundlage mußte ich einige Sprüche aus dem Katechismus lernen, kurz, man war so sehr als möglich darauf bedacht, den Gedanken alle Wege, in meinen Kopf zu schlüpfen, abzuschneiden. Allein, was sein soll, muß sich schicken. Ich lief in meinem vierzehnten Jahr davon ... Dadurch erlangte ich nun endlich, daß mich ein schwarzröckichter Candidat die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren durfte. Zu dieser Zeit fiel mir der Hoffmannswaldau in die Hand und verleitete mich dazu, Jagdlieder zu machen. Nun kam ich auf eine Schule, wo weder Wissenschaften, Künste, Weisheit noch Religion, sondern weiter nichts als Theologie gelehrt wurde; mein guter Genius gab mir im Traume ein, mich geschwind zu entfernen. Ich wanderte an einen Ort, wo mich zwei Mädchen in der Musarionischen Weisheit unterrichteten. Das 17. und 18. Jahr meines Lebens waren die schönsten meiner Jugend. Im Busen schlug ein wollüstiges Getümmel und Alles außer mir war Mahomed'scher Himmel! Hoch flog ich über alle Sphären und alle Himmel auf, wenn ich die süßen Lehren von ihren Lippen trank, von Wonne taumelnd oft an einen Busen sank, durch den die Grazien selbst schöner wären! — Nun kommt die bitterste Periode meines Lebens. Ich kam nach Jena, an einen Ort, wo jeder Professor und Magister an Gottesstatt zu sitzen glaubt. Ich mußte daselbst Musen und Grazien, Cythere und Amor und Bacchus aus meiner Phantasie bannen; man jagte par force Galgen und Rad, spanische Stiefeln, Mantel und Kragen und „demnach und dieweil“ V. R. W. hinein ... Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — ich kann nicht weiter schreiben! Sie kennen den großen Mann! ... Ich habe in diesen betrübten Zeiten nicht was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört; ich speise und tränke oft Zunge und Magen mit Phantasie! ... Verzeihen Sie's einem Wilden, daß er nicht französische Contretänze hüpfen kann.“ — Das in diesem Brief citirte Gedicht ist angeblich schon vom 16. Febr. 1767: „O du, Natur, aus deren Schooß ich kam, erklär' es mir, woher ich meinen Anfang nahm! .. Auf unsrer Erde wachsen unsre Geister, sie haben ferne Himmel nie gesehn! ... Aus dem Safte der Trauben von feuerreichen Reben, in jungen Herzen gekocht, wird geisterreiches Leben ... Was nach dem Götterrathe uns dort bestimmt sei, das suche nie tief auszuspähn! es wäre Schade um die verdorbne schnelle Zeit! Wir Armen wissen nichts von einer Ewigkeit ... Nie will ich mich den heil'gen Räthseln nahn! Ein

Weiser findet doch Glückseligkeit beim Zweifel. Der Narren Gott ist bald ein Geck und bald ein Teufel."

Gleim beeilte sich, ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen, worauf Heinse erwiedert: „Wie ein schnellblutiges Mädchen, wenn es schüchtern sich den Muth faßt, ihren geliebten Jüngling zum erstenmal zu küssen, schamhaft erröthet, so ich, da ich es wage, Sie zum erstenmal meinen theuersten Gleim zu nennen!" — 11. Juli 1771 schickte er ihm ein Gedicht, „Laidions Geheimnisse", welches Gleim sehr bewunderte, aber doch, einiger anstößigen Stellen wegen, vorläufig zurückhielt.

Gleich darauf fiel er einem Schwindler in die Hände, der erst Barbier, dann Soldat gewesen war, und nun als Lotterie-Collecteur vagabundirte. Er engagirte Aug. 1771 Heinse in Erfurt als literarischen Handlanger — auch Wieland räth anzunehmen, da sich nichts Besseres finden wollte —; dieser folgte ihm, von Gleim ausgestattet, Oct. 1771 nach Frankfurt (unterwegs lernte er Sophie Laroche kennen), wo er u. a. für das Lotto und gegen die christliche Orthodoxie schreiben mußte. Jan. 1772 sind sie in Erlangen: Heinse übersetzt den Petron (in Stanzen), den Compère Matthieu und andere unsittliche Bücher; bis er sich endlich mit seinem Brodgeber entzweit. Er empfand den Wunsch, in Padua zu studiren und in Lampedusa zu leben, wie die Götter im Himmel, wie die alten Griechen auf Erden; der „Grazienheilige" Gleim sollte Rath schaffen. Zunächst berief ihn dieser nach Halberstadt, wo er (unter dem Namen Rost) 12. Sept. 1772 ankam, nachdem er vorher den Brand seines Vaterhauses in Langenwiesen mit angesehn. Einige Tage darauf, 30. Sept., starb Michaelis, 26 J. alt, an der Schwindsucht: auch für seine Familie hatte Gleim zu sorgen.

Gleim hatte viel zu thun: gleichzeitig empfahl er Jacobi's Gedichte an Lessing, plagte Klopstock mit seinen Eifersüchteleien, schrieb zeitlich an Knebel; sein größter Genuß aber war, zwei solche Genies, wie Heinse und Bürger, entdeckt und gefördert zu haben. — Bürger, für den sich nun auch Ramler*) und Wieland interessirten, hatte Juli 1772 eine kleine Versorgung gefunden: die Stelle eines Justizamtmanns in Gelliehausen, eine Meile von Göttingen: trotz seines dichterischen Feuers hatte er in seiner Lebensauffassung etwas Kleinbürgerliches. Er wohnte bei dem Hofrath Leiste, einem untreuen Mann, dessen coquette Frau Agathe (früher von Gemmingen und Zachariä als Lucinde gefeiert) er besang: „dieses Frauenzimmer soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden, auf

*) Er wurde 1772 zum erstenmal dem König vorgestellt, den er so oft besungen hatte.

Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, den ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweiht sein." Seine Geschäfte betrieb er ziemlich nachlässig.

Neben ihm machten sich in Boie's Kreis namentlich zwei Poeten geltend: Martin Miller aus Ulm, geb. 3. Dec. 1750, Rectorsohn, Neffe des Göttinger Theologen, der seit 1770 mit seinem Bruder in Göttingen Theologie studirte: „ganz für Tugend und Zärtlichkeit geschaffen"; die Reime flossen ihm leicht, und in der Manier von Gleim und Claudius war er der eigentliche Lyriker des Kreises. „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin." Er verstand altdeutsch und studirte eifrig die Minnelieder. — Neben ihm Hölty aus Mariensee bei Hannover, geb. 21. Dec. 1748, Predigersohn; er hatte als Kind seine Mutter durch die Schwindsucht verloren, sein Gesicht war durch die Blattern entstellt, und seitdem war er melancholisch; seine Neigung zur Schwindsucht war durch einen krankhaften Lerntrieb gesteigert; in den alten und neuen Sprachen war er gründlich bewandert; in Gesellschaften zeigte er sich ungeschickt und zurückhaltend, und galt allgemein als Sonderling; in seinem Herzen nährte er eine stille Liebe, von welcher der Gegenstand nichts ahnte. In seinen kleinen Dichtungen lebte ein tiefes, inniges Naturgefühl. „Wenn ich an das Land denke," schreibt er einmal, „so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald, daran eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil." — Seit Ostern 1769 studirte er in Göttingen Theologie.

Eine viel kräftigere Figur war der Mecklenburger J. H. Voß, geb. 20. Febr. 1751 zu Penzlin, aus einer leibeigenen Familie abstammend. Der Vater war erst Bedienter gewesen, und hatte dann eine kleine Wirthschaft angelegt, nebenbei aber als Winkelconsulent sich einiges verdient. Der Knabe hatte in dem lebhaften Verkehr des kleinen Landstädtchens verschiedene originelle Figuren seinem Gedächtniß eingeprägt, trotz seiner Kurzsichtigkeit, und das wirkliche Volk kennen gelernt. Der strengen Erziehung setzte er gesunden Trotz entgegen: „Heringe und Gewürz aus dem Kram zu holen, gefiel mir nicht, vermuthlich weil kein Schüler in Lange's lateinischen Gesprächen so etwas that. In des Tanzmeisters erster Stunde ward meiner gelacht; ich kam nicht wieder." Ein herumziehender Jude wollte ihn für Geld spielen lassen: „behalt dein schäbiges Geld, Mauschel!" rief er ihm zu, und gedachte ihm die dafür empfangene Züchtigung sein Lebenlang. An Gellert's Fabeln bildete sich sein Geschmack; schon im Anfang des Schulunterrichts prägte sich aber seinem Ohr die „schöne Trommelweise" des lateinischen Hexameters ein. Auf dem Klavier

erhielt er guten Unterricht. Mit wenig Thalern wurde er 1766 auf die Schule in Neubrandenburg geschickt, wo er sich kümmerlich durchschlagen mußte; doch fand er auch da gute Menschen, die sich seiner annahmen. 1769 mußte er die Informatorstelle bei einem Landjunker annehmen, wo er unsäglichen Verdruß hatte; doch lernte er daselbst den jungen Brückner kennen, geb. 1746, der 1771 von der Familie eine Predigerstelle in Gr. Vielen erhielt; er hatte schon auf der Universität Schauspiele und Gedichte drucken lassen, schrieb jetzt Idyllen und machte Voß mit Shakespeare bekannt. — Dieser wagte Juli 1771 einige Gedichte für den Göttinger Musenalmanach einzuschicken: es waren steife Oden im Ramler'schen Stil, in denen aber bereits die Tabakspfeife eine Rolle spielte. Er erhielt von Boie und Kästner freundlichen Bescheid: „Der Nation ein neues Genie zu zeigen, ist ein großes Verdienst!" Mit ihrer Unterstützung kam er 1. Mai 1772 als Stud. Theol. in Göttingen an: „ein sehr bescheidener sanfter Jüngling, dem man das gute Herz an den Augen absieht; seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften noch sehr mangelhaft!" Er hörte bei Miller, Heyne, Gatterer; Musik bei Forkel, Logik bei Feder (ursprünglich, wie die meisten Göttinger Professoren, ein Widersacher Klopstock's, aber durch einen Besuch in Hamburg, Sept. 1772 bekehrt); im Englischen unterrichtete ihn Boie. Nun gewann der Dichterkreis einen neuen Schwung; es kam dazu u. a. Ewald aus Gotha, geb. 1745, Eßmarch aus Angeln, der mit Voß den Pindar las, Hahn aus Zweibrücken: „Feind aller Gallier, die unser Vaterland mit ihren Sitten verderben; er wird in feurigen Liedern das Laster strafen und die Tugend unsterblich machen." Kräftig sang er seinen Miller: „Dein Herz ist deutsch und deutsch mein Herz! Es liebt dich, wiss' es, ganz!" Weniger Beifall fand K. F. Cramer, der Sohn des berühmten Gottesgelehrten, geb. zu Quedlinburg 7. März 1752, obgleich er den Vorzug hatte, Jan. 1772 in Hamburg bei Klopstock gelebt und auf der Reise nach Göttingen Apr. 1772 Lessing besucht zu haben: „er hat zuviel Selbstgefühl; ist noch in einer schielenden Vorstellung von lyrischer Unordnung und entschuldigt damit alle Unschicklichkeit;" auch wollte er den Grundsatz der Freunde: „der Tempel des Ruhms soll zugleich Tempel der Tugend sein", nicht unbedingt gelten lassen.

Aber auch nach Außen hin hatte man zahlreiche Verbündete: hauptsächlich Knebel, der zugleich den Verkehr mit Ramler und der Karschin, sowie mit den Leipzigern *) vermittelte; er übersetzte die Georgika und gab

*) Sept. 1772 besuchte er sie, und fand Oeser, Hiller, Weiße, Graf in dem alten liebenswürdigen Zusammenhang; auch Basedow trieb gerade dort sein Wesen; Garve, der Burke's Schrift „vom Erhabenen und Schönen" übersetzte, ging Ende des Jahrs nach Berlin, wo er bis an seinen Tod blieb.

Götz'*) „Mädcheninsel“ heraus — das einzige deutsche Gedicht, das Friedrich dem Großen einigen Beifall entlockte. Ferner Denis in Wien, Kretschmann, Dusch, Klamer Schmidt und die übrigen Halberstädter; Claudius, Gotter, Gerstenberg; die Frkf. Gel. Anz. (in denen der Musenalmanach von Goethe gelobt wurde) und der Wandsb. Bote wurden eifrig gelesen, und nach Percy's Vorbild Jagd auf Volkslieder gemacht. — Bald kam der Kreis zu einer höhern Weihe.

„Den 12. Sept.,“ schreibt Voß an Brückner, „da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorf. Der Mond war voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Raum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Endzweck die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehn.“ Diese Feiergesänge geriethen im höchsten Klopstock'schen Stil.

26. Oct. — „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gelliehausen, zum Abschiedschmaus. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten alle wie Anakreon und Flaccus; Boie unser Werdomar oben im Lehnstuhl, zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken. Erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er**). Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Utzen's, Weiße's u. s. w.; nun

*) Aus der alten Gleim'schen Schule, jetzt 51 J. alt, Consistorialrath zu Winterburg, wo er 9. Nov. 1781 starb.

**) Herder an Lavater, 30. Oct. 1772 über Klopstock: „Wer hat mehr Gefühl jener Welt, mehr Nahrung des Geistes und Herzens in solchen Ideen, als dieser himmlische Genius in menschlicher Gestalt! Und sehen Sie, welche Bescheidenheit durchweg selbst im Dichten!“ Boie, der die Excentricitäten seiner jungen Freunde nicht theilte, schreibt doch an Knebel, 20. Nov.: „Ich verehre Klopstock gewiß nicht abergläubisch, und eine Discussion über ihn soll mir herzlich willkommen sein. Aber Wieland kann diese Discussion nicht liefern. So großer Mann er in seiner Art ist,

mein Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, Hahn, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen und wir Andern das feurige „Lebe!" ausriefen. — Bürger nannte Wieland. Man stand mit vollen Gläsern auf und: es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire! u. s. w. — Nächstens sollen Sie feierlich aufgenommen werden. Der Schwur, Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten, wird Ihnen nicht Mühe kosten, und der Zweck unserer Verbindung, durch wechselseitige Kritik einander aufzuhelfen, kann bei Ihnen schriftlich erhalten werden: denn schriftlich thun wir's sogar unter uns, um freimüthiger zu urtheilen."

Nun wurden die Angelegenheiten des Bundes, unter Boie's Leitung, geschäftlich geregelt. „Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir zusammen; Klopstock's und Ramler's Oden und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tisch, das Bundesbuch; es soll eine Sammlung von Gedichten des Bundes enthalten, die durchgehends gebilligt sind. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben, und über die Declamation des Vorlesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen. Dann nimmt es einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber." — Wie man der neuen Dichtkunst gemäß schaffen muß, auch davon giebt Voß dem Freunde ein Beispiel: ... „Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Er fühlte auch so etwas, und wir entschlossen uns, Hölty abzufordern, und wieder zu Dorf zu gehn, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Und so wanderten wir bei Mondschein und dichteten um die Wette. Gefällt Ihnen die Methode? ich denke, sie soll in unsren Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden." — „Natur, ja die ist Dichtkunst, und einzig Dichtkunst, da eine leere Phraseologie mit all ihrem farbigen Schimmer wie eine Seifenblase verschwindet. Man empfinde nur ganz, und sage dann seine Empfindung auch in Hans Sachsens Sprache, es wird mehr Eindruck machen, als alle prächtigen Pläne einiger lächerlicher

---

so hat er nie Begriffe von dem wahren poetischen Rhythmus und Numerus gehabt. Poetischen Geist hat er, aber seine Muse ist eine Tochter der Phantasie, der Philosophie, der Laune, und nicht der Empfindung und der Harmonie, weder der der Seele noch des Ohres. Wie kann ein solcher Mann Empfindung und die tiefste Seelenharmonie, die allemal da mit dem Ohre zusammentönt, wo der Dichter diesen Zusammenklang nicht durch gesuchte Härte verhindert, wie die Tiefen der Kunst beurtheilen, die er nie zu ergründen Lust gehabt?"

Nachahmer unsres großen Ramlers und Klopstocks." — Damit waren die Vollblutbarden gemeint, welche die nordische Mythologie an Stelle der griechischen setzten: der Bund glaubte die Mythologie überhaupt entbehren zu können.

Eine neue festliche Gelegenheit war 1. Nov. der Abschied eines Engländers, mit Wein und Landesvater, wozu auch Voß gezogen wurde, der dadurch Grafen und Freiherrn zu Brüdern gewann — der Bund dutzte sich nicht und trank mehr Kaffee als Wein. — Bald darauf kam Gotter aus Wetzlar zum Besuch, und fand viel Beifall; wichtiger war die Ankunft der beiden Grafen Stolberg (vgl. S. 306. S. 438), die Oft. 1770 bis Oft. 1772 in Halle studirt und dann ein halbes Jahr in Altona bei ihrer Mutter zugebracht hatten. Sie hatten in Göttingen auch ihren aristokratischen Verkehr, namentlich den Grafen Fr. Reventlow und v. Haugwitz (geb. 11. Juni 1752, in Herrnhut erzogen); an Boie waren sie durch Klopstock empfohlen, von dem sie auch Fragmente aus dem Schluß des Messias mitbrachten, dem Bunde zum großen Trost. Bald traten sie demselben näher.

F. L. Stolberg hatte eine alcäische Ode gemacht, wo in jeder Strophe das Wort Freiheit vorkam. „Nun was sagen Sie zu einem deutschen Grafen, der so ein Gedicht singt? und dessen Beifall einmal Klopstock höher geschätzt hat als Deutschlands Lob!" Sie zu ehren, versammelte sich der Bund, 5. Dec. 1772; von allen Seiten schallten Danklieder; in Vossen's Danklied enthielt fast jede Strophe zweimal das schöne Wort. „Ach nah' ich mich dem edlen Mann? ich zittr'! umarm' ich ihn, den Freiheitsrufer? Ich thu's, und sag' umarmend ihm, nicht fein, nach Franzenbrauch, nein, frei und deutsch: dich liebt mein Herz, und ist dein werth!" Das Gedicht wurde vorgelesen, vor Rührung geweint, und mit einem Handschlag der Bund ewiger Freundschaft geschlossen. „Beide Grafen haben um die Aufnahme in den Bund angehalten, und nächstens soll es feierlich geschehn. Und dann erfuhr's Klopstock!" „Im Feuer, wie ich bin," schreibt Voß den nächsten Tag an Brückner, „darf ich wohl ein bischen stolz sein. Ohne mich wäre der Bund nicht entstanden. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boie's Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Der feurige Hahn darf frei singen, Hölty auch, und Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann. — Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, Claudius auch, und Klopstock hat gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre." — Noch in derselben Nacht dichtete Voß, aufgebracht durch eine respectwidrige Aeußerung Weiße's über Klopstock eine neue Ode, die im Bund allgemeinen Beifall fand — nur Boie

war bedenklich' — und die religiöse Stimmung desselben kennzeichnet. Deutschland wurde ermahnt, auf seine Geschichte nicht zu stolz zu sein: „Hörst du der Sklavenkette Gerassel nicht? die uns der Franke — Fluch dir, o Mönch, der ihn den Großen pries! — um unsern Nacken schlang, als mit triefendem Stahl der Wüthrich in unsre Heimath stürzte, die Druden vor der Irmensäule würgte, und Wittekind statt Wodan seinen Wurmstichbildern Reihen der Opfer und Gold zu weihn zwang! Verderben brütend laurte schon dazumal Rom's Götzenpriester! Ha der Bezwinger kroch zu seinem Stuhl, und schenkt' — o Hermann! — deine Cherusker dem Welttyrannen! . . . O weine Stolberg! weine! sie rasselt noch, des Franken Kette. Wenige konnte nur selbst Luther, Klopstock selbst, ein Heiland, von dem belastenden Joch erretten." Und nun lohnt Klopstock „der Spott des ungeschlachten Volks", das geilen Tönen frecher Buhllieder lauscht!

Klopstock schickte gleich darauf an Stolberg eine Weissagung, die an poetischer Kraft die Freiheitsphantasien seiner Jünger weit hinter sich läßt. Nach dem Vorbild der Barden weissagt er aus den Bewegungen des heiligen Rosses: „Im Hain brauset' es her, gehobnes Halses, und sprang, Flug die Mähne dahin, — und ein Spott war der Sturm ihm, und der Strom ihm! Auf der Wiese stand es und stampft', und blickte wiehernd umher; sorglos weidet' es, sah voll Stolz nach dem Reiter nicht hin, der im Blut lag an dem Grenzstein! — Nicht auf immer lastet dein Joch! Frei, o Deutschland, wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch, so ist es geschehn, so herrscht der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!"

Wenn für Klopstock die Heiligung des Persönlichen und die Dichtkunst selbst nur ein Mittel für höhere Zwecke war, wenn ihm der Genius der Gottheit dienen mußte, so war für Gleim das Suchen nach dem Genius der Zweck selbst. „Er hätte," sagt Goethe, „ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens." „Darf man," fährt derselbe fort, „beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehn mochten; sie empfingen von Andern Lob und Ehre, sie gaben sie zurück, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich,

dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hiebei weder Papier noch Tinte." „Auch der vorzüglichste Mensch lebt nur vom Tage, und genießt nur kümmerlichen Unterhalt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann."

Neben den Briefschaften spielten die Tagebücher eine große Rolle. Wie Haller trotz seiner riesenhaften gelehrten Thätigkeit noch Muße fand, sich eingehend mit seinen Seelenzuständen zu beschäftigen, ist gemeldet. Als eigentlichen Mittelpunkt seines Daseins betrachtete es Lavater, von dessen Tagebuch 1770 ein Fragment veröffentlicht wurde, ohne sein Wissen, durch Zollikofer. Das Schlimmste bei solchen Aufzeichnungen ist, daß man in der Begierde, sich selbst interessant zu werden, die innere Unwahrheit, die Coquetterie und das Komödiespiel schwer vermeidet. Gleichzeitig gab Lavater selbst eine kleine Broschüre heraus, „das Nachdenken über mich selbst", worin er seinen Durst nach Glauben und seine Sehnsucht nach Christus lebhaft und umständlich ausdrückt. Diese Sehnsucht zu befriedigen, gebrauchte er ein eigenes Mittel.

Schon Gleim hatte einen „Tempel der Freundschaft" aufgerichtet, der durch die Portraits seiner Freunde und sonstiger Genies geziert war. Das gegenseitige Zusenden von Silhouetten war Tagesordnung. Lavater trieb dies Interesse an den Physiognomien bedeutender Menschen in's Große; — er bemühte sich, die Chiffer dazu in einer Wissenschaft zu lösen, die Seele als den wahren Inhalt der körperlichen Schale zu entdecken. Bei jedem Gesicht strebte er zu enträthseln, wie viel vom Genius, d. h. vom ewigen Leben in ihm war; als letzten Zweck hatte er den höchsten Genius im Auge, den Gottmenschen. Er sammelte unzählige Christusbilder, deren keines ihm genug that. Aber vielleicht konnte ihm eines auf die Spur helfen. Der Dichtung, der Kunst überhaupt, schrieb er darin die Kraft der Offenbarung zu: sein Busenfreund und leidenschaftlicher Anhänger Pfenninger, der auch in Vorlesungen seinen Ruhm verbreitete, schrieb mit seiner Beistimmung „jüdische Briefe", eine Art christlichen Roman, worin er die Männer und Frauen zur Zeit Jesu einander Briefe im empfindsamen Ton des 18. J. schreiben ließ. Man suchte überhaupt die Religion nicht aus Noth des Herzens, sondern weil man sie zur Verklärung des Gefühls brauchte, weil die schöne Seele den Blick in's Unendliche erheben mußte.

Mit allen Männern, die ihm in seinem Streben irgend Aufklärung verhießen, setzte er sich in Verbindung: Iselin, Basedow, selbst mit Nicolai, der gleichfalls auf seine Art ein eifriger Physiognom war und Handschriften sammelte, um danach den Charakter der Leute zu beurtheilen, worüber er sich von Lessing manchen Spott mußte gefallen lassen. Neu war das

Streben nicht: in Huerte's Buch, das Lessing übersetzte, war davon die Rede; 1769 hatte ein gewisser Peuschel ein Handbuch über Physiognomik und Chiromantie herausgegeben. Wie man Alles mit Humanitätsrücksichten in Verbindung setzte, hoffte man vermittelst der Physiognomik die Tortur abschaffen zu können. Lavater — dem zur Begründung einer neuen Wissenschaft aller wissenschaftliche Sinn abging — schrieb eine Einleitung in die Physiognomik, die Zimmermann 1772 im hannoverschen Magazin veröffentlichte. Die Hauptsache blieb immer, das Recht der Eigenart zu retten, nachzuweisen, daß jeder Einzelne sein eigenes Gesicht, seine eigene Seele, sein eigenes Fühlen, sein eigenes Wollen, ja sein eigenes Denken habe. Lavater spricht sich darüber unumwunden aus: „Einen Menschen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt ihm meine Stirn und Nase aufdringen wollen. Jeder Mensch trägt wie der Baum nur seine Frucht, ist nur in seinem Bezirk frei; jeder ist Fürst, aber nur in seinem Fürstenthum. Sei, was du bist."

Wer recht entschieden für sein eigenes Recht auftritt, auf eigene Hand zu fühlen, zu denken, zu meinen, pflegt gegen Andere, die dasselbe Recht für die entgegengesetzte Ansicht in Anspruch nehmen, sehr intolerant zu sein. Lavater schrieb 1772 gegen die Immoralität Wieland's, und forderte alle Christen auf für den schwer gefallenen Sünder zu beten; in Folge einer mißverstandenen Stelle im „goldenen Spiegel" nahm er diese Aeußerung wieder zurück, so daß Wieland ausrief: „Was soll man zu einem Narren sagen, der ein so gutes Herz zu haben scheint!"

Gleichzeitig mit dem physiognomischen Fragment veröffentlichte Lavater einen neuen Band der „Aussichten in die Ewigkeit", welcher Herder 30. Oct. 1772 veranlaßte, zum erstenmal an Lavater zu schreiben, mit großer Sympathie. „Es hat sich ein gewisser kalter nervenloser Ton über's Christenthum ausgebreitet, und die Moral ist mehr eine gewisse gesunde Politik von Außen und leere Ruhe von Innen geworden, als es, ich will nicht sagen nach dem Geist der Religion, sondern nach den Forderungen der Menschheit sein sollte. Selbst bei Spalding ist das die Erbsünde all seiner Schriften." Gleichwohl billigt er die phantastischen Bilder Lavater's keineswegs: „die Ewigkeit ist eine große Sache, die wir am besten dadurch ehren, daß wir zu rechter Zeit die Augen niederschlagen und nicht wissen wollen." Am liebsten ist er ihm, wo er den innern Menschen unmittelbar weckt: „Alle Gespräche bei Mondenschein, wenn sie fühlbar werden, sind moralisch: man fühlt, man ahndet, man wittert künftige Kräfte und Zustände und Seligkeiten, aber Alles nur, sofern sie Saiten rühren und Töne wecken, von denen wir hier wenig fühlen, daß sie dort lauter tönen können und werden."

Lavater's Antwort war eine inbrünstige Liebeserklärung. Fast nicht
er regte ihn eine Recension der „Aussichten" von Goethe an, 3. Nov.
n Frf. Gel. Anz. „Es war immer so, daß der nach Ewigkeit Dürstende
Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier an-
m waren. Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlge-
ickte Tische ... Der brave Recke überschaut in den Tiefen des Himmels
neßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke,
dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin
der Bank. Und der gelehrte denkende Theolog und Weltkündiger hofft
eine Akademie, durch unendliche Experimente sein Wissen zu vermehren.
Auch Lavater eröffnet nur für Denkende und Gelehrte Aussichten." „Wir
n in diesen Briefen nichts gesucht, als was der Verfasser versprach: aus-
sene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Sa-
lätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir nichts als Raison-
nt und Perioden." „Er systematisirt und homiletisirt so, daß Phrase
Empfindung, Ausdruck den Gedanken einwickelt ... Viel Wohlgedachtes,
quillt nichts aus der Seele, es ist Alles in die Seele hineingedacht."
grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig blei-
er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie
nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen." „Er hat über diese
erien genug, ja schon zuviel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und
e auf diesen Gedankenvorrath wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Gei-
l und nur im Andern sein Ich." —

Hat die stete Beschäftigung mit den Zuständen der eignen Seele sehr
Angenehmes, so bringt sie auch eine Hypochondrie hervor, die der Mensch
durch eine nach Außen und auf einen bestimmten Zweck hin gerichtete
igkeit vermeidet. Man lernt die Ansprüche an das sogenannte Glück über-
en, jedes Ungemach doppelt empfinden, jeder Augenblick der Leere — und
leer wird nicht das Leben des Selbstquälers! — wird zur Verzweiflung;
: überläßt man sich, nur um dieser Trauer zu entgehen, jeder augenblick-
: Leidenschaft mit Wollust. Da man das Leben oft als unerträglich
indet, und dem Allgemeinen über das Individuelle kein Recht einräumt,
ielt man gern mit der Idee des Selbstmords. Goethe sucht in Wahr-
und Dichtung für diese Lieblingsbeschäftigung der damaligen Jugend Gründe
ohne jedoch das Rechte zu treffen.

Der alte Pietismus bot doch im Glauben einen gewissen Halt, der dem
n fehlte. Frl. v. Klettenberg, die im Uebrigen Goethe sehr liebte,
sich auch seine wilden Aeußerungen mit Schonung gefallen ließ, pflegte
zu behaupten, seine beständige Unruhe entspringe daher, daß er keinen

versöhnten Gott habe. — In Wetzlar waren Selbstmordgedanken ziemlich häufig gewesen; zu Anfang October 1772 hörte Goethe, sein Freund v. Goué habe sich erschossen. Das Gerücht bestätigte sich nicht, dagegen erfolgte 29. Oct. der Selbstmord des jungen Jerusalem.

Dieser, geb. 1745, Sohn des braunschweiger Abts, war in Wolfenbüttel mit Lessing befreundet gewesen, der später seine kleinen Schriften herausgab. Er hob namentlich eine Seite an ihm hervor: „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und soviel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte." Lessing versicherte, „daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftigt war." Nach Wetzlar war er Sept. 1771 gekommen, hatte dort still vor sich hin gelebt, über philosophische Gegenstände gegrübelt, zuweilen mit seinen Vorgesetzten Verdruß gehabt, endlich zu der Gattin eines Freundes eine heftige Leidenschaft gefaßt, die zu einer häßlichen Scene führte: was von diesen Dingen das entscheidende Motiv zum Selbstmord war, ist nicht auszumachen. Emilia Galotti hatte er kurz vor seinem Ende gelesen; Phädon gehörte zu seiner Lieblingslectüre; oft hatte er über die Grenzen des menschlichen Verstandes geklagt. Er ist in Begebenheiten und Charakter der Werther des zweiten Theils, nicht des ersten: denn ihm fehlte jene beglückende Liebe zu allem Lebendigen, und jene Gabe, zu sagen was er litt.

Die That erregte großes Aufsehn. Goethe, heftig erschrocken, ließ sich von Kestner einen ausführlichen Bericht schicken. Die Pistolen hatte Jerusalem von Kestner geborgt, dieser hatte ihn zu Grabe geleitet, wo kein Geistlicher zugegen gewesen war. Goethe war lebhaft betroffen: es lag ihm nahe, Jerusalem's Schicksal mit seinem eignen Verhältniß zu Lotte zu vergleichen: mit Schrecken tauchte der innere Zusammenhang der beiden Lebensfragmente in seinem Geist auf, und krystallisirte sich zur Idee des Werther. Und zwar sofort, wenn er auch an die Ausführung erst später ging.

Gräfin Maria schrieb 14. Nov. an Herder: „Wie betrübt mich der harte Schlag, der unsern würdigen Jerusalem betroffen! Nicht wegen des Entleibten, den ich so gut in der Hand Gottes glaube als jeden andern Sterbenden; wohl aber sehr wegen des tiefgebeugten Vaters. Alle seine Freunde und die ihn nur aus seinen Schriften ehren, können nichts als mit in das Heiligthum Gottes gehn, schweigen und ihn den göttlichen Tröstungen

bergeben. Gott schuf ja nichts aus Zorn; die Güte war der Grund, weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fand."

6. Nov. ging Goethe, seine alten Freunde zu besuchen, mit den Gebr. Schlosser nach Wetzlar: gegen Lotte scheint er sich noch ziemlich leidenschaftlich gehalten zu haben, so daß es selbst Kestner, der nun erst feierlich seine Verlobung angezeigt, unheimlich wurde. — Von da 15. Nov. nach Darmstadt, wo er mit Caroline (die eben in Mannheim die Antiken angesehn hatte) zeichnete und las. Er erklärte sie für einen Engel, auch Caroline fand ihn „etwas stiller und geläuterter": „uns Mädchen und Weibern ist er besser als sonst, und ist uns herzlich gut; aber lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe auf seinem Herzen." Gleichzeitig fanden sich Urania und Lila ein: die Letztere hatte ihr Schäfchen verloren und sich dafür ein Hündchen angelegt. Goethe — der sich ganz der Landschaftsmalerei ergab („da ihm doch alle Tugenden fehlten, wollte er sich auf Talente legen") — blieb bis zum 10. Dec. in Darmstadt. Einmal fiel ihm dort ein, an Lotte zu schreiben: „ich dachte aber," schreibt er 30. Nov. an Kestner, „alle ihre Antwort ist doch nur — wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht."

Herder's Hypochondrie hatte sich indessen nicht geändert. „Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe: unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Da er den Sommer auf einem Landhause ist, so erzeigt er mir meist monatlich die Ehre, mich einen Sonntag hinaus zu bescheiden, als welche Ehre mir dann allemal die glänzendste Herrlichkeit meiner Seele gewährt. Mich da herausschleppen zu lassen, daß ich vor ihm predige — — mich durch eine Predigt zu ehren, die ich vor einem Grafen halten darf — alsdann von 11 Uhr Morgens bis 6 Abends einerlei Gänge in Garten und Hain, er und ich, zu promeniren — von keiner wahren Sache, sondern von lauter Speculation und Metaphysik zu sprechen — Sie können glauben, wie ich mich dabei nehme! Ich habe, wenn andre Auditores mitgebeten waren, mich höflich über die Ehre erfreut und moquirt; und da er ungemein gut merkt, wird Niemand mehr zu solchem Predigtgastmahl gebeten.' Ich kann einen ganzen Nachmittag promeniren, ohne was anders als zu nicken und sanfte Verbeugungen zu machen ... Ein edler Herr, aber äußerst verwöhnt! ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege, und wenn alles — im Lande ist für mich nichts zu thun. Ein Pastor ohne Gemeinde! ein Patron der Schüler ohne Schulen! Consistorialrath ohne Consistorium! Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt sind zum Theil an diesem Ort vernichtet."

Auch mit Merck gab es immer Mißverständnisse. „O warum mußte,"

heißt es Oct. 1772, „der Keim, der so süßes, ewiges, offenes Band zwischen uns hätte werden können, so zerrissen werden, und daß wir beide selbst, die wir doch Männer sein wollen, nicht wissen wie? . . . Diese Erschlaffung der Fibern ist für mich der elendeste Beweis, daß Alles eitel sei und daß wir hier zu nichts da sind: weil das edelste Band zwischen Menschen, Freundschaft, ein Band ist voll Koth und verwesendem moderndem Menschenfleisch. — Sie würden theils lachen, theils sich wundern, theils die Achseln zucken, wenn Sie mich hier mit einer Gravität, die keine Affectation ist, würden Klagen anhören, Tabellen lesen, zwischen Dummköpfen, unter denen ich immer der ärgere werde, sitzen sähen. Auch können Sie denken, daß der theologische Libertin weg sei; aber daß er sich fast in einen mystischen Begeisterer darüber verwandelt, würden Sie kaum ahnen. Die Seele aber baut oder träumt sich natürlich um so lieber und glücklicher fremde Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet. Himmel und Einsiedlerzelle sind immer zusammen . . . Ich bin voraus nichts als Schaum, Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen; es ist schwer, den Capriccio mit Bocksfüßen in den harmonischen Apoll zu verwandeln, und mein werther Genius mag tausendfältig über mich lachen, wenn ich mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche, und eben dadurch immer dümmer handle."

Dann aber wacht die alte Zärtlichkeit wieder auf. So 17. Nov.: „daß wir uns so lange unsre Herzen verschlossen und verborgen, ist ärger als Thorheit, es ist Bosheit und Härte, Stein und Fleisch . . . Weg indessen! und vom gegenwärtigen Augenblick an lassen Sie uns die Hände geben und offen und Männer sein, und auf ewig den Hinterhalt verborgener Tücke und Argwohns verschwören . . . Mit Scham, Wehmuth, Reue, Aergerniß und Freude muß ich's wiederholen: wir haben uns beide nicht verstanden und, Thoren! uns dadurch um so mehr vielleicht gemartert. — Auf mich sind Sie ganz irre . . . Daß meine Seele allerdings in einem Zustand gelegen hat und noch oft liegt, wo es mehr gedröhnt in ihr hat als geklungen; daß ich mich unter der Taufe der Wolke und des Meers (verstehn Sie ja nicht blos äußere Lage!) gefunden, die ich (der ich voraus, wie Sie wissen, so ein Freigeist theologischen und astrologischen Wahns gewesen) mir noch nicht erklären kann, auch nicht erklären will, weil das nichts hilft, sondern nur in eine gewisse Feuertaufe, von der ich auch noch nicht weiß, wie und woher? zu verwandeln ahnde und zitternd hoffe — hundert andere Sachen mehr, das ist wahr! und eben weil's Ihnen unglaublich dünken muß wie mir, schließe ich mit Peter Squenz, daß wahr mehr sein muß als unwahrscheinlich. Aber . . . mich schmerzt innig, daß Sie mir so trocken Ihre Freundschaft nicht nur aufkündigen, sondern zugleich eine Natur in mir supponiren, über die ich selbst

schaudern möchte, wenn ich sie auch in meinem Spiegel erblickte, und wer weiß, ob ich sie nicht darum und in dem noch ärgern Spiegel, dem Traum, durch euch erblicken lerne . . . So wende ich mich von euch, und halt es kaum werth, mit Merck, dem leidigen Tröster, und mit Goethe, dem elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter soviel Worte zu wechseln als der geplagte Hiob mit seinen Freunden. — Wenn dies Alles Ihnen so dumm und confus ist als böhmische Dörfer, so warten Sie, bis wir uns nächsten Frühling sehn und umarmen. — Ich wollte, daß ich ein anderer Mensch wäre, mein Leben zurückhätte, ein bischen Lebenskraft mehr als ich habe, diese ein bischen reiner und lichtmäßiger (sie ist jetzt so sehr ignis humidus, aër und aqua vermischt) und alsdann lebte — dann solltet ihr mich leben sehn! jetzt muß ich mit mir kämpfen, und mag doch nichts daraus werden für diese und jene Welt. Leider! — Lebt wohl, liebet eure Frau, arbeitet fleißig, und gebt euch ja nicht mit dem Weissagen ab und mit dem Sehen in andrer Menschen Herz. Es ist eine brodlose Kunst, und ihr habt eine bessere Nerve in euch: zu glauben! von der ich nicht wollte, daß sie umkäme."

18. Dec.: „Tag und Nacht sind meine Gedanken darauf gerichtet, alle Lappen wegzuwerfen und blos ein Mensch zu werden."

Schon Aug. 1772 hatten Wieland und Jacobi verabredet, ein Journal nach Art des Mercure de France herauszugeben, nicht blos für Gelehrte, sondern für Damen und Edelleute, auch für die katholischen Länder berechnet. Gleim wurde nicht aufgefordert, weil man seinen Despotismus fürchtete; dagegen wurde Merck durch Sophie Laroche angeworben; das Recensionsgeschäft wurde dem schon ziemlich verrufenen Schmid in Gießen, die politischen Artikel Springer, die historischen Meusel übertragen; Bertuch unterstützte die Herausgeber bei allen Geschäften. Der „Mercur" sollte zunächst die ökonomischen Umstände der beiden Freunde verbessern. Wieland bedurfte einer Zulage sehr dringend, auch Jacobi's Verhältnisse hatten sich verschlechtert: sein Vater, durch verschiedene Unglücksfälle betroffen, näherte sich mehr und mehr dem Banquerout, dem er März 1774 rettungslos verfiel; Jacobi selbst hatte Ende 1771 die Handlung aufgegeben und ein Staatsamt angenommen; die Disposition über das ansehnliche Vermögen seiner Frau erhielt er erst 1776. Die Journalistik schien das bequemste Mittel schnell etwas zu erwerben; in Weimar sah man es gern; Jacobi schoß die Geldmittel vor, und der erste Erfolg (Anfang 1773) war glänzend: 2500 Exemplare wurden abgesetzt. Seine Hauptanstrengungen richtete Wieland nach Wien wo Gebler

(dessen schlechte Dramen „der Minister," „Thamos" u. s. w. dafür als Meisterstücke angepriesen wurden), Riedel, Laroche (der im Frühling 1773 hinging) u. A. für ihn werben müssen.

Aber die Einrichtung hatte einen Fehler: Jacobi betrachtete sich mehr als stillen Theilnehmer, und überließ die ganze Arbeit Wieland, den er aus der Ferne in Briefen sofort kritisirte. Grund genug gab ihm Wieland; er nahm kritische Sudeleien und sonstige Trivialitäten auf, und entschuldigte sich dann, der Mercur sei für die mittelmäßigen Leute; hofmeisterte seine Mitarbeiter in Noten und Entgegnungen; schrieb Apologien seiner eigenen Dichtungen u. s. w. Das Schlimmste war, daß er sich jedem persönlichen Eindruck zugänglich zeigte: wer ihn freundlich behandelte, ihm auch nur ein schöngebundenes Exemplar zuschickte, den empfahl er regelmäßig seinem Merck zur gefälligen Berücksichtigung; griff ihm auch wohl vor. Wenn ihn dann die Ungeduld oder das kritische Gewissen übermannte, sah es im Mercur um so bunter aus. Dank hatte er nirgend, nach allen Seiten hin überwarf er sich, z. B. mit den Göttingern, deren Musenalmanach er allerdings ziemlich unfreundlich besprach.

Wohl konnte man es dem berühmten Schriftsteller nicht verdenken, wenn er es übelnahm, von dem jüngeren Freund, der noch nichts geschrieben, fortwährend geschulmeistert zu werden. „Ich bin," schreibt er, „des Mercur schon satt, ehe er noch angegangen ist. Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein Paar Mal sprechen können. Ich sehe ein, daß wir oft in unsern Gesinnungen und Ideen divergiren werden, und durch Briefe läßt sich das nicht wieder gut machen. Der poetische Artikel wird wahrscheinlich immer sehr mager sein. Wir haben keine Dichter mehr; Leiermänner, soviel wir wollen. Ihr Bruder, der unstreitig mit noch zwei oder drei unter die Ausnahmen gehört, ist gleichwohl nicht was er sein könnte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmack. Und dann wünschte ich zu Gott, daß man entweder die Welt mehr kennen, oder wenn man sie kennt, sie weniger verachten möchte. Der seltsame Ton von christlich andächtigem verfeinertem Heidenthum, mit Platonismus und mit unendlich verfeinerter, filigranmäßig verarbeiteter sentimentaler Moral versetzt, macht auf uns ungefähr eben die Wirkung, die er auf die beste Gesellschaft in Paris machen würde."

Gleich zu Anfang des Mercur zog Wieland sich Verdruß zu durch eine Reihe von Briefen, die er über seine eigne Alceste veröffentlichte, eine Operette, die, von Schweizer componirt, 29. Mai in Weimar aufgeführt wurde: er suchte nachzuweisen, daß er es viel besser gemacht als Euripides, und daß das Singspiel eine große Zukunft habe. Das Stück war ungefähr in der Art der Herder'schen Oratorien, aber bedeutend leerer, wässriger und

ıtimentaler; Wieland hat den unglücklichen Versuch noch einige Male ederholt.

Mit ganz anderer Wucht trat die Kritik von einer andern Seite auf. — ın. 1773 gab Herder „fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst“ raus, ursprünglich für Gerstenberg bestimmt, dann aber von Bode in :rlag genommen. Er beginnt mit einem „Briefwechsel über Ossian und die :der alter Völker“, wiederum gegen Denis' Uebersetzung gerichtet. Den ıdruck der innern Empfindung eines alten Volksliedes erhalte man nicht anders ; durch den Abdruck des Aeußern, des Sinnlichen in Form, Klang, Ton, :elodie, alles des Dunkeln, Unnennbaren, was uns mit dem Gesang strom- :ise in die Seele fließt. „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher enkart, Sprache und Lebensart ein Volk ist, desto weniger müssen seine Lieder c's Papier gemacht und todte Letternverse sein; vom Lyrischen, vom Leben- ȷen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesangs, von lebendiger Gegenwart der ilder, von Zusammenhang und gleichsam Nothdrang des Inhalts, der Em- :ndungen, von Symmetrie der Worte, der Sylben, bei manchen sogar der ıchstaben, vom Gang der Melodie und hundert andern Sachen, die zur :endigen Welt, zum Spruch- und Nationallied gehören — davon und von allein hängt die ganze wunderthätige Kraft ab, der Zweck, den diese :der haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang ; Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apoll, womit er Herzen rchbohrt, und woran er Seelen und Gedächtniß heftet. Je länger ein Lied uern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, daß der Macht der Zeit und den Einwirkungen der Jahrhunderte trotzen.“ : selbst habe in Liefland Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten lden Gesangs, Rhythmus, Tanzes unter lebenden Völkern zu sehn, denen fre Sitten noch nicht völlig hätten Sprache und Lieder und Gebräuche hmen können. Schon Lessing hatte auf diese lettischen Lieder aufmerksam nacht, Herder giebt aus Reisebeschreibungen Proben von den Liedern an- :er Völker. „In der alten Zeit waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die ıcherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, Wohlklang, hönheit zu paaren wußten. Homer's und Ossian's Rhapsodien waren gleich- n Impromptus; dem letztern sind die Minstrels, wiewohl schwach und ent- nt, gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte. In fremden prachen quälte man sich von Jugend auf, Quantitäten von Sylben kennen lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen giebt; nach Regeln arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt; über :genstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch niger imaginiren läßt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben,

Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen: und endlich wurde Alles Falschheit, Schwäche und Künstelei. Selbst der beste Kopf ward verwirrt und verlor Festigkeit des Auges, Sicherheit des Gedankens und Ausdrucks, mithin die wahre Lebhaftigkeit und Wahrheit und Andringlichkeit. Alles ging verloren. Die Dichtkunst, die die stürmendste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die ungewisseste, lahmste, wankendste; die Gedichte corrigirte Schulexercitien." — Alle echten Volkslieder sind durch Sprünge, kühne Würfe und Wendungen gekennzeichnet: je älter, desto kühner, desto werfender. „Das ist in der That die Art der Einbildung, die auf keinem engern Wege fortgehn kann. Alle Gesänge wilder Völker weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt. Wie reich und vielfach sind da die Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! Und das Alles hat das Auge gesehn, die Seele stellt sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen des Gesangs als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst." — Es sei gewöhnlich, Sprünge und Würfe solcher Volksdichtungen für morgenländische Hitze, für Enthusiasmus des Prophetengeistes, oder für schöne Kunstsprünge der Ode auszugeben, und man habe eine herrliche Webertheorie vom Plan und den Sprüngen der Ode recht regelmäßig ausgesponnen. Aber man möge nur einen Grönländer, ohne Hitze und Prophetengeist und Theorie, aus dem vollen Bilde seiner Phantasie reden hören. Er befolgt die feinsten Gesetze vom Schweben der Elegie; und von wem hat er sie gelernt? sie liegen in der Natur der Einbildung! Alle Gesänge des A. T. sind voll davon; wir selbst besitzen in Deutschland viele solcher Lieder, sie dürfen nur gesammelt werden*). Aus ihnen soll der moderne Dichter lernen, seine Lyrik zu vereinfältigen, sie von dem drückenden Schmuck zu befreien, der fast Regel geworden.

Darauf folgt eine Abhandlung „über Shakespeare". Herder zeigt, wie unrecht man thut, die Regeln des griechischen Theaters auf das moderne anzuwenden. Was die Regeln der griechischen Tragiker für uns Künstliches zu haben scheinen, war keine Kunst, es war Natur. Wie Alles in der Welt, so mußte auch die Natur sich ändern, die das griechische Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Maß der Illusion wandelte: und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zur Bearbeitung, Anlaß zum Zweck. Man konnte zwar das Alte herbeiholen und nach der gegebenen Manier bekleiden: das Alles that aber nicht die Wirkung, es wurde Puppe, Nachbild, Affe, Natur

*) 14. Aug. bat er Lessing um Volkslieder aus der Wolfenbüttler Bibliothek.

hne Leben. — So bei den Franzosen. — Ein gesundes Volk wird sich sein
)rama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache,
lationalvorurtheilen, Traditionen und Liebhabereien erfinden. — Shakespeare
ınd vor und um sich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandssitten,
:haten, Neigungen und Geschichtstraditionen, sondern ein Vielfaches von Stän-
:n, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Sprachen; er dichtete Stände
nd Menschen, Könige und Narren zu einem herrlichen Ganzen. — Wenn
5ophokles Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt
nd bildet Shakespeare nordische Menschen. „Mir ist, wenn ich ihn lese,
:heater, Acteur, Couliſſe verschwunden. Lauter einzelne im Sturm der Zeiten
vehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt;
nzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen, die alle die verschiedenartigsten
nd abgetrenntest handelnden Maschinen, alle, was wir in der Hand des
Beltschöpfers sind, unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen einer großen
Begebenheit, die nur der Dichter überschaut. Wie vor ein Meer von Bege-
enheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt man vor seine Bühne. Die
luftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander, so disparat sie
heinen, bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers,
er alle im Plan der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben schien,
rfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicen."
Fand Shakespeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auf-
ritte zu einer Begebenheit zu erfassen: natürlich gehörte es eben zur Wahr-
eit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie
ıit zur Täuschung beitrügen. Wenn er die Begebenheiten seines Drama im
lopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Ort und Zeit mit umher! Aus Scenen
:nd Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität,
ben die hieher, die dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste ist,
oo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit
:nterstützen, wo Ort- und Zeitwechsel, über die der Dichter schaltet, am laute-
ten rufen: hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt!"

Da die Frkf. Gel. Anz. in andere Hände übergingen, nahm Herder
ı sein fliegendes Blatt auch Goethe's Aufsatz über den Straßburger Münster
nd eine Abhandlung Möser's über deutsche Geschichte auf; die Verbindung
ıit diesem Altmeister war für den „Götz" von Wichtigkeit. Der vorwiegende
5til des fliegenden Blatts veranlaßte Wieland zu dem Stoßseufzer: „Unsere
euesten Kunstrichter werden am Ende nur dem den Preis geben, der aus
Begierde, Original zu sein, Dinge sagt, die Niemand vor ihm gesagt hat und
Niemand nach ihm sagen wird."

Hamann, der nach einem Brief an Moses noch immer an der „Erb-

sünde der Lesesucht" litt*), schickte Febr. 1773 an Nicolai ein „Selbstgespräch eines Autors, mit philosophischen Einfällen und Zweifeln" zum Verlag; Nicolai, der kein Wort davon verstand, ließ es mit einer humoristischen Entgegnung drucken. Herder, der die Anspielungen auf seine eignen Ansichten wohl merkte, bat 9. März um Schonung wegen seines Amts. Er hätte es kaum nöthig gehabt, denn verstanden hätte es Niemand, und die Versicherungen, daß Newton's und Copernicus' System auf Einbildungen beruhten, hätten ohnehin alle Gelehrten abgeschreckt. Einige gute Einfälle sind doch anzumerken: „Ich glaube, daß nichts in unserer Seele verloren geht, so wenig als vor Gott; gleichwohl scheint es mir, daß wir gewisser Gedanken nur einmal in unserm Leben fähig sind." „Lücken und Mängel ist die höchste und tiefste Erkenntniß der menschlichen Natur; Einfälle und Zweifel das summum bonum unsrer Vernunft. Die Heiden sind große Propheten gewesen."

Je fremder ihm Hamann wurde, desto näher trat ihm Lavater. Dieser empfand um so mehr das Bedürfniß sich anzuschließen, da es ihm in Zürich selbst nicht an Gegnern fehlte. In einer Schrift „über den guten Geschmack in der Kanzelberedsamkeit" hatte man gegen ihn gesagt: „Eine falsche Rührung, eine fieberhafte Bewegung ist zweideutig, gefährlich und der Würde des Gegenstandes zuwider." Jüngere Apostel, wie Pfenninger, Dav. Hartmann (21 J. alt, stirbt schon 5. Novbr. 1775 in Mitau), Leuchsenring, der ihn eifrig auszuforschen suchte, genügten ihm nicht völlig. Gegen Herder konnte er sich ganz aussprechen; seine Abneigung gegen den Rationalismus wie gegen das „emporbrausende christusleere Christenthum". „Nein es ist nicht auszusprechen, wie Alles Larve, Kleid und Mantel nach dem Wind — wie Alles pure, leere Seelenlosigkeit ist — Christus ist Allen entweder ein Aergerniß oder eine Thorheit. Ich habe, Gott weiß es, noch keine einzige Seele gefunden, die ihn kennt. — Meine aber nicht, daß ich ihn kenne — Nein, nur himmlische Augenblicke sagen — ach sagen nicht, blitzen, donnern es mir, daß Niemand den Vater kennt als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Aber erkennen will ich ihn." „Ich war immer schwach und kühn, thöricht und glücklich, kindisch und stark, sanft und hitzig, beides allemal in ausgezeichnetem Grade. Aeußerst zärtlich ging Gott mit mir um. Wofür ich aus Bedürfniß, wofür ich mit leiser, kühner Kindlichkeit bat, das gab er mir. Du kannst glauben, wie kühn ich im Beten war, ehe ich Theorie hatte. Mit dem Zunehmen der Theorie nahm die stille, hohe, herzerhebende Erfahrung ab. Der Geist verwaiste. Ich wollt' ihn aus

*) Er hatte sich Sept. 1770 ein altes Haus gekauft, das Kanter ihm aussuchte.

Erkenntniß suchen, aber er hat kein Ohr als für die stille, einfältige, warme Empfindung." — Jetzt gab er auch die Fortsetzung seines Tagebuchs selbst heraus.

Herder seinerseits nahm keinen Anstand, mit seinen Träumen und Entwürfen gegen Lavater frei herauszugehn; er theilte ihm mit, wie er für die Unsterblichkeit der Seele — für die sich Lavater vergebens nach einem Beweis umsah — plaidiren würde. — Gegen diese Einfälle sieht, was Lavater und Hamann schreiben, ziemlich lichtvoll aus. — Er beginnt mit den Mysterien des Schlafs: — „Hier würde ich diese Wahrheit in's Gefühl der tiefsten Menschheit hineinleiten: das Wunderbare der Kräfte, die die Seele alsdann annimmt, aus dem Körper fleugt, sich in eine andere Welt begiebt und da nach anderm Raum-, Zeit- und Kräftemaß handelt . . . Aber so einfältig, als nur ein Kind davon träumt, ein paar Freunde sich im Schimmerlicht des Mondes, der offenbar über Natur und menschliche Seele das Gefühl einer andern Welt gießt, davon besprechen, oder ein morgenländischer Patriarch . . . Alle ältesten morgenländischen Vorstellungen vom Tode und Todtenreich sind allein in diesem Gefühl . . . Die Mysterien der alten Aegypter haben die Trümmer des Gefühls in ihren Ceremonien zu erhalten gesucht. Die älteste griechische Mythologie ist voll einfältiger Dichtkunst hierüber; und noch im Phädon sind die pythagoreischen Ueberbleibsel der Art offenbar das, worauf Plato am meisten baut. Es sind Trümmer des ältesten Glaubens, die eine Dichtkunst geben müssen, wie wir sie mit der Vernünftelei und Kunstfülle unserer Zeit kaum fühlen mögen . . . Nun würde ich mich dem Gange Gottes zu folgen befleißen, auf dem er die Kindheit des menschlichen Geschlechts zu dieser Lehre zu erziehn thätlich geredet hat . . . Ich kann mir kaum was Schöneres denken als die Bemerkung jedes Winks auf jeder Stelle, und die Verbindung aller dieser göttlichen Winke zu einer Lehre . . . Meine Dichtkunst würde ihre besten Jugendkräfte erschöpft haben, wo die Philosophie unsers Jahrhunderts erst zu entwickeln anfange . . ." U. s. w. — Lavater wurde darüber etwas verwirrt, aber er bat doch um Fortsetzung.

Wenn Herder, Hamann und Lavater bei ihrem Feldzug gegen die deistischen Neigungen des Jahrhunderts durch persönliche Sympathie bestimmt wurden, so verhält es sich mit Lessing anders.

„Bisher," schreibt Lessing 6. Jan. 1773 an Eva, „habe ich den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle gehabt;" er suchte sich nun durch Arbeiten zu zerstreuen. Seine Aufgaben waren — gleichsam zur Entschädigung für die Emilia, streng gelehrter Natur, und bezogen sich auf die Bibliothek. Den ersten Beitrag „aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek" schickte er 12. Jan. an Ebert: „Hier haben Sie einen ganzen Mist-

wagen voll Moos und Schwämmen. — Eine Frage fällt mir dabei ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. Ist es die Eiche oder ist es der Boden, worin die Eiche steht, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? Ist es der Boden: — was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme soviel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehn und der Gipfel der Eiche darüber verdorrt? —. Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln." — Und an seinen Bruder: „mit diesen Beiträgen denke ich so lange ununterbrochen fortzufahren, bis ich Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheuteres zu arbeiten. Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Trost beruhigen, daß ich meinem Amt Genüge thue, und Manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden."

Nebenbei hatte Lessing noch den Zweck, auf diesem Wege den zahlreichen Anfragen in Bezug auf die Bibliothek öffentlich Genüge zu thun. Die „Beiträge" umfaßten daher die entlegensten Gegenstände: mittelalterliche Fabeln, Bearbeitungen des Phädrus, persische Genealogie, pythische Bäder, flandrische Chronik, arithmetische Probleme, Marco Polo u. s. w., und in all diesen Dingen bereicherte Lessing durch selbständige Forschungen den wissenschaftlichen Stoff. Auch diese Arbeiten sind durch mannichfache Fäden mit seiner frühern Thätigkeit verbunden: der sittliche Eifer, ja die Leidenschaft, mit der er ungerechte Urtheile der Geschichte bekämpft, sind noch die alten. Wenn er in Augenblicken des Unmuths über diese mikroskopischen Untersuchungen selbst verdrießlich war, so wußte er doch die tiefere Bedeutung derselben sehr wohl hervorzuheben. So sagt er in der Abhandlung über die „Fenstergemälde des Klosters Hirschau": „Vitrea fracta! dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dient, dient einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein andrer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist; aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm Alles klein; nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht, weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt.

Seine Augen mögen so scharf sein als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse."

Erfreulich ist durchweg der concrete historische Blick, der ihn vom abstracten Gelehrten unterscheidet. „Es war," sagt er bei der Herausgabe einer Reimchronik über die Grumbach'schen Händel, „die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein: aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will sehr zuverlässige Belege aus dem bedächtlichen Cabinete; und wir finden uns trefflich verbessert."

Das Anziehende aller dieser Arbeiten für den Nichtgelehrten liegt theils in dem sittlichen Feuer, theils in der lebhaften, ja dramatischen Schilderung seiner eignen Arbeit. „Ich will," sagt er einmal, „nach der Ordnung erzählen, wie ich zu dieser Entdeckung gelangt, und wie weit ich nach und nach darin gekommen bin. Freilich muß diese Methode einem Gelehrten, dem man Alles mit drei Worten sagen könnte, ein wenig langweilig vorkommen. Aber ich denke, daß sie doch auch dieses Gute hat, daß sie demjenigen, welcher einmal meine Untersuchung berichtigen, oder sie von neuem anstellen will, manche Mühe ersparen kann; wenn er sieht, welche Wege und Auswege ich dabei genommen, und ungefähr daraus urtheilen kann, welche Aussichten mir vielleicht entgangen sein dürften. Zu geschweigen, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebensoviel werth, ebenso lehrreich ist, als die Sache selbst." — Diese Eigenthümlichkeit wurde auch von den damaligen Kritikern lebhaft empfunden.

„Auch hier," schreibt ihm Reiske, „bewundere ich den großen Dramatiker. Erst schlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weise fest zu, daß einem ganz bange dabei wird, Sie treiben einen erst bis zur Verzweiflung, daß ein solcher Knoten nie aufgelöst werden könne, und dann, wie der Blitz,

sind Sie mit Ihrer Katastrophe da, aber mit einer glücklichen, sanften, leichten, natürlichen, sich von selbst ergebenden Katastrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander." Dagegen heißt es in den Gött. Gel. Anz.: „Herr Lessing behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel wie ein Drama, schürzt erst seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann löst er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraussieht, ihre gute Wirkung, müssige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu setzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehn von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende sagt man sich: und das war es Alles?" Am reinsten und erfreulichsten war ihm stets die Theilnahme C. A. Schmid's; Ebert, die Berliner, selbst Heyne (der ihm damals seinen Pindar zuschickte) waren doch immer geneigt, diese ganze Beschäftigung als eine Versündigung am Genie des Dichters der Emilia zu betrachten, er selber empfand mitunter ähnlich.

„Ich bin ärgerlich," schreibt er einmal an seinen Bruder, „und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören, jenes zu sein ... Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstand um Brod geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge blos darum angefangen, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf, um von einem Tag zum andern zu leben ... Es ist zwar recht gut, eine Zeit lang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin vergraben, ist Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig sein." — Die Unfähigkeit, sich in Geldsachen einzurichten, war von jeher der Schatten auf Lessing's Leben gewesen.

Die streng gelehrten Arbeiten der „Beiträge" erhielten aber ihre rechte Würze durch einen theologischen Discurs. — Die Sorbonne hatte den Satz aus Marmontel's Belisaire, daß auch die Heiden tugendhaft sein könnten, verdammt; diesen Satz zu vertheidigen hatte Eberhard in der „Neuen Apologie des Sokrates", 1. Bd. Oct. 1772 übernommen: er hatte sich gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen überhaupt erklärt. Es hatte großen Anstoß erregt, daß ein Prediger über Glaubenslehren philosophire. Hamann hatte Nov. 1772 in den „Beilagen zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates" geantwortet; er hatte darüber gespöttelt, daß die neue Theologie die altfränkischen Ausdrücke Luther's vermeide, die Loge an Stelle der Kirche setze und sich auf leeres Moralgeschwätz beschränke. Lessing verdroß der respectwidrige Ton,

den Eberhard gegen Leibnitz angeschlagen; schon im ersten „Beitrag“ sagt er, indem er einen kleinen Aufsatz des Philosophen über den streitigen Gegenstand veröffentlicht: „Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen.“ „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind: er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ „Ich gebe zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammniß sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehn glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen; indem er sie öffentlich mit den Worten bekennt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach all ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja sie noch mit neuen bestärkt: weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriff, in dem sie so mancher Theolog nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriff noch mehr Wahres liege, als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letzteren zu wenig.“ Lessing sucht nachzuweisen, daß man nicht die Dauer der Strafe anfechten sollte, die, wie die natürliche Folge jeder That, allerdings ewig sei, sondern die roh sinnliche Vorstellung von der Art und Weise derselben; er spricht sich, da Hölle und Himmel relative Begriffe seien, für die Annahme eines mittleren Zustandes (Fegefeuer) aus, und schließt mit der wunderlichen Frage: „O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?“ — Der Fehler der Abhandlung lag wohl darin, daß Lessing nicht blos

Leibnitz' Meinung zu erläutern, sondern seine eigne zu geben scheint. In seinem rein theoretischen Interesse übersah er den praktischen Zweck, den Eberhard und seine Freunde dabei hatten, die kirchlichen Lehren zu mildern: sie wollten das kirchliche Leben humaner machen.

„Deine Meinung von den ewigen Höllenstrafen," schreibt sein Bruder 16. Jan. 1773, „ist Ketzerei bei den Orthodoxen und Heterodoxen, bei den Verfeinerern und Vergröberern des Christenthums, und je scharfsichtiger, desto verdammlicher. Wir sind in Sünden empfangen und geboren, an uns ist auch nicht ein Haar gut, wir können ohne den gekreuzigten Christus nichts als sündigen. Wie schickt sich zu solchen Begriffen eine vernünftige Meinung von der Höllenstrafe? . . . Strafe soviel als natürliche Folge jeder Handlung — ein schöner Gedanke! auch ein wahrer Gedanke! Aber wer soll dir für diese christliche oder sinnreiche Volte danken? Die Vernunft oder das Christenthum? Bei wem macht Eberhard Aufsehn? Bei den Christen, welchen das Unbegreiflichste von Kindheit auf eingebläut worden. Jeder Unbefangene sagt: braucht es Beweis, daß 2 × 2 = 4 ist?"

„Was gehn mich die Orthodoxen an?" antwortet Lessing. „Ich verachte sie ebensosehr wie du; nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden als es die Orthodoxen jemals gethan."

„Aber, mein Freund!" schreibt Nicolai, „warum schreiben Sie in Ihrem „Beitrag" öffentlich nicht so herzhaft als in dem Brief an Ihren Bruder? oder wenn Sie es Ihrer Convenienz gemäß finden, die Miene anzunehmen, daß Sie die orthodoxe Lehre vertheidigen, warum wollen Sie von einem Geistlichen mehr Offenherzigkeit verlangen als Sie selbst haben? Eberhard hat die Wahrheit deutlicher gesagt als Sie in Ihrem Beitrag; nur konnte er sie nicht so deutlich sagen, als Sie in Ihrem Brief. Gleichwohl hat diese Freimüthigkeit schon für ihn die verdrießlichsten Folgen gehabt. — Alle denkenden Geistlichen nehmen an ihm ein Beispiel und werden behutsamer in ihren Ausdrücken. Die Orthodoxen haben am vornehmen und geringen Pöbel Macht genug; wie erst, wenn sich ein philosophischer und witziger Kopf auf ihre Seite schlägt."

Lessing ließ sich durch solche Vorwürfe nicht irre machen; er gab sofort einen neuen Anstoß, indem er die Vertheidigung der Dreieinigkeit, welche Leibnitz gegen den Socinianer Wissnentius unternommen, beleuchtete. „Leibnitz hatte nicht im geringsten die Absicht, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen ihm eignen philosophischen Gründen zu unterstützen. Er wollte blos zeigen,

daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehn könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht verstehen sollen, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde. Die Gegner sind es, welchen das Schwerste bei so einem Streit obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Posten nur nicht muthwillig verlassen dürfen, um ihn zu behaupten." — Man hatte gesagt, Leibnitz habe selber nichts von dem geglaubt, was er gelehrt. „Es sei einen Augenblick. War es ihm darum weniger vergönnt, die verschiedenen Meinungen von Christus als soviel verschiedene Hypothesen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinstimmende Art zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehn sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Ja sollte man sein Urtheil nicht eben darum für soviel unparteiischer halten?" „Er glaubte! wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Wort sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit 20, 30 J. in der Erkenntniß der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben soviel dringende Gründe des Glaubens, soviel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern blos als wahrscheinliche Vermuthungen angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen; kurz Alles, worin aufrichtig bekannt wird, daß es, weder einzeln noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dieses haben soviele unserer neuern Gottesgelehrten so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der h. Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das." „Leibniß leider mußte aus Vorurtheilen seiner Jugend dafür halten, daß die christliche Religion, blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße."

Soweit hätte man diese historische Deduction können gelten lassen; nun aber trat Lessing entschieden auf Leibnitz' Seite, indem er die Socinianer, die Christus die volle Gottheit absprachen und doch zu ihm beteten, in den härtesten Ausdrücken der Abgötterei beschuldigte. „Wenn Christus

nicht wahrer Gott ist, so war die muhamedanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen, und Mahomed selbst ein ungleich größerer und würdigerer Mann als Christus, indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgegeben, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt hat, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zu schulden kommt." — Das stieß den Berlinern vor den Kopf, und Teller beschloß, Lessing zu widerlegen. Die mahomedanische Religion! — hätte er wenigstens gesagt, die jüdische! — Auch Mendelssohn*) mußte den Kopf schütteln.

Noch eine andere Ueberraschung sollte diesem werden. Ein früherer Brief von ihm an Abbt und sein Streit mit Lavater veranlaßte Möser, 27. März 1773, ein „Schreiben an den Oberrabbiner Aaron da Costa über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion" zu erlassen. „Die jüdische Religion, welche ausdrücklich sagt, daß der erste Mensch das Ebenbild Gottes oder die Unsterblichkeit verloren habe, welche es zum ersten Gesetz macht, daß der Mensch wieder zur Erde werden soll, wovon er genommen ist, diese Religion muß zuletzt durchaus auf einen Erlöser führen; sie muß schlechterdings alle Menschen in einem Ewigen sterben lassen, nachdem Gott einmal gesagt, daß alle Menschen des ewigen Todes sterben sollen. Auf eine andere Art kann sie sich nicht helfen, und eine Hilfe ist doch nöthig. Denn eine jede Nation, sobald sie anfängt sich zu bilden, will durchaus ein ewiges Leben. Je größer und trauriger ihre Schicksale werden, je öfter der Ungerechte auf dem Thron sitzt und der Gerechte im Staube kriecht, desto heißer werden ihre Wünsche nach einem künftigen Leben sein, desto öfter wird sie Propheten zu ihrer Beruhigung erwecken. Dies bringt der natürliche Gang ihrer Empfindungen und Gedanken mit sich; und sollte diese Nation einen Gott anbeten, der ihr alle Hoffnung jenseit des Grabes untersagt hätte: sie würde sich wider sein Gebot empören, Himmel und Erde zum Mitleid bewegen, und zuletzt, es koste was es wolle, ein Mittel ausfinden, diesen Fluch des Gesetzes in einen tröstlichen Segen zu verwandeln." Den Uebergang findet Möser in der Sekte der Pharisäer, und construirt mit großem Geschick aus ihren Ansichten den ganzen paulinischen Lehrbegriff als nothwendige Consequenz heraus. „So weit, dünkt mich, wären Sie an dem Faden Ihrer Betrachtung gekommen, ohne eben von einem unsichtbaren Wesen geschoben zu werden; und wenn Sie mit dem Kopf auf dem Ellenbogen, und mit dem Ellenbogen auf Ihrem eigenthümlichen Tisch der

*) Juli 1773 war er in Braunschweig zum Besuch, wo er auch Lessing sprach.

Sache noch einmal mitleidig nachgedacht hätten, so wäre es Ihnen auch wohl unmöglich gewesen, die guten Patriarchen in der Hölle vermodern zu lassen; so hätten Sie den guten lieben Ewigen abgeschickt, um auch diesen die frohe Botschaft des ewigen Lebens zu verkündigen." „Ueber das Factum, daß wirklich der Ewige Mensch geworden sei und das Gesetz erfüllt habe, daß Jesus von Nazareth der Ewige gewesen, habe ich nicht mit Ihnen zu streiten. Paulus wurde hievon durch ein Wunder überzeugt; und wenn Sie dieses auch verlangen, so kann ich Ihnen nicht helfen." — Die Orthodoxie hatte nicht gerade Grund, Möser zu danken*).

Einer von den Berliner Neugläubigen, Rector Damm, ein 70jähriger Mann, aus der Wolffischen Schule, hatte um diese Zeit „Betrachtungen über die Religion" geschrieben, die sich im Uebrigen durch Originalität nicht gerade auszeichneten („Die Religion muß ganz praktisch sein . . . Eine echte Religion muß allgemein sein können . . . Der Richter über diese Allgemeinheit kann nur die gesunde und genugsam geübte Menschenvernunft sein" u. s. w.), die aber das Eigne hatten, daß der Verfasser zugleich eine Reform der Orthographie anstrebte, und diese mit dem Kampf gegen die Orthodoxie in Verbindung setzte. „Mann betrachte in unsrer deutschen Ortographie den Buchstaben H, der nie ausgesprochen wird, und wende diese Betrachtung ann auf die Macht einer, one Nachdenken angenommenen Gewonheit . . . Indem wir unsern deutschen Köpfen, die an einer in den Augen aller Ausländer schimpfliche Gewonheit sich bilden, nicht einmal ein unnützes H abgewinnen können: wie wollten wir solchen einen ungegründeten Glaubensartikel nennen können? Und da sie zu bequem sind, ein wenig Acht zu geben, ob sie mit Verstand ortographisch schreiben, wie wollten sie sich entschließen, wichtigern Sachen nachzudenken? Und da die Gewonheit ihrer Finger und ihrer Augen in der Schreiberei solche Gewalt über sie hat, daß sie den als einen ortographischen Ketzer von sich weisen, der sie hierin was vernünftigers leren will: was werden sie tun, wenn wider die Gewonheit irer von Jugend auf gelernten Vorstellungen in Religionssachen geredet wird? Sklaven irer Gewonheiten sind schwer frei zu machen!" — Diese wunderliche Parallele zwischen Orthodoxie und Orthographie veranlaßte Hamann zu einer seiner witzigsten Schriften, der „Apologie des Buchstabens H", an deren Schluß der Buchstabe H persönlich auftritt: „Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda!**) Wundert euch nicht, daß ich mit Menschenstimme, gleich jenem stummen lastbaren Thier,

*) Möser wurde 9. Mai 1773 durch den Tod seines einzigen Sohnes betrübt, der, 20 J. alt, als Student in Göttingen starb.

**) Anspielung auf ein Lustspiel von Grimm 1753.

zu euch rede, um eure Uebertretung zu strafen. Euer Leben ist das, was ich bin — ein Hauch . . . Ich sehe auch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubisch seid. Der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott ist freilich der Vater der Vernunft und Religion, die aber eurem Sinne ebenso verborgen sind als der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott. — Das kein Auge gesehn, das kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die Gott für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben. — Ist aber wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie seid ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke. — Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger als ihr selbst dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen, und den vertraulichsten von allen, euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen! — Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer prahlerischen Kenntniß von Gott! Lügen sind alle Satzungen eurer sogenannten allgemeinen Vernunft, unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens, den ihr umsonst verfolgt! — Dann erst redet von natürlicher Liebe zu Gott, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgesetze der Schwere verleugnen werden. — Der Hang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirksamkeit würde euch in's unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne seine höhere, unmittelbare Anziehungskraft von Oben; weil Alles, was in der Welt ist, nicht vom Vater ist. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören . . . Der Gegenstand eurer Betrachtungen und Andacht ist nicht Gott, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Licenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter soviel, daß das gröbste Heidenthum und blindeste Papstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idolatrie am jüngsten Gericht gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen sein wird. — Ist eure ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geschlechtregister eurer abgedroschenen kahlen und zweimal erstorbenen Meinungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweisen? —

Der Geist ist es, der lebendig macht; der Buchstabe ist Fleisch und eure Wörterbücher sind Heu."

Betrachten wir die sogenannten Glaubensphilosophen bei Licht, so will es mit ihrem Buchstabendienst ebensowenig sagen, als mit dem Heidenthum der sogenannten Pantheisten. F. H. Jacobi schrieb damals in den Mercur eine Kritik ägyptischer Forschungen, in der es u. a. heißt: „Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verstummen, wenn sie an die Geschichte der alten abgöttischen Religionen kommen; sie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen sich paaren können. — Aber wir verstehen diejenigen nicht, von denen wir urtheilen, sie denken oder glauben etwas Ungereimtes: wir bestimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen und deren Verhältnisse unter einander; wir merken nicht, daß sie und wir mit denselben Worten nicht einerlei Begriffe verbinden, daß bei dem Schall derselben ganz andere Dinge vor ihrem Verstand als vor dem unsern schweben und daß aus ihrer Verbindung ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Resultate entspringen müssen. — Von der heidnischen Theologie besitzen wir nur eine sehr unvollkommene Kenntniß. Gleich den Pflanzen arten die Thatsachen aus, indem sie von ihrem Ursprung sich entfernen, und blos durch den Unterschied von Zeit und Ort, durch das Verschwinden der gelegentlichen Ursachen erscheint, was vorher Wahrheit gewesen, nun als der größte Irrthum. Die Religion eines Volks muß in dem vollständigsten Zusammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politischen und gelehrten Geschichte desselben studirt werden, sonst ist kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus diesem Zusammenhang herauszureißen, eine isolirte Kenntniß davon erhaschen wollen, heißt die unfruchtbarste aller Bemühungen unternehmen. Es würde mit unsrer Religion ebenso sein, wenn unsre Cultur unterginge und ein späteres Geschlecht unsre theologischen Schriften, die Reste unsrer Kirchen u. s. w. aus dem Schutt aufgrübe. — Daß die Vielgötterei nicht ein ursprünglicher, sondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff gewesen, bezeugen nicht allein die ältesten Nachrichten, sondern kann aus innern Gründen gefolgert werden. Die große, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft war die erste Folge der auf den Menschen von allen Seiten zusammenströmenden Gefühle seiner Abhängigkeit" u. s. w. — So sammelten sich von den verschiedensten Seiten die Strahlen des Denkens in einen großen Brennpunkt.

Neujahr 1773 kam Leuchsenring mit dem Erbprinzen wieder in Darmstadt an: er machte Merck's Frau auf die Falschheit ihres Mannes, Caroline auf die Kälte ihres Bräutigams aufmerksam. „Mit mir," schreibt Herder

erzürnt, „bin ich längst einig, daß in alle dem, was ein Leuchsenring so angafft und anfeindet und anstrauchelt, mehr Tugend der Seele und Edelmuth des Herzens und Treue des innersten Bewußtseins liegen konnte, als in allen süßen moralischen Reimgebetlein, aus dem Munde schöner Seelen gelernt, und von Tag zu Tag wittern mich alle die lieben Leute übler an, die das, was groß und gut und edel ist von einem Menschen, nach seinem ganzen Charakter, Seel' und Leben, aus Spruchbuch, Regelmaß, von Jacobis u. s. w. hergenommen, weghaben, und da vom Anblick der Nase entscheiden. Ich glaube, wenn ich alle seine Heiligen kennte, würden's vielleicht die wenigsten sein, nach denen oder mit denen ich handeln könnte und wollte — ohne allen Stolz gesagt. Jeder handle nur ganz aus sich, nach seinem innersten Charakter, sei sich treu — das ist die ganze Moral. Und nach der braucht man nicht Land und Leute zu durchziehen, um sie von schönen Seelen zu lernen und häßliche Seelen nach ihr zu modeln — wir sind Alle, sagt die Frau Landpriesterin von Wakefield, wie uns Gott geschaffen hat, und die müssen wir schon bleiben und nur mit uns selbst Friede machen und uns nur treu und ganz brauchen lernen. Das ist Gesetz und Evangelium! Lob und Zucht! . . ." Carolinen's Briefe fand er „ernst schön, etwas liebeleer und erzürnt," und hörte nicht auf, sie nicht blos vor Leuchsenring, sondern auch vor Merck und Goethe, den herumfliegenden Schwärmern, zu warnen.

Goethe, „der kalte Weiberhasser", wie Herder ihn in seinem Unmuth nannte, hatte in Frankfurt viel Eislauf getrieben, mit einem Kreise junger Leute Heirath und Ehestand gespielt, den Briefwechsel mit Wetzlar eifrig fortgesetzt, seinen Vater in der Advocatenpraxis unterstützt, gezeichnet — auch Portraits, und nebenbei am Götz gearbeitet. Merck, der ihn Febr. 1773 besuchte, drängte ihn, mit den Verbesserungen endlich ein Ende zu machen, und erbot sich, einen Theil der Druckkosten zu schaffen. Von Selbstmord ist keine Rede.

4. April 1773 fand in Wetzlar Lottens Hochzeit statt. „Gott segn' euch!" schreibt Goethe, „denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl, grüßt euren Engel! . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut ein Brunnen."

Inzwischen hatte Herder — für den sich auch Lessing und Gleim nach einer Stelle umsahen — endlich seinen Entschluß gefaßt: die Verlobung wurde offen angezeigt. 15. April kam Goethe in Darmstadt an, und brachte den „Pater Brey" mit, in welchem Fastnachtsspiel er Herder und Merck an dem elenden Leuchsenring rächte, der sich nun als ästhetischer Hand-

freund vollständig wieder eingenistet hatte; erlebte 20. April den Tod seiner Freundin Roussillon, die in Darmstadt in den Armen ihrer Lila starb, wohnte 2. Mai Herder's Hochzeit bei, und reiste am folgenden Tage nach Frankfurt zurück, nachdem er von Merck Abschied genommen, der sich anschickte, nach St. Petersburg abzugehn.

In Darmstadt war eine große Regierungsveränderung erfolgt. K. F. v. Moser, der Sohn des alten Moser, Verfasser von „Herr und Diener", Freund Hamann's, Herder's und der Klettenberg, hatte es März 1772 durchgesetzt, zum dirigirenden Präsidenten ernannt zu werden, wie es scheint, weil er dem Landgrafen Geld zu verschaffen wußte. Er griff sogleich ziemlich gewaltthätig durch, schaffte das Cabinet ab, regierte ganz selbständig und suchte philanthropische Reformen durchzuführen, wobei denn auch wohl manches Zweckwidrige vorkommen mochte. Die ganze Bureaukratie gerieth in Aufruhr, und als ihr leidenschaftlichster Vertreter trat Merck auf, der in Moser ohnehin den schlechten Kunstkenner verachtete. Die Art, wie er später, als Moser gestürzt war, seinem Haß Ausdruck gab, zeigt denn doch, daß Goethe's Charakterschilderung nicht ganz aus der Luft gegriffen ist.

Vorläufig suchte sich Moser gut mit ihm zu stellen, und als die Landgräfin Caroline nach St. Petersburg abging, Mai 1773, um ihre Tochter an einen russischen Großfürsten zu verheirathen, wurde ihr Merck als Begleiter mitgegeben. Vor seiner Abreise war der „Götz" bereits gedruckt (vgl. S. 482), und zwar in der neuen, vollständig veränderten Bearbeitung.

Zunächst fällt auf, mit welcher Rücksichtslosigkeit Goethe, kaum ein Jahr nach dem ersten Entwurf, diesen umgestaltete. Nach dem ersten oberflächlichen Eindruck möchte man eher an einen Rückschritt glauben, denn zugekommen ist nichts von Bedeutung, dagegen sind viele recht ergreifende Scenen ausgemerzt. Die dämonische Gewalt der Schönheit in der Figur der Adelheid ist im Entwurf viel lebhafter geschildert: gegen Franz, gegen Sickingen, welcher der schwächlichen Maria gleichfalls untreu wird, im Zigeunerlager — eine Scene, auf deren Stimmung der Dichter sich wohl etwas zu Gute thun konnte; — ihre Verachtung Weislingens, des „Elenden, der weder zum Guten noch zum Bösen Entschlossenheit besitzt," tritt prägnanter hervor; ihr Tod durch den Freischöffen ist dramatischer als der bloße Klageact der neuen Ausgabe. — Der Bauernkrieg zeigt Ursache und Wirkung sinnlicher: die Unthaten der Herren, die Unthaten der empörten Unterthanen geschehen vor unsern Augen, man erfährt, um was es sich handelt. — Am meisten vermißt man die prächtige, wenn auch kurze Reichstagsscene.

Gleichwohl wird man bei näherem Zusehen dem Dichter in den meisten Punkten recht geben. In Adelheid war kein tieferer psychischer Gehalt: die

Figur ist gedacht, nicht angeschaut und erlebt; es ist also nicht viel geopfert, in der neuen Ausgabe ist sie eben nur Motiv, Weislingen zu verführen und zu strafen. — Der Ernst des Bauernkrieges ist ferner zu groß, um episodisch abgethan zu werden; im Entwurf ist keine sittliche Befriedigung, in der neuen Ausgabe ist es nur ein gesetzloser Tumult, in den der Held verstrickt und dadurch schuldig wird. — Vor Allem ist durch jene Opfer künstlerische Abrundung, einheitliche und concentrirte Stimmung gewonnen. Es ist ein lieblicher Holzschnitt aus den Faustrechtzeiten, trotz der anscheinend melancholischen Stimmung, die ein wenig an Hamlet's „geh in ein Kloster!" erinnert, heiter und gemüthlich entworfen. Ein liebliches Genrebild, keine gewaltige dramatische Handlung: die Charaktere zeichnen sich nur als Bilder; wo eine starke Umkehr (wie in dem Schritt, der Götz in seinen eignen Augen zum Verbrecher macht) motivirt werden soll, gleitet der Dichter leicht darüber weg. Eine „Ordonnanz" würde Mauvillon sehr vermißt haben.

„Sieh nur," sagt Elisabeth, „wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben. Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Mensch ausstehn." „Kaiser und Reich!" ruft Götz — „Ich wollt', Ihro Majestät ließen Ihren Namen aus so einer schlechten Gesellschaft. Die Stände sind die Rebellen, die mit unerhörtem Stolz mit unbewehrten Kleinen sich füttern und täglich Ihro Majestät nach dem Kopf wachsen." — So etwas schwebte Goethe vor: Untergang des ritterlichen Kaiserthums und der Volksrechte durch die Fürsten und die römische Jurisprudenz; vergeblicher Versuch eines tüchtigen Mannes, sich in diesen veränderten Zeiten ein eignes Recht zu schaffen. So hatte Möser gesprochen, die Wetzlarer Eindrücke kamen dazu, vielleicht auch Luther's Wort: „Juristerei ist eine feine Facultät, aber jetzt giebt man sich nur auf die Praktik, verwirrt die Sachen, zieht und schiebt auf; die alten Rechte liegen unter der Bank." Aber der Gedanke ist mehr angedeutet als zum bestimmenden Mittelpunkt der ganzen Handlung gemacht.

Es ist bemerkenswerth, daß Möser's berühmter und so häufig mißbrauchter Aufsatz: „der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen ist der gemeinen Freiheit gefährlich", gleichzeitig mit dem Götz erschien. „Die Herren beim Generaldepartement möchten gern Alles auf einfache Grundsätze zurückgeführt sehn. Wenn es nach ihrem Wunsch ginge, sollte der Staat sich nach einer akademischen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande sein, nach einem allgemeinen Plan den Localbeamten ihre Ausrichtungen vorschreiben zu können. Sie wollten Alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß Jemand seinen

Proceß nach den Rechten eines Dorfs verlor, den er nach der Sitte eines nahe dabei liegenden gewonnen haben würde, keine andere als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich, um sich die Regierungskunst soviel bequemer zu machen und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu sein." „In der That entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der Alles nach wenig Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verliert. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur ausgearbeitet und es nicht gewagt haben, eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen und ihren Meißel nach dieser zu führen. Die römischen Gesetze bewundert man, weil ein jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeine Regeln und Gesetze seien, und wie sehr die Neuern durch einige wenige Ideale gehindert werden, sich über das Mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunstwerk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurückbringen, sich im Prospect, im Grundriß und im Durchschnitt auf einem Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herren beim Departement mit Hülfe eines kleinen Maßstabs alle Größen und Höhen sofort berechnen können."

Der Eindruck dieser deutschen Holzschnitte war groß. „Ich wollte," schreibt Goethe 21. Juli an Kestner, „Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama. Ich hab' schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar, die ich wechselsweise anprobirt und mich vor'm Spiegel ausgelacht habe." 21. Aug.: „Und nun meinen lieben Götz! Auf eine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon soviel Beifall, daß ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich sobald was machen werde, das wieder das Publicum findet. Unterdessen arbeit' ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuters mit mir anzufangen."

„Der Verfasser," schreibt der Wandsbecker Bote noch im Juli, „bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich auf's Fußgestell hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen,

die er an sich hat, nicht versöhnte." Hamann begrüßte in Götz die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie; in Göttingen war Alles begeistert, da man sich nun von dem Joch der Regeln völlig entbunden glaubte; die Briefe von Voß legen Zeugniß davon ab; Bürger wandte sich in einem leidenschaftlichen Schreiben an den Dichter. Am tiefsten war Lenz ergriffen, der Goethe einen Aufsatz schickte, „unsere Ehe" betitelt in der er sich mit ihm über ihre gegenseitige Stellung zur Literatur in's Klare zu setzen suchte. Der arme Lenz hatte das Unglück, daß seine Stücke, die früher geschrieben und wenigstens ebenso regelwidrig waren als Götz, später erschienen, und daß er so als Goethe's Nachahmer gelten sollte. — Goethe hatte diese Versuche (namentlich die Uebersetzungen des Plautus und Shakespeare) schon zu Anfang des Jahres gelesen, und 6. März 1773 darüber geschrieben: „Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Langeweile; denn für jeux d'esprit haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuyiren wir uns regelmäßig, und willkommen wird jeder sein, der Munterkeit und Bewegung auf's Theater bringt." Nur suchte er ihm das Grillenhafte und Rohe auszureden, namentlich die Flüche: „Im gemeinen Leben sind sie schon lästig und zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte."

„Form sei Form," heißt es 20. Aug. in den Frkf. Gel. Anz., „und hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsch, das man in deutschen Schauspielen verschlucken muß ... Es wird euch warm um's Herz werden, ihr werdet dem sterbenden Helden sein Freiheit! Freiheit! nachrufen. — Unsterblicher Dank dem Verfasser für sein Studium der alten deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermanswäldern gesucht, aber hier sind wir auf echtem deutschen Grund und Boden. Die Reichshistorie in den mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hieher, wenn ihr deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt! — Dieser Verfasser hat sie wie vom Todten wieder auferweckt." — In Süddeutschland machte namentlich Schubart für die Dichtung Propaganda.

Dagegen fehlte es auch nicht an Mißwollenden. „Mich soll wundern," schreibt Weiße*) 25. Sept. an Garve, indem er sich über das theatralische

*) Er war im Sommer wieder in Berlin gewesen, bei Teller und Spalding; Ramler war verreist. Eine neue Oper von ihm, „die Jubelhochzeit" wurde aufgeführt.

Unwesen beschwert, „ob Lessing, der nicht gern einen deutschen Schriftsteller ungestraft auf einmal so groß werden läßt, dazu stillschweigen wird?" Am meisten verdroß Goethe eine Recension, die der d. Mercur Sept. 1773 brachte. Der Recensent (Chr. Schmid in Gießen) nannte den Götz „ein Drama, bei welchem die kritischen Linnés staunen und ungewiß sein würden, in welche Classe sie es setzen sollten; ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden; das weder Lust- noch Trauerspiel ist; und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches man hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfall schaudernder Empfindung ergriffen werden." Im Ganzen hatte also Schmid den guten Willen zu loben, wie er denn gleich nach der ersten Lectüre, 22. Juli, an Göckingk, schreibt: „Ehe wir's uns versahen. waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, war verschwunden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Herzens." Gleichwohl hatte er sich durch sein Amt verführen lassen, dem Dichter gute Lehren zu ertheilen, die Lessing ein „Wischiwaschi" nennt, und zu denen der Herausgeber des Mercur selbst die schnöde Anmerkung machte: „Mir scheint beinahe Alles, was der Recensent tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu sein."

Wenn mehrere Jahre später eine erlauchte Person, der König von Preußen selbst, als Ankläger des Stücks auftrat, so nahm sich der alte Möser desselben an. „Es ist ein edles und schönes Product unsers Bodens. Alles, was der König auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht ist, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe und die er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Wenn von einem Volksstück die Rede ist, muß man den Geschmack des Hofes bei Seite setzen." „Goethe's Absicht war, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten müde wären. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben und sie in eine Handlung flechten können. Aber er wollte einzelne Partien malen, und diese stehn zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist. Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein. Er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachlässigt oder

wider das Costüm gefehlt habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht für den Hof gearbeitet und kein reguläres Ganze geliefert hat."

Goethe selbst spricht seine Ansichten in den Frkf. Gel. Anz. bei Gelegenheit eines Touristen aus, welcher der gebahnten Heerstraße folgt: — „Sobald eine Nation polirt ist, sobald hat sie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, sobald hört sie auf, Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eignen Empfindungen beziehn, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wieviel von alledem ist uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf's engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polirten Menschen und die polirte Nation nie ein eigen Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte . . . Der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorf, conversirte mit schönen Herrn und Damen, nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer als die schönen Herrn und Damen . . . Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt . . . Wie gar anders würden seine Urtheile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehn." —

Ein unternehmender Buchhändler forderte den Dichter auf, ein Dutzend ähnliche Gedichte zu schreiben, er wolle ihn gut honoriren. Von andern Seite erfolgte in der That eine ganze Fluth von Ritterstücken, aber Goethe's allseitige Natur konnte an der einmal gefundenen Form nicht haften: andere Dramen und Epen, ein Cäsar, ein Faust, ein ewiger Jude beschäftigten seine Phantasie. In Cäsar sollte das ganze Leben des Helden sich entwickeln; einzelne Aeußerungen Sulla's über denselben haben sich noch erhalten: „Es ist etwas Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird!" — „Er ist ein Sakermentskerl! Er kann so zur rechten Zeit respectuös und stillschweigend dastehn und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken."

Die jungen Dichter in Göttingen — in deren Bund Febr. 1773 auf
n dringendes Ansuchen auch Cramer aufgenommen war, obgleich er sich
ht zu dem angemessenen Franzosenhaß aufzuschwingen vermochte — hatten
n ihre Brodstudien ganz aufgegeben und lebten dem Alterthum, dem Vater-
ıd und der Dichtkunst. Herrmann, Leibnitz, Luther und Klopstock galten
ıen als die größten Deutschen; Mauvillon's Briefe und die Blätter von
ıtscher Art und Kunst waren ihr Canon. Um den alten Nerv der Sprache
ederzugewinnen, den sie durch das Lateinische und Deutsche verloren habe,
dirte Voß, der immer mehr die Führung übernahm, Luther und die
wäbischen Dichter; auch hatten sie vor, ein Wörterbuch zu schreiben, und
ßen überall Volkslieder sammeln. Nach ihrer Ueberzeugung sollte sich die
esie nicht blos durch die Worte, sondern auch durch die Constructionen von
r Prosa sondern: Klopstock habe einen guten Anfang gemacht, man könne
er viel weiter gehn. Denselben Zweck verfolgte Voß bei seiner Uebersetzung
s Pindar, die schon Herder etwas ungelenk vorkam, Wieland aber völlig
Verzweiflung setzte. „Zwischen all diesen Bemühungen," klagte der Mercur,
en Waldgesang der Barden, die bakchische Wuth der Dithyramben und die
thusiastische Sprache der griechischen Chöre in unsere Sprache zu übertragen,
rd unsre Poesie in kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit
d Anmuth verlieren. Einige unsrer Dichter scheinen sich's vorgesetzt zu
ben, den Ausspruch Demokrit's, daß ein Poet rasen müsse, durch ihr Beispiel
rechtfertigen; aber die poetische Wuth sollte doch nicht gar zu nahe an die-
ige grenzen, die in die dunkle Stube führt . . . Welchem heutigen Am-
ion sollte nicht die Haut schaudern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von
lchos inwohnenden kampfunverführten Jungfraun, steilnißvollen Pflanzstädten,
eveltrutzgenossen, rundum flammenden Blitzen, speerbewappneten Myrmidonen,
m Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus', und vom rundum
schmetternden Schwall der Wogen spräche? Wie würde ihm zu Muth
rden', wenn man ihm den Antrag machte, den tartschebewappneten Helden,
r rundum vom göttlichen Feuer umstrahlt, über des Oeta Koppen hinauf
den Götterdivan stieg, in Musik zu setzen? Oder was für einen Anstand
ırde eine deutsche Gabrieli haben? wenn sie hinträte und sänge: kein
öttermann nahe sich mir! denn mich schaudert Io's männergehaßte Jung-
ıuschaft, die durch Beischlaf ward und durch Juno's hartherzig verhängte
ndschweifungen zerrissen."

6. März 1773 wurde in der Bundesversammlung der Schluß des
'essias vorgelesen, der gleich darauf im Druck erschien. „O welch ein Mann
Klopstock!" schreibt Voß; „ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht
hr die Seelen durchbohren! Von Erstaunen zu Erstaunen reißt der

16. G., und der nächste zerschmelzt in himmlisches Entzücken. Herder schreibt, daß der Sprachebändiger uns ehestens eine deutsche Grammatik herausgeben will. Eine Grammatik von Klopstock! Von allen jetzt Lebenden ist er ohne Zweifel der größte."

In der Einleitung des Messias sagte der Dichter „dem Erlöser" seinen Dank: „Ich hofft' es zu dir und ich habe gesungen, Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang! Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn, und du hast mein Straucheln verziehn! . . Mir strömet das Herz, und ich weine vor Wonne! Ich fleh' um keinen Lohn: ich bin schon belohnt durch Engelfreuden, wenn ich dich sang; der ganzen Seele Bewegung bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft; Erschütterung des Innersten, daß Himmel und Erde mir schwanden . . . Der kennt nicht meinen ganzen Dank, dem es da noch dämmert, daß, wenn in ihrer vollen Empfindung die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann. Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn die Thräne des Christen rinnen, und darf hinaus in die Zukunft nach der himmlischen Thräne blicken! Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verbürg' ich vor dir mein Herz, der Ehrbegierde voll. Dem Jüngling schlug es laut empor; dem Manne hat es stets, gehaltner nur, geschlagen . . . Ich bin an dem Ziel! und fühle, wo ich bin, es in der ganzen Seele beben! So wird (ich rede menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder des, der starb und erstand! bei der Ankunft im Himmel sein!" — Und so heißt's im 16. Gesang: „Hundert Monde sind vorübergewandelt, seitdem ich sang von des Mittlers erstem Gericht. Mich umleuchtet' auch damals Hoffnung zu meinem Erlöser: vollenden würd' ich! Doch zog einst Trübes sich um den himmlischen Strahl. Da war's der Gedanken er mir allein: mich in Allem zu unterwerfen! Sie kamen, schonten mein nicht, und redeten laut von dem Tod' und vom Leben; etliche schwiegen und redeten so noch lauter vom Tode! Doch ich verbot den Schauer mir, sträubte mich gegen sie, litt's nicht, lebte, vollendete! Preis auch heute dem Herrn, dem Erhalter!"

Im Ganzen zehrte der Messias mehr von der alten Achtung; die neuen Gesänge: Christi Himmel- und Höllenfahrt, sowie das Weltgericht (Abbadonna wird glücklich erlöst!) waren nicht sehr geeignet, Interesse einzuflößen, trotz alles Anlaufs, den der Dichter in seinen „Gesichten" nimmt: „Ach auf einmal erhob sich vor mir des Todes fürchterliche Gestalt! so hat kein Gedanke den Umkreis eines unsterblichen Geists, und jede geheimere Tiefe seiner Empfindung erschüttert, als dieses Grauen mein Herz traf!" Die Einbildungskraft des modernen Dichters müht sich vergebens ab, in plastischer Weise nach Art Dante's und Milton's das unfaßbare Jenseits zu schildern; er nimmt schließlich zur Musik seine Zuflucht, und erfindet Rhythmen, die in der

That etwas Eignes haben: „Fanget bebend an, athmet kaum leisen Laut, denn es ist Christus' Lob, was zu singen ihr wagt! Die Ewigkeit durchströmt's! tönt von Aeon fort zu Aeon!" — „Geh unter! geh unter, Stadt Gottes! in Kriegsschrein! in Rauchdampf! in Glutstrom! versink', ach! die des Herrn Arm von sich wegstieß! sei Trümmer, Stadt Gottes!" — Geht man in der Declamation den Intentionen des Dichters nach, so wird eine große Wirkung nicht verfehlt; liest man aber natürlich, so kommt eine hüpfende Tanzmelodie heraus.

Auch war selbst bei befreundeten Gemüthern die Anerkennung nicht unbedingt. „Ich hab' immer," schreibt Lavater an Herder, „eine Ahnung von Kleingeistigkeit in seiner äußerst raffinirten Tonkünstelei, daß ich nicht mit dem vollen Herzen der Natur mich ihm darlegen darf. — Sein Messias ist nicht der prophetische, nicht der evangelische: er ist so modern, so universitätsgerecht, so theologisch, daß er einem Bibelkenner und Lichtsucher unerträglich wird. Aber das Schlimmste, daß der liebe Mann auch nicht einmal seinen schulgerechten Messias ganz zeigt, ihn mehr leiden als handeln, und nicht einmal auf eine Weise handeln läßt, die das Handeln allenfalls entbehrlich machen könnte. Man sieht immer Alles um ihn herum, und Ihn, Ihn selber nicht; kein Licht, kein Zusammenhang, keine Beziehungen in den Begriffen, die er poetisch auskleidet, und eben deswegen in Absicht auf ihn keine Herzenssentiments, nur Imaginationsdeclamationen. Selbst das Geschichtliche ist überhüpft und nicht anschaulich gemacht: ein mir unausstehlicher Fehler in einem Werk, das ich dessen ungeachtet über die Werke aller Sterblichen weit hinaussetze. Sein Gott ist so undenkbar, unempfindbar wie sein Christus, und nichts weniger als der angeschaute und gehörte Gott der Propheten; bald ein kindisch tändelnder, bald ein gravitätischer Gott. Hundert Situationen Jesu hat er überhüpft, die uns in zehn Zeilen mehr gesagt hätten als ganze Gesänge voll Episoden, wo jeder dies oder jenes von ihm sagt, das entweder aus der Theologie entlehnt oder willkürlich ist, und sich gar nichts aus ihm ergiebt. — Ueber seine Lieder könnt' ich ähnliche Anmerkungen machen. Nicht Bescheidenheit scheint's mir, nicht Niederschlagen der Augen vor der offenbarenden Gottheit, sondern erweisliche Armuth der Ideen, der Beschauungen, der Empfindungen, was ich oft darin zu sehen glaube. Von dem Schweren, Unpopulären, Künstlichen, Affectirten, Verworrenen, Widerbiblischen nichts zu sagen. Wirklich solche handgreifliche Falschheiten, daß man sich nicht darein finden kann, wie ein Genie und Herz wie Klopstock's so erbärmlich nachsprechen, nachträumen, nachfaseln kann. — Der größte geistliche Poet ein solcher Feind des Geschichtlichen!"

Aehnlich urtheilte Hamann, der durch verschiedene Stellen des Messias

an den Amadis von Gallien erinnert wurde. Desto mehr wurde Klopstock durch eine Kritik seiner Oden in der Allg. Dt. Bibl. erfreut, die von Herder war; der Dichter, der sich sonst um Recensionen nicht kümmerte, machte hier eine Ausnahme, und schickte ihm (5. Mai 1773) den Messias mit einem freundlichen Brief. „Die Hauptsache ist, weil Sie durch Ihre eigene sehr starke Empfindung Kriticus sind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weitsehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklich Wahren abtäuschen, das werden wir schon mit der Zeit unter einander ausmachen. Glauben Sie aber nicht, daß ich ein Bilderstürmer sei, weil ich Ihnen so etwas Bilderdienst schuld gebe; auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß mir bei der Untersuchung das dürrste Wort das liebste ist. Wenn Ihnen das bei einem Dichter nicht natürlich vorkommt, so kann ich Ihnen nichts antworten, als daß es gleichwohl bei mir so ist. Vielleicht macht es, daß wir ohne viel Vorrede zu dem rechten Punkt kommen, wenn ich Ihnen sage, daß in der Theorie mir nichts gilt als Erfahrung, eigne und solcher Andrer, die erfahren können, und nach ihr nichts weiter als was geradezu, so recht mit der Thür in's Haus, aus der Erfahrung folgt. Wenn Ihnen das nicht auch gilt, wissen Sie, wo Sie dann hin müssen? Dahin, daß Sie aus der Natur der Seele erweisen, das oder das poetisch Schöne müsse nothwendig in ihr die oder die Wirkung hervorbringen. Uebrigens kann man freilich auch, bei Gelegenheit, da man die gehabte Erfahrung untersucht, bis zur Definition allgemeiner Begriffe kommen."

Ueber dem Messias wurde das Vaterland keineswegs vergessen; Klopstock stimmte eine neue Ode auf „Teutone" an: „An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt, stürzet, da erblickt' ich, Göttin, dich noch einmal, du kamst zu den Sterblichen herab!" „Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuiskon, Göttin, dir, wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel. O Begeisterung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut! Ströme! denn du schonest deß umsonst, der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht."

Aehnlich klangen die Oden, welche der Bund 12. April seinem Meister zuschickte, als die Stolbergs ihn besuchten: er sandte Dank und Kuß zurück, 13. Juni, zugleich aber einen Auftrag. Ruhm und Ehre hatte Klopstock genug, aber seine äußern Verhältnisse waren noch immer sehr eingeschränkt. Um nun dem Vaterland Gelegenheit zur Dankbarkeit zu geben, kündigte er ein neues Werk, die „Deutsche Gelehrtenrepublik", auf Subscription an, zum Preise von einem Louisdor; seine Jünger mußten werben. Ueberall entstand ein Wetteifer: Boie, Voß, Gleim, Goethe, Knebel, Claudius,

amann, streiften wie Apostel umher, und der Erfolg war glänzend: es nden sich über 2000 Subscribenten. — Eine werthvolle Anerkennung war , daß Gluck seine Oden componirte er wollte es auch mit den Barden- sängen der Hermannsschlacht versuchen.

Durch die Verehrung des großen deutschen Dichters wurden die Herzen r Göttinger Jünglinge doch nicht völlig ausgefüllt; Klopstock selbst hatte die ebe besungen, und sie hatten die Empfindung, daß ohne dieses Glück auch rem Dichterberuf etwas fehle. Nachdem sich Voß einige Zeit umgesehen, üpfte er 16. Mai mit Ernestine, der ihm persönlich unbekannten Schwester ines Freundes Boie, einen Briefwechsel an, der bald die wichtigste Ange- genheit seines Lebens wurde. Hier finden sich fortan die Berichte über den ortgang des „Bundes".

17. Juni 1773 „gingen wir (Voß, Stolberg, Hahn) bis Mitternacht meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, reiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der nschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz nd Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und igleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht wel- er großen Handlung fähig gewesen wären."

2. Juli 1773 wurde Klopstock's Geburtstag gefeiert. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube zusammen. Eine lange Tafel war ge- ckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klop- ock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Hahn nige auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Darauf tran- n wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, r nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen Idris ampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's ndenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit; dann Ebert's, oethe's (den kennst du wohl noch nicht?), Herder's u. s. w. Nun war s Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, n Deutschland, von Tugend, und du kannst denken, wie! Dann aßen wir, nschten, und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß."

„Der 12. Sept. wird mir auch noch oft Thränen kosten. Es war der rennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister lauswitz. Der Nachmittag und Abend waren noch so ziemlich heiter, bis- eilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des erzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bitterer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich: er wollte

heiter sein, und jede Miene war Melancholie... (Abends 10 Uhr). Ich wurde genöthigt, auf dem Klavier zu spielen. Vielleicht verschaffte die Musik den Andern einige Linderung, mir selbst, der jeden schmelzenden Affect ganz annehmen mußte, um ihn wieder auszudrücken, schlug sie nur tiefere Wunden. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben! Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus... Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: nun meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenster, und zeigte ihm einen Stern. — Ich kann nicht mehr, liebes Ernestinchen; die Thränen kommen von Neuem. — Wie mich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort — es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe." — Die Grafen gingen zu ihrer Mutter — die 22. Dec. starb — nach Kopenhagen. „Sohn hier hast du meinen Speer!" und „In der Väter Hallen ruhte" waren vorher gedichtet.

Kurz vor ihrer Abreise — 9. Sept. — hatten sie noch die Vollendung eines Gedichts erlebt, das alle übrigen Leistungen des Bundes bei weitem überleben sollte. Die erste Anregung zur Lenore hatte Bürger im April: in den folgenden Monaten arbeitete er eifrig daran; der Götz begeisterte ihn 8. Juli zu drei neuen Strophen; auch nachdem er es 9. Sept. den Göttingern fertig zugeschickt, wurden noch zahlreiche Verbesserungen vorgenommen. Unmittelbar vorher war der „Raubgraf" gedichtet, gleich nach der Vollendung wurden die „Weiber von Weinsberg" in Angriff genommen; beides Romanzen im reinen Bänkelsängerton, von dem in der Lenore nur wenig unbedeutende Spuren, „Hurre, hurre, hop, hop, hop!" „Huhu! ein gräßlich Wunder!" u. s. w. übrig geblieben sind. In dieselbe Zeit fällt das wunderbar zarte Lied „des armen Suschens Traum", und „der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen": „du wärest Obrigkeit von Gott? Gott spendet Segen aus, du raubst! du nicht von Gott, Tyrann!"

Es ist bekannt, daß zur Lenore das Fragment eines Volksliedes „der Mond der scheint so helle, die Todten reiten so schnelle!" die Anregung gab; daß der Inhalt einiger englischer Balladen durchklingt; auch an alte Volksüberlieferungen, z. B. daß zu heftige Thränen die Ruhe der Todten stören, wird man erinnert: das Alles ist aber Nebensache, die große, ja gewaltige Schöpfung gehört Bürger ganz eigen. Es ist daher in Schlegel's übrigens meisterhafter Kritik ein kleiner Compositionsfehler, daß er Bürger's Uebersetzungen und Nachbildungen voranstellt, und so doch das Vorurtheil erweckt, als seien diese das Ursprüngliche. Im Uebrigen hat er Alles gesagt, was zu sagen ist. „Mit Recht entstand in Deutschland ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne erkünsteltes Beiwerk in die regste Handlung und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die Gestalten, ohne den Beistand störender Schilderungen, sich bewegen und geberden sieht. In dem Ganzen ist eine einfache und große Anordnung: es gliedert sich in drei Haupttheile, wovon der erste, das heitere Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres, mit den beiden andern, der wilden Leidenschaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den hebendsten Gegensatz macht. Diese stehn einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, sind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes sich zeigt, wird sie immer gewaltsamer und eilender, und zuletzt auf einem Sturm des Grausens ihrem Untergang entgegengerissen. Auch in dem schauerlichen Theil ist Alles vollständig aufgespart, und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei solchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Gespenst verschwinden zu machen, gerade darauf zugehn muß: die so tief in der menschlichen Natur gegründete Furcht vor nächtlichen Erscheinungen aus der Geisterwelt bezieht sich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahnung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer schreckenden Gegenwart; und mit dieser kann der Dichter erst dann die großen Streiche führen, wenn er sich schon durch jene allmälig der Gemüther bemächtigt hat. In der Lenore ist nichts zu viel: die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und luftig, und fallen nicht in's Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei ist von dem Rabenhaar an, das sie zerrauft, jeder Zug bedeutend: der schöne Leichtsinn, womit sie der Gestalt des Geliebten folgt;

die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde lustige Ton in den Reden des Reiters, alles spricht mit der Entschiedenheit des frischen Lebens zwischen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um so mächtiger erschüttert."

Durch die Lenore wurde die Beziehung Bürger's zu den übrigen Göttingern wieder inniger. Der Freiheitstrieb wogte mächtig in ihren Herzen; als Schönborn, Anf. Oct., auf seiner Reise nach Algier den Kreis besuchte, trug er einen republikanischen Dithyrambus vor; Voß, der ihm bis Cassel das Geleite gab, wagte in einer Ode die Franzosen „anzuschnauzen"; Hahn, der auch das Brodstudium aufgegeben, wollte einen Hermann, Cramer einen Brutus dichten. Voß hatte Pläne zu vaterländischen Idyllen: ein Bauer, der auf dem Winfeld pflügt, und einem Reisenden von der Hermannsschlacht erzählt; ein Invalide, der gegen die Franzosen bei Roßbach gefochten u. s. w. Die wachsende Bildung entdeckte ihnen allmälig auch die Grenzen ihres Tadels; Voß schreibt einmal: „ein großer Dichter muß mehr Außerordentliches an sich haben, als ich von mir weiß; ich finde mich, außer in den Stunden der Begeisterung, gerade wie andere Menschen." Die allmälig aufkeimende Neigung zu Ernestine bewegte ihn zu „Oden in Moll", sehr in Klopstockscher Art: ein wehmüthiges Lied an den Mond; ein verliebtes an die Nachtigall, um sich im ionischen Versmaß zu üben — überhaupt sind die Rhythmen immer recht künstlich antik, und wenn modern, in schweren Reimen. Es ist viel vom Saitengelispel, von Thränen der Wehmuth u. s. w. die Rede; recht natürlich klingt es nicht. Auf den Spaziergängen hat Voß Kleist's „Frühling" in der Tasche, aber ebensowenig fehlt die Tabakspfeife, und diese spielt auch in den Briefen an Ernestine eine nicht geringe Rolle. Der Dichter will gefühlvoll sein, aber über die Galanterie der Halberstädter Schule, die den Untergang der Erde für unmöglich hält, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betritt*), macht er sich lustig, und die folgende Schilderung ist ganz in seinem Sinn: „Herr Säugling hatte kein eigentliches Brodstudium getrieben, er legte sich auf die belles lettres, studirte alle Poeten, besonders die Freude und Wein und Liebe besungen haben. Er hielt dabei viel von seiner eignen kleinen Person, die daher stets geputzt und geschniegelt war. Er gefiel sich dadurch selbst sehr wohl, und suchte nächstdem besonders dem Frauenzimmer zu gefallen, daher er Gesellschaften von blos Mannspersonen mied. In gewissen Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und sagte ihr artige Sachen. Von da ging

*) Gleim's „Minnelieder" und Kl. Schmidt's „Elegien an Knebel" Mai. G. Jacobi's „Charmides und Theon" Jan. 1773.

er zur Erforschung ihres Verstandes über; sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe Amoretten auf ihrem Postillon auf- und absteigen und andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Sympathisirte sie mit seinen lieblichen Empfindungen, so fing er an zu stammeln und etwas schafmäßig auszusehen und langte dann aus der Tasche einige seiner Gedichte, die er vorlas. Erhielt er Gehör und Beifall, so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, hörte er Seufzer, so zerfloß er ganz in sanften Empfindungen und war der Sklave der Schönheit, die so gut empfand. Er schien etwas abgeschmackt, doch war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne, zu allen guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht Stärke des Geistes erfordert wird, denn die Poesie hatte ihn so breiweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war."

Das Buch, in welchem diese offenbare Satire gegen G. Jacobi vorkam, war der Roman „Sebaldus Nothanker", dessen 1. Bd. Nicolai 26. April 1773 verschickte. Er hatte schon seit Anfang 1771 darüber gebrütet, und wollte ursprünglich alle Thorheiten der Literatur geißeln, auch Klotz; die Streitigkeiten über die Ewigkeit der Höllenstrafen hatten einen neuen Anstoß gegeben. In dem Helden, dem Magister Sebaldus, wird ein Prediger nach dem Herzen der Berliner dargestellt; er verstand den Bibeltext als „ein unschädliches Hülfsmittel" zu benutzen, um nützliche Wahrheiten damit einzuprägen; „er war beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehn, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten auf's beste bearbeiten sollen, Alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden sollten." Diesem aufgeklärten Pfarrer steht der orthodoxe Magister Stauzius entgegen, der ihn auf's grimmigste verfolgt und in's Elend treibt: in der Figur schimmert Goeze durch, sein Raisonnement basirt zum Theil auf Lessing'schen Sätzen. — In diesen Rahmen sind nun freilich Dinge eingewebt, von denen man nicht recht begreift, wie sie hingehören. Sebaldus hat die von einem Kammerjunker gemißbrauchte Thümmel'sche Wilhelmine geheirathet; diese beredet ihn, von der Liebe zum Vaterlande zu predigen, wodurch einige kleinstaatliche Bauern verführt werden, bei den Preußen Dienste zu nehmen u. s. w. — Nicolai hatte eben nichts von Gottsched's lederner Ehrbarkeit, er nahm in seine Bilder nicht blos wahllos auf, was ihm zufällig vorkam, sondern er hatte eine entschiedene Vorliebe für's Ungehörige, Possenhafte, Abgeschmackte: halb wider seinen Willen dehnte seine Phantasie jede nützliche Lehre, die er vortragen wollte, zu einer mit Berliner Possen gespickten Geschichte aus.

Als erster in der langen Reihe humoristischer Romane, welche das deutsche Bürgerleben geißeln sollten, hat der Sebaldus immer eine gewisse Be-

deutung. Auch erregte er damals Aufsehen: Hamann schrieb zwar die „Hexe von Kadmonbor“ dagegen*), aber er las die Geschichte doch mit Antheil; Möser „jauchzte dem guten Sebaldus seinen aufrichtigen Glückwunsch zu“: „er scheint mir das rechte weise Maß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist wie in dieser.“ Jung schrieb eine „Schleuder des Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister“, aber Merck, den Nicolai Mai 1773 (auf seiner Reise nach Rußland) in Leipzig kennen lernte und mit dem er sich enge verbündete, sagte ihm viel Complimente: „die Laune und Urbanität der Schreibart, die Milde und Verstecktheit der ausgestreuten Urtheile geben Ihrem Sebaldus den freien Eintritt in die Häuser der ekelsten Weltkenner deutscher Literatur... Bei der schändlichen Seuche von Lesebüchern, womit uns Gott bisher heimgesucht, ist Ihr Sebaldus eine wahre Schlange, die zur Genesung aufgerichtet ist.“

Von Leipzig reiste Nicolai nach Weimar, um sich mit Wieland zu verständigen, was ihm auch vollkommen gelang. Eilig veröffentlichte Wieland im Mercur eine lobende Kritik des Sebaldus und der Allg. Dt. Bibl. Jacobi der ohnehin Nicolai haßte, „wegen seiner Ränke und seiner vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen“, und weil er „alle Achtung, die man dem Genie schuldig sei, hämisch mit Füßen trete“, entdeckte nun die Parodie auf seinen Bruder. In seinem Verdruß hielt er Wieland 8. Aug. sein ganzes Sündenregister vor, in einem Ton, der diesen zu der Replik veranlaßte: „Ich hasse nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke die Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen... Ich denke, ich habe lange genug gelebt, um empfinden und meine Meinung sagen zu können, ohne immer meine Gründe zu deduciren... Bedenken Sie, was aus mir werden müßte, wenn ich für Alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. Ein für allemal, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Lot waren auch Brüder wie wir, aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden.“ — Drei Tage darauf thut ihm die Sache wieder leid: „ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse sein kann... Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz

---

*) Zugleich Lettre d'un sauvage du Nord, eine Satire gegen das französisch-berliner Finanzwesen und den preußischen Salomon: „le sauvage du Nord vous adore, mais où sont les temples, les prêtres consacrés à la religion de l'Être suprême de la Prusse? U. s. w.

gegen Sie wäre wie gestern und ehegestern; aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander noch mit einander leben zu können." Und wieder drei Tage darauf: „im Grund meiner Seele fühl' ich es, ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht."

Zwischen all den streitenden Parteien schwebte Sophie Laroche noch immer als edle Vermittlerin. Aug. 1773 war sie in Frankfurt: „sie hat uns," schreibt Goethe an Kestner, „acht glückliche Tage gemacht, es ist ein Ergötzen mit solchen Geschöpfen zu leben. Und wie wohl ist mir's, hab' ich sie nicht bei mir stehn, so stehn sie doch vor mir immer die Lieben all. Der Kreis von edlen Menschen ist das Wertheste alles dessen, was ich errungen habe." — Um dieselbe Zeit kam Johanna Fahlmer, eine Verwandte der Jacobi's, aus Düsseldorf nach Frankfurt; gleich darauf F. H. Jacobi's Gattin Betty („eine herrliche Niederländerin") und Schwester Charlotte: sie wurden sämmtlich mit Goethe befreundet, und suchten ihn zu gewinnen: — aber, schreibt Goethe an Kestner, „ich bin allen Erklärungen ausgewichen. Sie würde gesucht haben uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben.

Aug. 1773 (eben hatte ihn Diderot verlassen) holte F. H. Jacobi seine Frau aus Ehrenbreitstein ab; das Tagebuch seines Aufenthalts bei Sophie schickte er an Wieland. „Der Enthusiasmus in Ihrem Brief," erwiedert ihm dieser, „läßt mein Herz kalt. Ich erinnere mich wohl, daß Zeiten waren, wo mir auch so zu Muthe war, aber kaum bin ich noch fähig zu bedauern, daß sie nicht mehr sind. Mein Dasein ist die insipideste Sache von der Welt, die Ketten, die ich trage, so leicht sie sind, ziehn mich zu Boden; mein Genius ist erloschen, und ich sehe keine Möglichkeit, eher als bis es zu spät ist ihn wieder zu erwecken." Und groß war der Enthusiasmus Jacobi's allerdings, wenn man nach einem Brief urtheilen will, den der seit elf Jahren glücklich verheirathete Mann gleich darauf an Sophie schrieb: „Kann ich Ihnen etwas Schöneres sagen, als wenn ich Ihnen erkläre, daß meine Gesinnungen, meine Empfindungen gegen Sie so beschaffen sind, daß ich mir nichts Köstlicheres zu wünschen wüßte als — nicht einmal wirklich so geliebt zu sein, sondern in meinem Leben nur einmal so geliebt gewesen zu sein, wie ich Sie liebe. Und wissen Sie, warum mir dies die höchste aller Glückseligkeiten zu sein scheint? — Weil ich mir das Geschöpf, das mich so liebte, unter keinem andern als Sophiens Bilde vorzustellen im Stande bin, und ich diesen Engel in meiner eignen Seele haben möchte. Was ginge selbst Sophie Laroche mich an, wenn meine Seele früher auf diese Art wäre vollendet worden! — Warum können Sie es nicht wahrnehmen, das Schwe-

ben meiner Seele vor der Ihrigen, ihr stilles Anschauen? — In Ihrem Anschauen reinigt sich mein Herz je mehr und mehr. Kein trügerischer, ekelschwangerer Genuß soll es forthin von seinem Ziel entfernen; in wahren Ahnungen inniger Vereinigung soll es harren, bis es Leben wecke und gebe. — Können Sie mit Ihrem „Orden der Empfindsamkeit" durch diese Wörterfülle durchtasten, dann wissen Sie, ob ich Sie mehr als jemals liebe und hochschätze. — Heute sprachen wir von Leuchsenrings System über die Freundschaft: die Frage ward aufgeworfen, ob nicht ein Freund endlich aufhören würde uns zu interessiren, wenn nach einer langwierigen Krankheit seine Geisteskräfte ohne Hülfe verloren gegangen und sein Körper scheußlich geworden wäre" u. s. w. —

Unter dem Einfluß solcher Stimmungen arbeitete Goethe am „Werther". „Wenn's Glück gut ist," schreibt er schon im Juli an Kestner, „kriegt ihr bald wieder was, auf eine andere Manier ... Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehn kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." Und weiter, 15. Sept.: „Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam." — „Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftsteller: meine Ideale wachsen täglich an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so soll's auch viel geben für meine Lieben." — Die Stelle steht mit wenig Abweichungen im „Clavigo", an dem Goethe damals arbeitete; „ein Drama für's Aufführen", wie es in demselben Brief heißt, „damit die Kerls sehen, daß es nur an mir liegt, Regeln zu beobachten, und Sittlichkeit, Empfindung darzustellen." — Also spielte in jener Zeit das Verhältniß zu dem milden, guten Mädchen, das ihm durch das Mariagespiel zugeführt wurde, und mit dem er beinahe wäre verheirathet worden, wenn nicht von allen Seiten die Sache in Vergessenheit gerathen wäre. — Die juristischen Geschäfte gingen in der gewohnten Bequemlichkeit fort. „Ich lasse (es ist noch immer derselbe Brief) meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt-Civilverhältnisse einzuspinnen sucht. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß, und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei! Ich bin auch viel gelassener, und sehe, daß man überall den Menschen, überall Großes und Kleines, Schönes und Häßliches finden kann."

Also dachte Goethe nicht ausschließlich an Selbstmord. Dennoch müssen dem Dichter des Werther gerade damals solche Gedanken durch den Kopf gegangen sein, wie denn jedem in irgend einer Periode das ganze Leben schaal und nichtig vorkommt. — Höchst merkwürdig, gerade für ihn, ist eine Betrachtung, die er darüber in „Wahrheit und Dichtung" anstellt: „Nichts

veranlaßt mehr diesen Ueberdruß an sich selbst, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann." — Und damit halte man die Stelle im „Wilhelm Meister" zusammen: „Wenn der gewöhnliche Mensch in einer abzehrenden Melancholie seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Nacht fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid."

Das Herz wird in jener Zeit nicht gerade anders beschaffen gewesen sein als zu andern Zeiten; aber viel stärker war damals der Drang, auszusprechen, was darin vorging. — Cornelien's Bräutigam Schlosser*) war im Grund seiner Seele ein nüchterner Mensch; dennoch verstieg er sich unter dem Einfluß jener Stimmung zu folgendem Dithyrambus: „Ich komme fast täglich mehr auf die Idee, daß wenn's hier ein Ende mit uns hätte, das Herz ein schreckliches Geschenk für den Menschen war! Wenn ich mir ein fühlendes Clavier denke, auf dem Niemand spielt oder auf dem immer falsch gespielt wird, und das nur höchstens einmal in der ganzen Zeit seiner Existenz die Harmonie seiner Zusammensetzung fühlt, so denk' ich mir ein höchst unglückseliges Geschöpf. Und das sind wir doch meist mit unserm Herzen: entweder wir liegen öde oder es wird falsch auf uns gespielt. Die Reminiscenz des Guten ist höchst folternd. In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wieviel Unmuth der Leerheit, wieviel Qual der Mißstimmung folgt dann! Das Herz ist so abhängend: abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt. Oft wenn der große Spieler es rührt, ist's nicht gestimmt, und meist, wenn's gestimmt ist, ist der Spieler nicht da. Der Verstand ist unabhängig. Es ist wahr, er giebt meist nur die Freude des Anschauens und würde ohne Eingang in's Herz sonst gar nichts geben, aber er kann doch fast immer schauen, und will er nicht in's Undurchdringliche schauen, immer zufrieden schauen . . . Ich möcht' wissen, ob's möglich ist, daß ein Mensch, der

*) Er heirathete Cornelie 1. Nov. 1773 und führte sie 14. Nov. nach Emmendingen, wo sie sich in der Einsamkeit, fern von ihrem Bruder und ihren gesellschaftschaftlichen Zerstreuungen sehr unglücklich fühlte.

ein Herz hat, und dessen Herz nach was anders ringt als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel durch den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist. Wenn ich das glaubte, wie lang wär's schon geschehn!"

Das war eine ruhige Seele; wie nun gar eine wilde Natur, wie z. B. Heinrich Füßli, der damals in Rom war, und von dem sein Jugendfreund Lavater 4. Nov. 1773 an Herder schreibt: „Er ist eine der größten Imaginationen. Er ist in allem Extrem — immer Original; Shakespeare's Maler. — Er verachtet Alles. Sein Witz ist grenzenlos. Er handelt wenig, ohne Bleistift und Pinsel — aber wenn er handelt, so muß er hundert Schritte Raum haben, sonst würd' er Alles zertreten. Alle griechischen, lateinischen, italienischen und englischen Poeten hat er verschlungen. Sein Blick ist Blitz, sein Wort ein Wetter, sein Scherz Tod und seine Rache Hölle. In der Nähe ist er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem schöpfen. Er zeichnet kein Portrait — aber alle seine Züge sind Wahrheit und dennoch Carrikatur."

Für solche Naturen mußte Lavater mit seiner Sehnsucht auch allem Eignen und Besondern eine unglaubliche Anziehungskraft besitzen. Er hatte sie auch für Goethe, der ein neu erschienenes Werk desselben, die Predigten über den Propheten Jonas, halb mit Humor halb mit Wärme, folgendermaßen beurtheilt: „Jedes große Genie hat seinen eignen Gang, seinen eignen Ausdruck seinen eignen Ton, sein eignes System und sogar sein eignes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir mußten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein . . . bei einem großen Genie muß der Zuschauer sich nicht unterfangen, jeden Schritt nach dem gemeinen Maßstab zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen, und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen: so denkt, so spricht nur — ein Lavater!"

Am eifrigsten wirkte in Norddeutschland Zimmermann für Lavater, mit dem auf die Anregung des Letzteren Herder bald nach seiner Hochzeit einen Briefwechsel eröffnete; er schrieb ihm über Lavater: „Eine gewisse Anwendung seiner Gesundheit mag krank sein, aber im Grunde der Natur welche Gesundheit! wenn Gesundheit Kraft ist." Zimmermann erhielt die Gräfin Maria zur Behandlung, und besuchte 24. Aug. Herder in Bücke-

rg*). — Den Eindruck schildert der folgende Brief: „Wie mir bei Ihrem nblick zu Muthe gewesen ist, das haben Ihnen meine Thränen gesagt! Ein lensch, der außerhalb dem einzigen Brennpunkt seiner Seele allenthalben erstellung ist und sein muß, und der nun auf einmal einen Mann erblickt, n er immer für einen Geist erster Größe hielt, und in dem Gesicht dieses Mannes Ausguß der feinsten Empfindung . . . sollte dieser Mensch in still- weigender Empfindung nicht ganz zerfließen? . . Ich erliege unter täglich haltendem, Leib und Seele tödtendem körperlichen Schmerz . . . Die Welt rlange ich übrigens nicht anders als sie ist, aber mein innigster, einziger Wunsch ist, daß ich das Gegentheil von allem sein könnte, was ich jetzt bin . . . as Vertrauen auf Gott wirkt deswegen nicht Heiterkeit, weil ich glaube, daß verdiene, niedergedrückt zu sein. Hungercur an Empfindungen — o Himmel, s ist mein Fall nicht! meine feinsten, zärtlichsten Gefühle sind immer rege, ihre rsachen sind Himmel, Wonne, Fülle, einziges Leben, aber die Wirkung dieser Ur- chen ist todt." Von dieser Hypochondrie ist auch das neue Fragment „über die insamkeit" (vgl. S. 102) gefärbt, das er eben im hannov. Magazin hatte abdrucken ssen. Seine erste Frau hatte er 1770 verloren, seine Familie tyrannisirte so, daß der Sohn (er studirte eben in Göttingen) blödsinnig wurde, und e Tochter schnell hinsiechte. — Lavater gab später in der „Physiognomik" n ihm folgendes Portrait: „Kälte des Todes und verzehrendes Blitzfeuer, einer Seele, einem Gesicht. Eisenfeste Härte mit der zärtlichsten Empfind- mkeit; Muth mit Muthlosigkeit; heldenmäßige Dreistigkeit mit höflicher Unter- ürfigkeit; beißende Satire mit sanfter Herzensgüte; unbeschreibliche Reizbarkeit it ausharrender Geduld. Beleidigende Kaltheit, die im Augenblick wieder Eifer nd Liebeshitze ist. Ein herzgewinnender Mann, den ein Kind leiten kann, enn es ihn kennt — gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber it Langeweile mit Todesangst zu leiden."

Solche überschwengliche Naturen mußten nothwendig die Reaction des üchternen Verstandes hervorrufen, nicht blos bei Nicolai. Der unermüd- chste Gegner Lavaters und der Originalgenies war selbst ein Original der underbarsten Art, Prof. Lichtenberg in Göttingen. — Lichtenberg, eb. 1. Juli 1742 auf einem Dorf bei Darmstadt, wurde schon als Knabe

*) 17. Juni empfahl er Herder den Franzosen Cacault, der, 20 J. alt, 1769 egen eines Zweikampfs Paris hatte verlassen müssen und nun nach Deutschland ge- angen war, um die deutsche Literatur kennen zu lernen. Febr. 1773 kam er mit mpfehlungen von Moses, Ramler und Nicolai nach Wolfenbüttel, wo ihn Les- ing vollständig zu den Grundsätzen der „Dramaturgie" belehrte, die er später in's ranzösische übersetzte. Auch Gleim hatte er kennen gelernt. — Außer ihm gewann erder noch einen andern jungen Verehrer in Kleuker, der sich 1773 bis 1775 als auslehrer in Bückeburg aufhielt.

in den Naturwissenschaften unterrichtet und bezog, von der Landgräfin unterstützt, nachdem er auf dem Darmstädter Gymnasium eine Abschiedsrede „über wahre Philosophie und philosophische Schwärmerei“ gehalten, 1763 die Universität Göttingen, wo er unter Kästner Mathematik und Physik studirte. 1770 erhielt er daselbst eine Professur und habilitirte sich mit einem Vortrag „über die Wahrscheinlichkeitsrechnung.“ Noch in demselben Jahr machte er eine Reise nach England, das Land seiner beständigen Vorliebe, wo er auch dem König vorgestellt wurde. Häßlich von Gesicht, verwachsen, wurde er auf einem Besuch in Darmstadt, Aug. 1772 doch als schöne Seele begrüßt. Gegen Lavater's Versuche, die Juden zu bekehren, schrieb er Aug. 1771 die Satire „Timorus“, die 1773 erschien.

Ursprünglich ging seine Richtung ganz auf's Uebersinnliche. — In einem Anlauf zur Selbstbiographie, der ebensowenig eine feste Gestalt gewann als sein Leben selbst, erzählt er von seinem Glauben an die Kräftigkeit des Gebets; Knien, Anrühren der Bibel und Küssen derselben; förmliche Anbetung der heiligen Mutter; Anbetung der Geister, die ihn umschwebten. „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondre mir von Gott erwiesene Gnade ansah und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: „lieber Gott, etwas auf's Zettelchen!“ — Die Neigung dauerte fort, als er Skeptiker geworden war; er sagt sich zum Trost: „Die determinirtesten Philosophen sind zuweilen abergläubisch, und halten etwas auf's Ominöse.“ Ahnungen und Vorbedeutungen blieben der beständige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insects dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal.“

Wie alle Menschen, die auf sachliche Erkenntniß ausgehen, aber nicht vermögend sind, in den Sachen zu leben, war Seelenkunde seine Specialität. „Ueber nichts wünschte ich die geheimen Stimmen denkender Köpfe gesammelt zu lesen, als über die Materie von der Seele; die lauten, öffentlichen kenne ich schon.“ — Für das Studium der Seele hielt er die Beobachtung der Träume für besonders wichtig, und sammelte zahlreiche Beispiele von sonderbaren und vorbedeutenden Träumen. „Wir leben und empfinden so gut im Traum als im Wachen, und das eine macht so gut als das andere einen Theil unserer Existenz aus. Es gehört unter die Vorzüge des Menschen, daß er träumt und es weiß. Der Traum ist ein Leben, das, mit unserm übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmälig herein; und man kann nicht sagen, wo

das eine anfängt und das andere aufhört." Nicht minder Gewicht legte er auf den Wahnsinn. „Aus Bedlam müßte sich mehr schließen lassen, was der Mensch ist, als man bisher gethan hat." Bei seiner psychologischen Mikroskopie kamen zuweilen sehr feine und treffende Bemerkungen heraus; die Nachtheile verhehlte er sich selber nicht. „Es ist allezeit betrübt für mich, wenn ich bedenke, daß man in der Untersuchung mancher Dinge zu weit gehen kann; ich meine, daß sie unserer Glückseligkeit nachtheilig werden können: Eine Probe habe ich an mir. Ich wünsche, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen." „Ich habe es sehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe wenn ich liege, und eine andere wenn ich stehe; zumal wenn ich wenig gegessen habe und matt bin." „Ich habe die Hypochondrie studirt, mich so recht darauf gelegt. Meine Hypochondrie ist die Fähigkeit, aus jedem Vorfall des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen." „Das Schlimmste ist, daß ich in meiner Krankheit die Dinge nicht mehr denke und fühle, ohne mich hauptsächlich mitzufühlen. Alles wird subjectiv bei mir, Alles bezieht sich auf meine Empfindlichkeit. Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, um mich mein Leiden auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Pusillanimität ist das rechte Wort." „Von Allem nur das Schlimmste sehn, Alles fürchten, selbst Gesundheit für einen Zustand ansehn, worin man die Krankheit nicht sucht: diesen Charakter glaube ich am besten durchsetzen zu können; ich dürfte mich blos abschreiben." „Oefters allein zu sein und über sich selbst zu denken und seine Welt aus sich zu machen, kann uns großes Vergnügen gewähren; aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist." „Es giebt große Krankheiten, an denen man sterben kann; es giebt ferner welche, die sich, ob man gleich nicht eben daran stirbt, doch ohne viel Studium bemerken und fühlen lassen: endlich aber giebt es auch welche, die man ohne Mikroskop kaum erkennt. Dadurch nehmen sie sich aber ganz abscheulich aus; und dieses Mikroskop ist — Hypochondrie. Ich glaube, wenn sich die Menschen recht darauf legen wollten, die mikroskopischen Krankheiten zu studiren, sie würden die Satisfaction haben, alle Tage krank zu sein." „Man ist verloren, wenn man zu viel Zeit bekommt, an sich zu denken. Man wird soviel Trauriges gewahr, daß über dem Anblick alle Lust verfliegt, es zu ordnen oder zusammenzuhalten."

Augenscheinlich gehört viel von diesen Aufzeichnungen einem spätern Alter an, und es ist zu bedauern, daß die Herausgeber seiner Werke uns in dieser Beziehung ganz ohne Rath lassen; in der That aber ist in seinem Leben und

Denken wenig Entwickelung und Geschichte zu vermuthen, es sind fast immer nur Sprünge aus Phantastik in Nüchternheit und zurück. Er kann nichts unbefangen und rein sehen, er zersetzt es sofort durch Reflexion, und er kann selten einen Gedanken ausdenken, weil die Einbildungskraft sich einmischt. Seine Einbildungskraft ist jeder Grille unterworfen. Im Fragment ist er oft von einer wunderbaren Feinheit: sobald er aber versucht, ein Ganzes zu schaffen, sobald er componirt, wird er steif und ungelenk. In dieser wie in vielen andern Beziehungen erinnert er an Hamann: an Paradoxie sind sie sich ebenbürtig, nur daß der Mathematiker hier, der Bibelleser dort den Ton angiebt. Beide eifern gegen die Phrase, gegen den Stil, beide bemühen sich, diesen Eifer recht stilistisch fein auszudrücken. Beide studiren, um sich gegen die Macht der Sprache zu wahren, eifrig den Sprachgebrauch, sammeln Redensarten, witzige und komische Einfälle (Lichtenberg nennt es sein Farbenreiben); ihre eignen Eingebungen zumal. Lichtenberg sagt: „Wenn Jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens sammelte, würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlichen sogenannten Genies haben nur die Einfälle dichter." Beide sind von einem unersättlichen Lesehunger besessen; beide sind von der Schädlichkeit desselben überzeugt. „Es kann nicht geleugnet werden," sagt Lichtenberg, „daß unsere (deutsche) Gelehrsamkeit mehr darin besteht, recht gut inne zu haben, was zu einer Wissenschaft gehört, und angeben zu können, was dieser und jener darin gethan hat, als selbst auf Erweiterung zu denken." „Durch unser vieles Lesen gewöhnen wir uns nicht allein, Dinge für wahr zu halten, die es nicht sind, sondern unsere Beweise bekommen eine Form, die nicht sowohl die Natur der Sache mit sich bringt, als unser Anhang an die Mode." „Mit eignen Augen in die Welt zu sehn, ist ein Studium, wozu die wenigsten aufgelegt sind." „So wie die Neigung an literarischen Untersuchungen in einer Wissenschaft wächst, nimmt die Kraft zur Erweiterung der Wissenschaft ab." „Seitdem man es Wissenschaft zu nennen beliebt, Andrer thörichte Meinungen zu kennen, ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geworden." „Bei unserm gar zu häufigen Lesen, wodurch wir soviel Materialien erhalten, ohne sie zu verdauen, was die Folge hat, daß das Gedächtniß gewohnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen — da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, sich aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anzufangen zu fühlen und selbst zu sprechen, und ich möchte fast sagen, auch einmal selbst zu existiren." „Eine alle Denkkräfte schmelzende Beschäftigung ist bei den meisten Menschen das Compiliren."

Diese Unselbständigkeit wird durch die menschliche Selbstsucht gefördert

„Man giebt falsche Meinungen, die man von Menschen gefaßt hat, nicht gern auf, sobald man dabei auf subtile Anwendung von Menschenkenntniß sich etwas zugute thun zu können glaubt, und sich einbildet, solche Blicke in das Herz des Andern könnten nur Eingeweihte thun.“ „Womit bringt man sein Alter hin? Mit Vertheidigung von Meinungen; nicht weil man glaubt, daß sie wahr sind, sondern weil man einmal öffentlich gesagt hat daß man sie für wahr halte.“ „Ich glaube, daß die meisten Menschen besser von andern gekannt werden als sie sich selbst kennen.“

Die gangbarste, und doch unhaltbarste Ansicht ist die von der besten Welt. „Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt sind.“ „Die Welt, die so schön mit Gras und Bäumen bewachsen ist, hält ein höheres Wesen als wir vielleicht eben deswegen für verschimmelt.“ „Es ist eine Thorheit zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre; denkt man sich doch den Himmel so!“

Alle Unfreiheit unsers Philosophirens kommt von der Geselligkeit desselben. „Ich habe öfters des Nachts über den Einfall lachen müssen, der mir am Tage schlecht oder gar frevelhaft vorkam. — In Gesellschaft spielte ich zu Zeiten den Atheisten blos exercitii gratia. — Ach Gott! wenn man doch nur in der Welt immer lernen könnte, ohne beobachtet zu werden!“

Und doch, nur Zeugnisse können die Wahrheit eines Gedankens begründen.— „Menschliche Philosophie überhaupt ist die Philosophie eines einzelnen gewissen Menschen, durch die Philosophie der Andern, selbst der Narren, corrigirt, und dies nach den Regeln einer vernünftigen Schätzung der Grade der Wahrscheinlichkeit. Sätze, worüber alle Menschen übereinkommen, sind wahr; sind sie nicht wahr, so haben wir gar keine Wahrheit. Andere Sätze für wahr zu halten, zwingt uns oft die Versicherung solcher Menschen, die in der Sache viel gelten, und jeder Mensch würde das glauben, der sich in ähnlichen Umständen befände. Sobald dies nicht ist, so ist eine besondere Philosophie da, und nicht eine, die in dem Rath der Menschen ausgemacht ist. Aberglaube selbst ist Localphilosophie; er giebt seine Stimme auch.“ „Ich getraue mir zu beweisen, daß man zuweilen glaubt, man glaube etwas, und glaubt es doch nicht. Nichts ist unergründlicher als das System von Triebfedern unserer Handlungen.“ „Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde stille steht.“ „Nichts schmerzt mich mehr, als daß ich die Welt so ansehn muß wie der gemeine Mann, da ich doch wissenschaftlich weiß, daß er sie falsch ansieht.“ „Es giebt für jeden Grad des Wissens gangbare Sätze, von

denen man nicht merkt, daß sie über dem Unbegreiflichen, ohne weitere Unterstützung, auf bloßem Glauben schweben. Man hat sie, ohne zu wissen, woher die Sicherheit kommt, mit der man ihnen traut."

„Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Uebel auf der Welt zu danken." „Die Lügner sind die schwächsten Feinde der Wahrheit. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht, und alle Dinge ansieht wie andere ehrliche Leute wenn sie einen Hieb haben; ferner der superfeine Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will; der gute fromme Mann, der überall aus Respect glaubt, nichts untersucht, was er vor dem 15. J. gelernt hat, und sein Bischen Untersuchtes auf ununtersuchten Grund baut, das sind gefährliche Feinde der Wahrheit." — „Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses (was alle Leute glauben) nicht auch falsch sein?" „Alles bis auf das Aeußerste hinaus zu verfolgen, so daß nicht die geringste dunkle Idee darin bleibt, ist das einzige Mittel, uns gesunden Menschenverstand zu geben."

„Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein beständiges Streben nach deutlichen Begriffen, und zwar nicht blos aus Beschreibungen Anderer, sondern soviel möglich durch eignes Anschauen. — Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und den Alten ist der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, die nachher die Philosophen brauchen können. Unsere neuern Dichter sprechen die Dichtersprache unabhängig von Empfindung, d. h. eine verrückte. Was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang, und ist oft zufälliger Weise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen. Meist junge, unschuldige Tröpfe, die in kleinen Städten leben und singen, wo alle Einwohner einerlei hoffen, einerlei fürchten, einerlei hören und einerlei denken; Leute, die aus Dichterlesen Dichter werden, wie man aus Büchern schwimmen lernt. — Ihre Verse sind eine Art von Picknick, wo der Verfasser die Worte und der Leser den Sinn stellt. — Kaum war das Stichwort der Originalgenies gefallen, so ritten dreißig Yorik's auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel, das sie Tags zuvor in einem Schritt erreicht hatten; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehn hatten. — Man hat Exempel, daß Leute, die auf den Kopf fielen, angefangen haben zu weissagen und anders von den Dingen in der Welt zu denken als andere Menschen. — In Deutschland ist man dahin gekommen, zu glauben, ein Mann habe gar keinen Kopf, wenn er nicht zuweilen darauf geht. — Der Deutsche besitzt die Kunst, durch Nachahmen original zu werden, in der größten Vollkommenheit. — Man liest jetzt soviel Abhandlungen über das Genie, daß jeder glaubt, er sei eins.

— Mit etwas Witz, biegsamen Fibern und dem Vorsatz, sonderbar zu scheinen, läßt sich eine Menge närrisches Zeug in der Welt anfangen, wenn man schwach genug ist es zu wollen, unbekannt genug mit wahrem Ruhm, es schön zu finden, und müssig genug es auszuführen."

Wir werden Lichtenberg noch öfter begegnen, je nachdem er diese oder jene Richtung des Zeitgeistes bekämpft: hier wird soviel schon sicher sein, daß der größte Widersacher der jungen Literatur mit ihr von einem Fleisch und Blut war.

Der große Verlust, den Goethe durch die Abreise seiner Schwester nach Emmendingen erlitten, wurde ihm durch die Rückkehr Merck's ersetzt: die russische Heirath (vgl. S. 559) war 10. Oct. 1773 erfolgt, Merck hatte während seines Aufenthalts verschiedene recht pikante Silhouetten russischer Würdenträger entworfen, und über die Frage: est-il avantageux pour un état que le paysan possède en propre du terrain? eine Denkschrift verfaßt, in welcher er sich aus allgemeinen philosophischen Gründen mit Ja entschied. Auf der Rückreise, 13. Nov., besuchte er Hamann in Königsberg, der sich sehr enttäuscht fand, und ihn bald darauf, einstimmig mit Herder, für einen falschen und intriganten Menschen erklärte. Einen desto erquickenden Eindruck machte einige Tage darauf Moser, „der treuherzige Laienbruder", der ebenfalls aus St. Petersburg zurückkam.

Merck traf 20. Dec. 1773 bei seiner Frau — die unterdeß in der Schweiz gewesen war — (Leuchsenring schwärmte in Paris herum) in Darmstadt ein, und besuchte gleich darauf Goethe in Frankfurt, der „vor Freude ganz närrisch" wurde. — 15. Jan. 1774 verheirathete Sophie Laroche ihre schöne Tochter Max an den reichen Kaufmann Brentano in Frankfurt, einen Wittwer. — „Sie ist," schreibt Goethe an Frau Betty Jacobi, „noch immer der Engel, der mit den simpelsten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, macht nun das Glück meines Lebens." Merck rümpfte über diese Heirath die Nase: er fand die alte Freundin Sophie mitten unter Häringstonnen und Käse, wie sie den langweiligen Gesprächen der dicken Kaufleute Stand hielt, und ihre schwerfälligen Köpfe zu amüsiren suchte. „Ich weiß nicht," schreibt er seiner Frau 29. Jan., „si elle ne sera accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison."

Eine Reihe munterer Gesellen oder Genies schlossen sich nun in Frank-

furt an den Dichter des Götz an; darunter der bedeutendste Klinger, geb. 17. Febr. 1752 zu Frankfurt, Sohn einer Wäscherin, übrigens ein schöner, stattlicher Jüngling, und damals von einer Leidenschaftlichkeit im Ausdruck, die der neuen poetischen Richtung vollkommen entsprach. Er hatte in Gießen unter Höpfner die Rechte studirt, nebenbei Komödien geschrieben, und mit der Tochter eines Gesandten, Frl. Albertine v. Grün (geb. 1749), einer schönen Seele und Freundin des Darmstädter Kreises, ein Liebesverhältniß gehabt. Schon Nov. 1772 war Goethe auf ihn aufmerksam gemacht, dann kam er selbst nach Frankfurt. — In diesem Kreise wurden alle neuen poetischen Erscheinungen eifrig durchgesprochen, und die Ansichten darüber in Hans Sachsischer Weise dramatisirt. So entstanden die Recensentenlieder, „Künstlers Erdenwallen“, „der Jahrmarkt zu Plundersweilen“ (mit der Persiflage Racine's), und der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Bahrdt's“: „Mir kam ein Gedanke von ungefähr: so spräch' ich, wenn ich Christus wär'.“ Bahrdt (noch in Gießen) machte gute Miene zum bösen Spiel, er besuchte den Dichter und suchte ihn zu gewinnen. — Am heftigsten waren die Jünglinge gegen Wieland und die Jacobi's eingenommen; von den letztern äußerte Goethe, „sie hätten auf ihn geschimpft wie die Hundejungen“, und über den Mercur: „Ich weiß nicht, ob viel Großsprecherei dem Zeug mehr Schaden thut, oder das Zeug der Großsprecherei. Das ist ein Wind und ein Gewäsch, daß es eine Schande ist.“

Zwischen Wieland und den Jacobi's war das Verständniß nur äußerlich. — Jan. 1774 erschien die Ankündigung einer neuen, von den Letztern herauszugebenden Wochenschrift „Iris“: „So gut auch der alte Mercur im Himmel und auf Erden sein Amt verrichtete, so konnten dennoch weder die Göttinnen noch die Erdentöchter völlig mit ihm zufrieden sein. Es war dem geflügelten Boten unmöglich, bei sovielen männlichen Geschäften die kleinern weiblichen Angelegenheiten zu besorgen. Ueberdem warf man ihm vor, daß er die Geheimnisse der Göttinnen nicht immer für wichtig genug hielt, daß es ihm öfter an Verschwiegenheit fehlte . . . Kurz man konnte nicht mit ihm sprechen und handeln als wenn es ein Mädchen wäre.“ — Diesem Bedürfniß sollte die Iris abhelfen. Es sollten auch die wichtigsten politischen Neuigkeiten, „von welchen in allen Gesellschaften geredet wird, nach dem Begriff der Damen vorgetragen werden.“ Indem sie sich nach Mitarbeitern umsahen, verfielen sie auf denjenigen, der ihrer Zartheit am meisten widerstreben mußte, auf Heinse.

Heinse's „Laidion“ hatte Gleim Febr. 1773 herausgegeben: es schildert das Schicksal der berühmten Hetäre Lais nach ihrem Tode. Auch jenseits bleibt ihr verklärter Leib jedes Genusses fähig. Einem Todtengericht

bestehend aus Orpheus, Solon und Aspasia, trägt sie ihre Lebensgeschichte vor: sie habe durch ihre Küsse die Jugend zu Heldenmuth begeistert, die Alten beglückt, und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, die Armen entschädigt; so habe sie die elysischen Wonnen wohl verdient. Hinzugefügt waren wollüstige Stanzen, die an Frechheit wie an Glut Wieland bei weitem überboten.

Wieland fand sich wiederum arg compromittirt. „Es ist," schreibt er an Gleim, „viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äußerst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen, — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Sokrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — Wenn Heinse, um solche Unfläthereien zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben. — Von Helvetius, nicht von Sokrates hat der Unglückliche gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Chimäre sei. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören. Er bildet sich ein, ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt. Ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigramme schaden können... Indessen jammere ich selbst über ihn und gestehe gern, daß es schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch ohne den verdammten Tentigo werden können." Glauben Sie indessen, daß noch eine Möglichkeit sei, ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber zuvor bringen Sie ihn dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht von Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen. Aber ich bin überzeugt, daß Heinse ein viel zu heteroklites Genie ist und zu sehr verdorben, um sich jemals zu bessern."

Gleim gerieth über diese Aeußerungen in den stärksten Zorn, und Heinse brachte, 2. Jan. 1774, einen Brief an Wieland zu Stande, in welchem er die Schuld des Petron ganz dem Hauptmann aufbürdete: „der stündlich an meiner Seele, wie ein Lavater des Priapus arbeitete. Den Unverständigen werde ich niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch sein, und doch in seinem 20. Jahr, von brausender Jugend berauscht, zu einer solchen Ausschweifung seinen Genius von elenden Menschen, deren

Phantasie ein ewiger Eunnus ist, verführen lassen könne." Die Entschuldigung der Stanzen ist eigenthümlich. „Weil ich die Scene selbst noch nicht beschrieben hatte, und meine Phantasie mir ein lebhaftes Gemälde der Empfindungen vorträumen lassen wollte, die ich wirklich — Sie können es glauben, ob es gleich unbegreiflich sein wird, und ob ich gleich in dieser argen Welt schon 24 Jahre lebe — noch nicht genossen habe. Eine Dame von unverdächtiger Tugend sagte mir: dies Gemälde ist zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich weil Sie noch zu unschuldig sind, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben; Wieland würde es natürlicher gemacht haben." „Ich habe mir bei diesem Gedicht nichts weniger vorgesetzt, als mit dem Ariost an Phantasie, dem Tasso an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philosophie zu wetteifern; dies soll die Hauptarbeit meiner Jugend sein, als Mann will ich der deutsche Lucian werden." Am heftigsten wehrt er sich gegen die Verdächtigung seines Herzens. „Ich bedurfte keines Sokrates, der mir beweise, daß das moralische Schöne keine Chimäre sei; dies hatte mir längst mein Herz gelehrt; Helvetius, dem Sie sehr unrecht thun, würde es mir mit allen Spitzfindigkeiten nicht haben herausdemonstriren können." „Bei diesem allen gelobe ich Ihnen hiemit heilig an, in Zukunft, soviel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könne, welchen man Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiemit angelobt." Der Stich traf, und noch von einer andern Seite her sollte Wieland beschämt werden.

Die Frankfurter Gesellen hatten namentlich an der Ruhmredigkeit des Mercur Anstoß genommen, die Alceste moralisirt zu haben; um den Euripides zu rächen, schrieb Goethe Febr. 1774 die Farce „Götter, Helden und Wieland", ein „Schand- und Frevelstück", wie er es selber nannte. Lenz, dem er es überschickte, beförderte es sofort zum Druck. In dieser übrigens allerliebsten Posse wurde Wieland von einer ganz neuen Seite angegriffen. „Er gehört zu einer Sekte," sagt Euripides, „die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein." „Ihr hängen noch immer, sagt Herkules, die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn unter'n Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst?" „Die Tugend wohnte bei uns Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtzeiten kreuzigen? — Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den Andern aus. Hatte er Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern soviel Kinder als sie begehrten. Hatte ihm

er Himmel Erb' und Hab' gegeben, öffnete er seine Thüren und hieß tausend
villkommen, mit ihm zu genießen. Tugendhaft ist, wer mittheilt, was er hat."

Es kamen in dieser Posse auch einige spöttische Bemerkungen über Wie-
and's Umgang mit den Jacobi's vor, der denn doch an starken Unter-
rechungen litt. — Ueber einen Brief F. H. Jacobi's sehr gerührt, schreibt
hm Wieland 11. März: „Ich bin ein schwacher Mensch, mit dem Sie, wenn
Sie ihm gut begegnen, anfangen können, was Sie wollen. Aber — nur wenig-
tens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehe nur in Gottes
Namen jeder seinen Weg, so nahe beisammen als möglich; nur nie wieder so
nahe, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen." — „Ganz gewiß sind
Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer
sehr richtig, nur manchmal ein wenig zu stark für uns andern schwächeren
Geschöpfe. Ihr Zorn verzehrt und Ihre Liebe erdrückt. Wenn Sie, Seele
von Feuer! ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie wie die Sonne
euchten und erwärmen."

Gegen Goethe benahm sich Wieland geschickt genug; er zeigte die
Spottschrift im Mercur, Mai, selbst an: „Wir empfehlen diese kleine Schrift
allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage
und sophistischem Witz, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig
denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß,
und sich dann herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."
„Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewohl der Muthwille an einem
Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in
dem Fall wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genies sind wie
junge muthige Füllen: das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie
unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt
und beißt, springt an allen Leuten herauf, schlägt vorn und hinten aus, und
will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Wer etwa von
ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder
geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste, und tröste
sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich
genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können,
wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch
fernerhin zuweilen mißlingen dürfte." — Nebenbei sagte er gute Worte über
den Götz.

11. April 1774, als Gleim gerade in Magdeburg abwesend war, wurde
Heinse von G. Jacobi, der ihn nach längerm Widerstreben für die Iris
gewonnen, aus Halberstadt entführt. „Ich gehe so ungern, aber einmal muß
es doch geschehen; ich sehe bis jetzt keinen andern Weg nach Rom und Neapel

und dem Aetna, als über Düsseldorf." „Ich bin es gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden!" ruft der arme Gleim wehklagend aus. „Wir hätten unser Halberstadt zu Athen gemacht; aber Jähns und Michaelis mußten sterben, und Sie mußten uns von unserm Jacobi gewaltsam und listig entführt werden." „Meine Blicke suchten meinen Freund, aber sie fanden ihn nicht!"

13. Mai kam Heinse in Düsseldorf an; die Rheingegend entzückte ihn. — „Ich lebe hier so glücklich, als ein wilder Grieche aus der atheniensischen Demokratie ohne die Liebe meiner Laidion nur immer in Deutschland leben kann; dabei aber schwebt die Erinnerung der Glückseligkeit, die ich voriges Jahr in Halberstadt genossen, wie das himmlische Bild der verlornen Psyche vor den Blicken meiner Phantasie." „Wie es scheint, bin ich dazu geboren, die Dinge der Welt aus allen nur möglichen Gesichtspunkten zu betrachten, um das glücklichste und unglücklichste unter allen Geschöpfen der Mutter Erde zu sein, von jedem priesterlichen Bürger für wahnsinnig gehalten, und von guten und weisen Menschen als eine Art von Märtyrer zum Wohl des menschlichen Geschlechts geliebt zu werden." „Warum sollte ich den Becher der sinnlichen Wonne nicht austrinken, wenn ich Durst habe und ihn mit Nektar erfüllt und Rosen bekränzt vor mir stehn sehe?" u. s. w. — Er hatte vor, einen großen Kunstroman, „Apelles" zu schreiben. — Gleichzeitig mit diesem starken Geist kam auch der schwächliche Werthes aus Weimar für die Iris nach Düsseldorf: er übersetzte am Ariost, in reinen Stanzen.

„Sie haben nun," schreibt Wieland 28. Mai*) an F. H. Jacobi, „denke ich, Laidion gelesen, und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie zu dem schönen, abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweiten Male und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Capitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu sein. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschlossen. Sollte es Ihnen gelingen, ihn von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschlösse, dem Merkur vierteljährlich einige Bogen (à 3 Louisd'or, einstweilen bis auf bessere Zeiten) zu geben. Sagen Sie ihm, daß ich ihn mit allen seinen Unarten lieb habe."

Das „Kind der Natur" schreibt an den „gutherzigst naiven Vater Gleim"

*) 6. Mai 1774 war in Weimar das Schloß abgebrannt, und der beste Theil der Stadt lag als Ruine da. In Folge dessen war die Seyler'sche Gesellschaft nach Gotha ausgewandert.

(23. Juni): „Freuen Sie Sich mit Ihrem guten Sohn darüber, daß der erzürnte alte Sokrates von meiner lieben Tochter Laidion sich wieder hat besänftigen lassen." Gleim freut sich von Herzen, bittet aber doch, nicht mehr „an unsern lieben Vater Gleim" zu adressiren: „in der ganzen Stadt klatscht man, G. habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten." Dann traten auch Verstimmungen ein. „Ihr seid die besten Menschen," schreibt Heinse an die Halberstädter Freunde, „erzürnt aber euch doch bisweilen ungemein, wenn euer Freund das Unglück hat, nicht die Puppe eurer augenblicklichen Dichterlaune zu sein." „Ich fühle meine Unschuld und kenne euch. Auch wollt' ich nach der Tartarei ziehn und die Schafe hüten, wenn ich Menschen nicht kennte, mit denen ich ein Jahr lang im Stand der Unschuld gelebt habe." Dann aber: „Ich ging in einer Wolke von Schwermuth umher, da ich glaubte, daß Sie mich vergessen hätten; mit Ihrem Briefchen kam der Frühling wieder vom Himmel herab, und die Musen warfen in griechischen Tänzen den Rosenkranz der Freude um meine Schläfe."

---

8. Febr. 1774 kam Boie aus Hamburg von einem Besuch bei Klopstock nach Göttingen zurück, und brachte Briefe mit: „Der größte Dichter," erzählt Voß, „der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann will Antheil haben an dem Bund der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen; jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt, sonst wählen die Elfe." „Die Grafen schreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend ist unsere Losung."

Lange hatte Voß für eine Reise zu Klopstock gespart; 29. März machte er sich auf den Weg. Es waren die seligsten Tage seines Lebens. Den ganzen Tag rauchte er mit Klopstock zusammen, Frau von Windheim sang, und Klopstock trug die „Gelehrtenrepublik" vor. „Wenn wir ein halbes Jahrhundert das werden vereinigt gethan haben, was vor uns nur einzelne kühne Männer thaten, dann werden wir ringsum uns vernehmen, daß man uns für Eroberer hält. Ihr wißt, daß der Deutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat auszuführen. Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt; ihr könnt Theil daran haben!" Voß zitterte vor Entzücken, Klopstock sah ihn „milde lächelnd" an. Auch ein kühnes Wort an den Kaiser las er ihm vor; er ließ die ganze

Correspondenz über die Akademie abdrucken. Ebenso die Fortsetzungen der Hermannschlacht, die eine Reform der Oper anbahnen sollten. Mit dem Kapellmeister Bach verkehrte er viel; auch dieser war stolz darauf, ein Deutscher zu sein: die Deutschen allein hätten eine ernsthafte Musik. — Ueber Weiße sprach sich Klopstock verächtlich aus, Wieland tadelte er wegen seiner Nachahmungen, über Jacobi lachte er, mit Goethe war er sehr zufrieden.

Schöne Tage verlebte Voß auch in Wandsbeck mit Claudius und seiner Rebekka; 4. Dec. 1773 hatte er seinen Vater verloren: „ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" Mit Herder correspondirte er noch lebhaft, auch mit Hamann, obgleich er ihn selten verstand, aber er regte ihn an. — In Altona hausten Dusch und Ehlers; Dr. Unzer und seine gekrönte Frau waren kühl gegen Klopstock. Wein wurde nicht getrunken, sondern Kaffee, und viel Kegel gespielt.

Aber Ernestinen's Briefe waren Voß allmälig ebenso wichtig geworden, als die Klopstock's, und so machte er sich 9. April nach Flensburg zu Boie's auf. Die persönliche Gegenwart verwandelte das Interesse in wirkliche Liebe; als Voß in eine schwere Krankheit verfiel, wurde er von Ernestine treulich gepflegt. Hahn, der bei Klopstock gewesen, kam ihm nach. 25. Mai reisten sie wieder ab, verweilten in Lübeck einen Tag bei Gerstenberg, der für seine Freunde immer zwölf Pfeifen gestopft hielt, und waren 29. Mai wieder in Hamburg, wo sie Fr. Stolberg, Cramer*), Schönborn, den Musiker Reichardt und Ebert mit seiner jungen Frau aus Wolfenbüttel antrafen, der eine Epistel an den Dichter des Messias machte. Mit Klopstock's Zustimmung traten sie alle in den Freimaurerorden. — Die Begeisterung für Klopstock war bei Voß — der sich noch immer sehr leidend fühlte, nicht vermindert; aber Ernestine war doch sein schlafender und wachender Traum. — 21. Juni reiste er wieder nach Göttingen ab; die „Deutsche Gelehrtenrepublik" war mittlerweile erschienen — das wunderlichste Werk unserer gesammten Literatur. In der Form einer alten Druidenrepublik waren Beschlüsse über Gesetze der Poesie und Urtheile über Leistungen mitgetheilt, deren Willkür zuweilen in die Augen sprang, und deren Anwendung nicht abgesehen werden konnte. Die 2500 Subscribenten waren bestürzt und mußten am Ende lachen; an dem Mittelpunkt der jungen Klopstockschen Schule, in Göttingen brachen sämmtliche Gelehrte in lauten Spott aus, namentlich Lichtenberg, der überhaupt gegen Klopstock war, und den Hexameter und das religiöse Epos gleichmäßig verwarf.

*) Sein Vater, Klopstock's alter Freund, wurde eben erster Professor der Theologie in Kiel mit 2500 Thlr. Gehalt.

In Berlin fand man die Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei der Ge-
rtenrepublik läppisch. Herder schrieb an Lavater: „das größte und
inste, übertrieben männlichste und kindischste Buch, das ich je gesehen. Voll
ichtergeist von Anfang zu Ende; aber auch nichts als das: die ebenso
isserhellste Schreibart und nichts als Wasser. Ich für mich nehme mit
lem vorlieb: aber denk' ich mir das Buch in aller Subscribenten Hände —
: ärgste Farce, die je in Deutschland gespielt worden. Die Regung selbst
it dem Buch ist indeß immer groß und muß viel Gutes — mit der Zeit
ben;" und an Hamann: „Ein vortrefflicher, schöner, ebner Stil, fast ohne
ild im ganzen Buch; aber im Ganzen doch Knabenwerk und Spiel! Un-
sstehlich dem einen Einfall Umfang gegeben! Sauersüß die Sprache Lu-
ers mißbraucht! Ohne Detailkenntniß über Alles und über Nichts geredet.
urz, kein Mensch wird das Buch ganz lesen und anwenden können; aber
icken Sie mir Ihren Hans, und wir wollen's spielen." — Hamann
gte das Buch in der Kön. Z. (10. Mai) auf seine Art mit Lob an. —
anz begeistert war Goethe. „Klopstock's herrliches Werk," schreibt er
). Juni an Schönborn, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die
izige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind!
as heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und
utert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten
ldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter.
as alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubern-
n Simplicität hingeschrieben!" — Er schrieb selber an Klopstock, um
ine Verehrung auszudrücken; später hat er sein Urtheil bedeutend geändert. —
n Süddeutschland warb am eifrigsten Schubart für die Gelehrtenrepublik.

Da der Herzog von Braunschweig immer schwächer, und die Noth des
indes immer größer wurde, nahm sich der Erbprinz der Regierung an. Er
achte Lessing Anfang Febr. 1773 bedeutende Versprechungen, aus denen
er nichts wurde. Lessing gerieth in den äußersten Zorn. „Lieber betteln
gangen," schreibt er 3. April an Eva, „als so mit sich handeln lassen! —
h bin schlechterdings unfähig, Ihnen mehr zu schreiben, so voll habe ich den
opf, und so voll von den verdrießlichsten Dingen." In der That schreibt
immer nur wenig, und äußerst verstimmt; 27. Juni: „ich kann es nicht
nger ausstehn, es mag biegen oder brechen!" 3. Aug.: „wenn man mich
ingt, meinen Abschied zu fordern, werde ich freilich für die erste Zeit ein
nig verlegen sein!" — 17. Sept.: „Wenigstens sollen Sie wissen, daß ich
sund bin, bis auf die Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden.
ie allein haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen über-
ten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraus-

sehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon längst würde gethan haben, wenn ich nicht zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wissen diese Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen haben, so beschwöre ich Sie, verbannen Sie jeden argwöhnischen Gedanken. Ich habe freilich höchst unrecht, Sie so oft ohne Nachricht von mir zu lassen: aber schelten Sie lieber auf meine Kalmäuserei, mit der ich mich in Träumereien und unnöthige Untersuchungen verliere, die mich um alle meine Zeit, um alle meine Heiterkeit bringen, als daß Sie Sich die geringste quälende Einbildung machen." 1. Dec.: „Mehr als zehn Briefe habe ich an Sie angefangen und sie wieder zerrissen; wer weiß, was diesem noch geschieht, ehe ich die Seite herunter bin? Doch ein Brief muß einmal fertig werden, mag er doch werden, wie er will." — Die edle Frau, welche noch immer in schweren Sorgen in Wien lebte, setzte diesen Ausbrüchen der Bitterkeit eine namenlose Liebe und Geduld entgegen.

„Was kann ich indeß thun," schreibt Lessing in demselben Brief, „als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen wo möglich alle Aussicht in die Zukunft zu vergessen?" — 2. Febr. 1774 an seinen Bruder: „Die öftere Abänderung meiner Arbeit ist noch das Einzige, was mich erhält. Freilich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte, wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirst du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wieviel ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu sein Ursache habe, muß ich dir doch sagen, daß du dir hierin eine ganze falsche Idee von mir machst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber meine eigne Art! Und was ist simpler? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggießt, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? — Mit der Orthodoxie war man Gott sei Dank ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere

zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Erkundige dich doch nur nach diesem Punkt genauer, und sieh etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. — Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus droht den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eignen."

„Du sagst," antwortet der Bruder, „Leibnitz zog nur eine Scheidewand, hinter der die Philosophie ungestört ihren Weg gehen konnte. Dazu hatte er keinen Grund, als daß er voraussah, er könne auf seine Art mehr Gutes bewirken als auf jede andere. Könnte das nicht auch der Grund sein, warum unsere neuen Theologen lieber inconsequent als orthodox sein wollen? — Eberhard*) fragte mit Recht, ob du wohl, wenn du Prediger wärst, vor aller Welt exoterisch philosophiren würdest?"

Für das kirchliche Leben hatte Lessing einmal keinen Sinn, und darauf waren auch seine Rechtfertigungen gerichtet. „Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirerische Irrthum, ja sogar die sektirerische Wahrheit machen das Unglück der Menschen." „Es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen." Darum setzte er den durchaus praktisch gemeinten Schriften: „Antithesen" von Teller, „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" von Jerusalem und vom „Nutzen des Predigtamts" von Spalding kühle Abneigung entgegen.

Darin war Herder ganz mit ihm einig. „Ihr Spalding," schreibt er an Lavater — nach dessen „strahlenheitrer, thatenlauterer, wirksamer

*) Er war nun endlich Prediger in Charlottenburg geworden, und heirathete Juli 1774 das Kammermädchen der Ministerin v. d. Horst.

Religionsseele" er sich sehnte, „ärgert mich von Tage zu Tage mehr. Kein Wort, was ein Prediger vor Gott und Menschen sein soll! Alles nur, was er in den Staaten Sr. glorwürdigsten Majestät des Königs von Preußen höchstprivilegirtermaßen sein darf und sein möchte. Alle die Herren Hohepriester und Schriftgelehrte und Manteldreher — und mit welchem Ton! wie frommheulend! Trug! Trug! Trug! — O es ist eine elende, arme, theure Zeit!" — Lavater erschrak über diese Ausdrücke, und Herder, über seine Zurechtweisung sehr empfindlich, versicherte, es wäre Alles nur Spaß gewesen, und er wolle nie wieder einen solchen Brief schreiben. „Spalding verehre ich sehr und hab's vor Jahren laut gesagt. Einfalt, Würde, wohlmeinendes Herz, geht immer mit ihm durch, und man liebt ihn, selbst wenn man Eingeschränktheit an ihm bedauert. Spalding ist ein besserer Mensch als ich, und mir zu meiner eignen Ruhe die aufrichtig einfältige gute Seele zu wünschen. Spalding als Christ ist nicht mein Mann: verdämmert Sachen, die er aufklären sollte, webt Moral vor, wo von etwas Anderem die Rede ist, und dann betet er — das ist's, was mir nicht gefällt."

21. Jan. 1774 forderte der Geheimerath v. Bremer ihn auf, nach Hannover zu kommen und zu predigen, da man ihn wohl als Schöngeist, aber nicht als Theologen kenne. — Herder folgte der Einladung, predigte aber nicht. Hofrath Brandes und Zimmermann waren warm für ihn, dagegen kam ihm Schlözer mit entschiedener Abneigung entgegen: er hatte in seiner „Universalgeschichte" (1773) gegen Herder polemisirt, und dieser hatte trotz der Abmahnungen seiner Freunde nicht ganz schweigen können. Auch Hamann*) nahm sich, 24. Jan., in der Kön. Z. seines Landsmannes an; er beschuldigte Schlözer der belletristischen Schreibart und der Anekdotenjägerei, und erklärte sich für das poetische Moment in der Geschichte.

Inzwischen war Herder mit der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" zu Stande gekommen, von der er Heyne vor zwei Jahren (vgl. S. 493) so ausschweifende Verheißungen gemacht. Sie zerfiel in drei Abschnitte: „eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift"; „Schlüssel zur heiligen Wissenschaft der Aegypter" und „Trümmer der ältesten Geschichte des niedern Asiens". Herder wollte aus dem ersten Buch Mosis eine authentische Urkunde herausgeschält haben, die sich in den Mythen aller asiatischen Völker, wenn auch entstellt, wiederfinden und die Urgeschichte der Menschheit aufklären

*) Er erhielt gleichzeitig von Moser auf zarte Weise Unterstützungen, während er in seiner amtlichen Stellung immer schlechter behandelt wurde; in einer seiner Flugschriften, le Kermès du Nord, klagte er im Namen der armen Zöllner gegen den Philosophen von Sanssouci: „bien me fasse d'être né dans un siècle de grands-hommes manqués et de coquins parvenus!"

sollte. Die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte sollten eine Allegorie der sieben Lectionen sein, welche Gott den Menschen gegeben. Das Buch war in einem leidenschaftlichen, bittern Ton gegen die Rationalisten, z. B. Michaelis, in einer heftig wilden Prophetensprache und einer Mystik geschrieben, die das Verständniß sehr erschwerte. — Lavater erhielt das Buch 29. März. „Epoche," schreibt er 6. April, „hat es in meinem Herzen noch nicht gemacht: hast du nicht manchen, selbst verständigen Wahrheitforschern zu räthselhaft gedrängt, zu hoch gesprochen?" Er beschwört ihn fußfällig, sich mehr herabzulassen. Im Uebrigen sehr begeistert.

Um sich aufzuklären, setzte sich Lavater*) auch mit Kant in Verbindung, der das Buch eifrig studirte, aber nicht klug daraus werden konnte. Er versuchte sich in einem ausführlichen Aufsatz, den er 6. April an Hamann schickte, zu orientiren; aber der Aufsatz fiel humoristisch aus, und er bat um Hamann's Ansicht: „aber wo möglich in der Sprache der Menschen. Denn ich armer Erdensohn bin zu der Göttersprache der anschauenden Vernunft gar nicht organisirt. Was man mir aus den gemeinen Begriffen nach logischer Regel vorbuchstabiren kann, das erreiche ich noch wohl. Auch verlange ich nichts weiter, als das Thema des Verfassers zu verstehn: denn es in seiner ganzen Würde zu erkennen, ist nicht eine Sache, worauf ich Anspruch mache."

Hamann suchte (9. Mai) dieser Aufgabe durch „Prolegomena" zu genügen, von denen Herder selbst versicherte, daß sie den Nagel auf den Kopf träfen. Danach ist der Inhalt folgender: 1) Die mosaische Schöpfungsgeschichte kommt nicht von Mose, sondern von den Vätern oder Urahnen des menschlichen Stammbaums; 2) sie ist kein Gedicht, noch morgenländische Allegorie, am wenigsten ägyptische Hieroglyphe: sondern eine historische Urkunde im allereigentlichsten Verstand, ein Familienstück, zuverlässiger als irgend ein Phänomen der Natur; 3) das aus dieser Wiege unsers Geschlechts zurückgeworfene Licht klärt die heilige Nacht in den Fragmenten aller Traditionen auf: jenes matte und dürftige Stückwerk in den morgenländischen Theologien, homerischen Mythologien u. s. w.; 4) um der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts ihren natürlichen, überschwenglich fruchtbaren Sinn, nach aller Länge und Breite des Buchstabens, wiederherzustellen, war es nöthig, alle Mauern und Festungswerke der modernen Scholastiker über den Haufen zu

*) An Lavater hatten sich in Zürich mehrere neue Anhänger angeschlossen, die auch mit Herder eifrig correspondirten: Kaspar Häfeli, geb. 1. Mai 1754, und Barbara Schulteß, die in Pfenninger's Haus wohnte. Eine starke geistige Zärtlichkeit herrschte unter all diesen Leuten. — Hartmann war inzwischen nach Milau gegangen, und hatte in Königsberg Hamann's Freundschaft zu erwerben gesucht.

blasen." — Doch glaubte er den Freund persönlich auf seine Fehler aufmerksam zu machen: „Sie wissen," schreibt er ihm, „daß ich ein anderer Lavater in der Physiognomik des Stils bin, und wenn Sie nicht in den Schooß der Muttersprache zurückkehren, so sind Sie vor einem grammatischen Krieg nicht sicher. Die Greuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die Alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monströsen Wortkuppeleien, die dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung, und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfug auf eine oder andere Art gesteuert werden muß. Dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehn muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich ist. Liegt hier auch eine Satire auf den Libertinismus unsers Jahrhunderts zu Grunde? Bei Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß Ihrer Muttersprache hat man Mühe, hie und da einen reinen deutschen Period zu finden, der eine so rara avis ist, daß der Leser sich wie eine blinde Henne über ein gefundenes Korn freut. Ich bin in diesem Stück kein Mückenseiger, gebe aber dem Verfasser der Makkabäer recht, welcher sagt: allezeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein und zuweilen Wasser trinken, das ist lustig. Wenn Luther's Sprache auch zuweilen nach dem Kännlein riecht, so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds." — Da indessen die „Urkunde" wie die „Prolegomena" in der Allg. Dt. Bibl. mit gleichem Hohn besprochen wurden, sahen die Beiden ein, daß es doch besser sei zusammenzuhalten. — „Das Innere des Buchs," wiederholt Herder an Hamann, „habe ich der Wahrheit und Morgenröthe Gottes geschrieben, der nach hundert Verwandlungen auch mein Buch segnen wird, Keim und Morgenröthe zur neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts zu werden. Glauben Sie mein Freund, es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unsers Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt wie die fetten Kühe Pharao's in sich schlucken; glücklich, von fern dazu vorbereitet, verkündigt, beigetragen zu haben!"

Goethe gerieth über die „Urkunde" in eine ebenso starke Begeisterung, als über die „Gelehrtenrepublik". „Es ist," schreibt er 8. Juni an Schönborn: „ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefe seiner Empfindung herabgestiegen, hat darin

all die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Anfang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lästerbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt" *).

Anders urtheilte Merck. „Das Buch ist," schreibt er an Nicolai, „nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist, und doch bleibt es mir allezeit als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth. Er ist wie ein Mensch geworden, der sich im Schlafrock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet, und noch obendrein verlangt, daß es Jedermann gutheißen soll... Das Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz, nämlich daß Hieroglyphe eher als Buchstabenschrift war, jeder zugiebt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker und Exegeten mit Heugabeln und Dreschflegeln hervorruft, war höchst unnöthig... Dennoch verehre ich die Kraft, die dieses Phantom hervorgebracht, und so wenig dies Ding wie sein Urheber in unsere Zeit paßt, so glaube ich doch mehr daran, als ich öffentlich, oder überhaupt gegen jeden Andern gestehn möchte." — In diesem Sinn, der Form nach lobend, schrieb er eine sehr gewundene Recension für die Allg. Dt. Bibl. — Wieland war über die neue Erscheinung ganz verwirrt. — „Ich gestehe Ihnen," schreibt er an Jacobi, „daß ich den Herderischen Ton unserer Prosa ungern auch in der Iris herrschen sehe. Nennen Sie mir um's Himmelswillen einen einzigen guten Autor, der so geschrieben hat. Die Affectation, allenthalben wo es nur möglich sein will, dem Stande der Wildheit und Barbarei Würde, Größe, Schönheit und sogar Grazie zu geben, auch diese, wiewohl nur Modeton, ist gar zu ungereimt, als daß ich sie ohne Jammer in ein Buch einschleichen sähe, das unsere Weiber und Töchter bilden soll. Was hilft unser ewiges Pochen auf Natur, wenn wir die Natur nicht kennen? Mit dieser Mode, immer, wie Heinse, über die ge-

*) In einer Recension über Bahrdt in den Frkf. Gel. Anz. zieht Goethe lebhaft gegen die Bilderstürmer zu Felde; er nimmt sich gegen sie sogar des Teufels als einer echt morgenländischen und biblischen Vorstellung an. „Hätte der Verf. sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. J. aufgedeckt haben . . . Mit ekelhafter Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will."

sunde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein paar gefrorne alte Weiber zu spötteln, nichts für wahr gelten lassen wollen, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkommt, wird man in kurzer Zeit allen Menschenverstand aus Deutschland wegdichten und wegschwemmen." — Im folgenden Jahr änderte der sanguinische Mann seine Meinung völlig: „Herder's Urkunde habe ich gelesen, empfunden, meditirt, verstanden, und ich zweifle, ob seit dieser Zeit — es ist etwa 14 Tage — Herder einen wärmern Bewunderer in der Welt hat als mich. Und dennoch — oder vielmehr gerade darum wollte ich, daß er sein Buch ein wenig anders geschrieben hätte. Es mußte freilich wohl nach dem Uralterthum schmecken und riechen; etwas heiliges ägyptisches Dunkel gehört in den Vortrag eines solchen Prophetenwerks; aber zuviel taugt nichts. Sollte Freund Herder sich mit Gott entschließen, zu schreiben, wie seit 4000 Jahren alle andern ehrlichen Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch sonder Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn als einen der ersten Geister unserer Zeit erkennen und anbeten."

Auf die „Urkunde" ließ Herder Juni 1774 „fünfzehn Provincialblätter" folgen, in welchen Spalding's Ansicht vom Predigtamt ziemlich lebhaft angegriffen war; ein „égarement du coeur" bestimmte ihn, dieselben in einem warmen, fast herzlichen Schreiben Spalding selbst zuzuschicken. Dieser antwortete grob, und die Berliner konnten nicht Worte genug finden, ihren Unwillen über Herder's „Zweideutigkeit" an den Tag zu legen, so daß ein vollständiger Bruch, namentlich mit Sulzer und Nicolai erfolgte. Herder war um so verstimmter, da sein Hauptzweck, in Göttingen einen guten Eindruck zu machen, gleichfalls verfehlt wurde: „es war nicht anders möglich," schreibt ihm Hofrath Brandes 23. Juni, „als daß Sie überall vor die Stirnen stoßen mußten, die sich so dreist an die Spitze gestellt. Mit minderem Genie und mit weniger Wärme für die Sache würden Sie vielleicht schonender zu Werke gegangen sein, und ich kann nicht leugnen, daß ich es hie und da gewünscht habe. Auf Lärmen müssen Sie Sich allezeit schicken, und der Haufe ist beträchtlich, den Sie angegriffen haben . . . Im Ernst kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich in den Provincialblättern weniger Ironie und lyrischen Ton gewünscht hätte. Der simple Haufe sollte sie ebensowohl als der aufgeklärtere mindere Theil der Wahrheitsforscher lesen und die volle Kraft empfinden." — Die Göttinger Gelehrten verhielten sich durchweg ablehnend. Lichtenberg schrieb eine ziemlich schneidende Satire (Bittschrift der Narren an den Mond), und Meiners in seiner „Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter", fand gar nicht nöthig, Herder zu erwähnen.

Desto enger schloß sich Herder an Zimmermann, Gleim und

Mendelssohn an, mit denen er einen Theil des Juli in Pyrmont verlebte. Zimmermann, der jetzt mit Heyne gut stand (seine intime Freundin war damals Frau Louise v. Döring, geb. Strube) hatte ihn schon 16. und 17. Juni in Bückeburg besucht; Moses ging von Pyrmont nach Wolfenbüttel; Gleim, der mit seiner Nichte 15. August in Weimar erschien, unterstützte Herder mit Geld: auch er hatte sich mit dem Morgenland beschäftigt, und April 1774 „Halladat oder das rothe Buch" veröffentlicht, nach Anleitung des Koran, gegen die Atheisten. Selbst Lessing wurde davon überrascht; Wieland nannte es ein Buch für eine bessere Zeit, von allen neuen Erscheinungen die wunderbarste; Herder sah „Morgenlandsposaunen in der Hand eines Engels": „Du bist ein Prophet des Herrn!" Ganz überschwenglich äußerten sich sämmtliche Halberstädter, die noch immer in unablässiger Geschäftigkeit mit ihm in Versen eiferten.

Mehr und mehr bemerken wir, wie einerseits die Poesie nach positivem, wissenschaftlichem Inhalt, wie andererseits die Wissenschaft nach künstlerischen Formen strebt. Die schroffe Trennung der beiden hatte vielen Schaden gethan, und wenn im Anfang vielfach fehlgegriffen wurde, so ließ sich das bald ausgleichen. Die Hauptinteressen der Bildung, Menschenbeobachtung, Maximen über Pflicht und Glück u. s. w zu fördern, schien unter allen Dichtungsarten der Roman am meisten geeignet, der auch sorgfältiger als früher angebaut wurde.

Herder war nicht wenig betroffen, als ihm April 1774 von seinen nächsten Freunden, selbst Hamann, die Autorschaft eines neu erschienenen Romans zugeschrieben wurde: „Lebensgeschichte Tobias Knaut des Weisen, sonst der Stammler genannt", mit dem Motto: „Simia quam similis, turpissima bestia, nobis!" ganz in Sterne'scher Manier, voll von treffenden und witzigen Bemerkungen, und stark in niedrig komischen Scenen, aber seiner ungesunden Tendenz wegen für einen Gottesgelehrten höchst bedenklich. Der Held, ein buckliger Zwerg, macht sich durch sein Phlegma trotz aller schlechten Erlebnisse zu einem Magister Panglos, der diese Welt für die beste hält. Als er zum Schluß einmal in ein Bordell kommt, findet er daselbst eine alte Geliebte, und heirathet sie sofort.

Der wirkliche Verfasser dieser reflectirt cynischen Bilder war Wezel, geb. 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, Sohn eines fürstlichen Mundkochs, der 1764 in Leipzig studirt, und seit 1769 weite Reisen gemacht hatte: Berlin, Hamburg, London, Paris, Wien; am letztern Ort war er eine Zeit lang Theaterdichter, und schrieb ein Trauerspiel in 5 A., „Graf Wickham": ein Mensch von einer krankhaften Eitelkeit, der schon damals an seine Mutter schrieb, er könne höchstens ihr Pflegekind sein, einen solchen Mann könne sie nicht geboren haben. Später wurde er irrsinnig und hielt sich für Gott.

Wieland hatte den belehrenden Roman zuerst in Cours gebracht; der größere Theil der „Geschichte der Abderiten", seines besten Versuchs der Art, erschien im Merkur im Lauf des J. 1774. Er schließt sich an den „goldenen Spiegel" an, doch gilt es diesmal nicht den Sultanen, sondern dem Bürgerstand, dessen Narrheiten mit großem Witz, nur mit etwas zu starker Selbstgefälligkeit gegeißelt werden: wäre etwas weniger Bildung und etwas mehr freie Komik darin, so würde es einen viel reineren Eindruck machen. Die Coquetten und Prüden der „guten" Gesellschaft, die kleinstädtischen Intriganten und Kabalenmacher, die dogmatischen Systematiker ohne Weltkenntniß und die schwülstigen Theaterdichter ohne Herz, die Orthodoxen aus Ehrgeiz und die Aufklärer aus Flachheit, Alles findet seinen Platz. Diesmal steht den Narren nicht der Idealist, sondern der lachende Philosoph gegenüber, Demokrit, der sie Alle gewähren läßt, ohne sich doch damit völlige Ruhe erkaufen zu können. Sein ideales Wesen befriedigt er an einem Naturkind, einer äthiopischen Schönheit ohne Bildung, Gulleru, die durch die spätere Gurli ganz aus dem Gedächtniß der Menschen verdrängt ist. Dieser Weise gilt den Abderiten als Sonderling, und sie lassen sogar den berühmten Hippokrates kommen, um seinen Verstand zu untersuchen: aber die beiden erkennen sich sofort als Brüder, und die Spießbürger werden beschämt. „Es giebt eine Art von Sterblichen, deren schon von den Alten hier und da unter dem Namen der Kosmopoliten Erwähnung gethan wird, und die, ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eidschwüre gefesselt zu sein, eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein anderer Orden in der Welt. Zwei Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andere von Westen, sehen einander zum erstenmal und sind Freunde; nicht vermöge einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist, sondern weil sie Kosmopoliten sind." Auf die glänzendsten Partien des Romans, des Esels Schatten und die Frösche der Latona, gehn wir später ein; seinem Widerwillen gegen Biberach machte Wieland noch in einer andern Flugschrift jenes Jahres Luft: „Nirgend findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgend mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgend hartnäckigere Vorurtheile; nirgend mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgend mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken." — Die Kleinheit des Blicks liegt aber nicht in der Form der Republik.

Wenn man vom Roman Förderung der Menschenkenntniß verlangte, so suchte man auf dem Theater Darstellung der Leidenschaft. — Auf der Bühne

ist überall reges Leben. Das neue Wiener Theater wurde 26. März 1774 mit Gebler's „Thamos“ eröffnet, einem Trauerspiel mit Chören; epochemachend war die Aufführung des Götz in Berlin, 22. April. Trotz allem Widerstreben des Directors hatten die jungen Literaten, namentlich Lessing's Bruder, es durchgesetzt; an Costüm und Decoration war großer Aufwand gemacht; gekürzt war manches, geändert nichts. Das Stück wurde sechsmal hinter einander mit großem Beifall gegeben. „Es ist,“ sagt die Voss. Z., „eine deutsche Rittergeschichte völlig in der Shakespeare'schen Manier. Es würde sonderbar sein, wenn man sich der willkürlichen Regeln, die man von Griechen und Franzosen angenommen, erinnern und danach den Werth des Stücks bestimmen wollte. Es ist eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden, und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als daß sie zu Götzen's Lebzeiten stattfinden. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern, aber dafür soviel damalige deutsche Sitte und Denkart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuch in Folio nicht heraus zu commentiren ist.“

Eine Fluth von Ritterstücken folgte; vergebens opponirte Ramler; vergebens erklärte Sulzer, daß wenn der Geschmack an solchen pièces à tiroir zunehme, die deutsche Tragödie untergehn müsse. Weiße erkannte, daß seine Zeit vorüber wäre, und Lessing schreibt 20. April an seinen Bruder: „Daß Götz großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Der Decorateur hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.“ — Wenn der Götz zur Regel wurde, war es allerdings mit dem Einfluß der Dramaturgie und der Emilia Galotti vorüber. Und daß in Bezug auf das Theater Lessing gegen Goethe recht hatte, wird heute wohl nicht bestritten werden. „Das Theater hat längst aufgehört, mich zu interessiren; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden. Aber davor bewahre mich der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen.“

Lessing's Verdruß wurde hauptsächlich durch eine Reihe theatralischer Arbeiten erregt, die gleichzeitig mit der Aufführung des Götz erschienen, und die man allgemein Goethe zuschrieb (so Klopstock, Voß, Wieland, Schmid u. s. w.). Es war die Uebersetzung von fünf Stücken des Plautus, von Shakespeare's love's labour's lost und eine „Komödie“: „Der Hofmeister oder die Vortheile der Privaterziehung“, nebst Anmerkungen über das Theater. — Die Sachen waren von Lenz, und meist schon älterer Arbeit; bei den „An-

merkungen" hielt Lenz für nöthig, ausdrücklich hinzuzufügen: „diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen." Im Gegensatz gegen Lessing verlangt Lenz von der Tragödie individuelles, particuläres Leben: „Damit wir unsern ganzen Religionsbegriffen und ganzen Art zu denken und zu handeln analog, die Grenzen unsers Trauerspiels richtiger abstecken als bisher geschehn, müssen wir von einem andern Punkt ausgehn als Aristoteles; wir müssen, um den unsrigen zu nehmen, den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehn, der noch heut zu Tage Volksgeschmack ist und bleiben wird. Und das finde ich, daß er beim Trauerspiel oder Staatsaction, ist gleichviel, immer darauf losstürmt (die Aesthetiker mögen's hören wollen oder nicht): das ist ein Kerl! das sind Kerls!" Bei den Alten waren die Charaktere das Zweite, das Schicksal, d. h. die blinde und knechtische Furcht vor den Göttern, das Erste. „Ich sage blinde und knechtische Furcht, wenn ich als Theolog spreche. Als Aesthetiker, war diese Furcht das Einzige, was dem Trauerspiel der Alten den haut gout, den Bitterreiz gab, der ihre Leidenschaften allein in Bewegung zu setzen wußte. Von jeher sind die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf ihre Religionsbegriffe gepreßt, ein Mensch ohne alle Religion hat gar keine Empfindung, ein Mensch mit schiefer Religion schiefe Empfindungen, und ein Dichter, der die Religion seines Volks nicht ergründet hat, ist weniger als ein Meßmusikant." — Im „Hofmeister" ist von der Freiheit von der Regel ausschweifender Gebrauch gemacht; der Zusammenhang der Handlung ist gering, dagegen sind zahlreiche Charaktere mit äußerstem Aufwand realistischen Details durchgeführt; auch fehlt es nicht an sehr treffenden Bemerkungen und starken Schilderungen im Einzelnen; nur kann man leider nicht ausrufen: „das ist ein Kerl! das sind Kerls!" man hat es vielmehr mit lauter elenden Schwächlingen zu thun, die sich höchstens bis zur Originalität verstiegen. Allen Sündern wird vergeben, denn Alle sind „mitschuldig"; aber in der Fratzenhaftigkeit der ganzen Anlage ist weder Humor noch Menschenverstand*). — Gleichwohl fand das Stück viel Beifall, bei Klopstock, Herder, Voß: selbst der übelwollende Recensent des Mercur sprach doch mit Achtung davon. Als man nun endlich erfuhr, Goethe sei nicht der Verfasser, betrachtete selbst Herder Lenz als Goethe's glücklichen Nachahmer und Nebenbuhler.

*) Eine Bemerkung des Schulmeister Wenzeslaus ist wichtig, um Lenz' Ansichten kennen zu lernen: „O schweigt still, lieben Leute. Erwägt erst mit reifem Nachdenken, was der Aberglaube bisher für Nutzen gestiftet hat, und dann habt nur das Herz, mit euern nüchternen Spötteleien gegen mich anzuziehn. Reutet nur den Aberglauben aus, ja wahrlich, der rechte Glaub' wird mit darauf gehn und ein nacktes Feld dableiben."

Gegen die „Anmerkungen" glaubte denn doch auch Wieland ein Wort sagen zu müssen. „Der Ton dieses Genies ist nicht der Ton dieser Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulton ist's auch nicht. Was ist's denn? es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und seinen Mund weit aufthut, um etwas noch von keinem Menschensohn Gesagtes zu sagen, und dann gleichwohl nichts sagt, das sich der Mühe verlohnte."

Eine ganz andere Stärke als im „Hofmeister" gewann die neue dramatische Richtung im „Clavigo", den Goethe Mai 1774 abschloß. Er hatte das von Beaumarchais eben gegen Clavigo veröffentlichte Memoire zu Grunde gelegt, und lange Scenen wörtlich beibehalten. Nach Beaumarchais' Bericht war es ihm gelungen, den Gegner von seinem Posten zu stürzen; Goethe setzte statt dessen mit Recht einen tragischen Schluß, wobei ihm eine altschottische Ballade vorschwebte; der wirkliche Clavigo lebte als Herausgeber des historischen Mercur noch bis 1806, geachtet von seinen Landsleuten und freundlich gegen die Fremden. — Die aus Beaumarchais entlehnten Stellen verfehlen noch heute auf dem Theater ihre Wirkung nicht, doch geben sie zugleich dem Stück jene Rococofärbung, die der modernen Bildung widerstrebt. — Weniger bewußt war sich Goethe eines zweiten Einflusses: offenbar hatte ihm Emilia Galotti vorgeschwebt. Nicht blos das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Marinelli ist wieder aufgenommen, wenn auch vertieft und verinnerlicht; sondern in der ganzen Art, die Handlung zu führen, erkennt man Lessing heraus, während man an den Götz gar nicht erinnert wird. Dramatisch genommen ist das Stück von einer meisterhaften Architectur, und wenn die gar zu empfindliche Art, Mariens Sterben pathologisch zu verfolgen, den Zuschauer zuweilen verstimmt, so sieht man doch, daß es zum sittlichen Eindruck des Ganzen nothwendig war.

Die Geschichte des Clavigo ist aber nur der Rahmen, in den der Dichter seine eigne Existenz einwebt; zum zweitenmal grübelt er darüber, was aus seinem Verhältniß zu Friederike hätte werden können. „Der Held," schreibt er an Schönborn 1. Juni, „ist Weislingen in der Rundung einer Hauptperson." — Man höre Clavigo's Schilderung durch die wohlwollende Schwester, als er reuig zurückkehrt: „Es ist was Bezauberndes in seinem Anblick, in dem Ton seiner Stimme." „Er ist noch der Alte, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft. Es ist noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängstlich marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird!" Und Marie: „Es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er muß mit diesem reinen Gefühl seiner selbst, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. Und er soll der meinige werden?

Nein Schwester, ich war seiner nicht werth!" — Und nun er selbst in dem Räthsel seines Wankelmuths: „Sieh ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so sein sollte — und nun — Verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — daß man so veränderlich ist!" — Und dann: „Als ich sie wieder sah: im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! da der vorüber war — Mitleid, innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte munter zu sein, wieder vor den Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war Alles vorbei, Alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben." — Was nun folgt, der Schurkenstreich, hat freilich mit Goethe's Leben nichts zu thun.

Goethe hat, wie es in seiner Art war, im Clavigo nur die eine Seite seines Wesens entfaltet; die andere kennen zu lernen, muß man sich Carlos genauer ansehn, eine Figur, die er mit besonderer Vorliebe behandelt hat, die ihm ganz eigen angehört, und die über manche dunkle Punkte seiner Geschichte Auskunft giebt.

„Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sie nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!" — Das Stück war auf Veranlassung eines lieben Mädchens geschrieben, das Goethe nach dem Wunsch seiner Eltern heirathen sollte, und das im Spiel schon lange seine Gattin war. — „Sei ruhig! sie ist nicht das erste verlassene Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat." So wird über kurz oder lang jeder überquellende Gefühlsmensch still sich trösten; wenn er auch den Mephistopheles, der es ihm hart in's Gesicht sagt, mit Abscheu wegweist. Es ist möglich, daß der Dichter, als er seinen eignen Gedanken eine Figur gab, Merck's Aeußeres im Auge hatte.

„Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! — Was ist Größe! — Wenn dein Herz nicht größer ist als Anderer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit der

Krone selbst nur ein gemeiner Mensch... Es ist nichts erbärmlicher als ein unentschlossner Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen... Auf, entschließe dich!.. Entweder.. Handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, Alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung ... Oder sieh auf die Größe, die Dich erwartet... Aber auch da sei ein ganzer Kerl, und mach deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehn. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehn; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehn, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt zu haben."

Carlos ist ein besserer Advocat als Marinelli; Clavigo als Prinz würde vielleicht noch schlimmer sein als der Entführer der Emilia. — Wie dem auch sei, der sittliche Eindruck des Stücks ist viel klarer und für die Menge befriedigender, als der des Lessing'schen; außerdem sind sämmtliche Einzelne in ihren Motiven verständlicher. Freilich steht Emilia Galotti auf einer höhern Bildungsstufe.

Die Aufnahme des Stücks war getheilt, wenn es auch noch in demselben Jahre eine neue Auflage erlebte. Merck sagte zu Goethe: „einen solchen Quark darfst Du nicht mehr schreiben, das können die andern auch!" Der Tadel klang sehr schmeichelhaft, aber Goethe hatte recht, sich dagegen aufzulehnen: vom dramatischen Standpunkt, der denn doch auch nicht zu verachten ist, verdient das Stück unter all seinen Versuchen den Preis. Aber Merck's Urtheil wiederholte sich öfter: die Göttinger fanden den Clavigo schwach, ebenso Zimmermann; Klopstock zog sogar den „Hofmeister" vor; Wieland suchte eifrig alle Schwächen des Stücks auf. Dagegen fand man in Straßburg einen Fortschritt gegen den Götz; in Weimar wurden reichliche Thränen vergossen — eine von den Weinenden war Frau v. Stein. — Am wichtigsten war, daß Schröder in Hamburg sofort im August den Clavigo aufführte; er spielte den Carlos; der Götz folgte erst im October. Schröder hatte eine Theatergesellschaft errichtet, in welcher Stücke von Shakespeare, Goethe u. A., die sich zur Aufführung nicht zu eignen schienen,

vorgelesen wurden: von ihm angeleitet, setzte sich zu derselben Zeit Brockmann als Hamlet durch. —

Es lag in dem Wankelmuth Clavigo's, so klar sich das Verhältniß subjectiv herausstellte, aus äußerlichen Gründen für das allgemeine Gefühl etwas Verletzendes. Ein so geschickter Advocat auch Carlos war, der Ehrgeiz, dem Maria geopfert wurde, erschien doch gar zu schwächlich, zu wenig berechtigt. Archivarius, selbst Minister, d. h. doch hier, Mann mit vielen Orden, Ansehn und Reichthum, und darum diese Treulosigkeit! In dem Einfluß des hier wohlmeinenden Freundes mußte etwas Dämonisches liegen, er war vielleicht der Teufel selbst. Und der Ehrgeiz mußte eine Stufe höher steigen: der Drang des genialen Menschen alle Genüsse auszukosten, alles Wissen zu erschöpfen, das Leben der ganzen Menschheit dichterisch in sich zu verjüngen, das sind „außerordentliche" Aufgaben, die freilich die Hingabe an ein bestimmtes Band ausschließen. Der Geist, der diese Genüsse verspricht, kann wohl als Aequivalent die Verpflichtung verlangen, daß man zu keinem Augenblicke sagen darf: „Verweile doch, du bist so schön!" Ohne Rast und Ruh treibt der Genius in das Weltganze, was er berührt, muß fallen.

Wir sind, wie man sieht, im „Faust", dessen erste Scenen damals geschrieben wurden — welche, läßt sich leider aus äußern Kennzeichen nicht entscheiden, doch ist aus innern Gründen unzweifelhaft, daß die Geschichte mit Gretchen damals der Mittelpunkt war. Als Costüm kam das Puppenspiel dazu, und insofern war man wieder auf deutschem Boden. Dazu kamen die Erinnerungen an den durch die köstlichsten Kräpfel gestörten Leipziger Collegienbesuch; „Habe nun ach, Philosophie, Juristerei" u. s. w. Das bloße Lernen fördert den Genius nicht; was er nicht selbst durchlebt, neu erfindet, in den Kreis seiner übrigen Empfindungen aufnimmt, ist ihm leer. Er kann nichts denken, was er nicht auch fühlt. Darum läßt er die Collegien und ergiebt sich der Magie, die ihn denn doch schließlich, nach manchen eitlen Versuchen, zur Dichtung führen muß. Tief in die dichterische Göttlichkeit der Natur versenkt, darf er der schönen Seele, die ihn nach dem besondern Gott fragt, wohl halb schmerzlich, halb stolz erwiedern: Wer darf ihn nennen? und wer bekennen: ich glaub' ihn!" „Gefühl ist Alles, Nam' ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!" — Der Ausgang, den wir kennen, schwebte ihm wohl schon damals vor: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!" Weislingen, Clavigo könnte er tödten, aber Faust konnte er nicht in die Hölle schicken, wenn auch die Folgen seiner That schlimmer waren als was jene verschuldet.

Der Faust blieb nur im engern Kreise bekannt; dagegen trat Lenz bald nach dem Clavigo mit einer neuen Komödie an's Licht „der ne

Menoza oder Geschichte des cumbauischen Prinzen Tandi." Der Titel bezieht sich auf einen dänischen Roman von 1742, in welchem ein asiatischer Prinz mit wenig Erfolg Europa nach Christen durchsucht. Der asiatische Prinz des neuen Stücks (der beiläufig kein eigentlicher Asiate ist), der geniale Naturmensch, der Prophet einer Naturreligion — daß er gleich dem Satyros rohe Kastanien empfiehlt, wird nicht erwähnt — donnert der europäischen Bildung zu: „Alles was ihr zusammenstoppelt, bleibt auf der Oberfläche eures Verstandes, wird zu List, nicht zu Empfindung; ihr kennt das Wort nicht einmal; was ihr Empfindung nennt, ist verkleisterte Wollust; was ihr Tugend nennt, ist Schminke, womit ihr Brutalität bestreicht. Ihr seid wunderschöne Masken, mit Lastern und Niederträchtigkeiten ausgestopft, wie ein Fuchsbalg mit Heu; Herz und Eingeweide sucht man vergeblich, die sind schon im zwölften Jahr zu allen Teufeln gegangen." — Der Prinz hat das Schicksal, in einer sehr ernsten Frage, der Geschwisterehe, mit dieser Civilisation an einen Conflict wenigstens zu streifen; aber der Dichter erspart ihm das Verhängniß der Consequenz: die Schwester ist, wie sich erweist, nicht seine Schwester; die Stimme des Bluts hat sittliches Maß. Damit wird der Conflict freilich nur umgangen. — Im Uebrigen herrscht in dem Stück eine maßlose Verwirrung, von Zusammenhang ist keine Rede, und wüste Bilder wie in einem Fiebertraum gaukeln um die Sinne. „Ich habe," rechtfertigt sich Lenz später, „gegen den idealen Menschen gewöhnliche Menschen meines Jahrhunderts abstechen lassen, aber mit dem von mir einmal unumstößlich angenommenen Grundsatz für theatralische Darstellung, zu dem Gewöhnlichen eine Verstärkung hinzuzuthun, die uns die Alltagscharaktere interessant machen kann... Ich habe den Grafen Kamäleons erträgliche Farben geben wollen, um unser Auge nicht zu beleidigen. Das ist, was ich schöne Natur nenne, nicht Verzückungen in willkürliche (d. h. ideale) Träume, die nur der schön findet, der wachend glücklich zu sein verzweifeln muß." — In der Allg. Dt. Bibl. sagt Eschenburg: „Alles, die Charaktere, die unstete Zeichnung derselben, die Gesinnungen, der brausende Eifer gegen den Zwang, die Sprache der Personen, die Häufung unzusammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der von einer Scene zur andern, ganz entlegenen fortgeeilt wird, der Mangel der Ausführung und der Unentschiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgang, Alles hat das Gepräge ungezähmter Hitze... Alles ist nur hingeworfen, Alles bricht ab, ehe es die rechte Wirkung thun kann."

Die Verwilderung des Theaters beschränkte sich nicht auf Lenz; Wezel's Gr. Wickham ist schon erwähnt; gleichzeitig mit dem „Menoza" schrieb der Schauspieler Brandes, Lessing's Freund aus Breslau und Hamburg, die „Olivia", ein Schauerstück, das von Giftmischereien strotzt; später die „Ottilie",

eine edle Mätresse, die zuletzt doch in den Fall kommt, den treulosen Geliebten zu erdolchen. — Die deutsche Dichtung hatte eben ihre Studentenzeit, und es ist bekannt, daß im Kampf gegen das Philisterium diejenigen Musensöhne sich nicht selten am lautesten geberden, in denen am tiefsten der Philister steckt.

Nach Innen mußte die Sonde der Dichter gehn, wenn sie durch die Willkür nicht in eine neue leere Convenienz verführt werden sollte. — Noch vor dem Clavigo hatte Goethe den Werther vollendet, der aber Manuscript blieb, und nur den nächsten Freunden mitgetheilt wurde. Zu diesen gehörte seit Kurzem — brieflich — auch Lavater, der wiederholt vor Goethe war gewarnt worden, aber gern mit eignen Augen prüfte. — Seinem Freunde Pfenninger schickte Goethe 26. April 1774 das Manuscript und schrieb dazu: „Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Bin ich nicht resignirter im Begreifen als ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalpsychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nichts anders sentiren kann als andere Menschen, daß alles was uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sache unter andern Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, welches aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals — Moses' Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell! — darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir! im Einzelnen sentirst du herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Wie verwandt sind diese Wege, und wie gehn sie doch auseinander! beiden kommt es auf Stärke, Wahrheit und Tiefe des Gefühls an: aber der Dichter ist unmittelbar darüber im Reinen, welche Empfindung seines Innern göttlich sei, welche Wunder thue; der Priester sucht ängstlich nach einer äußern Autorität.

„Lavater, der mich recht liebt," schreibt Goethe 8. Mai an Schönborn (in Algier), „kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige

ropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll's mich hoch freuen. Die
'ste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein
anker Körper und ein schweifender Geist ihm die collective Kraft entzogen,
ıd so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist
ıglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten
)lichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm
eich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch
h lebenden und wirkenden Herzen redet."

12. Juni 1774 reiste Lavater aus Zürich ab, 20. Juni war er in
rankfurt bei Goethe. Jubelnd schlossen sich die Herzen gegen einander auf.
Ich habe wieder gelernt," schreibt Goethe nun, „daß man über Niemand
den soll, den man nicht gesehn hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er
gt so oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere
'tärken gehabt hätte als er. In seinem Element ist er unermüdet thätig,
rtig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld.
h habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat weniger Ein-
ldungskraft als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die
ahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen,
nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und
ındelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er
' in die unbekannten Winkel seines eignen Herzens führt, so kann er dem
orwurf eines Phantasten nicht entgehen."

Lavater brachte einen Maler Schmoll mit, um Physiognomien auf-
nehmen, auch den bereits ausgearbeiteten Band der „Physiognomik", den
'oethe herauszugeben übernahm. Mit großem Interesse verkehrte er in
rankfurt mit Frl. v. Klettenberg, mit der er durch Goethe's Vermitte-
ng schon vorher correspondirt hatte: die beiden Frommen liebten sich sehr,
ıgleich sie zu Goethe's großem Ergötzen sich nicht ganz verstanden. Später
'schreibt sie Lavater als „vielleicht die einzigste Person in ihrer Art, die
r sich das individuellste Religionssystem hatte (welches sonst intolerant macht)
ıd dennoch aus Uebermaß des Verstandes und aus tiefer Menschenkenntniß
ıd Herzensgüte auch die verschiedensten Religionsparteien liebte, nur auf
ufrichtigkeit des Herzens, Harmonie des Systems mit sich selbst sah, und
nnoch auch sehr inconsequente Menschen mit bewundernswürdiger Geduld
ug, und auch im hohen Alter, bei der reizlosesten Figur, ja beinahe Häß-
hkeit, die größten und liebsamsten Geister und Herzen gewinnen und ihnen
'espect einflößen, sich ihnen gewissermaßen unentbehrlich machen konnte." Die
Bekenntnisse einer schönen Seele" im Wilhelm Meister sind zum großen
heil nach ihren Papieren ausgearbeitet.

Vor Lavater's Abreise kam noch Merck nach Frankfurt, der eben seine Frau aus der Schweiz abgeholt hatte. Nach dem Tod der Landgräfin Caroline 24. März 1774 war sein Verhältniß zu Moser immer gespannter geworden, und immer eifriger drang er in Nicolai, ihm eine Anstellung in Berlin zu verschaffen. Lavater war durch Herder wiederholt und dringend vor ihm gewarnt worden, wider Erwarten machte der Prophet auf die mephistophelische Natur einen starken Eindruck. „Kein Mensch", schreibt Merck an Nicolai, „mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein als ich, denn ich habe seine meisten Schriften nicht lesen und seine Art, auf Andre in der Welt einzuwirken, nicht goutiren können. Allein wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein wandernder Methodisten-Prediger, von der ganzen Menge begafft und gefolgt, und es fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, wo er darauf gestanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er ließ sich willig kreuzigen von Großen und Kleinen, und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsch aus dem Munde einer Princesse Commère, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen jungen behenden Dorfpfarrers sein. So neu der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Facta eines und desselben Charakters zu begreifen und zu finden, daß Alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden, munter, witzig, und genießt des Lebens gern; nur oft als ein Mensch, der sich soviel eigne Gesichte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der Gesellschaft."

25. Juni begleitete Goethe Lavater nach Ems, und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er ein neues Original vorfand, Basedow, jetzt 51 Jahr alt, der eben den „Orbis pictus" mit zahlreichen schönen Kupfern von Chodowiecki herausgegeben, das Philanthropin zu Dessau begründet hatte, und im „Vermächtniß für die Gewissen" ganz im Ton eines Propheten aufgetreten war. Hatte Lavater dem jungen Freunde durch milden Ernst und sittliche Würde imponirt, so amusirte ihn Basedow durch seine cynische Art, sein beständiges Tabakrauchen und Trinken, seinen Refrain Ergo bibamus! seine Fertigkeit im Disputiren und seinen Abscheu gegen die Dreieinigkeit; nebenbei hatten auch ihn die Ideen Rousseau's ernsthaft beschäftigt. — Basedow gewann noch nach andern Seiten Anklang: „mich hätte er," schreibt Wieland an F. H. Jacobi, „fast im Sturm genommen; aber resistite Diabolo! d. h. widersteht dem Enthusiasmus, so sehr er auch die Gestalt

eines Engels des Lichts annimmt. Doch bei meinesgleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht, als bei euch andern feurigen Männern."

12. Juli ging Basedow nach Ems zu Lavater, der sich anfangs über seine Erscheinung verwunderte, aber sich dann ganz gut mit ihm verständigte. Drei Tage darauf kam Goethe nach, und die ganze Gesellschaft fuhr 18. Juli die Lahn herab bis Lahneck, von da nach Coblenz, in einem beständigen tollen Humor, den Goethe mit wunderbarem Zauber in „Wahrheit und Dichtung" beschrieben, und durch die gleichzeitigen Zeugnisse „zwischen Lavater und Basedow" verewigt hat. „Und wie nach Emmaus weiter ging's mit Geist und Feuerschritten, Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." Das „Weltkind" hatte eben den „Werther" vollendet, den man also nicht gar zu prophetisch auslegen soll.

Von Köln ging Goethe nach Elberfeld voraus, wo sein alter Freund Jung, den er seit Straßburg nicht gesehen, als Augenarzt lebte; dann kam Lavater mit einem ganzen Gefolge von Mystikern und Frommen aller Schattirung nach, und aus Düsseldorf die Jacobi's und Heinse, „ein kleines, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene"; in dieser bunt gemischten Gesellschaft machte Goethe wiederum den Schalk. — Jacobi, der trotz alles Vorausgegangenem Goethe mit großer Herzlichkeit entgegenkam, entführte ihn 21. Juli mit Heinse nach Düsseldorf, wo auch Werthes in ihrem Hause lebte. — Lavater besuchte vor seiner Abreise aus Ems noch Lenz in Straßburg, mit dem er einige frohe Tage verlebte.

In Jacobi fand Goethe nun den Freund, der wenigstens im Streben ihm ebenbürtig war, ihn wenigstens anscheinend ganz verstand und sich mit überschwenglichem Enthusiasmus unbedingt ihm hingab. Ein hoher, schöner Mann, mit bedeutenden Zügen, sinnenden, herrlich blauen Augen, vornehmer Haltung und doch ganz Gefühl. In wenig Tagen verlebten sie eine große Zeit mit einander: die Geheimnisse der spinozistischen Gottesansicht, die intimsten Fragen der Liebe und Freundschaft, deutsches Leben und deutsche Kunst (der Kölner Dom war für Goethe neu) waren der Inhalt ihrer Mondscheingespräche und Träume. „Ihr Fritz, Betty!" schreibt Goethe an Jacobi's Gattin, „mein Fritz! Sie triumphiren, Betty! und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne!"

13. Aug. kehrte Goethe, nachdem er in Ems noch mit Basedow zusammengetroffen, nach Frankfurt zurück, wo er schon einen Liebesbrief Jacobi's vorfand; er antwortete umgehend: „Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O es ist herrlich, daß jeder

glaubt, mehr vom Andern zu empfangen als er giebt. O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums! — Und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt; und ihm noch dazu schenke, was ich habe. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gangen. — Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Stein schmettert? — Wohl denen, die Thränen haben! — Ein Wort! laß meine Briefe nicht sehn!" — In diesem Ton gehn die Briefe fort. — Im „Clavigo" fand Jacobi ein wahres Wunderwerk des Genies. „Goethe ist der Mann," schreibt Jacobi 10. Aug. 1774 an Sophie, „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben." — An Wieland 27. Aug.: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehn noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle als er wirklich denkt und handelt. Nicht als ob keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei; aber nur wie die Blume sich entfaltet... Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel herunter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben konnte; Mangel und Reichthum umarmten einander, und so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Gluth der meinigen; nie werden sie einander verzehren." — „Auf meinen Knien, liebster Bruder!" antwortet Wieland, „möcht' ich Sie bitten, so lange und soviel im Don Quixote, und nur im Don Quixote zu lesen, bis Sie Sich diesen gigantischen Stil, in den Sie fast allemal verfallen, wenn Sie warm werden, völlig abgewöhnt hätten. Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf, aber.. sapere, sapere, liebster Jacobi! Am Ende müssen wir doch Alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange."

Ebenso enthusiastisch sprach sich Heinse gegen Gleim aus: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur

Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo." — „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre. Da ist kein Widerstand; er reißt Alles mit sich fort, und seine „Götter, Helden und Wieland", ein Werk von herkulischer Stärke, kommt in keine Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört." — „Daß Goethe Götterkraft hat in seinem Wesen, weiß jedermann; und auch darauf bin ich stolz, daß er von mir sagte, als er meine Laïdion gelesen: das ist ein Mann! Dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern." — Und in der That hatte schon vor der persönlichen Bekanntschaft Goethe gegen Schönborn geäußert: „Laïdion ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben, und läßt Wieland und G. Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreht, mit den ihrigen coincidirt. Hintenan sind Ottave gedruckt, die Alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden." Jetzt, in einem Brief an F. H. Jacobi, 21. Aug., wünscht er von Heinse mit einem Mährchen regalirt zu werden, dessen Stoff wollüstig wäre, ohne geil zu sein, dessen Ausdruck ohne Wielandische Mythologie wäre, ohne die Hippiasse und Danaen, deren er sehr müde sei, und ohne Anspielungen auf alte Schriftsteller. „Hast bieder geredet," antwortet Jacobi, „aber hättest auch noch verbieten sollen das Parfümiren mit Moder- und Todtengerüchen. Am Dichter däucht mich's gar unausstehlich, und höchst albern dazu, wenn er allüberall Materialismus auskramt. Auch bin ich hässig dem ewigen Persifliren alles Dings, ist kein Treu noch Glaube dabei. Gleichwohl weiß ich trefflich mich zu halten auf dieser Nadelspitz, hab' aber schon längst keine Freud' mehr am Kunststücklein."

An Gleim fand Heinse immer noch den alten Bewunderer. Als er ihm einmal dankt, Laïdion so väterlich vertheidigt zu haben: — „die Leute sind erschrecklich albern, die haben wollen, daß Laïdion die Tochter der Natur, von Tugend reden solle als ein theologischer Professor, und Aspasia so gründlich und bedächtig als ein Präses auf dem Katheder. Und noch jetzt ist meine Tochter mir nicht flatterhaft genug; behüte der Himmel, daß ich je ein Mädchen so schwer mache als sie einige Leute verlangen," — bestärkt ihn Gleim völlig in dieser Ansicht: „Ich sagte Wieland, man müsse nur den jungen Feuergeist nicht Mores lehren, und nicht wollen, daß er Mores lehre! Mores würden genug gelehrt auf allen Kanzeln! man müsse ihn singen lassen nach Herzenslust.... Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande ... Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts! ein Dutzend

Goethen, und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, von keinem Sittenlehrer dich verführen, es ist ein dummes, böses Volk, hat es in Worten und sitzt im Lehnstuhl, thut nichts Böses aber auch nichts Gutes, sperrt's Maul auf, wenn ein hoher Mann ein Liedlein singt. Singe du nur immer deine 7000 Stanzen im Feuer der schon gesungenen und kehre dich an nichts!"

Wenn Heinse mit seinen kleinen Leidenschaften und seinem Herzchen so gehätschelt wurde, so läßt sich denken, wie es mit Goethe geschah. Frl. v. Klettenberg, die einzige Fromme, die zu ihm in Beziehung stand, ließ ihn doch mit seinem Glauben an die unbedingte Güte der menschlichen Natur und mit seiner spinozistischen Vergöttlichung des Weltganzen gewähren; seine andern Genossen fügten sich ihm ganz — 25. Aug. empfing er in Frankfurt Gotter's Besuch, der seine Schwestern nach Lyon brachte; 27. Aug. traf er mit Merck zusammen, der gleich darauf an Nicolai schrieb, wenn er sich mit Goethe, Basedow, Lavater, Herder u. s. w. nur 24 Stunden treffen könnte, so würden sie sich vollkommen verständigen; Goethe sei ein guter Mensch, „aber es geht ihm wie allen braven Leuten. Es hängen sich den Augenblick, da jemand einen Zoll höher wird als Andere, soviel Buben an, die in der Welt Wahres und Falsches schreiben, daß es zu erbarmen ist. Die Pasquinaden, die er gemacht hat, sind aus unserm Cirkel in Darmstadt, und alle Personen Gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie Niemand erkennen würde. — In demselben Brief meldet er den Werther an: — „darin ich," schreibt Goethe um dieselbe Zeit an Schönborn, „einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt."

Schon 14. Februar hatte Merck seiner Frau den neuen Roman erwähnt, und hinzugefügt, der Erfolg des Götz scheine Goethe etwas den Kopf verdreht zu haben. — Welche Bedenken den Dichter abhielten, mit der Veröffentlichung vorzugehen, lassen die Briefe an Kestners ahnen. — Im März: „Wie oft ich bei euch bin, d. h. in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesicht kriegen." — 11. Mai: „Adieu ihr Lieben, die ich so liebe, (daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte). — Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf Weiteres." — 16. Juni: „Ich schick' euch ehestens einen Freund, der viel Aehnliches mit mir hat, und hoffe ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther." — 27. Aug. „Ich werde dir (Lotte) ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästchen oder wie du's nennen magst, schicken, um

dich Morgens und Abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe."

Endlich, 23. Sept., wird der Werther abgeschickt: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst du im Lesen fühlen, und auch dies Exemplar ist mir so lieb als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre*). — Ich wünschte, jedes läs' es allein für sich. — Nun werdet ihr die dunkeln Stellen voriger Briefe verstehen. — Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Todten."

Was er trotz dieser hoffnungsreichen Worte wohl geahnt hatte, geschah. „Euer Werther," schreibt ihm Kestner, „würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbaut. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein... Die wirkliche Lotte, deren Freund ihr doch sein wollt, ist in eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lotten's Mann, ihr nanntet ihn euren Freund — und das elende Geschöpf von einem Albert! — **)" — Erschrocken, obgleich er wohl so etwas erwartet, schreibt Goethe: „Es ist gethan, verzeiht mir, wenn ihr könnt!.. Ich schweige, nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen und ich hoffe, daß das ewige Schicksal nur das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen." — Und auf eine sehr edle Entgegnung Kestner's, 21. Nov.: — „O könnt' ich dir an Hals springen, mich zu Lotten's Füßen werfen!.. O ihr Ungläubigen! würde ich ausrufen, o ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergabt!.. Ich wollt' um meines eignen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen... Werther muß, muß sein! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt,

*) Fünf Jahre später schreibt Goethe an Frau v. Stein: „Gott möge mich behüten, daß ich nicht je wieder in den Fall komme, einen Werther zu schreiben und schreiben zu können."

**) „Wenn ich von Lotte hätte lassen müssen," schreibt er gleich darauf an seinen Freund v. Hennings, „so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre. Darin erkenne ich mich, im Albert nicht."

und trotz euch eingewoben ist — wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke . . . Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. — Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick' ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werther, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird . . . O du! — Hast nicht gefühlt, wie der Mensch in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet gegen das Elend, das schon euch in der Dichtung schreckt. ."

— „Er macht sich," schreibt Kestner 30. Nov. an Hennings, „aus der ganzen Welt nichts, darum kann er sich in die Stelle derer, die so nicht sein können noch dürfen, nicht setzen . . Ich habe mir vorgenommen, mich künftig zu hüten, daß ich keinem Autor etwas schreibe, das nicht die ganze Welt lesen darf! . . . Sie glauben nicht, was es für ein Mensch ist. Aber wenn sein großes Feuer ein wenig ausgetobt hat, so werden wir noch Freude an ihm erleben." Unmittelbar darauf erschien eine „Berichtigung der Geschichte Werthers", wodurch der Erdenstaub noch mehr aufgerührt wurde.

Wohl war es begreiflich, daß die Freunde sich empört fühlten, das Heiligste ihres Innern, und noch dazu entstellt, dem Publicum vorgeworfen zu sehn: es ist aber nicht zu leugnen, daß ein großer Theil von dem Zauber des Werther daher rührt, daß alle Empfindungen und Gedanken vorher wirklich erlebt und leidenschaftlich mit allen möglichen Individualitäten durchgesprochen waren. — Die erste Ausgabe des Romans unterscheidet sich von der uns bekannten — abgesehen von Aeußerlichkeiten — hauptsächlich dadurch, daß die schöne Parallelgeschichte des Müllerburschen fehlt. Man begreift es kaum. — Daß in der Bearbeitung Goethe mit Rücksicht auf Kestner Albert das leidenschaftliche Verhältniß Werther's zu seiner Gattin gleichmüthiger ertragen läßt, geschieht eigentlich auf Kosten der Wahrheit. — Es ist nun die Frage, ob Kestner als ästhetischer Kritiker Recht hatte: ob das Leben Jerusalem's und Goethe's wirklich blos aneinander geklebt ist.

Napoleon, der den Werther liebte, tadelte 34 J. später den Dichter, er habe die Motive des Ehrgeizes und der Liebe durcheinander gewirrt. Dagegen hätte sich Goethe wohl vertheidigen können: nicht ganz so gegen den Vorwurf, daß der Charakter des kalten Grübler's, der mit seiner Sonde in die Tiefe des Wesens zu dringen sucht, zu einer andern Lebensentwickelung führen sollte, als der Charakter des gemüthvollen Pantheisten, der die gesammte Erscheinungswelt liebevoll an sein Herz drückt. Trotz der großen Kunst, mit der beides verwoben ist, findet ein schärferes Auge doch die Naht. Wenn

erther im ersten Theil, der ganz idyllisch angelegt ist, nicht blos mit der
ille warmen Liebesgefühls die Natur im Ganzen anschaut, sondern ihr auch
t dem Auge des Landschaftsmalers künstlerisch alles Schöne und Bedeutende
gewinnt, so will man an die Möglichkeit eines Selbstmords nicht glauben.
ıdeß fein genug hat der Dichter motivirt.

„Alles ist gut von Natur, Alles entartet unter den Händen der Men-
en": durch dieses Dogma der Neuen Heloïse und der Emilia erhielt das
ort Natur eine doppelte Bedeutung: was die Menschen in natürlicher Ent-
ckelung aus sich gemacht, wurde von der Natur ausgeschlossen, und die
aturliebe des Herzens gegen die menschliche Kunst in's Feld geführt. Das
itere Dogma, das menschliche Herz sei immer gut, wo es seinem Instinct
lgt, wird durch den Werther nicht gerade bewiesen. Das Herz empfindet in
r Gesellschaft seine Bedingtheit, es isolirt sich, mit der Landschaft und den
ndern, die ihm nicht widersprechen; und doch verlangt es ein gleichgestimmtes
iesen. Es wird „gehegt wie ein krankes Kind", und darum verzärtelt; seiner
tärke gewiß, sucht es nur Ruhe: „ich brauche Wiegengesang." So wird
n Homer und die goldne Zeit der Kindheit ein Idyll. „Wenn meine Sinne
r nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines
chen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins
ngeht, von einem Tag zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht
ıd nichts weiter denkt, als daß der Winter kommt." Auch das Bild der
ehnten Geliebten ist ihm zuerst der Wiegengesang — wie dem „Wanderer"
: begegnende Frau mit dem Kind auf den Ruinen des alten Göttertempels
- dann ist ihm ihre Stimme, die sein Herz billigt, ein Prophet, er wirft
) vor ihr nieder und betet sie an, im vollsten Sinne des Worts.

Das wirkliche Leben nimmt immer nur bestimmte Seiten der Seele in
ıspruch; andere müssen indeß ruhn, ja versteckt werden. Und doch glaubt er,
ß gerade diese sein Bestes sind, er fühlt sie freilich „mehr in Ahnung und
nkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft". Die „Natur" wollte
ı ganzen Menschen, die Gesellschaft beschränkt seinen Lebenstrieb. Je voller
s Herz, je schmerzlicher wird ihm die Schranke. „Mußte denn das so sein,
ß was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends
ırde? Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur,
s mich mit soviel Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu
em Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu
em quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Es hat sich vor
iner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des un-
dlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund eines ewig offe-
n Grabes. Kannst du sagen: das ist! da Alles vorübergeht, da Alles,

Alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt . . . Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt." Die Welt ist ein „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer:" — die Welt, nicht mehr blos die Gesellschaft, sondern die Natur. — Derselbe Ungestüm, der gegen die Bedingtheit der Gesellschaft anstürmt, wendet sich zuletzt — wenn die dichterische Kraft aufhört — auch gegen die Bedingtheit der Natur; nur das Herz, das seine eignen Schranken erkennt, behält die Gabe, zu sagen was es quält. — Eben darum war Goethe nicht Werther.

Die Wuth der in der Phantasie ruhenden Leidenschaft, ihr Zerstörungstrieb — Chateaubriand hat es später noch einseitiger und wilder ausgedrückt — ist hier zuerst mit wunderbarer Gewalt geschildert. „Ich habe kein Gebet mehr als an Sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die Ihrige, und Alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältniß mit ihr." — Gegen diese Maßlosigkeit fruchtet der Pantheismus so wenig als das Christenthum. „Ich fühle, daß die Religion manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein werden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin?" — Eine Entwickelung haben solche Gedanken und Empfindungen nicht weiter; bricht man nicht einfach ab, was dem Kunstwerk nicht ziemt, so bleiben nur die ossianischen Leichenbilder und der Pistolenschuß.

Es ist im Werther nicht der mindeste politische Gehalt, aber doch gehört er, wie der Götz, zu den stärksten Aeußerungen der Revolutionsliteratur. Das Herz, d. h. die Individualität bäumt sich gegen alle Schranken, gegen alle Bestimmtheit auf, gegen Sitte und Gesetz, die Formen der Gesellschaft werden zuerst in Frage gestellt, dann geht es an den Staat. „Alles in der Welt läuft doch nur auf eine Lumperei heraus, und ein Mensch, der um andrer willen, ohne daß es seine eigne Leidenschaft, sein eignes Bedürfniß ist, sich um Ehre oder Geld oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor." Die zerstörende Kraft, die erst in eignem Feuer sich verzehrt, wirft sich dann auf's Allgemeine. Ganz ohne Ironie ruft Werther zähneknirschend, als die neue rationalistische Pastorin eine alte Linde umhauen läßt, die ihre Stube feucht macht: „o wenn ich Fürst wäre!" — — Es wäre schlimm für die Welt!

Werther ist das Werk eines Jünglings, von dem reifen und vollen Lebensgehalt der spätern Werke Goethe's ist noch nicht die Rede: und doch bleibt er das Gewaltigste, was er geschrieben, den Faust nicht ausgenommen. So ganz von Innen heraus: und noch heute empfinden wir seine Gewalt, wie mußte er damals wirken!

Julie Bondeli, Rousseau's und Wieland's Freundin, begrüßte im Dichter des Werther einen zweiten Rousseau, von größerer Kraft und Kühnheit. „Ich war 17 Jahr alt," erzählt Rehberg, „als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könne wie dieser da. Ich war von der Idee befallen: wer fähig ist, die Welt zu erkennen, wie sie wirklich ist, müsse so denken, so sein ... Werther war für Alle, die in der äußern Unmöglichkeit und innern Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, eine Schadloshaltung in Gefühlen suchen und das Handeln verschmähen. Die Gemüther dieser großen Zahl waren durch Rousseau wohl vorbereitet ... Nun ward im Werther die tiefste und innerste Quelle ihrer Gefühle und ihnen selbst unerklärlicher Gedanken aufgedeckt. Es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu lassen, Gesinnungen zu äußern, die man sich selbst nicht hatte gestehn dürfen. Bald ward es etwas Schönes, dies Alles zur Schau zu tragen. — Werther ist der Welt abgeneigt. Nicht weil er sie beobachtet und erkannt hätte, sondern weil er mit dem Gefühl einer großen Bestimmung, von der er sich keinen klaren Begriff machen kann, das Bedürfniß einer starken Leidenschaft verbindet, zu der er sich nicht zu erheben vermag. Das ist es, was ihn drängt, sich das Leben zu nehmen: nicht die Liebe. Eine verzweifelnde Begierde nach dem Besitz eines Gegenstandes, der zur fixen Idee geworden, kann wohl zum Selbstmord führen; ein Gemüth hingegen, dessen innerstes Wesen Liebe ist, wird durch diese befriedigt: durch eine erfolglose und unglückliche sowohl als durch eine glückliche."

Rehberg schrieb das ein paar Menschenalter später; es fehlt aber nicht an unmittelbaren Zeugnissen, wie tief der Werther seine Zeit traf. — Der Wandsbecker Bote schreibt, 22. Oct: „Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja die Lieb' ist'n eigen Ding! ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit Kopf und Vernunft kurzweilt... Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die wie die Liebe durch Leib und Leben geht. Sie soll nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deshalb nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hein mit der Hippe kommt!" — In Düsseldorf las Jacobi 19. Oct. den Werther vor; Heinse gerieth über dies „göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll

Größe" so außer sich, daß Jacobi ihn beschwichtigen mußte. Sofort setzte er eine Kritik auf, an deren Abdruck aber nicht zu denken war. „Der arme Rost hat kein Herz," schreibt Jacobi an Goethe 21. Oct.: „seine Seele ist in seinem Blut, sein Feuer ist bloße Glut der Sinne." — Ebenso schrieb Lenz enthusiastisch übersprudelnde „Briefe über die Moralität des jungen Werthers", die aber ihres wilden Tons wegen nicht gedruckt werden konnten. — Die Iris sagt: „Wer Gefühl hat, und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's blos anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Glut und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!.. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben im All fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darin.. Für diejenigen Damen, die das edle volle Herz des unglücklichen Werther für zu jugendliche unwahrscheinliche Schüchternheit, und seinen Selbstmord mit einigen Philosophen für unmöglich halten ist das Büchlein nicht geschrieben." — Der Hamb. Corr., 26. Oct., versichert, daß das Buch „Allen heilig sein müsse, die gleich Werther warmes Blut in den jungen Herzen, und in den Schwingen ihres Geistes Kraft fühlen, einen Flug über die gemeinen Sphären hinauszuwagen." — Die Frkf. Gel. Anz. verstiegen sich zu dem Ausruf: „Armer, guter Werther! Bedauernswürdige Charlotte! — Möcht nicht Albert sein, um aller Welt Güter nicht!" — Schirach's Magazin (es ist gut, auch tollgewordene Philister kennen zu lernen!): „Wie wenn ein Traum meine ganze Seele füllt, wo am schönsten Sommermorgen die Natur in ihrem gefälligsten Kleide vor mir vorüberwandelt und Sympathie in meiner Brust erweckt und zu noch reizendern Freuden mein innerstes Gemüth stimmt; dann ein holdes Mädchen diese reizenden Freuden mir gewährt, bis vom Nectartaumel — als wäre ich Jupiters Tischgenoß gewesen — mir Thürme und Berg und Himmel und Erde schwankten — — und dann mit dem schnellsten Hinsturz diese Thürme und Berg und Himmel und Erde — über mir, unter mir — hinsänken, und Schrecken und Entsetzen mich aufschauderten: — — so, vortrefflicher Goethe, — so, Kenner des menschlichen Herzens! war es mir, als ich Werthers Leiden las!"

Eine von den übrigen Recensenten zu wenig beachtete Seite des Romans hob Merck hervor: . . . „Viel Locales und Individuelles scheint durch das ganze Werk durch; allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über Alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer

Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun außer uns oder in uns. Wer nicht den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von Weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschriften vorleuchten lassen; hat er aber nicht dergleichen aus dem Schatz seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubroten seiner Maximen und Einfälle." — Leider stand die Kritik in der Allg. dt. Bibl., in einer Zeit, wo Goethe Grund hatte, gegen Nicolai sehr aufgebracht zu sein.

„Auch für mich," schreibt Garve an Weiße 19. Nov., „ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, u. s. w. — Sonst sind Werther's Empfindungen allerdings überspannt ... Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperament abhängen, das dem meinigen durchaus entgegen ist, so kann ich doch begreifen, wie das so in einer Seele stattgefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — — Das Buch hat mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht als Alles was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsere Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beim Publicum und Begierde zu herrschen. — Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden? u. s. w. — Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht u. s. w. — Dies macht bei Werther einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher sein Stolz ... Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur insofern er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er

auch in den unbeträchtlichsten Dingen und fällt auf sie mit der vollen Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein, so kommt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede ... Hat er einen Menschen gefunden, der diese Schwierigkeiten, in sein Herz zu bringen, überwindet und ihm schätzbar wird, so häuft er auf diesen alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht; er verachtet und meidet diese übrigen ... Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist, lassen Sie es von einer heftigen Liebe ergriffen werden und darin unglücklich sein: was bleibt ihm übrig? ... Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die übrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist, der verdient meinen Dank, denn er befördert meine Kenntniß des Menschen u. s. w. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunkt vergessen, d. h. er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dies nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werther's machen kann."

Auch Lessing konnte sich des Eindrucks nicht erwehren. „Wenn aber," schreibt er 26. Oct. an Eschenburg, „ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unsers Jerusalem Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. — Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß, und je cynischer desto besser!"

Das Dictum wurde rasch bekannt; es sprach dreist aus, was mancher

Nüchterne nur nicht zu sagen wagte, und wirkte. Wie immer, bekämpfte Lessing eine herrschende Uebertreibung durch die entgegengesetzte; als er später verheirathet war, hat er sich (gegen Leisewitz) über die psychische Natur der Liebe viel würdiger ausgesprochen. Schon historisch ist jene Behauptung äußerst anfechtbar; vor Allem war der gute Rath nicht anzuwenden. An Abkühlungsmitteln außerhalb des Romans hat es Goethe nicht fehlen lassen, er hat fast des Guten zu viel gethan; im Roman selbst ging es doch nicht. — Lessing war durch Manches verstimmt; durch die Verachtung der Kunst von Seiten der Genies im Allgemeinen, dann weil er glaubte, der Werther sollte das Portrait seines Freundes Jerusalem sein, zu dessen Rechtfertigung er später die kleinen Aufsätze sammelte. In der Vorrede zu denselben rühmt er mit deutlicher Beziehung Jerusalem's Forschungen über das Wesen der Kunst: „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahirt, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Wer leugnet, daß auch ohne die Regeln das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft."

Vor allen Dingen war Lessing damals in einer Stimmung, die ihn zu keinem reinen poetischen Genuß kommen ließ. So schreibt er an Eva, 8. April: „Bei Allem was heilig ist! wenn ich die ganzen langen vier Monate, in denen ich nicht an Sie geschrieben, einen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt, so könnte mir selbst mein Stillschweigen nicht anders als schurkisch vorkommen. Das wäre der wahre Ausdruck dafür! Und nun, wollen Sie mich noch für schuldig halten? Verwünscht sei jedes Wort, das Ihnen zu dem geringsten Verdacht Anlaß gegeben! Aber daraus sehen Sie auch, wie dumm und unbesonnen ich in den Tag hineinschreibe und rede, wenn ich das Herz voll Verdruß und Galle habe. Was kann ich denn besser thun, als daß ich meine Raserei nur in der Stille abwarte, und keinem Menschen damit beschwerlich falle? Aber Ihnen sollte ich es doch sagen? — Gerade Ihnen am wenigsten!" — An seinen Bruder, 10. April: „Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Ort wie Wolfenbüttel, von allem Umgang, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Ich muß es nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich sonst noch etwas in der

Welt thun will. Ich empfinde es nur allzusehr, wieviel trockner und stumpfer ich diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten Kenntniß geworden bin. Hier ist es aus. Ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie — oder Poltronnerie — zu Stande gebracht: — daß ich noch lebe! Gott helfe mir in diesem edlen Werk weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.“ — 22. Oct.: „In meinen verzweifelten Umständen sollte auch wohl der beste Mann als der nichtswürdigste erscheinen!“ — 11. Nov.: „Ich sehe meinen Untergang vor Augen und ergebe mich endlich darein.“ 8. Dec. „Wenn mir nicht Gott bald hilft, muß ich hier schlechterdings zu Grunde gehen. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag voraus nehmen müssen, um mich keiner Prostitution auszusetzen, und jetzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienst, was meine Schreiberei abwirft.“

Die „Schreiberei“ war doch gerade damals höchst reichhaltig. In den „Beiträgen“ finden sich Studien über die Geschichte der Oelmalerei, der Astrologie; eine Rettung des Apostaten Adam Neuser veranlaßte ihn, aus dem Manuscript von Reimarus ein Fragment „über die Duldung der Deisten“ abdrucken zu lassen: wenn man für die abstracte Einheit Gottes sei, könne man eher Muhamedaner werden als Christ. Gegen die Rationalisten wird in der Einleitung der alte Feldzug lebhaft fortgesetzt: „sie drücken sich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit sovielem Stolz, mit soviel Bitterkeit aus, daß sie mit jedem Wort verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion. Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.“ Für das ganze Manuscript, das (mit Beziehung auf Semler) den Titel „Eine noch freiere Untersuchung des Kanon“ führen sollte, suchte er wiederum (Oct. 1774) eifrig nach einem Verleger, aber ohne Erfolg. Um die Familie Reimarus zu schonen und das Publicum auf eine falsche Spur zu leiten, deutete er darauf hin, der Verfasser könne etwa der Werthheimer Bibel-Uebersetzer sein. Lessing selbst arbeitete an einer „Neuen Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet“, und suchte die Quelle für die drei Synoptiker in einem Evangelium der Hebräer. Die Untersuchung hat ihn mehrere Jahre beschäftigt.

Mit Ungestüm als wirklich zu verlangen, was sich als wünschenswerth empfindet, dies Uebermaß hatte Jerusalem, hatte Werther zum Selbstmord getrieben. Es suchte sich aber noch auf andere Weise Genüge zu thun. — Gleich nachdem Werther erschienen, 8. Oct. 1774, machte ein neuer Selbstmord fast nicht geringeres Aufsehn als zwei Jahre vorher der Selbstmord Jerusalem's. — Es war Schrepfer, den man in Leipzig früher als Kellner kannte, der aber dennoch in der Maske eines französischen Obersten die ganze vornehme Gesellschaft um sich sammelte, Minister, Grafen, selbst Fürsten (auch Bischoffswerder gehörte zu seinen Jüngern) und ihnen Geister citirte. Er hatte vorgegeben, im Auftrag der Jesuiten die Maurerei zu reformiren, und ungeheure Summen von ihnen in Händen zu haben. Als er die Vorzeigung derselben nicht länger vermeiden konnte, erschoß er sich im Rosenthal. Man vertuschte die Sache und es blieben doch Gläubige zurück. — Gleichzeitig streiften andere Wunderthäter auch durch Deutschland: St. Germain, Cagliostro, der seit drei Jahren in den Hauptstädten Europa's sein Wesen trieb: er hatte Schönheitswasser, Verjüngungsmittel, selbst ein Arcanum der physischen Wiedergeburt zu vergeben; besaß ein System der ägyptischen Maurerei, die auch Juden geöffnet wurde; richtete Damenlogen ein, denen die Dirne, die er mit sich führte — Lorenza Feliziani — vorsaß; seine Anhänger, aus den höchsten Ständen, lagen Stunden lang zu seinen Füßen. Wer Goethe's Großkophta gelesen, kennt ihn ganz; er war damals 31 Jahr alt. — Mesmer in Wien lehrte den thierischen Magnetismus, der mehr oder minder allen Menschen beiwohne, bevorzugten Naturen aber insbesondere: eine Kraft, fremde Seelen nicht blos zu beherrschen, sondern aus den Leibern zu ziehn. Wie mußte eine solche Verheißung die Aufmerksamkeit Lavaters erregen!

Alle diese „dämonischen Menschen" schlossen sich auf irgend eine Weise den Freimaurern an. April 1774 hatte Stark aus Darmstadt, Oberhofprediger in Königsberg, eine „Apologie des Freimaurerordens" herausgegeben, in der christliche und heidnische Mysterien auf eine selbst für Hamann sehr bedenkliche Weise durcheinandergewirrt waren. Die Mysterien hätten eigentlich die Bildung des Menschengeschlechts geleitet, und in der römischen Kirche sei noch sehr viel Brauchbares davon erhalten.

Man hat mit dem Freimaurer-Orden die verschiedensten Tendenzen verknüpft: man hat durch ihn den Gegensatz der Nationen ausgleichen wollen, man hat ihn mit dem politischen Fortschritt in Verbindung gebracht; auch Jesuiten und Aristokraten suchten ihn auszubeuten, da im Dunkeln sich jeder beliebige Weg geltend machen kann. Was aber die Menge hinzog, war doch dieselbe Sehnsucht, welche die pietistischen Betstuben öffnete: die Sehnsucht,

das Göttliche zu schauen. In den Betstuben wollte man Gott durch die Macht des Glaubens herabzwingen, hier hoffte man es bequemer zu haben, sein Anblick sollte dem Wissenden geschenkt werden. Der wahre Glaube wirkt freilich nur durch das Wort, aber man konnte ihm durch verborgene Kräfte der Natur zu Hülfe kommen. Alle Wunderthäter jener Zeit lehnten sich an den Orden. Wenn die meisten von ihnen gemeine Betrüger waren, so spielt doch, wie in der Zeit der Hexenprocesse, in ihrem eignen Denken die Illusion eine große Rolle, und es ist nicht immer mit Sicherheit auszumachen, wo Selbsttäuschung in Lüge übergeht. — Sie Alle aufmerksam zu prüfen, ob es nicht wirkliche Apostel seien, hielt Lavater für Pflicht: hütet sich ja auch der Naturforscher, wenn man ihm ein neues seltsames Gesetz verkündet, es leichthin zu verwerfen. — Dazu kam ein persönliches Bedürfniß. Der Gemeinde gegenüber hatte er als Geistlicher die Pflicht der Salbung, dem ungläubigen Zeitalter gegenüber eine heilige Mission: der Herrlichkeit des Glaubens, an den er glaubte, mußte er seine Beredsamkeit leihen, er mußte die Verächter desselben mit ihren eignen Waffen schlagen. — Aber ihm selber war die Macht des Glaubens nicht geworden: als er seine Mutter, seinen Vater (6. Mai 1774) sterben sah, stiegen die stärksten Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele in ihm auf, Zweifel, die sich fast bis zur Verzweiflung steigerten. Alle seine Correspondenzen und Tagebücher sind erfüllt von dem Bestreben, durch äußere Autorität sein Herz über diesen Punkt zu beruhigen. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Um diese Zeit trieb in Ellwang der Pater Gaßner sein Wesen, ein katholischer Priester aus der Schweiz, der wunderbare Curen ausführte, und dem die Gläubigen von allen Seiten zuströmten. Er lehrte, böse Geister seien die Ursachen der meisten Krankheiten, und es käme darauf an, diese auszutreiben, was er verstehe. Die bayrischen Bischöfe unterstützten ihn kräftig in diesem Beginnen: der Glaube an die wirkliche Existenz des Teufels war ihnen ganz gelegen. Lavater schrieb an ihn: „es ist freilich an dem, daß einige Anfangs Aufsehen erregende Wunderthäter bei näherer Untersuchung alles Wunderbare verloren haben, und daß dadurch der Religion mehr Beschimpfung als Ehre zugewachsen ist. Destoweniger werden Sie, wenn das Gerücht Wahrheit von Ihnen sagt, die schärfste Untersuchung einfältiger Wahrheitsliebe scheuen!" worauf Gaßner entgegnete, er habe bereits seit zwanzig Jahren heimlich und öffentlich vielen Tausenden die Kraft des Namens Jesu zu empfinden gegeben.

Die Beobachtung dieser Gestalten trieb Goethe zur dramatischen Production. In diese Zeit fällt der Entwurf zum Mahomet, den er von der reinen Anschauung Gottes erst zur Gewalt, dann zum Trug, endlich zu

rein irdischen Zwecken wollte fortgehn lassen, bis der Tod ihn sühnte. In dieselbe Zeit der „Satyros“ (im Nov. schon den Freunden mitgetheilt), der ungedruckt blieb, die possenhafte Darstellung des Lügenpropheten, der das Evangelium des Pantheismus und des Naturcultus den staunenden Kindern der Civilisation verkündet, um seine persönlichen Gelüste zu befriedigen. „Habt eures Ursprungs vergessen, euch zu Sklaven versessen, euch in Häuser gemauert, euch in Sitten vertrauert, kennt die goldnen Zeiten nur als Mährchen, von weiten.“ Aehnlich hatte vor Kurzem „der neue Menoza“ den Europäern gepredigt; vielleicht aber griff des Dichters Humor noch weiter. „Hast Melodie vom Himmel geführt und Fels und Wald und Fluß gerührt; und wonnlicher war dein Lied der Flur als Sonnenschein; und bist allein bist elend nur!“ Die Einwebung dieses tief schmerzlichen Liedes in diesen wilden Schwank zeigt, daß er schon damals zuweilen vom Dämon verführt wurde, seine eignen Empfindungen fratzenhaft zu verunstalten: gehörte er doch selber zu jenen Propheten der Natur, die das Volk in den Wäldern versammelten. „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust.“

Auch die tollsten Ausgeburten seiner Laune athmen ein starkes Wahrheitsgefühl. Nebenbei dachte er an ein episches Gedicht, den ewigen Juden: er wollte ihn als behaglichen Schuster darstellen, der, vollkommen mit der Welt zufrieden, den schrecklichen Riß nicht empfinden wollte, der durch die Welt ging, und den Menschensohn, der unter dem Kreuz erlag, verspottete. Daher mußte er als Schatten seines eignen Optimismus durch die Verwirrung dieser Erde fortgehn, bis an's Ende der Tage. — „Alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens,“ heißt es schon im Werther, „ist doch nur eine träumende Resignation, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt.“

Aber die verwegenste Phantasie jener Tage bleibt der „Prometheus“, gleichzeitig mit dem Satyros geschrieben; vielfach den Faust berührend, aber in den Lästerungen gegen die Götter weit über ihn hinaus. „Allmächtig?! Könnt ihr den weiten Raum des Himmels und der Erde mir ballen in meine Faust? vermögt ihr zu scheiden mich von mir selbst? vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?“ „Ewig?! Wir Alle sind ewig: Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht, zu enden hab' ich keinen Beruf, und seh' das Ende nicht. So bin ich ewig, denn ich bin!“ Man könnte das Ganze blos für eine Darstellung des alten Mythus halten, aber Goethe belehrt uns selbst, daß er „das alte Titanengewand nach seinem eignen Wuchse zugeschnitten“, im Gefühl vollster Schöpferkraft auf diese Kraft allein sein Dasein gegründet und sich von den Göttern isolirt habe. „Hast du nicht Alles selbst vollendet, heilig glühend Herz? Und glühtest jung und gut, betrogen, Ret-

tungsdank den Schlafenden da droben!“ — „Was haben diese Sterne droben für ein Recht an mich, daß sie mich begaffen!“

„Wähntest du etwa, ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehn, weil nicht alle Blüthenträume reiften? — Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, als mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, und dein nicht zu achten, wie ich!“

„Spute dich Kronos! Fort den rasselnden Trott! Bergab gleitet der Weg; ekles Schwindeln zögert mir vor die Stirne dein Zaudern. Frisch, holpert es gleich, über Stock und Steine den Trott rasch in's Leben hinein!... Ab denn, rascher hinab! Sieh, die Sonne sinkt! Eh' sie sinkt, eh' mich Greusen ergreift im Moore Nebelduft, entzahnte Kiefer schnattern und das schlotternde Gebein: trunknen vom letzten Strahl reiß mich, ein Feuermeer mir im schäumenden Aug', mich geblendeten, taumelnden in der Hölle nächtliches Thor. Töne, Schwager, in's Horn, rassle den schallenden Trab, daß der Orkus vernehme: wir kommen! daß gleich an der Thür der Wirth uns freundlich empfange.“

Das wilde Lied „an Schwager Kronos“ sang Goethe Oct. 1774 auf dem Postwagen, als er Klopstock entgegenfuhr, der auf der Durchreise nach Karlsruhe seinen Besuch angemeldet hatte. Markgraf Karl Friedrich von Baden, seit 1746 an der Regierung, ein wohlgesinnter Fürst, der in seinem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben, den Staatshaushalt und die Schulen geordnet hatte, lud ihn 3. August unter ehrenvollen Bedingungen ein; „uneingeschränkten Aufenthalt“ hatte er ihm zugestanden: „die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich.“ — 24. Sept. traf Klopstock auf seiner Reise in Göttingen ein, incognito gegen die Professoren, und sammelte den Bund um sich, mit dem er große Dinge vorzuhaben versicherte. Es waren inzwischen neue Mitglieder eingetreten: Overbeck aus Lübeck, geb. 21. Aug. 1756 („Blühe liebes Veilchen“) und Leisewitz aus Hannover, geb. 9. Mai 1752, bereits mit Lessing bekannt: er war an Klopstock's Geburtstag, 2. Juli aufgenommen, obgleich man von ihm nur wußte, daß er Genie zur Satyre habe und eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs schreiben wolle (Klopstock empfahl statt dessen den siebenjährigen); daß er ein Drama mache, wurde man erst später gewahr. Klopstock schlug Schönborn vor. Bürger hatte sich eben verheirathet (mit seiner alten Gönnerin Agathe Leiste hatte er sich überworfen), und seine junge Frau Dorette geb. Leonhard nach Wöllmershausen geführt; leider auch deren Schwester Auguste-Molly, die er schon damals mehr als billig geliebt zu haben bekennt. Klopstock versprach, sich durchaus den

Gesetzen des Bundes zu fügen, der die Würde der Dichtkunst wiederherstellen solle, ohne auf den gemeinen Haufen Rücksicht zu nehmen. „Der Dichter," schreibt Voß an Brückner, „der nur eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr als der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Soll man den höhern Gedanken, so wahr, so groß er auch ist, fahren lassen, weil ihm, trotz aller Simplicität seines Ausdrucks, die Gedanken des gemeinen Haufens nicht folgen können? Das sei ferne! — Gellert war ein guter, frommer Mann; ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war, und durchaus kein Dichter. Mein Urtheil ist das Urtheil des Bundes und Klopstock's."

Gleichwohl überwog damals das idyllische Moment. Voß selbst, ganz voll von seiner Liebe zu Ernestine, schrieb hauptsächlich zarte und sehnsuchtsvolle Lieder: „sie liebt! mich liebt die Auserwählte!" ein Engel kam von ihr „im Abendlispeln, mit Sehnsuchtthränen", „eingewiegt von Nachtigallentönen schlummert sie, die Königin der Schönen", „um Mitternacht" u. s. w.; wie er sich in seinen Briefen ausdrückt, liebte er „bis zur finstern Trauer, aber auch bis zur höchsten Wonne", er verehrte Geßner, „der die Sprache der Liebe versteht". er war bereit, sein Studium der Philologie aufzugeben, um bald heirathen zu können. Nicht minder zärtlich drückte sich Miller aus, ebenso Hölty, dessen Freude am Leben freilich durch trübe Grabesbilder unterbrochen wurde: immer bedenklicher meldete sich bei ihm die Schwindsucht. „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet!" An ein Veilchen: „sag' ihr, daß die Tropfen in deinen blauen Kelchen aus der Seele des treusten Jünglings flossen, der das Leben verweinet und den Tod wünscht!" „Süße Kehle des Hains!" „die künftige Geliebte;" „Wilhelms Braut war gestorben;" „schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute vom bemoosten Kirchenthurm herab!" „selig Alle, die im Herrn entschliefen!" „Grabe, Spaten, grabe!" „Auf den Tod einer Nachtigall;" „Auf ein Mädel, das am Frohnleichnam ein Marienbild trug!" dann starke Reminiscenzen aus Horaz, aber stets mit deutscher Innigkeit gefärbt: „wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!" „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen!" „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns Lenz und Jugend blühn!" Auch wohl eine volksthümliche Gespenstergeschichte: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" u. s. w. — Auch Damen sandten jetzt dem Musenalmanach ihre Beiträge, darunter selbst gestrenge Professorentöchter, wie Magdalene Gatterer, geb. 2. Oct. 1756*). — Für männlichere Stimmen mußte dann doch wieder

*) Lichtenberg war 29. Aug. 1774 zum zweitenmal nach England gereist, und 23. Sept. in London angekommen, wo er ein ganzes Jahr blieb.

Voß sorgen: „mit Eichenlaub den Hut bekränzt, wohlauf und trinkt den Wein!" Ein damals geschriebenes Idyll, „die Leibeigenen" (später fortgesetzt) zeichnet sich nicht blos durch eine heftige Stimmung gegen die „Wolfsbrut der Junker", sondern auch durch eine sehr realistische Ausführung aus: sie würde noch mehr Wirkung thun, wenn nicht die steifen Hexameter etwas zum Stilisiren veranlaßt hätten.

Von einem großen Theil der Bundesbrüder geleitet, reiste Klopstock 26. Sept. aus Göttingen ab; Goethe hatte ihn in Friedberg vergeblich erwartet; er kam ihm dann nach Frankfurt nach, und sie hatten einige gute Tage mit einander. Doch hielt sich der Dichter des Messias im Ganzen reservirt; er vermied es, über Poesie zu sprechen, und unterhielt sich lieber über den Schlittschuhlauf, den Goethe, durch seine Oden angeregt, auf's lebhafteste betrieb. Auch Merck in Darmstadt besuchte er: „ich muß gestehn", schreibt dieser an Nicolai, „daß ich ihn nie, nach meiner Vorstellungsart, für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe. Aus seinem Umgang erhellt ein klarer heller Menschenverstand, mit sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie hab' ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören. Sein Herz scheint ruhig, in sich selbst gekehrt, seines Werthes bewußt; dabei ist er per Intervallen offen und scheint im ganzen Verstand des Wortes ein ehrlicher Mann."

7. Oct. wurde Klopstock in Kalsruhe als Hofrath förmlich installirt, erhielt ein für jene Zeit ansehnliches Gehalt, und wurde vom Markgrafen sehr würdig, von den Hofcavalieren, denen er den Ernst deutscher Männlichkeit entgegensetzte, zuweilen spöttisch behandelt. Kurze Zeit nach ihm traf sein alter Verehrer Gluck zum Besuch ein. — In Göttingen wurde es leerer: Leisewitz reiste 2. Oct. ohne Abschied fort, nach Hannover, wo er Advocat wurde; 6. Oct. folgten die beiden Miller, zunächst nach Leipzig, dann der eine als Lehrer nach Ulm, der andere als Secretair nach Wetzlar; 1. Nov. Hahn: es wurden viel Thränen vergossen. In die Collegien wurde nicht mehr gegangen, die Professoren verbreiteten üble Gerüchte über den Bund: „von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge, wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollten, 400 an der Zahl, Alle in Ziegenfelle gekleidet, und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tränken;" und ähnlich schreibt der vielfach angefochtene Wieland im „Verklagten Amor": „Die Musen krähen uns in rauhen fremden Tönen kamschatkische Gesänge vor, entsagen, neu zu sein, dem Schönen, betäuben den Verstand und ängstigen das Ohr. Man sagt sogar — wir wollen Bessres hoffen — sie hätten einst in dickem Gerstensaft mit Wodans wilder Brüderschaft aus Menschenschädeln sich besoffen." — Dagegen brachte Boie, der

20. Oct. von einer längern Reise zurückkam, wo er mit Goethe, Merck, den beiden Jacobi, Sophie Laroche zusammengetroffen war, die frohe Kunde, diese Alle seien bereit, am Musen-Almanach mitzuarbeiten, ebenso Herder, Lenz, Reichardt, Bach: auch Gluck sollte geworben werden. Die Redaction übernahm Voß.

---

11. Dec. 1774 erhielt Goethe einen Besuch von Knebel (vgl. S. 390), der Juni 1773 seinen Abschied als Leutnant aus preußischen Diensten erhalten, im Oct. Wieland in Weimar besucht, und in Folge dieses Besuchs Juli 1774 einen Ruf nach Weimar als Erzieher des Prinzen Constantin erhalten hatte. Er begleitete — jetzt 30 J. alt — die weimarischen Prinzen nach Karlsruhe, und forderte Goethe auf, dieselben noch in Frankfurt zu besuchen. Eben waren Möser's vermischte Aufsätze als „Patriotische Phantasien" bei Nicolai erschienen, und dies gab Goethe, der sie hoch verehrte („Ich trage sie," schreibt er an Möser's Tochter, „mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."), Gelegenheit zu einem eingehenden Gespräch mit dem jungen feurigen Karl August über Staatsangelegenheiten. Er reiste den folgenden Tag den Herrschaften nach Mainz nach, wußte seine Ausfälle gegen Wieland in versöhnlichem Licht darzustellen, und schied mit dem gegenseitigen Wunsch, bald länger zusammen zu sein. — Die Prinzen gingen von da nach Karlsruhe, wo sie Klopstock kennen lernten, und wo für Karl August um die Hand der Prinzessin Luise von Darmstadt geworben wurde (Knebel faßte eine zarte Neigung zu der Hofdame Frl. v. Göchhausen, und flößte zugleich seiner Schwester Henriette ein großes Interesse für Goethe ein, den er sehr lieb gewonnen hatte), von da über Straßburg nach Paris, wo Knebel durch Cacault die Bekanntschaft Diderot's u. s. w. machte: er hörte viel von Freiheit und Gleichheit zwischen Bürger, Bauer und Edelmann reden, wovon er nichts verstand.

Als Goethe aus Mainz zurückkehrte, fand er Frl. v. Klettenberg (16. Dec.) todt. Ihr baldiges Ende ahnend, hatte er ihr schon im Werther ein Denkmal gesetzt. „Ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinster Empfindung, schärfstem Witz, dessen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies be-

zeichnet waren? Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung."

Unmittelbar nach dem Tode seiner Freundin wurde Goethe von einer neuen Leidenschaft ergriffen; der stärksten, die er bisher durchlebt. Es war Lili, jene reizende Gestalt aus „Wahrheit und Dichtung". Wiederum eine 16jährige (Lili Schönemann war 23. Juni 1758 geboren), aber diesmal kein Naturkind, sondern eine glänzende Salondame, eine reiche Banquiertochter, die den Dichter mit ihrem Zauber „unter unerträgliche Gesichter" an den Spieltisch bannte, und — zum erstenmal war ihm das begegnet! — sich die Freiheit wahrte, auch noch mit Andern fortzuscherzen. „O die Mädchen!" heißt es in dem kleinen Singspiel „Erwin und Elmire", das Febr. 1775 in der Iris erschien: „Ihre Eitelkeit ist's, die sie etwa höchstens einigen Antheil an uns nehmen läßt, uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu schleppen! — Wenn sie Langeweile haben, wenn sie nicht wissen, was sie wollen, da sehnen sie sich freilich nach etwas; und dann ist ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommenes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken und von sich zu stoßen; da dann der arme Teufel ein lautes Gebelfer verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, auf und davon sind sie, und vergessen ist Alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen läge." In der damaligen Ausgabe des Gedichts wurde auch lebhaft gegen die moderne Mädchenerziehung geeifert: „Sie müssen anständig sein wie die Damen, und sind doch Kinder von Innen, und werden durchaus verdorben, weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind." „Ich habe," entgegnet Elmire, „immer mehr für mich gelebt als für Andere, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens." — „Und machen jetzt dein Elend. Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können!... Ein bischen schwer ist's, sich mit sich selbst zu vertragen, und doch im Grund das Einzige, worauf's ankäme."

Einerlei, Lili's Zauber auf den Dichter war gewaltig. „Weg ist Alles, was du liebtest, weg, warum du dich betrübtest, weg dein Fleiß und deine Ruh' — ach wie kamst du nur dazu?" Und die wundersüßen Lieder in Erwin: „Ein Veilchen auf der Wiese stand —" „Ihr verblühtet, süße Rosen —" „Mit vollen Athemzügen saug' ich aus dir Natur —" — geben Zeugniß von diesem Zauber.

Aber wenn Lili sich dem Dichter nicht ganz gab, so hatte sie ihn auch nicht ganz. Für Werther und Faust suchte er ein anderes Herz. In derselben Zeit, wo sich jenes Verhältniß entspann, erhielt er einen anonymen

f. „Gustchen“ gezeichnet: er war von der jungen Gräfin Stolberg,
Schwester der beiden Musensöhne. „Ich fühle,“ schreibt er ihr, 19. Jan.
5, „Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck,
das Bild des Unendlichen in uns wühlt ...“ — Und 13. Febr.:
nn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und
auch von Kopf zu Fuß in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom
itungslosen Prachtglanz der Kronleuchter mitten unter allerlei Leuten von
paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten, der in abwechselnder Zer-
ung aus der Gesellschaft in's Concert und von da auf den Ball getrie-
wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer Blondine den Hof
t, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen
ch einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben
der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz
:sstehlich fühlt. Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biberfrack
Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt,
nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich
d, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in
n Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramen,
Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths
Kreide auf seinem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder
noch rechts fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil
nach keinem Ideal springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten,
fend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie
aus dem Sinn kommen, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten
schen seiner Zeit zu leben.“

Auch Maximiliane Brentano lebte noch, und als sich F. H. Jacobi
ng 1775 vier Wochen in Frankfurt aufhielt, und der Herzensaus-
) zwischen den beiden Freunden einen hohen Grad der Wärme erreichte,
e auch mit Sophiens Tochter der Verkehr sehr lebhaft. Mit Begeisterung
Jacobi die titanischen Entwürfe seines Freundes an, den Faust, den
netheus, den Satyros. 2. Februar reiste er nach Mannheim und Karls-
wo er sich Klopstock's Zuneigung erwarb, den er in einem Brief an
land ohne weiteres für „ein Ideal männlicher Größe“ erklärte. 24. Febr.
e er nach Frankfurt zurück; in seiner Abwesenheit war Jung aus Elber-
dagewesen, um, mit tadelnswerthem Selbstvertrauen, an einem reichen
n eine Augencur vorzunehmen, von der er sich das Glück seiner Zukunft
rach*). Die Cur war mißlungen und hatte Goethe's Haus viel ver-

*) Aus derselben Zeit berichtet ein anderer vornehmer Besuch über Goethe:

drießliche Stunden gemacht. „Der wunderliche Mensch," sagte Goethe, „glaubt, er brauche nur zu würfeln, und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen." Jacobi fand den Freund mit einem neuen Drama, „Stella", beschäftigt, dessen Anfang er ihm vorlas. Auch dies enthält wieder viel von Goethe's Art; es ist seine eigne Stimmung, wenn er den verheiratheten Fernando ausrufen läßt: „Ich muß fort! ich war ein Thor, mich fesseln zu lassen. Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte; dieser Zustand raubt mir allen Muth der Seele; er engt mich ein. Was liegt nicht alles in mir! was könnte sich nicht alles entwickeln! Ich muß fort — in die freie Welt!" Und manche Geliebte Goethe's hätte unterschrieben, was Stella sagt: „Sie machen uns glücklich und elend, die Männer. Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! welche neue und unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mittheilt!" — Den Ausgang mochte aber wohl Jacobi — der 2. März Frankfurt verließ — noch nicht ahnen, daß nämlich eine Doppelehe zu Stande kam.

Merkwürdig genug ist das Stück, und um einigen Halt zu finden, muß man die gleichzeitigen Briefe ansehen. — Aus Offenbach, wo er freudetrunken zu Lili's Füßen weilte, schreibt Goethe 6. März an Gustchen: „Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhn, in Ihrem Auge rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! Weiß Gott, ich bin ein armer Junge." — 19. März: „Wenn du leidest, meld' es mir, ich will Alles theilen — dann laß auch mich nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich dann mit deinen Briefen und rette mich vor mir selbst!"

Die Sache sah nicht sehr nach Hochzeit aus, da ohnehin die Eltern nicht dafür waren. Gleichwohl vermittelte eine diensteifrige Freundin (etwa im April) die Verlobung; die beiden wußten selber nicht recht, wie ihnen geschah. — „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen ist."

Noch während Jacobi's Anwesenheit, im Februar, hatte Goethe die „Freuden des jungen Werther" erhalten, von Nicolai in ein paar Tagen

---

„Er spricht viel, gut, besonders, naiv, und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er hat seine ganz eignen Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eignen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigne Sprache, seine eignen Wörter."

ngesudelt. Nicolai hatte sich Lessing's Rath mit dem cynischen Schluß
ohl gemerkt: Albert hatte die Pistolen, mit denen sich Werther erschießen
ollte, vorsorglich mit — Hühnerblut geladen; so beschmutzte sich Werther
var, blieb aber am Leben; Albert trat ihm Lotte ab, sie heiratheten sich,
nd machten nun alle Jämmerlichkeiten eines kleinlichen Hausstandes durch —
s ist gar nicht zu glauben, was Nicolai all' für gemeines Zeug aufgelesen
it. Dem verheiratheten Werther macht ein neuer Werther zu schaffen, ein
ater Brey von der neuen Schule, ein Satyros, ein Kerl, ein Genie, und
uch hier muß Albert vermitteln. Es war eine Apologie des nüchternen
hilisteriums, aber wie von einem Betrunkenen geschrieben.

Möser, Merck, auch Boie waren im Ganzen einverstanden. „Ich
inge mich nicht!“ schrieb Möser 20. Febr. Leider weiß man Lessing's
rtheil nicht, der gerade damals gegen die Genies in hohem Grade aufge-
acht war. Im Begriff, nach Leipzig abzugehn, schrieb er 8. Febr. 1775
n Wieland, der ihn um Beiträge für den Mercur bat: „was erwarten
Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute
ı Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege
öchte finden lassen.“ Unmittelbar darauf schüttete er in Leipzig gegen
Weiße sein Herz aus, wie derselbe an Garve berichtet: „Mit Goethe's und
ines Mitbruders Lenz neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein
Bischen Witz und Laune, sagt er, gelte ihm ebensoviel als ein wenig Tem-
eramentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der nicht
ne Situation oder launige Scene machen könne; ein durchdachter Plan und
ie geschickte Herbeiführung der Situationen erfordern mehr Genie. Kurz ich
ıerke, er wird Goethe einmal jählings wie Klotz auf den Nacken springen...
Basedow und Lavater hießen ihm ein paar enthusiastische Narren und die
hysiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. Von Ihnen sprach er mit
roßer Hochachtung und sagte, daß er, um philosophische Ideen mit Klarheit
ıszudrücken, gegen Sie nur ein Schurke sei.“ — Als die Freuden Werther's
schienen, war Lessing in Berlin, scheint sie aber nicht gelesen zu haben.

Es war mit Lessing's Rath überhaupt nicht viel anzufangen. Der Wer-
her des Romans konnte auch durch die Erfüllung seiner vermeintlichen Leiden-
haft nicht befriedigt werden, er konnte ebensowenig genießen wie entsagen.
Der Dichter,“ sagt Rehberg, „hat tief in den Abgrund eines solchen Ge-
üths geschaut. Werther kann nur den Gedanken nicht ertragen, daß einem
ndern sein sollte, was er für sich selbst nicht begehrt. Denn bei dem Ge-
unken an eignen Besitz wird er von einer Scheu vor sich selbst ergriffen, er
ınt, was darauf folgen würde: — das ist es also! nur das!“ — Nur
Goethe selbst konnte den Werther ergänzen, und er hat es gethan: „so

tauml' ich vor Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!"

„Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther so satt!" schreibt Goethe 6. März an Gustchen. „— Nun denn! Nimmt mir's doch nichts an meinen innern Grenzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." — Gegen die nähern Freunde hielt er mit Ausdrücken seines Unwillens nicht zurück, und war nicht wenig erstaunt, diese plötzlich gedruckt zu sehn.

In der Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wurden in der bekannten Goethe'schen Kraftsprache, im Ganzen mit mehr Behagen als Witz, Alle abgefertigt, die Werther gelästert hatten; Nicolai als „Urang Utang" am kräftigsten, aber auch Claudius und Jacobi; am meisten mußte Goethe über eine Stelle erschrecken, die ihn in ein sehr zweideutiges Licht stellte: es waren Umstände aus der Mainzer Reise angeführt, die nur ihm bekannt waren, mit sehr gehässigen Seitenblicken auf Wieland. Dieser hatte, durch Jacobi bestürmt, noch eben erklärt, „er sei jetzt radical von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt;" wenn nun auch (22. März) Jacobi und Heinse mit aller Zuversicht des Glaubens versicherten, Goethe könne der Verfasser jenes Pasquills nicht sein, so sah sich Wieland veranlaßt, im Mercur zu versichern, daß in „Werthers Freuden" „den Wundermännern, die seit kurzem das Genie in Beschlag genommen, einige, wo nicht für sie selbst, doch für den Leser ganz heilsame Wahrheiten gesagt wären;" „ein Wort, zu rechter Zeit geredet:" „mit unter läuft dann auch wohl, nach Hrn. Nicolai's Art, ein wenig Persifflage; aber dies ist man von ihm gewöhnt, und Hr. Goethe, der sich gegen Andere Alles erlaubt, kann sich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertigt, am wenigsten beschweren."

Endlich entdeckte Goethe den Verfasser: es war einer aus seinem Kreise, der Advocat Leop. Wagner, geb. 19. Febr. 1747 in Straßburg, der seine Art ziemlich geschickt nachgeahmt hatte. Goethe veröffentlichte 9. April darüber eine Erklärung „für diejenigen, die ihm auf sein Wort glaubten:" — zu diesen gehörten Merck und Herder nicht; ja der Erstere ging soweit, an Nicolai (dem er auch eine Recension der beiden Werther für die Allg. Dt. Bibl., wenngleich ungern*), einsandte) zu schreiben, daß er der Erklärung

*) — „weil Goethe in seiner eignen Sache so blind ist, daß ihn auch das kälteste seinem Gegner gegebene Lob aufbringen kann. Ein Genie ist einmal ein böser Nachbar, und ich möchte, wie Sie leicht einsehn, es nicht gern mit ihm verderben."

nicht glaube: „mir schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathnes Gegengift gegen all das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschluß ewig auf der Zunge tragen, und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schneckenwege nicht entgegenzukriechen vermögen.“ Nicolai seinerseits (er hatte eben auch den 2. Bd. des Sebaldus Nothanker fertig) ließ es an groben und tölpelhaften Schimpfworten nicht fehlen.

Auch von anderer Seite wurde der Werther noch immer in Anspruch genommen. In Ziegra's hamburgischen Nachrichten erließ der Hauptpastor Goeze einen Hirtenbrief gegen den Werther. Die „ganze Charteque“ habe keinen andern Zweck, als das Schändliche von dem Selbstmord eines jungen Witzlings, den eine närrische und verbotene Liebe und eine daher entsprungene Desperation zu dem Entschluß gebracht, sich die Pistole vor den Kopf zu setzen, abzuwischen und diese schwarze That als eine Handlung des Heroismus vorzuspiegeln. Es steht geschrieben: wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen; und: ein Todtschläger hat nicht das ewige Leben bei ihm bleibend! Goeze beschwört die theure Obrigkeit, den Gemeinden die Verdammlichkeit dieser Handlung nachdrücklich einzuschärfen, da Apologien für den Selbstmord einen ungestörten Lauf haben, da gottlose Zeitungsrecensenten solche fluchwürdige Schriften anpreisen. „Bald werden wir laudes Sodomiae, wenigstens neue Auflagen der Aloysa lignea sehn; es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andre, welche uns im Wege stehn, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. Die Giftmischerei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben unmöglich wird. Eine neue Chambre ardente wird diesen Mordgeist nicht ausrotten können. Das Acquetta di Napoli, von welchem der letztverstorbene Papst vielleicht eine Portion bekommen, wird in Deutschland eben den Grad der Reputation erhalten als in Italien. — Kurz, wenn nach den Semlerischen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdtischen modernisirt, d. h. lästerlich und stinkend gemacht wird, was wird alsdann aus der Christenheit werden? — Ein Sodom und Gomorrha!“—

Nicht viel milder urtheilten Andere. Ein badischer Kammerrath beschuldigte Goethe, er habe einem Verstorbenen pöbelhafte Ausdrücke und wüthende Rasereien eines Tollsinnigen angedichtet, seine Asche entehrt, die Seinigen dem Gerücht der bösen Welt preisgegeben; er lehre: sei in Allem ausgelassen, ein Bösewicht, ein Säufer, ein viehischer Liebhaber u. s. w. Ein Lehrer am Dessauer Philanthropin ist der Ansicht, daß dem Verfasser des Werther, mit all seinem großen Namen, gänzliche Vernichtung im Tode zuträglicher sein werde als ewige Fortdauer. Ein Berliner Unterofficier tadelte den Legationssecretär, den Respect vergessen zu haben, den er Personen vom Stande

schuldig sei u. s. w. — In diesem Ton ging es noch einige Jahre hindurch: der Preis unfläthiger Gemeinheit gebührt einem Ravensberger Pastor Schwager in der Schrift: „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies.“ —

Weiße in der Neuen Bibl. sagte doch: „Soviel können wir versichern, daß wir noch immer von der Lectüre des Werther moralisch besser weggegangen sind, als von allen Untersuchungen, ob Werther wohl gehandelt habe, und wie er hätte handeln können und handeln sollen.“ — Daß die Polemik noch immer nicht schwieg, hatte seinen einfachen Grund darin, daß auch das Wertherfieber sich steigerte. Um den Banden der sittlichen Spießbürgerei zu entkommen, geberdete sich die poetische Leidenschaft immer ungestümer, immer selbstbewußter verlangte der Genius für sich eine exceptionelle Moral, wie man sie sonst nur den Tänzerinnen zugestand. Kaum hatte Goethe die Stella fertig, so entwarf er, noch April 1775, ein neues Zerrbild seines Charakters in Crugantino, dem Sohn guter Eltern, der alle Weiber verführt, mit allen Männern sich rauft, mit Vagabunden wie Prinz Heinrich lebt und fröhlich die geliebte Zither spielt. In der damaligen Ausgabe der „Claudine“ ist sein Behaben frecher, aber auch entschlossener als in der spätern. Wild, aber edel und gutmüthig. „Du hättest den Buben sehn sollen, wie er so heranwuchs — er war zum Fressen! Der Vater ward' nicht satt, von seinen Streichen erzählen zu hören.“ „Mit Erlaubniß, alter Herr! davon versteht ihr nichts. Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meines ist? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehn?.. Daher will ich zugeben, daß wer sich einmal in's Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz — ach das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!“ — Es sind alles nur Bekenntnisse; dramatisch habeu diese Stücke — Stella, Erwin, Claudine — nicht den geringsten Werth; sich auszusprechen, darauf kam es allein der Jugend an.

Das Musterstück der Zeit wurde der Ugolino. — Auch die Theater (Seyler hatte das Hoftheater in Dresden übernommen, während Eckhoff als artistischer Director in Gotha blieb) förderten diese Neigung der Poeten. — 28. Febr. 1775 erließ Schröder in Hamburg in Gemeinschaft mit seiner Mutter eine Preisausschreibung für ein gutes Theaterstück (20 Louisd'or): „ob wir gleich Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, so werden uns gleichwohl die in Prosa von sonst gleicher Güte viel lieber sein.“ Auch Uebersetzungen sollten honorirt werdeu: „doch würde uns sehr angenehm sein, wenn ganz fremde und wenig bekannte Sitten und Gebräuche anderer Nationen mit

deutschen vertauscht würden." Bode hatte die Anregung gegeben. Unter den eingesandten Stücken fanden sich seltsamer Weise drei, die einen Brudermord behandelten: nicht weil Schröder es so vorgeschrieben, sondern weil der Geschmack der Zeit auf dergleichen ging.

Das eine davon war „Julius von Tarent“, das Lessing, als es im folgenden Jahr im Druck erschien, Goethe zuschrieb: er hätte eher seinen eignen Stil darin erkennen können; auf Sprache, Charakteristik und den Zug der Handlung hatte Emilia Galotti viel stärker eingewirkt als Clavigo. Neben diesen beiden Stücken konnte sich „Julius von Tarent“ gar wohl sehn lassen, und mit ihnen gemeinsam Schule machen. Der künstlerische Verstand ist vorwiegend thätig: die doppelte Parallele zwischen dem wilden, trotzigen Guido und dem poetischen, empfindsamen Julius, zwischen der leidenden Blanca und der mit Bewußtsein resignirenden Julia ist fein gedacht; die Handlung geht durch Klosterraub, Brudermord, Wahnsinn, Hinrichtung des Sohns durch den Vater bis zum schließlichen Memento mori und definitiven Verfall des alten Hauses in angemessener Steigerung fort; die Sprache ist knapp, durchdacht wie bei Lessing, geistreich aber ohne eigentliches Feuer, und in der Zeichnung der Figuren ist nichts unrichtig, wenn sie auch nicht aus dem Vollen geschöpft sind. Die Färbung ist für den wilden Stoff vielleicht ein wenig zu bürgerlich. — Es ist für Schröder's damalige Geschmacksbildung kein günstiges Zeugniß, daß er diesem Stücke den Preis nicht ertheilte; aus Verdruß soll Leisewitz die Poesie ganz aufgegeben haben; der Drang wird bei ihm wohl nicht groß gewesen sein.

Den Preis erhielten „die Zwillinge“, deren Stoff mit jenem so übereinkommt, daß augenscheinlich eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt. Aber die Behandlung zeigt einen vollständigen Gegensatz: Guelfo der Brudermörder, Guido's Ebenbild, fängt mit Tobsucht an und hört mit Tobsucht auf, und die andern Personen suchen mit ihm nach Kräften zu wetteifern. Von Composition ist gar nicht die Rede, doch ist dem Dichter in einigen Scenen gelungen, die fieberhafte Gluth bis zu einem grauenhaften Eindruck zu steigern*).

Der Dichter war Klinger, der in demselben Monat, wo Schröder's Aufforderung erschien, an einen Freund schrieb: „Mit mir sieht's windig aus; ich bin in der fatalsten Situation, die sein kann. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang meine Kraft aufrecht bleibt. Mich zer-

*) „Wie könnt ihr lieben Leute!“ schreibt Bürger später, „euch von der übertriebenen Sprache hintergehn lassen, das Stück schön zu finden! Es ist kein einziger natürlicher Charakter darin. Der Guelfo ist eine Bestie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund todtschießen sehn könnte. Von Lisbon bis zum kalten Oby, wie Ramler singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Charakter.“

reißen Leidenschaften, die dir unbekannt sind. Es ging arg mit mir und ist noch, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden andern müßt' es niederschmeißen, und daß ich steh', weiß ich nicht, wem ich's zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und Alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen." — Im Mai finden wir ihn in Zürich. — Gleichzeitig mit den Zwillingen ließ er zwei Stücke drucken, von denen er das eine als Gymnasiast, das andere als Student gemacht hatte: „Das leidende Weib", eine wüste Ehebruchgeschichte, und „Otto", ein Ritterstück mit den stärksten Reminiscenzen an Götz, nur daß sich das heimliche Gericht in die Inquisition verwandelt hat. Schon im „leidenden Weib" — die Sprache ist von einer Verwilderung, daß selbst Fiesco dagegen verblaßt — deutet eine Figur, „der Doctor", augenscheinlich auf Goethe: „den könnt ihr nun wieder Alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, den ich je gesehn. Der alleinige, mit dem ich sein kann Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war."

Da die Stücke anonym erschienen, wurden sie fast allgemein Lenz zugeschrieben, der in der That auf Klinger wenigstens einen ebenso großen Einfluß ausgeübt hat als Goethe. Klinger war damals von einer erstaunlichen Productivität; auch die Trauerspiele, die erst im folgenden Jahr erschienen, wurden damals geschrieben: „Simsone Grimaldi", „die neue Arria" (in der Stickluft eines an Giftmord und ähnliche Unthaten gewöhnten italienischen kleinen Hofs erhebt sich ein wirklich kühn angelegtes titanisches Weib, Donna Solina) und „Sturm und Drang", welches, obgleich dramatisch ganz verfehlt, dennoch für jene Periode, der es den Namen gab, das wichtigste ist.

Drei Kraftmenschen — Wild, Lafeu und Blasius — ziehn in den amerikanischen Freiheitskrieg — an dessen Bildern die Gährung der deutschen Jugend ein willkommenes Ferment fand — weniger um der Sache willen als sich auszutoben. „Seid gescheut, Freunde!" sagt der eine: „ich brauch' und lieb' euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größere Narren und Unglücksvögel zusammenführen als uns. Deswegen müssen wir zusammen bleiben, und auch des Spaßes halber. Unser Unglück kommt aus der eignen Spannung unsers Herzens, und die Welt hat dabei weniger gethan als wir . . . Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raum dieser Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! — O Unbestimmtheit! wie weit, wie schief führst du die Menschen! — Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbestimmtheit zu kommen, mußt' ich fliehn. Ich meinte die Erde wankte unter mir, so ungewiß waren meine Tritte . . . Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den

Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgend Ruh, nirgend Rast. — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne mitmachen, da kann sich meine Seele ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! ihr nehmt meine Baarschaft und zieht." Der andere: „In meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende, schweifende Phantasie, das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funken erlosch. Und die häßliche Erfahrung, die scheußliche Larve von Menschengesichtern all, wenn man Alles mit Liebe umfassen will! da ein Hohngelächter! da ein Satan! Ich stund da wie ein ausgebrannter Berg; ging durch Zauberörter, kalt und ohne empfindendes Gefühl. Das schönste Mädel rührte mich ebensowenig wie die Fliege, die um den Thurm schwirrt. Um des Elends los zu werden, bestimmte sich meine Seele anders zu fühlen und zu sehen wo ihr kalt bleibt." — Endlich der dritte hat wegen eines Todschlags in einem Thurm gesessen: „Da kriegt der Mensch Empfindungen! Da schwillt das Herz und dann dort das Herz — und versiegt der Mensch. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick Alles zu lieben, und im Augenblick Alles zu vergessen. Ich betrüg' alle Weiber, dafür betrügen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen —" u. s. w. — Was mit diesen Originalen Alles vorfällt, ist nicht der Mühe werth in Betracht zu ziehen. In spätern Jahren schrieb Klinger über die tollen Ausgeburten seiner Jugend: „Ich kann heute so gut darüber lachen als einer; aber soviel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter und Träumer ansieht . . . Nichts reift ohne Gährung. Gewiß sind die Regeln des französischen Theaters dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug . . . Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form suchen, die uns behage. Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden."

Der andre Frankfurter Freund Goethe's, der ihn im „Prometheus" so compromittirt — Leop. Wagner — blieb hinter Klinger nicht zurück. Er hatte schon früher Stücke aus dem Französischen übersetzt (z. B. „der Essigkrämer") und 1774 die Romanze „Phaston" und „confiscable Erzählungen" geschrieben; nun trat er mit zwei Trauerspielen hervor, die beide, wenn auch etwas zugeschnitten, mit großem Beifall aufgeführt wurden: „die Reue nach der That" und „die Kindermörderin". Das erste ist ein Vorbild zu „Cabale und Liebe", das zweite nannte Goethe ein Plagiat aus seinem Faust, dessen Entwurf er Wagner mitgetheilt hatte. Die Erklärung ist nur

insofern von Wichtigkeit, als sie zeigt, was dem Dichter damals als die Hauptsache des Faust vorkam; um Kindermordgeschichten hätte sich Wagner auch anderwärts umthun können. Das Stück ist greulich, aber an theatralischer Technik wie an realer Menschenbeobachtung geht es weit über Klinger's Versuche heraus. Noch schrieb Wagner: „Leben und Tod Sebastian Sillig's"; er wurde bei der Seyler'schen Gesellschaft angestellt, und starb schon 4. März 1779.

Auch der ehemalige Vorsteher des Ritterordens in Wetzlar, v. Goué, leistete Sturm- und Drang-Trauerspiele: „Amalisunde und Gulliver;" „Masuren oder der junge Werther, nach dem Illyrischen"; auch an Elegien ließ er es nicht fehlen. — Mit größerem Talent trat der Maler Müller aus Kreuznach auf, geb. 1750; zuerst mit äußerst realistischen Idyllen, die in ihrer derben Arbeit weit mehr an Voß oder an Heinse als an Geßner erinnern: „der Faun", „der erschlagene Abel", „der Satyr Mopsus", „Bacchidon und Milon", „die Schafschur"; dann versuchte er sich an einem „Faust", dessen Anfang mit dem Lessing'schen übereinkommt: die Teufel in einer gothischen Kapelle; Lucifer klagt über die Erbärmlichkeit der Zeit: „kann man noch was Großes in dieser Welt suchen? — will einen einzigen großen kennen lernen, einen einzigen festen und ausgebacknen Kerl, zu dem man sagen könnt', fix und fertig ist der! wagst du's, mir solch einen zu zeigen?" — Mephistopheles verspricht den Kerl zu schaffen, aber es kommt blos zu Studentenstreichen.

Auch Lenz fuhr in der alten Weise fort, obgleich er zuweilen irre wurde. So schreibt er einmal, als er seinen „Menoza" wieder ansieht: „Ich verabscheue die Scene nach der Hochzeitnacht. Wie konnt' ich Schwein sie auch malen! Ich, der stinkende Athem des Volks, der sich nie in eine Sphäre der Herrlichkeit zu erheben wagen darf!" Der Inhalt seiner neuen Komödie „die Soldaten" (23. Juli 1775 an Herder geschickt) ist wieder wüst, die Verführung eines Mädchens; aber er hat einen positiven Zweck dabei, es ist eine wirkliche Geschichte und er will das Mädchen an ihrem Verführer rächen. „Bis dahin muß ich noch stumm die Zähne zusammenbeißen und die Leiden des Volks in meinem verborgensten Herzen wüthen lassen." Es ist doch ein starker Realismus in diesem theatralisch ganz formlosen Stück. — Ein Beispiel. — Marien's Vater giebt ihr den Rath, den vornehmen Bewerber anzulocken, den bürgerlichen aber nicht abzuschrecken; sie küßt ihm die Hand: „Gute Nacht, Pappuschka!" Als er fort ist, tritt sie mit einem Seufzer an's Fenster, indem sie sich aufschnürt: „Das Herz ist mir so schwer. Ich glaube, es wird gewittern diese Nacht. Wenn es einschlüge — (sieht in die Höhe) Gott, was hab' ich denn Böses gethan? — Stolzius, ich lieb' dich ja noch — aber

wenn ich nun mein Glück besser machen kann — und Papa selber mir den Rath giebt" (zieht die Gardine vor), „trifft mich's, so trifft mich's, ich sterb' nicht anders als gerne." — Später begegnet sie dem Vater als Bettlerin.

Auch die Theaterdichter, die nicht zu den eigentlichen Genies gehörten, huldigten dem allgemeinen Geschmack; so Dr. Unzer in Hamburg in „Diego und Leonore" (ein Protestant liebt in Portugal eine Katholikin, ein eifersüchtiger Mönch übergiebt ihn der Inquisition, sie vergiften sich, doch wird er vor dem Tode ihr zu Liebe noch katholisch); Sturz in Kopenhagen in der „Julie", die beide eifrig gegeben wurden.

An Gegenwirkung konnte es nicht fehlen. Wieland schrieb die „Titanomachie", eine recht gelungene kleine Farce in kraftmännischer Manier; zugleich aber hatte er sich wegen seiner eignen lüsternen Bilder nach der andern Seite gegen die Philister der Sittlichkeit zu vertheidigen. Er versuchte das in den „Unterredungen mit dem Pfarrer zu * " zu thun, freilich mit sehr schlechtem Erfolg, worüber er Jacobi's beständige Vorwürfe zu hören hatte. „Ich soll Geduld mit Ihnen haben," schreibt ihm Wieland 9. Apr. 1775: „das will ich auch so lange, bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit Ihnen verwachsen war. Klopstock und Goethe haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Darin irrt er. Klopstock ist für mich der Mann im Monde, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußern und innern Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen, kurz ein Wesen, wovon ich nichts begreife. En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et pour Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps que vous cherchez votre Alter Ego: vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous, qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet."

„Wäre Goethe," antwortet Jacobi 22. April, „Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien, in all seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: o wer hätte dann noch an den ruhmlosen in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht! — Klopstock ist Ihnen der Mann im Monde — mir war er immer Nebenmensch. Den Werth und Unwerth seiner Schriften im Verhältniß zu meinem Individuum hier zu bestimmen, ist nicht nöthig; genug daß zu allen Zeiten ihr Verfasser

mir als ein wunderbarer Geist erschienen, den ich gewünscht, einmal unmittelbarer betrachten zu können. Nun habe ich ihn gesehn, und in ihm einen Menschen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehn, und fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock als mit Goethe harmoniren."

Es war zwischen Goethe und Jacobi nicht mehr Alles in Richtigkeit. Der Letztere hatte sich während seines Aufenthalts in Frankfurt über den Anfang der „Stella" sehr befriedigt ausgesprochen; als ihm aber Ende März das ganze „Schauspiel für Liebende" zugeschickt wurde, mit dem alten Schluß, wo der liederliche Fernando beide Weiber heirathet und glücklich wird, wurde er stutzig. Jacobi war ein Ehemann, der seine Frau aufrichtig liebte und in der Familie alle intimen Angelegenheiten zu besprechen pflegte. Zwar huldigte er daneben noch der göttlichen Sophie, aber nur geistig; zwei Weiber zu haben erschien ihm zu viel. Er wurde irre nicht blos am Gedicht, sondern am Dichter, und scheint das ziemlich lebhaft ausgesprochen zu haben; denn Goethe's Erwiderung April 1775 ist leidenschaftlich erregt. „O du Menschenkind! Steht nicht geschrieben: so ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben! Und du wähntest manchmal, der Sinn dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ich's nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich! gieb mir Stella zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!" — Auch an Gustchen stellt Goethe das Stück als Herzenssache dar, zu heilig, um es drucken zu lassen.

In Jacobi blieb doch ein Gemüthsconflict zurück, der später einen höchst seltsamen Verlauf nahm. — Sophie, „das göttliche Weib, zugleich Aspasia und Laura", wie Heinse sie nennt, hielt sich im Mai bei ihm in Düsseldorf auf, während Wieland in Halberstadt die alte Freundschaft mit Gleim auffrischte. „Sie sind ein glücklicher Mann!" schreibt ihm Wieland; „Sie haben Sophie, können Sich nach Herzenslust an ihr erlaben, und dürfen ihr horreurs sagen. Ich hätte wohl der dritte Mann dabei sein mögen. Ich bin zwar keiner von denen, welche die Knie beugen; der Nimbus, den ich ehemals um unsere Freundin sah, ist längst verschwunden; aber wie man ihr horreurs sagen könne, weil man sie kennt, ist mir ein gänzliches Geheimniß. Wahrheiten, ganz leise Wahrheiten möchte ich ihr wohl zuweilen sagen; aber ich wollte Alles wetten, meine Wahrheiten würden schlimmer aufgenommen werden als Ihre horreurs, und das aus dem einfachsten Grunde von der Welt." — Um diese Zeit schrieb Jacobi den vortrefflichen „Brief an Marianne" über die Gefahren der Coquetterie, das Vorspiel zum „Allwill". Heinse fuhr in

der Uebersetzung des Tasso in Prosa fort, und schrieb in den Mercur Briefe über den Ricciardetto; Werthes war in der Schweiz; Kl. Schmidt veröffentlichte seine „Catullischen Gedichte"; Georg Jacobi wurde durch Goethe zu namhaft bessern Leistungen angeregt; Wieland's Dichtungen in dieser Periode („Der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein") waren sehr schwach; mit besonderer Vorliebe — als Prinzenhofmeister — schrieb er an der Fortsetzung des „Goldenen Spiegels", der „Geschichte des weisen Danischmends", der in dem schönen Thal Jamal ein herrliches Naturleben der Unschuld gründet, wo lauter Gulleru's sich ihres Rousseau'schen Daseins freuen, bis leider Kalender und Fakire eintreffen, Aberglaube, Luxus und Liederlichkeit verbreiten, und so das Paradies zerstören. — Die Fortsetzung des Shakespeare hatte Eschenburg übernommen, dem Lessing mit seiner gelehrten Kenntniß zu Hülfe kam.

Trotz aller Gunst, die Klopstock in Karlsruhe empfing, fühlte er sich doch auf die Länge dort nicht wohl; er reiste plötzlich ohne Abschied fort (— doch erhielt ihm der Markgraf sein Wohlwollen und seinen Gehalt —), traf 30. März 1775 bei Goethe ein, und besuchte dann, bis zum 10. April, die Freunde in Göttingen. Dann fanden sich Alle bei Frau von Windhem in Hamburg zusammen: auch Voß, Miller aus Leipzig und die beiden Stolberg; Voß zog ganz zu Claudius, der die Redaction des Boten niederlegte, nach Wandsbeck (einige Zeit darauf besuchte er seine Eltern), eben dahin folgte ihm Hölty.

Aus Hamburg reisten die beiden Stolberg Anfang Mai mit ihrem Freunde v. Haugwitz zu Goethe, der seiner Liebe entfliehn wollte und sich zu einer Schweizerfahrt verstanden hatte. Im Goethe'schen Hause predigten die Grafen, die eben Freiheitsoden drucken ließen, zur Verwunderung der Frau Rath von Tyrannenblut; sie erregten als vornehme Revolutionärs durch Baden im Freien den Anstoß des sittlichen Spießbürgers. Merck, denen sie Goethe 20. Mai zuführt, sagte: „daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich; deine Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." Friedrich Stolberg erfreute sich noch dazu eben einer unglücklichen Liebe, von der er viel Wesen machte; gegen Goethe ging er überhaupt mehr heraus, als gegen die Pfarrer- und Bauernsöhne in Göttingen.

Von Lili nahm Goethe keinen Abschied. Die Reise ging über Mannheim, Karlsruhe, Straßburg; in Emmendingen befahl ihm (4. Juni) seine

Schwester Cornelie, die sich in ihrer Ehe unglücklich fühlte und daher gegen jede Liebe mißtrauisch war, sich von Lili zu trennen. Ueber Schaffhausen ging es nach Zürich, wo Lavater jetzt Prediger an der Waisenhauskirche war.

Im April war sein neues „Physiognomisches Fragment zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" mit dem Motto: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde!" durch Goethe herausgegeben, dem Markgrafen von Baden zugeeignet, prächtig ausgestattet, mit einer Menge von Portraits und Idealfiguren, deren Ausführung durch Zeichner und Setzer Lavater selbst freilich nicht genügen wollte, und die er in den Noten kritisirte. Es bestand aus einer Reihe einzelner Aufsätze, die nur durch den Gegenstand zusammenhingen: sie suchten alle, freilich mehr durch Versicherungen als durch Beweise, zu erhärten, daß Physiognomik nicht blos eine Kunst, sondern eine Wissenschaft sei. „Ich finde," schreibt Merck an Nicolai, „den Theil gut geschrieben, weil von den anstößigen Bemerkungen nichts vorkommt, sondern nichts als Brei und Milchspeise ausgesetzt wird. Der Stil, so wunderbar buntscheckig er ist, hat doch Farbe.. Die lächerlichen Herrlichkeiten, die er bei verunglückten Silhouetten ausgekramt hat, haben mich angeekelt. Denn was hilft das, was man a priori weiß, in die stumpfen Umrisse zu legen, und nachher zu fordern, daß alle Menschen die in die Eh- und Bettgeheimnisse seiner Bekannten und Freunde nicht eingeweiht werden, alles das auch sehn sollen."

Gleich nach dem Erscheinen dieser Schrift war Lavater eine schwere Kränkung zugefügt worden. Ein junger Geistlicher in Zürich, Hottinger, früher sein eifriger Anhänger, hatte „Nachrichten" über ihn veröffentlicht, in welchen er ermahnt wurde, seinem unbändigen Leibpferdchen, der Imagination, worauf er manchmal über Stock und Staude ventre à terre herumjage, den Kappzaum anzulegen. Wenn sein Kopf einmal von einer Idee warm sei, so habe er für alles Uebrige keinen Sinn mehr; er gleiche einem Liebhaber, dem, wo er gehe und stehe, immer nur sein Mädchen vor Augen sei, oder vielmehr gewissen Chinesen, die, wenn sie einige Jahre hindurch unausgesetzt auf ihre eigne Nasenspitze gesehn, nichts als Ein- oder Aussichten in die Essenz der Gottheit träumten. Von seiner Wundersucht waren eine Masse lächerlicher Geschichten erzählt, und wenn auch Lavater, Pfenninger u. s. w. die Antwort nicht schuldig blieben, so that die Schrift doch in Zürich eine um so größere Wirkung, da gleichzeitig eine höhnische Erklärung Semler's veröffentlicht wurde, den Lavater aufgefordert hatte, die Wundercuren Gaßner's unparteiisch zu prüfen. Herder, der in der Sache ganz mit ihm einig war („Ich glaub' so gut wie du wirkliche Teufel", 20. Mai), konnte ihn doch nicht trösten: „Ich bin so nichts in mir," schreibt ihm Lavater; „so entsetzliche Leere bei

dem tiefen Wunsch, Wahrheit zu sein, bei der großen Sehnsucht nach Liebeskraft. Ich bin so entsetzlich flüchtig ... O Herder! all unser Wissen, Empfinden und Lieben ist nichts, bis Gott uns gesagt: hier bin ich!"

Für seinen Leumund in Zürich mußte ihm der Besuch vornehmer und verehrender Fremder höchst willkommen sein. Es macht ihm Ehre, daß er ihnen empfahl, den alten Bodmer zu besuchen, der doch in Sachen Hottinger's keineswegs seine Partei ergriffen hatte. Gleich nach der ersten Begrüßung führte ihm Goethe die Stolbergs zu, die ihm förmlich zu einem physiognomischen Portrait saßen. Friedrich Leopold's Portrait spricht entschieden für Lavater's gutes Auge.

„Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren! das leicht schwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht: es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehn, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt ... Keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtlichkeit .. Und doch nicht die mindeste Steifheit im Blick oder Urtheil! und doch der unbefleckteste Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, wie der tiefe Ausdenker ... Ewiger Schweber, Seher, Idealisirer, Verschönerer, Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht was er sehen will! .. Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! .. Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, uneckige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichts viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichts Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, der Niemand als ihm selber schadet. Im Bogen der Augenlider und im Glanz der Augen sitzt nicht Homer, aber der innigste Ergreifer Homer's ... Die halbsichtbaren Augenlider, von einem solchen Bogen, mehr einfühlender Dichter, als nach Plan schaffender Künstler; mehr der verliebten als der strengen ... Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelernter innerer Güte, und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender, freiheitdürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit im Punkt der

Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut."

Durch ihr vornehm burschikoses Wesen erregten die beiden Grafen in dem ehrsam spießbürgerlichen Zürich argen Anstoß, und warfen einen Schatten auch auf Lavater, weil er mit ihnen verkehrte. Goethe trennte sich bald von ihnen, und machte mit seinem Landsmann Passavant, einem jungen Geistlichen, eine Fahrt in die Urcautone. 16. Juni war er in Schwyz: „Lachen und Jauchzen bis um Mitternacht!" 21. Juni auf dem St. Gotthard. Hier kehrte er um, obgleich sein Freund ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen suchte: noch war Lili's Anziehungskraft, der er entfliehen wollte, zu stark. „Ach Lili konnte nicht so leicht von diesem Herzen fallen!" „Er ist der alte freigeborne Vogel nicht, er hat schon einem angehört!" Das wunderholde Lied entstand hier, ebenso das „auf dem See". „Und frische Nahrung neues Blut —", „Aug' mein Aug', was sinkst du nieder —?" — Auch an Lotte erinnerte er sich wieder einmal, und schrieb ihr einen zärtlichen Brief, ebenso an Gustchen. — Die Landschaften bildlich zu fixiren, drängte es ihn stärker als je: „Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? ruft's mich zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" Die Stelle steht in den Schweizerbriefen, die als Nachtrag, als Vorgeschichte des Helden dem Werther zugefügt wurden: über die Freiheit der Schweizer wird darin ziemlich verächtlich geurtheilt.

Als er 2. Juli nach Zürich zurückkehrte, fand er die Stolberg's schon abgereist. Mit Lavater und seiner Freundin, Frau Barbara Schulteß, geb. 1745, verlebte er einige genußreiche Tage. 12. Juli ging es weiter; im Schwäbischen scheint er Schubart aufgesucht zu haben*), jenes verkommene Genie, dessen innere Geschichte durch Strauß dem deutschen Volke bekannt gemacht ist. Geb. 26. März 1739 in Obersontheim, Lehrer und Kantor in verschiedenen Städten, in ärmlichen Verhältnissen 10. Jan. 1763 vorzeitig verheirathet, gewissenlos in seiner Ehe wie in seinem Haushalt, war er seit Sept. 1769 als Organist in dem liederlichen Ludwigsburg völlig verdorben. 21. Mai 1773 seines Dienstes entsetzt, hatte er in München nicht übel Lust, katholisch zu werden — rein des Auskommens wegen, darüber machte er sich keine Illusion! — Doch fand er in Augsburg eine passende Beschäftigung in der Herausgabe der „Deutschen Chronik", die für Süddeutsch-

*) Bahrdt war um diese Zeit in der Nähe von Zürich, in Marschlinz, als Director eines Philanthropins, wo er es aber nicht lange aushielt.

ınd von hoher Wichtigkeit war: mit schlagendem Witz wurden die schwachen
Seiten der Großen und der Spießbürger gegeißelt, und für die neuen Ideen,
ür Friedrich den Preußen, für Klopstock, für Sturm und Drang die Sym-
athie des Volks geweckt. „O England, von deiner Laune und Freiheit nur
iesen Hut voll!“ hatte er in der „Deutschen Chronik“ ausgerufen; aber der
Bürgermeister von Augsburg sagte: „es hat sich ein Vagabund eingeschlichen,
er begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit; nicht
ine Nußschale voll soll er haben!“ und Schubart mußte Anfang 1775
ach Ulm entweichen, wo er mit seiner Chronik viel Glück machte (Miller
ı. a. war sein Freund), bis er 23. Jan. 1777 durch einen Gewaltstreich
esselben Herzogs von Würtemberg, durch den Moser gelitten, verhaftet, und
iele Jahre lang auf dem Hohenasperg in schändlicher Haft gehalten wurde.

Auch mit Lenz scheint Goethe in Straßburg zusammengetroffen zu sein.
Dieser verzehrte sich noch immer in dem unglücklichen Bestreben, sich sein Ver-
ältniß zu dem glücklichern Nebenbuhler um die Gunst des Volks in's Reine
ı setzen. Aus diesem Bestreben ging ein aristophanisches Lustspiel, Pandae-
ıonium Germanicum hervor, über die Wirren der neuen Literatur, in dem
r sich zwar Goethe subordinirte, und für sich nur in Anspruch nahm, mit
rnstem, mühevollem Kampf gewollt zu haben, was Goethe mit Leichtigkeit er-
eicht: aber man sieht doch, daß die Sache ihn drückte. Für Jacobi's „Iris“
hrieb er damals verschiedne Gedichte, auch über Goethe und Friderike; er
lbst war seit dem März von einer neuen Leidenschaft erfaßt, zu einem vor-
ehmen Hoffräulein, Adelaide v. Waldner: wieviel in diesem Verhältniß
Phantasie oder Wirklichkeit war, ist müßig zu untersuchen, aber in seinen
pätern dramatischen und lyrischen Versuchen spielt es die Hauptrolle, das
lmazonenkleid und das Portrait der Gefeierten drängt sich überall vor. —
Es ist mitunter ein schön wilder Ton in diesen Gedichten. So an das Herz:
Kleines Ding, um uns zu quälen hier in diese Brust gelegt! Ach, wer's
orsäh', was es trägt, würde wünschen, thätst ihm fehlen! Deine Schläge,
ie so selten mischt sich Lust in sie hinein! und wie Augenblicks vergelten sie
hm jede Lust mit Pein! Ach und weder Lust noch Qualen sind ihm schreck-
icher als das: kalt und fühllos! O ihr Strahlen, schmelzt es lieber mir zu
Glas! Lieben, hassen, fürchten, zittern, hoffen, zagen bis in's Mark, kann
as Leben zwar verbittern; aber ohne sie wär's Quark!“ — „Nein ich schreie:
Vater! Retter! dieses Herz will ausgefüllt, will gesättigt sein! zerschmettr
eber sonst dein Ebenbild!“ — „— — Zwar wär' es Sünd' auf lebenlang,
och macht mir nicht die Hölle bang!“ — „Du allein giebst Trost und
reude; wärst du nicht in dieser Welt, straks fiel alle Lust zusammen, wie
in Feuerwerk zerfällt. Wenn die schöne Flamm' erlischet, die das all gezau-

bert hat, bleiben Rauch und Brände stehen vor der königlichen Stadt." — Dann wieder sanfter: „Du nicht glücklich? stolzes Herz, was für Recht hast du zum Schmerz? ist's nicht Glück genug für dich, daß sie da ist, da für sich?" — „An ihrem Blicke nur zu hangen verlang' ich, weiter nichts, und von dem Reichthum ihres Lichts ein Fünkchen in mein Herz zu fangen." — Mit Merck und Lavater stand er schon längere Zeit in Briefwechsel; mit leidenschaftlicher Verehrung sucht er sich nun Herder zu nähern: „Ach so lange ausgeschlossen, unstät, einsam und unruhvoll! Meinen edelsten Freunden ein Räthsel, mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie ungerecht richtet, und selbst wo er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt."

In Darmstadt fand Goethe den alten Freund Herder vor, der sich seit dem 2. Juni mit seiner Frau daselbst aufhielt. Noch kurz zuvor hatte er sich über Merck mit äußerster Verachtung ausgesprochen; jetzt fand er ihn „besser und mitleidwürdiger"; Merck hatte durch Krankheiten und Todesfälle in seiner Familie viel gelitten, er hatte sich jetzt resignirt, in Darmstadt zu bleiben. Auch er fand Herder „sehr zu seinem Vortheil verändert, ungleich toleranter und mäßiger. Das Bissige mag immerfort Bestandtheil seines Wesens bleiben, es ist aber doch sehr eingewickelt." Herder hatte inzwischen nicht gefeiert: da die „älteste Urkunde" in Hannover kein Glück gemacht, hatte er sich populärer auszudrücken gesucht; noch Oct. 1774 war gefolgt „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit; Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts": Herder suchte eine stufenweise fortschreitende Offenbarung in der Geschichte nachzuweisen. Darauf: „Ursachen des gesunknen Geschmacks bei den verschiednen Völkern, da er geblüht", welcher Abhandlung die Berliner Akademie Juni 1775 den Preis ertheilte, obgleich Herder selbst sie für eine belletristische Schulübung erklärte. April 1775 hatte er, wohl mit Kleukers Beirath, die „Erläuterung zum N. T. aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle (Zend-Avesta)" veröffentlicht, die der Zeit nach mit einer ganzen Reihe ähnlicher Schriften zusammenfiel: Meiners' „Vorlesungen über die Religionsgeschichte der alten Völker, besonders der Aegypter;" desselben „Ueber die Mysterien der Alten, besonders die Eleusinischen Geheimnisse" (welche letztere, ungefähr wie die Freimaurer, als eine Zuflucht der reiferen Religiosität in platonischer Art gegen die Rohheit des Volksglaubens dargestellt wurden); Wieland's geistvolle kleine Abhandlung „über die Brahminen", worin er zur lucianischen Vorsicht gegen die morgenländischen Bücher ermahnte, das pantheistische Emanationssystem als die Basis aller orientalischen Religionen, mit Ausnahme der jüdischen nachwies, und gegen die rationalistische Einmischung der Philosophie in die Theologie eiferte; des Alchymisten Obereit (geb. 2. Dec. 1725 zu Arbon) „Verthei-

jung der Mystik und des Einsiedlerlebens" gegen Zimmermann; endlich amann's „Hierophantische Briefe", Juni 1775, gegen Stark und leiners, über die sich Herder herzlich freute, und welche Merck „einen inkeln Himmel" nannte, „mit tausend herrlichen Sternlein besät." Es ist ieder eine höchst wunderliche Composition: Deismus, Katholicismus und eidenthum wird als verwandt dargestellt, das echte Christenthum in der therischen Kirche gefunden, das romantische Durcheinander von orientalischen, iechischen und christlichen Mysterien mit löblichem Ernst bekämpft. „Der cepticismus scheint sehr natürlich in eine übertriebenere Verleugnung des ensus communis zu verfallen, als diejenige ist, welche man aus bloßer tlicher Scheu für die im Evangelio aufgedeckte Herunterlassung zur Thorheit id Schwäche und Trost unsers im Ganzen genommenem Geschlechts schuldig äre. Daher ist die unvermeidliche Folge des künstlichen Unglaubens eine enso unerkannte als unwillkürliche Leichtgläubigkeit." — „Von Hamann," hreibt Claudius an Herder, „habe ich diesen Winter verschiedene Briefe habt, die ich alle gelesen, aber, versteht sich, nicht verstanden habe. Indeß rsteht man doch hier und da ein halbes Wort, und wer hat es denn gesagt, iß man alle Briefe verstehn soll, die man liest? Ich mag mit dem Zeichenuter gern zu thun haben." Auch empfahl ihn Hamann lebhaft in der önigsb. Z. — Zwischen Herder und Hamann dauerten die alten Klagen rt, daß sie einander nicht verständen: „Gott versteht uns!" tröstete sich erder mit Sancho Pansa. — Die Allg. Dt. Bibl. gab um diese Zeit ein ild von Hamann's Gesammtwirken, ziemlich grob und oberflächlich; der Leser gt zum Schluß: „wenn es nicht darum wäre, daß man ein solches Buch ich einmal müßte gelesen haben, so hätte ich auf das bischen Wahrheit, das h unter diesem Schwall von dunkeln Schattenbildern von fern mehr errathen s erkannt habe, auch wohl ohne ein Buch kommen können." Hamann eß sich nicht irren, er fuhr fort, in apokalyptischen Visionen und buntscheckigen ildern gegen den gesunden Menschenverstand zu eifern, der statt Kelch und rod Worte und Steine gebe, und den Satz zu vertheidigen: „jeder lensch ist Schöpfer und Urbild seiner ihm gesunden Verunft."

Von Merck begleitet, kehrte Goethe 25. Juli 1775 aus Darmstadt ich Frankfurt zurück. Lili's Zauber machte sich wieder geltend; alle Tage ar er um sie. „Gustchen, Gustchen!" schreibt er 3. Aug. aus Offenbach, ohin er sie begleitet, „ein Wort, daß mir das Herz frei werde! nur einen ändedruck!.. Diese Thränen und dieser Drang! O daß ich Alles sagen innte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ine ihre Schuld, mit, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich

trübe, — ich! ... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! So weit! ... Ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unglückliches Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufrieden anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! — .. Ich höre ihre Stimme —" — Dort bleibt er, schreibt an Lavater, an die Karschin 16. Aug: „Ich treibe mich auf dem Lande herum, um das Leid und die Freude, was eben Gott jungen Herzen gegeben, in freier Luft zu genießen. Geschrieben hab' ich allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strom der Menschheit mit unsern Kielen, und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben." Und an Merck: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken. Allenfalls magst du meinem Vater beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse — d. h. Ende des Jahres muß ich fort; daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren und auf die Frosch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszugehn." „Es waren Augenblicke," erzählt er später, „wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden. Es war ein verwünschter Zustand, der sich dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklich Abgeschiedenen vergleichen läßt."

Noch schlimmer wurde es, als mit der Messe eine Schaar von Lili's Verwandten ankamen, und Goethe durch Eifersucht gepeinigt wurde. Die Stimmung drückt „Lili's Park" aus, wo der verzauberte Bär erst die Götter anruft, ihm die Freiheit zu schaffen, dann aber hinzusetzt; „Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder: ich fühl's, ich schwör's! Noch hab' ich Kraft." — Das himmlische „Herbstgefühl" und das „Bundeslied": „In allen guten Stunden, erhöht von Lieb und Wein" — sind gleichfalls aus dieser Zeit. — Wenn übrigens Lili Lust gehabt hätte, eifersüchtig zu sein, an Grund hätte es ihr nicht gefehlt. — „Ich hab' immer eine Ahnung," schreibt Goethe an Gustchen 10. Sept., „Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weibliches Geschöpf als Sie. Neulich reist' ich zu Ihnen, durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts

noch links um, nach Kopenhagen, und kam und trat in Ihr Zimmer und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen und rief: Gustchen, bist Du's!" — 14. Sept. „Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band noch fester, das mich an sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen." — 17. Sept. „Ich machte eine Scene an meinem Faust; verliebelte ein Paar Stunden mit einem Mädchen, das ein seltsam Geschöpf ist; spielte ein paar Stunden Pharao ... Mir war's in all' dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat: sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlichem Feuer. Heut vor acht Tagen war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab!" — 20. Sept. „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte — nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ." —

Um diese Zeit war Zimmermann*) mit seiner Tochter, die er durch seine hypochondrischen Quälereien zur Verzweiflung brachte, in Frankfurt. Er zeigte Goethe verschiedene Silhouetten vor, darunter die einer Frau von Stein in Weimar; Goethe schrieb als Motto: „es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehn, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt." „Ich soll Ihnen mehr von Goethe erzählen?" fragt Zimmermann die Dame; „Sie wünschen ihn zu sehn? Arme Freundin, Sie wissen nicht, wie gefährlich Ihnen dieser liebenswürdige Mann werden könnte."

In Weimar hatte Karl August, 18 J. alt, an seinem Geburtstag 3. Sept. 1775 die Regierung angetreten; auf seiner Reise nach Darmstadt, wo er die Princessin Luise (geb. 30. Jan. 1757) heirathen wollte, sprach er 21. Sept. in Frankfurt vor und lud Goethe feierlich nach Weimar ein. Die Hochzeit fand 3. Oct. statt, und auf der Durchreise 12. Oct. machte der Herzog mit Goethe ab, ihn durch eine Kutsche abholen zu lassen. Goethe machte seine Abschiedsbesuche — die Trennung von Lili war nun entschieden — und zog sich auf sein Zimmer zurück, um am „Egmont" zu arbeiten. Abgesehn von historischem Costüm, sind es wieder vorwiegend Selbstgeständnisse; sein war — „die ungemessne Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe,

*) Er kam von Lavater, und war vorher, mit Herder zugleich, in Darmstadt bei Merck gewesen.

alle Menschen an sich zu ziehn, und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochne eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen;" sein waren die Worte: „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist es dann? Wenn der Morgen uns nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's erst des An- und Ausziehens werth?" „Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei?" „Ich stehe hoch, und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft."

Die Kutsche blieb aus, und der mißtrauische Vater, dem die Sache nie geheuer gewesen, war überzeugt, man wolle den Sohn nur beschämen, um den alten Streich an Wieland zu strafen; er trieb ihn an, nach Italien zu gehn. 30. Oct. reiste Goethe ab, zunächst nach Heidelberg, um mit einer alten Vertrauten über Lili zu plaudern. „Wer Gedächtniß hat," heißt es im Tagebuch, „soll Niemand beneiden. Adieu, Lili! zum zweitenmal. Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden, es hat sich entschieden, wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. — Und du!" (eine Andere!) „wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume, wie nehm' ich Abschied von dir! — Getrost, noch ist es Zeit! die höchste Zeit! — Einige Tage später, und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!" „Das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat." („Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich.") — „Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von allem diesen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. Soviel ist gewiß, treffliches Wetter ist's."

In Heidelberg machte man ihm neue Heirathsvorschläge; er hörte sie ruhig an. Von der Kutsche, die sich verspätet, kam Nachricht; nach einigem Schwanken kehrte Goethe um. „Kind nicht weiter!" rief er mit Egmont der warnenden Freundin zu. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehn die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald links bald rechts vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!" —

7. Nov. 1775 kam Goethe in Weimar an. „Wie ein Stern ging er auf," schreibt Knebel. „Er hatte noch die Werther'sche Montirung an und viele kleideten sich danach." „O bester Bruder," schreibt Wieland 10. Nov. an Jacobi, „was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim

ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde als ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles was ich Ihnen, nach mehr als einer Krisis, sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Ich bin zu voll, um schreiben zu können. Der göttliche Mensch wird wohl länger bleiben... So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm. Wenn Sie bei uns wären! Doch es ist besser so, ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten; das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren... Sie können Sich darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können." — „Mit Goethe und Ihnen," erwidert Jacobi unerwartet kühl, „ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehn hatte. Es wird sich von selbst nach und nach in die Richte senken, und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert?"

„Haben Sie ein ander Beispiel," fragt Wieland Merck, „daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?.. Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst." Auch poetisch wurde er nicht müde, den „schönen Zauberer" zu feiern, der mit seinem Strahlenblick Alles zu seinen Füßen warf. — Seine eigne Dichtung hatte sich der Goethe'schen genähert: „das Wintermährchen", nach einer Erzählung in 1001 Nacht, das zu Anfang des folgenden Jahrs im Mercur erschien, ist reizend, — beiläufig, ohne Zoten und ohne Dogmen — so daß auch Heinse ganz begeistert wurde: „Der Alte wird wieder jung!" — Die folgenden Erzählungen „Gandalin" und „Sommermährchen" (nach einem Roman des Chrétien de Troyes) sind nicht ganz von dieser Reinheit, aber den frühern bedeutend vorzuziehn. Goethe versprach Beiträge für den Mercur. Wieland unterhandelte wegen einer Anstellung in Bayern, entschloß sich aber doch zuletzt, in der „glücklichen Obscurität" von Weimar zu bleiben.

Noch lustiger wurde die unbändige Studentenwirthschaft, als 26. Nov die beiden Stolberg in Weimar ankamen. Nachdem der jüngere Bruder eine Kammerherrnstelle in Weimar angenommen, bereisten sie noch einige kleine Höfe, und trafen dann in Berlin mit Claudius zusammen, der 3. Decbr durch Herder's warme Vermittelung unter dem Titel „Oberlandcommissarius" von Moser eine Stelle in Darmstadt erhielt: es galt, das Landvolk über

seine wahren Bedürfnisse aufzuklären*). Nachdem Claudius — der Nicolai ganz wohl gefiel — in Berlin Freimaurer geworden war, begleiteten ihn 25. Dec. die Grafen nach Wandsbeck, wo eben auch Voß von einem Besuch in Flensburg wieder eingetroffen war, der sich nun, um Ernestine bald heirathen zu können („der Friede Gottes," schreibt er ihr, „umschwebe deine Engelseele; ich liebe dich mit der Liebe der Unsterblichen!"), sich nach allen Seiten um eine Anstellung bemühte: so schrieb er nach Karlsruhe, er sei bereit, „Landdichter" zur Cultur der Bauern zu werden, und sandte als Probe seine Idyllen ein. Die Stolberg's erzählten viel von ihren neugewonnenen genialen Freunden, zum Verdruß des Mecklenburgers, der als eifriger Parteimann darin eine kleine Untreue gegen den Bund sah. Mit Begeisterung hörte man gemeinsam Händel's Messias, und war gern im Hause der Wittwe Alberti, die „ein Heer schöner Kinder hatte"; übrigens lebte man, wenn auch mit schmaleren Mitteln, ebenso lustig wie in Weimar: Ernestinen's Geburtstag wurde sogar mit Kapaun, Austern und Rheinwein gefeiert; Claudius erschien gepudert: „was wir doch für Kinder sind, wenn wir lieben!" Selbst Tokaier stellte sich mitunter ein, Gott weiß woher.

23. Dec. 1775 machte Goethe mit den lustigen Gesellen — Knebel, Einsiedel u. s. w. — eine Zigeunerfahrt nach Waldeck, wo tolle Maskenspiele getrieben, Schlittschuh gelaufen, getrunken, und der Homer gelesen wurde. Ein Brief an den Herzog legt Zeugniß ab für ihr schönes und inniges Verhältniß; er schließt: „Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern, die dich umglänzen, und all den Gesichtern, die dich umschwänzen! Findest doch nur wahre Freud' und Ruh bei Seelen, grad und treu wie du." Wie

*) Claudius machte sich darüber die wunderlichsten Vorstellungen. „Also geheimer Canzleisecretär?" schreibt er 2. August auf die erste Anfrage an Herder; „der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Canzleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehedem wohl Italienisch schreiben können, schreibe noch französisch, grammatikalisch aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutiones und Pandekten gehört und Historie, weiß aber von Institutiones, Pandekten und Historie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Canzleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präs. von Moser mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftungen, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector u. s. w. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen."

alle die Gestalten — die ihn als Dr. Faust anfangen — beherrschte, ist
underbar. Seine Stimmung bezeichnet das Eislebenslied: „Sorglos über
e Fläche weg, wo vom kühnsten Wagen die Bahn dir nicht vorgegraben du
ehst, mache dir selber Bahn! — Stille, Liebchen, mein Herz! Kracht's gleich,
richt's doch nicht! Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!"

„Ich lerne täglich," schreibt er 31. Dec. an Lavater, „mehr steuern
uf der Woge der Menschheit. Bin tief in See." — An Merck, 5. Jan.
1776: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro
mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich
etrage." — 22. Jan.: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel
erwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheil-
aft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schau-
latz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile
mich darum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der
neuen Einrichtung sein." — 29. Jan. „Es geht mir verflucht durch Kopf
und Herz, ob ich bleibe oder gehe." — An Lavater, 6. März: „Sei nur
ruhig um mich und ermatte dich nicht ohne Noth. Ich bin nun ganz ein-
geschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen,
streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." —
8. März: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment
probiren." — Es hatte sich bis dahin meist um das Liebhabertheater gehan-
delt, an dem sich die höchsten Herrschaften betheiligten, und dessen Leitung
Goethe zufiel. Für sich selbst streifte er im Lande umher. „Wandrers Nacht-
lied": „Ach ich bin des Treibens müde!" wurde 12. Febr. auf dem Etters-
berg gedichtet.

Noch zu Weihnachten hatte Goethe an den Herzog geschrieben: „Holde
Lili! warst so lang all meine Lust und all mein Sang; bist ach! nun all
mein Schmerz, und doch all mein Sang bist du noch!" Doch unterlag er
bereits der Anziehungskraft eines stärkern Magneten.

Frau Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt, geb. 25. Dec. 1742, seit
1764 mit einem Hofmann und Gutsbesitzer (auf Kochberg) verheirathet, der
ihr eine angesehene Stellung in der Gesellschaft verschaffte und sie im Uebrigen
frei gewähren ließ, Mutter mehrerer Kinder, war durch Geist, Bildung und
Talent unbestritten die Königin des weimarer Hofs, und hatte das sehr deut-
liche Bewußtsein, die Huldigungen zu verdienen, die ihr in so reichem Maß
zuflossen. Warm genug, das Schöne in allen Formen zu begreifen und sich
anzueignen, besaß sie doch soviel Kühle des Herzens, sich dem Gefühl nicht
unbedingt gefangen zu geben, und eine so freie Herrschaft der Form, daß sie
ohne Furcht vor Anstoß wagen durfte, was keine Andere. Daß mit Goethe

sogleich ein inniges Verhältniß entstand, war natürlich, sie waren auf einander angewiesen; daß dies Verhältniß 14 Jahre dauerte, spricht für die unerschöpfliche Fülle ihrer Natur nicht minder als für ihre Lebensklugheit. Bisher waren es junge Mädchen gewesen, die den Dichter durch ihre natürliche Anmuth fesselten: jetzt trat er einer Frau gegenüber, die ihm an Alter, Erfahrung, Weltklugheit und gesellschaftlicher Bildung bei weitem überlegen war. Jede Liebhaberei ihres Freundes fand bei ihr eine verwandte Neigung, Landschaftsmalerei, Spinoza, Werther und Satyros: sie war stets die erste, der er seine neuen Dichtungen vorlegte. Sie verstand tolerant zu sein, und den dünnen Seidenfaden, an dem er hing, doch nicht aus den Händen zu lassen; die Ausbrüche seiner Leidenschaft wußte sie ohne Härte in Schranken zu halten, und seine Rückkehr zu erleichtern. Das Glück seiner Zukunft fühlte er in ihr, ihr legte er seine Erinnerungen zu Füßen.

Wo er konnte, erwies sich Goethe hülfreich: so veranstaltete er Febr. 1776 eine Sammlung für Bürger, um seine Uebersetzung des Homer zu erleichtern, die ansehnlich genug ausfiel. 16. März erhielt er einen Zettel „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze." Er war von Lenz, der es nicht länger in Straßburg aushielt: „Mir fehlt zum Dichten," schrieb er an Merck, „Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann." Leidenschaftlich hatte er sich Herder genähert; es war die Rede von einer Reisehofmeisterstelle nach Italien, doch kam er nur bis Zürich; vorher war er bei Schlosser's gewesen — Goethe's Schwester blieb stets seine entschiedene Gönnerin — dann trieb es ihn, über Darmstadt, nach Weimar — wie es scheint, hoffte er seine Angebetete, Frl. v. Waldner, dort zu treffen. Der Herzog nahm ihn, als ein Original, wohl auf.

24. März „surrte" Goethe nach Leipzig ab, wo er mit dem alten Freunde Oeser viel verkehrte, und seine erste Geliebte, Annette Schönkopf, als Frau Dr. Kanne wiedersah. Mit besonderem Interesse hing er an der schönen Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter, geb. 1750: „sie ist ein Engel!" schreibt er an die Stein: „wenn mir Gott doch so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnte in Frieden lassen! doch sie sieht dir nicht ähnlich genug." Er wußte sie für Weimar, zunächst für das Liebhabertheater zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr, 4. April, führte er Lenz bei der Freundin in Kochberg ein, und dieser schrieb an Lavater: „Ich bin verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofs, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin." Auch Wieland war ganz von ihm gewonnen: „Ich habe den Jungen lieb ge-

wonnen," schreibt er 12. April an Merck; und 13. Mai: „Lenz am Hofe! — was dünkt euch dazu? Seit er hier, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte, aber er geht seinen Weg fort. Ein herrlicher Junge, weiß Gott, und Poet à triple carillon." 27. Mai: „Lenz liefert alle göttlichen Tage regulièrement seinen dummen Streich": — einmal war er ungeladen ohne weiteres im Domino auf einem Hofball erschienen!

Mehr und mehr hatte sich Goethe bestimmt zu bleiben. Daß er nicht daran dachte, ein Hofmann zu werden, zeigt die herrliche Skizze „Hans Sachsens poetische Sendung", in dem er den volksthümlichen Sänger als Ideal aufstellte. 16. April hatte ihm der Herzog ein Gartenhaus geschenkt, in dem er nun ungestört der Natur leben konnte. Nur eine Seele hatte er nicht gewinnen können, die er doch hoch verehrte: die Herzogin Luise. Diese hohe, aber in ihren Formen nicht leichte Frau (Knebel's Schwester pflegte zu sagen: „Sie ist gewiß aus einem großen Haus, sie sieht so stolz und unzufrieden aus"), litt unter der lärmenden Geselligkeit: „sie leuchtete," erzählt Knebel, „gleich einem verdunkelten Stern aus der Atmosphäre hervor. Sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über Mangel an Schicklichkeit an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit." Aber — sie schwieg nicht, und der hungrige Hofadel, über die bürgerlichen Eindringlinge empört, sorgte dafür, daß jeder Streich an die große Glocke gehängt wurde. So ward Goethe durch folgenden Brief Klopstock's, 9. Mai, überrascht: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze beiseite, was wird der Erfolg sein? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben . . . Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß geschehn wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der

auch niederhalten? — Luisen's Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich.“ — Von der Antwort soll der Rath abhängen, den er Stolberg ertheilen will, zu kommen oder nicht *).

Wunderlich genug sieht der Brief aus; kaum hatten die alten Beichtväter so etwas gewagt. Wenn man sich aber an die sprichwörtliche Hundedemuth gegen die Fürsten erinnert, so hat so ein Versuch doch seine Verdienste. — Die beste Freundin Goethe's, Frau v. Stein, schreibt 10. Mai an Zimmermann: „Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr qu'il y va de bonne intention; cependant trop de jeunesse et peu d'expérience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici, notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hasardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.“ — In Folge dessen ließ es auch Zimmermann an Warnungen nicht fehlen.

Was aber konnte Goethe antworten? Nicht wohl etwas anderes, als was er wirklich antwortete, 21. Mai: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz über bliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und, will's Gott, besser, als er uns gesehn hat.“

Diese Störung greift auch von anderer Seite in sein Herz ein. Drei Tage vor dieser Antwort schrieb er — für Gustchen in sein Tagebuch, aus seinem Garten: „Da laß ich mir von den Vögeln etwas vorsingen und

*) Claudius war 1. April mit Sprickmann (geb. zu Münster 7. Sept. 1749, dann Rath daselbst, Dichter des Lustspiels „Die natürliche Tochter“ 1774, später des Trauerspiels „Eulalia“), der, durch Möser empfohlen, sich dem Göttinger Bunde anschloß, über Hannover, wo er Hölty besuchte, und nach einem achttägigen Aufenthalt bei Herder mit seiner Frau nach Darmstadt abgereist, wo er 29. April seine förmliche Bestallung empfing.

zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder . . . Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da soviel tausend Empfindungen das schwankende Herz bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch alle die Schulen durchgehn läßt — es hat gewiß vor (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen; und jetzt noch sehe ich Alles als Vorbereitung an) — ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. — Es ist eine herrliche Empfindung, da haußen im Feld allein zu sitzen. Alles ist so still: ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

Stolberg kam nicht, er nahm die Stelle eines eutinischen Gesandten in Kopenhagen an, und es mußte Goethe um so mehr verdrießen, als der Bescheid sich bis in den August verzog. „Sie haben," schrieb Klopstock, „den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war." Ueber diesen Zerwürfnissen schlief auch der Briefwechsel mit Gustchen ein: ohnehin bedurfte das Verhältniß zu Fr. v. Stein (in den Liedern heißt sie Lida) einer solchen Ergänzung nicht.

Inzwischen hatte sich Goethe gebunden. 11. Juni 1776 erhielt er seine förmliche Anstellung als Geh. Legationsrath, mit 1200 Thlr. und Sitz und Stimme im Conseil. Dabei blieb ihm volle Freiheit zu gehn, sobald er wollte. An seine Eltern wurde geschrieben: „Nie würde der Herzog darauf verfallen sein, Goethe einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen. Er weiß zu gut, daß alle andern unter seinem Werth sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machen." — Hier Einiges aus den Briefen an Lida.

Jan. 1776. — „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen, will dich ungeplagt lassen. Du begreifst nicht, wie lieb ich dich habe." „Mich verdrießt doch auch, daß ich dich so lieb habe, und just dich!" — Febr. „Ich bin voll Danks gegen dich Engel des Himmels. Ich muß dir's sagen, du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe in's Herz gab, die mich glücklich macht. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — nein ich will brav sein. Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände." „Du wirst mir die Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit meiner Unruhe und Liebe im Grabe enden." — März. „Du einzigs Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe! und du Einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich! Wie glücklich müßte ich da sein — oder wie unglück-

lich!" — „All' meine Thorheit und all' mein Witz sind Gott weiß wohin! Geduld, liebe Frau! ach und ein bischen Wärme! Es verschlägt Sie ja nichts — doch ich habe mich nicht zu beklagen. Sie sind so lieb als Sie sein dürfen." „Lassen Sie's gut sein; weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben als für eine andere." — April. „Warum mich betrügen und dich plagen? Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Ich sehe dich künftig wie man Sterne sieht." „Adieu, liebe Schwester! weil's doch so sein soll." „Da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, so mag's denn so hingehn! — Mai. „Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe, auch das gestört! Und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir was sein sollst!" „Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache! Ich will's künftig suchen allein zu tragen." — Juni. „Sie sind lieb, daß Sie mir Alles gesagt haben. Man soll sich Alles sagen, wenn man sich liebt." „Ich hab Sie viel lieber seit neulich, viel theurer und werther ist mir deine Gutheit zu mir, aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gern wegschlüpft, über das man sich so gern verblendet." — 9. Juli. „Gestern Nachts liege ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist! kehre mich um und schlafe fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht."

24. Juni war auch Klinger angekommen, und wohnte mit Lenz in einem Hause; seinen Empfang beschreibt er einem Züricher Freunde: „Ich lag an Goethe's Halse, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm: Toller Junge! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! — Wieland*) ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehn. — Hier sind die Götter! hier ist der Sitz des Großen! Glaub von Allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen, simpeln Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen."

---

*) 13. Mai 1776 hatte Wieland an Merck geschrieben: „Euerm Klinger sollte nun, dächt' ich, nachgerade doch auch ein Wort der kritischen Ermahnung an's Herz gelegt werden, oder wollt ihr ihn lieber noch forttollen lassen? Das ist nun auch wieder einer von den Leuten, die aus ihren Materialien nichts machen können."

Aber die alten Beziehungen wollten sich doch nicht wieder knüpfen. „Vor einigen Monaten," schreibt Lenz 9. Juni an Herder, „war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiscenzen fähig." Und Goethe an Wieland, 24. Juli: „Lenz wird endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich als er sein kann. Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstund, und ich's nicht erklären konnte noch mochte."

Goethe schrieb das aus Ilmenau, wohin er den Herzog 18. Juli begleitet hatte, um die dortigen Bergwerke zu untersuchen: während der Fürst jagte, trieb der Dichter Landschaftsmalerei. Es war ein inniges Aneinanderschließen der beiden. „Hab mich immer lieb," schreibt Goethe an Merck, „glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehn gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehn unsern eignen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns." Und „an das Schicksal" dichtet er 3. Aug.: „Was weiß ich, was mir hier gefällt, in dieser engen kleinen Welt mit leisem Zauberband mich hält! Mein Carl und ich vergessen hier, wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet; und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir zu neuen Scenen vorbereitet. Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl, daß ohne dich wir nur vergebens sinnen, durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl voreilig dir niemals was abgewinnen. Du hast für uns das rechte Maß getroffen, in reine Dumpfheit uns gehüllt, daß wir, von Lebenskraft erfüllt, in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen." — 24. Aug. waren sie wieder in Weimar; an demselben Tage rühmt Wieland gegen Merck, wie „lieb und brav und fest und männlich" sich Goethe benehme. — „Ueber Carl und Luise," schreibt Goethe an Lavater, „sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte." Und wenn die Freunde zagten, wie das Alles enden solle, schildert er (11. Sept.) mit Selbstgefühl, wie er im Sturm männlich am Steuer stehe: „Mit dem Schiffe spielen Wind und Welle, Wind und Welle nicht mit seinem Herzen. Herrschend blickt er in die grimme Tiefe, und vertrauet, landend oder scheiternd, seinen Göttern."

Seit Anfang Sept. 1776 war Lenz in Kochberg bei Fr. v. Stein,

mit der er Englisch trieb. „Er soll Sie sehen," schreibt ihr Goethe, als er ihn anmeldet, „und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide. Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte. Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet, nur Geduld zu haben, nur ihn in seinem Wesen zu lassen;" und gleichzeitig an Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug was er will. Er hat Sublimiora gefertigt, kleine Schnitzel. — Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwört mit uns und er wird sich herausschwören." Gleichfalls 9. Sept. schreibt Wieland über Lenz: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! so ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebliger Blick! und der ganze Mensch so befangen, so liebevoll! Wir lieben ihn Alle wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden."

Lenz' Gedichte aus dieser Zeit athmen durchweg die Leidenschaft zu einer Dame aus hohem Stande. Sie strahlt im Lichterglanz und Juwelen: „und denkest nicht, daß hier in Nacht ein ausgeweintes Auge wacht, das überall, wohin es flieht, kein Mittel mich zu retten sieht... Fern und verachtet und mißkannt, wo Niemand weiß, wer mich verbannt, ach wie so glücklich ist der Mann, der dir zu Füßen sterben kann!" — „Verzeih den Kranz, den eines Wilden Hand um dein geheiligt Bildniß wand, hier, wo er unbekannt der Welt, in dunkeln Wäldern, die ihn schützen, im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt, und wenn er davor niederfällt, die Götter selbst auf ihren Flammensitzen für eifersüchtig hält." Aber die Götter spotten nur des armen Tantalus, der, im Bewußtsein, die Königin der Götter zu lieben, närrische Grimassen schneidet, der statt seiner hohen Geliebten nur eine Wolke anbetet, und den Amor spöttisch tröstet: „ein echter Liebhaber muß eigentlich nichts thun, als den Göttern zur Farce dienen." In einem „Dramolet auf dem Olymp" hat Lenz diesen schaurigen Gedanken ausgeführt. Gleichzeitig erschien: „Petrarch, ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen": der traurige Dichter stirbt, gerädert von dem Wagen seiner Geliebten. Am ausführlichsten werden seine phantastischen Herzenserlebnisse in einem Roman in Briefen geschildert, der unter dem Titel: „der Waldbruder, ein Pendant zu Werther's Leiden", später in Schiller's Horen erschien. Herz, des Dichters Ebenbild wird durch Frl. Schatouilleuse in seiner Leidenschaft geäfft und unglücklich gemacht. Ihm steht ein gewisser Rothe gegenüber: „Ich lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen als glücklich wie ein König... Ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen weiß.. Selbst die heftigste

Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, aber sie verfällt in's Abgeschmackte ... Mein Epicuräismus führt doch weiter als dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinnsten ... Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unterweg zu schleichen weiß. Denk was für ein Aufwand von Reizungen bei all den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders weil ich zum Voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen, und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen." Kann man zweifeln, wem das gilt? — Noch bedenklicher ist eine in der ersten Hälfte des Jahres gedruckte Tragödie: „Die Freunde machen den Philosophen", die Schröder wunderlicher Weise für sein Lieblingsstück erklärte. Strephon, oder Lenz oder Herz oder Tantalus, führt wie der spätere Roquairol ein Stück im Stücke auf, in dem er seine eigne Herzensgeschichte erzählt. Dame Seraphine, seine hohe Geliebte, ist bereit, einem armen Marquis ihre Hand zu geben, „um so ihrer Liebe einen Beschützer zu erkaufen;" da aber Strephon dagegen ist, heirathet sie einen Don Prado, der vornehm ist und sie wirklich liebt; sie erklärt ihm in der Hochzeitnacht, sie liebe einen andern, und er erwidert: „Die Flamme, die für dich in diesem Herzen brennt, ist viel zu rein, als daß ihr ältere Verbindungen, die du getroffen hast, nicht heilig sein sollten ... Ich will den Namen eurer Heirath tragen!" — —

Und um die nämliche Zeit mußte Goethe's „Stella" über die Bretter gehn, die eine unheimliche Aehnlichkeit mit Strephon zeigt; die in der ersten Ausgabe bekanntlich mit einer allerseits zugestandenen Bigamie fröhlich endigt. Wenn man bedenkt, daß eben damals Bürger's Doppelehe wirklich stattfand, so wird man den Eifer wohlmeinender Moralisten doch begreifen. Nicolai, der das Stück schon Dec. 1775 las, schrieb an Merck: „ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, beide würden verabschiedet haben. Aber — ich bin wohl kein Liebender!"*) — In Berlin wurde Stella mit ungeheurem Beifall gespielt, verschiedne Zeitungen stellten es noch über den Werther; Herder, Wieland, Zimmermann waren begeistert. Von den Kanzeln predigte man dagegen, in Hamburg setzte man April 1776 durch, die Aufführung zu verbieten. Einen eignen Eindruck machte das Stück auf Jacobi.

*) „Wenn es Goethe einfallen sollte," sagt Nicolai in demselben Brief, „mit mir zu spielen wie mit Wieland, so dürfte es ihn gereuen; denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden wollte."

Das Octoberheft der Iris 1775 hatte den Anfang von „Allwill's Papieren" gebracht. Wieland gerieth sehr in Bewunderung; er wußte nicht, ob er sie Goethe oder Heinse zuschreiben sollte, und war nicht wenig betroffen, als sich F. H. Jacobi als Verfasser meldete: er prophezeite laut, Jacobi werde ihn auch als Dichter bald überragen. Auch Goethe war sehr zufrieden: schon bei ihrer ersten Zusammenkunft hatte er ihn ermahnt, das unfruchtbare Feld der Speculation zu verlassen und poetisch zu schaffen, und als Jacobi sich willig zeigte: „Mir ist ganz wohl, euch zu sehen in freier Gotteswelt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung guten Vorbedeutens, daß du dich muthig entreißen wirst der papiernen Festung der Speculation." — Jacobi's Talent lag aber ausschließlich in der Reflexion über seine eignen Empfindungen, und da ihm nun das Modell der Wertherbriefe vorlag, setzte er sich sofort hin und begann Allwill's Papiere. Es sind Briefe theils im eignen Sinn, theils im Ton seiner nächsten Umgebungen. Zu dem einen idealen Portrait mußte ihm seine Frau sitzen: er holte sie einige Male dazu ausdrücklich an seinen Schreibtisch. Wichtiger ist ein weiblicher Werther, die junge Wittwe Sylli: sie ist, zum Theil durch zersetzenden Verstand, mit der Welt zerfallen, sieht Jedermanns Hand wider sich, hat eine große Sehnsucht nach Liebe, und wird von allen Betheiligten als erhabnes Weib angeschwärmt. „Als ich Sylli's Brief schrieb," erklärt Jacobi später der Freundin Sophie, „befand ich mich in einer Situation, wo mir Alles, was sie sagte, geradewegs aus dem Herzen kam:" — eigen genug, daß er seine Empfindungen einer Frau in den Mund legt! — Die Hauptsache aber ist der Held Allwill, der Goethe's Maske trägt: er ist 25 J. 3 M. 4 T. alt; Heinse's u. s. w. Aeußerungen über Goethe werden auf ihn angewandt; Briefstellen aus Goethe in die seinigen verwebt; das Detail seiner Gewohnheiten ist wiedergegeben. Freilich müssen dann auch Faust, Werther, Clavigo, Weißlingen, Crugantino, Fernando u. s. w. ihre zweifelhaften Farben leihen.

Es war das ursprünglich nicht in schlimmer Absicht geschehen. Jacobi hatte sich aus dem Druck einer ängstlichen Erziehung frei gemacht, und wollte nun ursprünglich den wahrhaft freien Menschen schildern, der ohne Rücksicht auf Sitte und Gesetz nach souveränen Eingebungen seiner Natur groß und edel handelt. Wenn er sich hinter Goethe zurückzog, von dessen Einfluß er auf seinen noch schwankenden Charakter Befestigung hoffte, so war das ursprünglich Bescheidenheit; daß er seit längerer Zeit ähnlich fühlte, zeigt der Brief an Wieland S. 502, Anm. — Dieser Individualismus wurde durch Goethe bestärkt, dem Jacobi 6. Nov. 1774 verspricht zu erzählen: „in was für Fesseln man mir von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie

man Alles angewendet, meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Anlage gewahrt, und drum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eignen Herzens horche ich: diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehn, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend." — Allwill ist also ursprünglich, was Jacobi zu sein wünschte.

Die Anlage der Charaktere ist vortrefflich, aber Jacobi hatte nicht das Talent, sie in Handlungen durchzuführen: er konnte nichts, als ihre Empfindungen und Gedanken, um doch den Dialog zu erhalten, einseitig steigern. — Die Fortsetzungen des Allwill erschienen im April-, Juli- und Decemberheft des Mercur 1776. Wieland's Wärme blieb sich immer gleich; er tadelte den Dichter freilich, daß er seine Schöpfung, die für die Ewigkeit sein könne, in einzelne Fragmente zerbröckele; nur einmal, Juli 1776, wurde er wild, als Allwill einen gar zu verwegenen Kraftgeniebrief schrieb, und hatte schon vor, Einwendungen dagegen aufzunehmen und den Uebermuth des Helden zurechtzuweisen. Er bemerkte nicht, daß Jacobi's Stimmung sich mittlerweile geändert hatte, daß er sich des Unterschiedes zwischen seinem Glauben und dem Glauben Goethe's bewußt geworden war.

Schon ein Jugendbrief Allwill's wird bedenklich: „Wenn ich nun über so vieles, o! über so vieles in herbes, tiefes Trauern versank, so fuhr es mir wohl unversehens wie ein giftiger Pfeil durch die Brust: was soll deine Reue, dein Klagen! es ist nur Hohn damit! Ein unbezwinglicher Leichtsinn, eine verruchte Achtlosigkeit liegt zu tief in deiner brausenden, unaufhörlich gährenden Natur. Wer dich kennt, traut dir nicht." Und die Person, welche Jacobi's Gattin vertritt, bemerkt warnend: „Allwill ist ein recht wackerer Junge, und ich traue ihm von manchen Seiten sehr; von andern Seiten aber traue ich ihm nicht: es ist etwas von Ruchlosigkeit in ihm."

Bald enthüllt er sich denn auch weiter: „Bisher habe ich's mit Allem zu ernstlich gemeint; ich spüre, daß man dabei zu Grunde geht, und um nichts. Ich bin von Innen und von Außen in einem wunderbaren Gedränge. Etwas Ruhe habe ich wieder genossen, weil ich einige Tage her unpäßlich war. Bliebe mein Kopf so dumpf, so neblicht, wie diese Zeit über, dann säh' ich der Verwirrung ein Ende: Alles sollte bald gerichtet und geschlichtet sein. Beim Nebel fließen die Dinge so hübsch in einander; es erscheinen einem nie mehr als neben einander in einem Gliede Platz haben; keine Farbenverwirrung, Alles grau, Alles flach. Wenn mein Geist umnebelt ist, dann bin ich so verständig wie ein Schulmeister. In dergleichen Rücksichten ist mir eine solche neblichte Disposition zuweilen eine wahre Wohlthat: und je mehr ich der Sache nachdenke, desto heller leuchtet es mir ein, daß die Tugend der echten Moral

nichts anders als eine Art von Nebel ist, der alles leichtfertige Außenwesen, als da sind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenständen verhüllt und nur das solide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt."

Immer zweideutiger äußert er sich über die Frauen: „Der eigentlichen Liebe scheint das schöne Geschlecht nicht fähig zu sein; mir wenigstens ist noch kein Weib erschienen, das den Stoff dazu gehabt hätte ... Es muß eine Fülle sein, eine Seligkeit ... O daß ich dies Alles so fühlen muß! daß ich zu dem glühenden Sinn, zu dem tobenden Herzen diesen hellen unbestechlichen Geist, diese himmelanschwebende Seele erhalten mußte! — Thränen über den armen Eduard, den die Liebe zum Schönen verzehrt und der in ewiger Zerrüttung mit den Zähnen knirschen muß; der den Frieden Gottes ahnt, und verdammt ist zu täglicher Sünde!" — „Der Umgang mit dem andern Geschlecht reizt mich; die artigen Geschöpfe haben so etwas Anschmiegendes, was mir behagt. Neben ihnen stimmt allmälig das Allzuheftige in meiner Empfindungsart sich herab; sie stehlen mir Gleichmüthigkeit und Ruhe in's Herz. Kommt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu ... das bringt immer richtig meinen Satan um sein Latein; es ist so gut, als ob er in einem Weihkessel scheiterte, und ich — habe gewonnen Spiel. Eben deswegen ist es mir unerträglich, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten; ihr im Ernst zu Füßen zu liegen. Vor Jahren, ja ...! allein ich wurde ziemlich bald inne, wie es mit meinen Unsterblichen beschaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schicksals auch zu dem meinigen zu machen. — Ich habe nichts dagegen, daß es Clarissen u. s. w. überall giebt: aber, nur keinen zu großen Lärm davon! Diese erhabnen Einbildungen sind Schuld, daß soviele Menschen verächtlich von den Weibern denken, die Gott gemacht hat; von Weibern für diese Erde. Sie klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten ...; da doch die guten Geschöpfe meist nicht einmal wissen, was das für Dinge sind. Lassen wir sie, wie die Natur sie beliebt hat, ohne sie zu Engeln martern und versuchen zu wollen; alsdann werden sie uns gern lieben, mit soviel Innigkeit, Festigkeit und Großmuth, als ihre lieben Seelchen nur vermögen." — „Daß ich immer eine oder die andere Prinzessin, welche mich ihrer vollkommenen Hochachtung würdigt, ausnehmend verehre, ist natürlich in meinem Alter. Und ich komme fast immer ganz unschuldig dazu, stifte auch überall mehr Gutes als Böses. Einen Anschlag auf irgend ein weibliches Geschöpf zu machen, um es zu verführen, ist von jeher so fern von mir gewesen, daß ich einen Menschen, der dazu fähig ist, nicht ohne Haß und Ekel ansehen kann. Daß aber eine freundschaftliche Verbindung so warm und innig werde, daß sie ferner kein Maß und Ziel mehr wisse — wer könnte das Herz haben, sich davor zu hüten!"

„Das verkehrte Hoffen und Erwarten von mir ist mir unerträglicher als Verachtung und Haß. Ich will durchaus nicht die Vollkommenheit eines Andern sein. Bin ich einmal todt, so mögen sie mich selig sprechen oder gar canonisiren, und dem Teufel, der es nicht leiden will, die Hölle so heiß machen als sie Lust haben. Aber solange ich lebe, sollen sie ihn nicht tückischer gegen mich machen als er schon ist. Mir ekelt gar zu sehr, wenn ich mich als so ein Bildchen sittlicher Heiligkeit, das ich werden soll, betrachte.“ Und so geht er denn zuletzt ganz frei heraus: „Ein feuriger, geistvoller Jüngling, der ein Epictet sein will, muß schlechterdings dabei zum Schelme werden. Wie kann er alles Schöne mit Entzücken lieben und nie irre gehn? wie kann er schon wissen, was jene Freude zur Thorheit macht? euch euern Ueberdruß, euern Ekel, eure Mattigkeit nachfühlen, lieben Graubärte? In seinem Kopf muß eure Vernunft zum ärgsten Unverstand werden; höchstens kann sie durch Schreckbilder einige Schwermuth in seine Einbildungskraft staffiren. — Um die Lehren eurer klugen Weisheit zu verstehn, muß die Seele sich im Zustand des Gleichgewichts befinden, müssen ihre lebhaftesten Begierden eingeschläfert sein. Hole der Henker einen solchen Zustand! Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten seine Wünsche zu verfolgen: der Herzhafte spottet des; und weiß sein Schicksal zu tragen. — Ich bin ja mehr als sonst ein Mensch gehütet worden, irgend zu wollen was ich wollte, zu empfinden was ich empfand; wurde früh genug mit Strenge angewiesen, wie ich etwas schön und gut, und nur dies Etwas so finden müsse; gefüllt bis obenan mit erkünsteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhängender Begriffe; hingewiesen, hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz. — Dennoch behielt wahres Leben in mir die Oberhand. Mich rettete mein eignes Herz. Darum will ich ferner ihm gehorchen und mein Ohr nach seiner Stimme neigen. — Was ist zuverlässiger als das Herz des edel Gebornen? — Nimm alle Sittenlehren zusammen und versuche streng nach ihren Vorschriften zu wandeln: wenn du wahres Gefühl von Schönheit und Vortrefflichkeit hast, auf wieviel Ausnahmen wirst du stoßen? Willst du nun aus Furcht, zu irren, keine solche Ausnahme gelten lassen: wie muß da nicht endlich dein Herz und Verstand sich verstocken, dein Geist zu jedem freien Bestreben unfähig werden? . . . Hochweise Herrn! meine gesunden Sinne gingen bei eurer Krankendiät zu Schanden. Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmal: aber die freie Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt . . . Es weht durch alle Empfin-

dungen der lebendige Athem der Natur. Laß ihn wehen! — Ja fallen werde ich noch oft, aber auch ebenso oft wieder aufstehn und glücklicher fortwandeln. — Es ist ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Religion und auswendig gelernte Moral ... Daher bei den Menschen unsrer Zeit der beständige Widerspruch zwischen Handlungen und Grundsätzen; daher die Irrungen selbst in dem System der Grundsätze. Was für Meinungen, was für Entschlüsse werden in unserer Kindheit nicht in unsere Köpfe geschraubt, was für Gesinnungen nicht hineingedämmert? Und wenn wir Arme dann hinausgestoßen werden in die Welt, welch' gegenseitiges Mißtrauen zwischen Herz und Geist! — O schlage du nur fort, mein Herz, muthig und frei! dich wird die Göttin der Liebe, es werden die Huldinnen alle dich beschirmen: denn du ließest alle, alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertrautest unumschränkt der allgütigen Mutter, schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmal von neuem dich ganz, strömtest hin in verdachtlosem Entzücken: lerntest, empfingest von ihr, zu geben und zu nehmen wie sie selbst."

Als Wieland gegen solche Ketzereien eiferte, übersah er, daß mittlerweile in Jacobi's Denken eine große Umwandlung eingetreten war, und daß er nicht mehr als Allwill, sondern gegen die Allwills schrieb. Das Glaubensbekenntniß, in welches er ursprünglich sein eigenes und Goethe's gemeinsam aufstellte, wurde nun für ihn zu einem Ausdruck vollendeter Ruchlosigkeit. — Die verlassene Geliebte, der Allwill jenen Brief schrieb, spricht es zuerst aus: „Es kann nicht anders sein, die unbesonnene Heftigkeit, womit Sie überall sich anwerfen, so vielfach sich zertrennen, muß die ungereimteste Verwirrung in Ihrem Wesen verursachen, der gänzlichen Zerrüttung es immer näher bringen. Alle Hände voll, wollen Sie noch immer mehr greifen, und können dann weder fassen noch halten. Ueberdem soll sich jeder Gegenstand des Genusses Ihnen noch in jedem andern Gegenstand vervielfältigen. Die leichtfertige Dirne soll die hohen Reize, die Tugenden, die Liebe eines frommen Mädchens; das fromme Mädchen die schnöden Annehmlichkeiten, die ganze Thorheit der leichtfertigen Dirne besitzen; und wenn dergleichen sich nicht findet, dann ist es eine Noth, ein Jammer, daß man zweifelt, ob auch wohl diese Welt einen Gott zum Urheber haben könne. — Und das heißt eines Sinns sein mit der Natur! Sie, der immerwährend die echtesten Bande der Natur auflöst; wahre, reine Verhältnisse zerstört, um erträumte, chimärische an die Stelle zu setzen — dann sich abarbeitet, alle Schwarzkünsteleien zu Hülfe nimmt, um den wankenden Schatten zu befestigen; und da nichtsdestoweniger die Sonne ihn verrückt, dem Segenswandel der Sonne flucht — Sie eines Sinnes mit der Natur?! — Wenn ich nur etwas wüßte, was der Natur mehr entgegen wäre als jene Unmäßigkeit, welche alle Bedürfnisse

ervielfältigt und unendlichen Mangel schafft, mit seinen unendlichen Nöthen, lngst, Schmerz, Gewaltthätigkeit, Betrug, Arglist und Tücke. — Was die Belt so verderbt, daß wir sie böse nennen müssen, ist nur jene Unenügsamkeit, jenes blinde Ringen, zu widernatürlichen Bedürfnissen wideratürliche Mittel zu finden. — Könnte ich nur jedes liebe unschuldige Beschöpf aus deinem Bann entfernen! — Gutes Mädchen, das sage ich icht, daß er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiß, mit mehr Wahreit vielleicht als kein anderer Mensch dich lieben könnte; liebt gerade lles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worin deine gutgeschaffene Seele ihre angemessenste Thätigkeit, ihre eigenste Wonne fühlt. Nicht wahr? as fühlst du, das sichert dich, daß er dich innig liebt, wie du dich selbst, ind wie du ihn liebst; und du hast Recht, so an ihn zu glauben; dein ist eine ganze Liebe. Aber, armes Kind! Allwill liebt nie anders; er ist immer einem Gegenstand ganz; morgen vielleicht dem Ehrgeiz, einer Kunst, vielleicht iner neuen Geliebten. Sieh, dieser Allwill — der Unglückliche! muß unstät ind flüchtig sein; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt."

Correcter entwickelt Sylli, die sich auf die Sache versteht, seinen Charakter. Zuerst: „An diesem Allwill in eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finen ... er macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Mensch mag wohl abei ein wackerer Junge sein und es mit andern gewöhnlich besser meinen ls mit sich selbst: aber dadurch wird er nur gefährlicher; das giebt ihm die ffene unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man ihm die Hand on Ferne reicht, sich ihm anschlingt. Erst hintennach wird man gewahr, as er für unsichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handeln ist, wie ohlfeil er seine Haut bietet, und folglich die seines Genossen mit. — Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte wie Sonne m Meer. Und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur ... Clemens nennt ihn einen Besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet ei, willkürlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! Und wie täuschend a, wo er das Schöne und Gute sich aus Lust zu eigen macht!" — Dann: „Ich kenne diese Menschengattung aus dem Grunde ... Schon die vorzüglichen Anlagen, die bei ihr vorausgesetzt werden müssen, führen die Gefahr es Mißbrauchs mit sich. Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet! Jedes Uebermaß von Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung. Hierzu kommt bei den Allwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben ine besonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affects ind eine ungemeine Energie der Einbildungskraft zum Grunde liegt ... Man kann ohne Gefahr annehmen bei der Gattung, daß wo der hellere

Kopf ist, auch ein schwererer Grad von Ruchlosigkeit sich einstellen werde. Bei der Helle des Kopfes wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion, zur Beschauung und Wiederbeschauung, mit Hülfe des Gedächtnisses, immer schneller, mannigfaltiger, gegenseitiger, durchgreifender, umfassender: bis endlich Anschauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbstbesinnung, Geistesgegenwärtigkeit und innern Sammlung, welche die Helden dieser Gattung selbst in der ärgsten Beklemmung der Leidenschaft nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verschlungen werden, und für sich keine Gewalt und natürlichen Rechte mehr haben. Der ganze Mensch, seinem sittlichen Theil nach, ist Poesie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert und keine ehrliche Faser an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieses Zustandes ist ein eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft und ein Quietismus der Unsittlichkeit. — Jede leidenschaftliche Bewegung ist ihrer Natur nach eigensüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindsamere Mensch als solcher auch der eigensüchtigere ist. Nicht, daß er es wollte; im Gegentheil, er möchte gern sich aufopfern; aber er kann nicht, weil er so über alle Maßen zuerst von sich selbst gerührt ist . . . Weil die Allwille sich selbst äußerlich nicht schonen, Größe und in manchen Fällen Edelmuth beweisen, auch, solange sie nicht ganz verdorben sind, die schönsten Regungen der Seele häufig blicken lassen, ja durch sie nicht selten auch geleitet werden, so kann man sie weder ganz verachten noch beständig hassen. Und dies eben macht sie so gefährlich. Denn ihre Eigensucht ist hart und grausam wie keine andere. Einer eigentlichen Verläugnung sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen ist so gut als todt."

Nun male man sich Goethe's Empfindungen aus, wenn er diese und ähnliche Expectorationen las, aus denen ihm wie aus einem Zerrspiegel sein eigener Charakter entgegentrat! Daß er nie auch nur das leiseste Wort darüber äußerte; auch da nicht, wo es zu seiner Vertheidigung sehr angebracht gewesen wäre, das lag tief in seinem Charakter; er schwieg stets, wo ihn etwas ernsthaft kränkte. Daß er aber im Stillen einen tiefen Groll gegen Jacobi hegte, wird man ebenso begreiflich finden, als daß dieser Groll in einem Augenblick zum Ausbruch kam, wo Niemand die Ursache errathen konnte. Nicht, als sei es Jacobi's Absicht gewesen, in diesem ruchlosen Menschen Goethe zu schildern; er glaubte eine freie Schöpfung zu geben, da aber seine Phantasie nicht eigentlich productiv war, so wurde ein karrikirtes Portrait daraus.

Allwill's Papiere drehen sich um die Frage: Soll der Mensch nach Grundsätzen handeln, gleichviel ob überlieferten oder selbstgebildeten, oder nach

dem Herzen und dem Instinct? Man fühlt sich jeden Augenblick versucht, einzugreifen und auf einen Umstand aufmerksam zu machen, auf den keiner der Sprechenden verfällt, daß nämlich die Grundsätze als solche nur für die Lehrjahre ausreichen, daß aber, sobald diese vollendet sind, aus den Grundsätzen Gesinnung, Instinct, Natur werden muß. Jene Fragen können einen Jüngling wohl beschäftigen; wenn aber ein Mann mit ihnen noch nicht in's Reine gekommen ist, so wird sein Charakter überhaupt nie fertig werden. — Allwill's Maxime wäre zweckmäßig, wenn man nur eine Stimme der Natur in seinem Innern vernähme; es machen sich aber verschiedene geltend, so daß die Nothwendigkeit einer Auswahl vorhanden ist: und die Maxime, unter diesen Stimmen immer derjenigen zu folgen, die am natürlichsten klingt, ist keineswegs eine Stimme der Natur, sondern eine Maxime, deren Werth oder Unwerth man näher zu untersuchen hat.

Vielleicht noch schlimmer als bei diesen Anfechtungen wurde Goethe zu Muth, wenn er die echte Nachkommenschaft seines Werther vor sich sah. — Miller in Ulm — der vom Göttinger Bunde — rückte mit einer ganzen Sammlung von Empfindsamkeiten auf den Markt: „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, aus den Briefen zweier Liebenden", d. h. Unterredungen zweier edler Seelen, die leider im Augenblick der Vereinigung der Tod trennt, über ihre Herzensangelegenheiten; „Briefwechsel dreier akademischer Freunde", worin Miller zu Voß' äußerstem Verdruß Göttinger Geschichten aufwärmte; „Predigten für das Landvolk", endlich „Siegwart, eine Klostergeschichte" — das Alles Mitte 1776. Das überspannte Buch wurde noch populärer als der „Werther", obgleich die alten Bundesbrüder, namentlich Voß, sehr ungehalten waren *). Sophie schmachtet für Siegwart, bescheidet sich aber, in ihm einen reinen, ihr ewig unerreichbaren Heiligen anzubeten; Siegwart schmachtet für Marianne, diese wird in's Kloster gesteckt, er will sie befreien, sie stirbt vor Gram — scheinbar; er geht aus Verzweiflung in's Kloster, eine Nonne ruft ihn als Beichtiger, es ist Marianne, die nun wirklich stirbt. Er stirbt auch auf ihrem Grabe. Es sterben noch andere. Daneben viel Gellert'sche Moral, Tugend und unerträgliche Gefühlsverhimmelei; auch Satire gegen die Roheiten des Junkerthums. — Eine ganze Zahl von Klostergeschichten erwuchs auf diesem

*) „Du weißt," schreibt Voß an einen Freund, „wie Miller sich allenthalben verbrannt hat. Ich möchte das Mädchen nicht sein, dem solch ein versengtes Herz zu Theil wird, denn ich glaube doch, es kommen Tage, wo die Erinnerung jener Liebeleien martert . . . Er ersäuft das Gute, das ihm sein Genius beschert, in einem Strom von wässrigen Geschwätzen." — Voß dichtete damals: „Sagt mir an, was schmunzelt ihr? schiebt ihr's auf das Kirmeßbier, daß ich so vor Freuden krähe und auf einem Bein mich drehe?" und das allerliebste: „Bald soll die Hochzeit sein!"

Sumpfboden. — Auch der nüchterne Zachariä schrieb im Zeitgeschmack „Taiti oder die glückselige Insel", worin die Civilisation angeklagt wurde, die Sitten verderbt zu haben. — Solche Anklagen der Empfindsamkeit richteten sich dann auch gegen das öffentliche Leben: „Unsere neuern Staatsverfassungen," schreibt Heinse an Gleim 15. Febr. 1776, „sind alle außer der Natur, und die Quellen und Bäche der ersten Schöpfung Gottes sind zu stillen todten Seen geworden . . . Wenn ich nicht als ein Kind des Verderbens ohne weitere Ueberlegung in die weite Welt gen Süden laufen soll, stehn Sie bei Ihrem Sohn, in dieser unheilbaren Krankheit . . . Geschrieben an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser räthselhaften unbegreiflichen Welt erblickte." — Heinse suchte sich im Anschaun der bildenden Kunst zu trösten, und schickte Aug. 1776 Berichte über die Düsseldorfer Galerie in den Mercur, in denen, mit Zustimmung des Maler Müller, Rubens verherrlicht wurde.

Am unheimlichsten mußte es Goethe sein, wenn ein leerer Vielschreiber, weil es die Mode so mit sich brachte, in seiner Manier sich versuchte. „Karl Ferdiner oder der Verlobte zweier Bräute" erinnert auf eine höchst bedenkliche Weise an „Stella"; der Verfasser war Dusch, den Lessing vor Jahren gegeißelt. Hier lernt man Wieland's poetische Feinheit schätzen, der in „Gandalin oder Liebe um Liebe" dasselbe Thema, aber mit ganz anderer Kraft behandelte. Der Scherz gegen die Wertherliebe war leicht, anmuthig und heiter, und die ganze Casuistik der Galanterie bleibt ohne Schlüpfrigkeit. „Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?" „Aber sollte uns Liebe nicht lieber sein als Hader und Zwist?" Fräulein Sonnemon wird von unzähligen Liebhabern umworben, die als Knechte ihrer Launen willenlos zu ihren Füßen liegen. Ritter Gandalin soll die Probe der Treue bestehn, aber keine Versuchung fliehn. Er besteht viel, aber eine verschleierte Dame nimmt ihn doch gefangen, da er unsicher ist, wen er heißer liebt. Sonnemon oder die Verschleierte, ergiebt sich schließlich, daß beide eins sind. Die Scherze gelten stets der Art von Liebe, „die tief im Eingeweid brennt und nagt, die alle Lust zu Spiel und Scherzen, die Schlaf und Eßlust euch versagt, und ohne Rast, den Pfeil im Herzen, durch Berg und Thal euch treibt und jagt, bis ihr, erschöpft von Angst und Schmerzen verblutet, lechzend, athemlos der schönen Feindin vor die Füße hinsinkt, das Köpfchen in ihren Schooß verbergt und sterbt, und glaubt wie süße der Tod euch schmecke, wenn allenfalls ihr zartes Pfötchen um Brust und Hals euch noch zur Letze freundlich krabbelt, und euer gebrochenes Herzchen wohl gar an ihrem Busen sich verzappelt!" — „Wohl mag's solche Studenten und Jungfern geben," heißt es in der Zuschrift, „die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stück Mondschein

glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heirathen wollen, und das Alles für eine besondere Tugend halten." Cynischer drückte sich Lichtenberg aus, der zu Anfang des Jahres aus London zurückkehrt und ordentlicher Professor der Physik in Göttingen geworden war. „Der Mensch ist ein solches Wunder von Seltsamkeit, daß ich überzeugt bin, es giebt Leute, die oft meinen sie glaubten etwas, und glauben's doch nicht, und Dinge einem Andern nachzumeinen und nachzufühlen glauben, die sie ihm blos nachsprechen . . . Die Frage: ist die Macht der Liebe unwiderstehlich? oder: kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehn im Stande ist? habe ich unzählige Male bejahen hören, und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen . . . Ich behaupte mit völliger Ueberzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faselei junger Leute . . . Die guten Mädchen haben die Ausdrücke Himmel auf der Welt, Seligkeit, womit manche Dichter die glückliche Liebe belegten, als ewige unwandelbare Wahrheit angesehn, da es doch nur weichliches Geschwätz junger Schwärmer ist, die weder wußten, was Himmel noch was Welt war. Die Benennungen sind nur insofern wahr, als es wahr ist, daß Mädchen Göttinnen sind. Die Griechen, nicht allein das weiseste und tapferste, sondern auch das wollüstigste Volk auf der Welt, hielten wahrlich die Mädchen nicht für Göttinnen, oder den Umgang mit ihnen für ein Paradies, oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie brauchten sie, die organisirten Fleischmassen zu zeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise und Dichter formten, und ließen sie übrigens gehn . . . Mir läuft die Galle allemal über, wenn ich unsere albernen Barden das Glück des Landmanns beneiden höre: Du willst glücklich sein wie er, und dabei ein Geck sein wie du! Arbeite wie er, und lerne dein braunes Mädchen genießen wie dein braunes Brod, von Hunger verklärt und gewürzt, so wirst du glücklich sein wie er. Nicht Adel der Seele, sondern Müßiggang ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die, ich getraue es allgemein zu behaupten, sich noch niemals einer wahrhaftig männlichen starken Seele bemächtigt hat."

Einen stärkeren, aber weniger einseitigen Gegner fand die Empfindsamkeit an Justus Möser, der den Deutschen rieth, „lieber Bären zu bleiben, als sich von einem französischen Friseur zum Affen machen zu lassen." Einmal läßt er eine schöne Seele durch ihre Kammerfrau schildern: „Ihre Zärtlichkeit geht über Alles; ihre Sinne sind so verfeinert, daß sie aus der ganzen Natur nichts wie den flüchtigsten Duft genießt. Gehe ich mit ihr Abends im Mondenschein,

so hört sie nichts als das Säuseln der Zephyre, das Gelispel der Blätter... Da singt ihr die Nachtigall so süß... daß ich oft befürchte, sie thaut mir unter den Händen weg und fließt mit dem Silberbach in die elysischen Felder.. Gott sei mir gnädig, wenn sie einmal verliebt werden sollte! In Zärtlichkeit aufgelöst, wird sie den beständigen Kreislauf in allen Adern ihres Geliebten haben wollen. So eine Empfindsamkeit, wo man immer weint, bebt, zittert, erstarrt, wo man die Natur nur zum schönen Spielwerk gebraucht, scheint mir ein Fieber der Seele zu sein... Die empfindsamen Bücher verstimmen die ganze menschliche Natur und verbreiten Schwäche durch alle Nerven. Anstatt einer wahren starken Natur entsteht eine gemachte und künstliche; eine kranke Einbildung tritt an Stelle einer richtigen Vorstellung; wo die Religion Freude und Muth gebietet, winselt das weich fließende Herzchen."

In dieser Weise spottet er stets; sobald er Ernst macht, trifft er sehr richtig den eigentlichen Grund dieser Verkehrung aller Perspectiven: die mikroskopische Beobachtung der Seele. „Auch die besten unter unsern Schriftstellern schreiben nicht mehr für das gemeine Auge; ihre Worte sind nach ihrer zu tiefen Einsicht gestimmt, und es kommt mir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrößerungsglas arbeiteten und die Dinge in einem ganz andern Lichte sähen. Die natürliche Folge ist, daß sie auch ihre Empfindungen erhöhen; ja ich kenne viele, die durch die neuentdeckten Aehnlichkeiten und Verhältnisse in dem Unendlichen der Natur in eine ganz unbegreifliche Schwärmerei versetzt werden. — Es ist gegen die Natur der Sache, unendlich kleinen Theilchen und unendlich feinen Unterschieden Größe und Farbe zu geben, daß sie ein Jeder sehn und empfinden kann. Außer dem engen Kreise der Wissenschaft verwirrt man damit nur den gesunden Menschenverstand. Die ganze Behandlung einer Sache und die Sprache wird dadurch entweder zu scharf bestimmt oder zu mannigfaltig, um sie zu seinen ordentlichen Bedürfnissen zu gebrauchen. Es geht ihr wie unsern Sinnen, wenn sie schärfer empfinden als für unsre Gesundheit und Bequemlichkeit gut ist. Das ganze Reich des Unendlichen, das für unsre Sinne versteckt liegt, ist überdem das Feld der Speculation und Systeme. Jeder legt hier sein Eignes an, bestimmt danach seine Worte oder erfindet für seine Hypothesen besondre Zeichen; und wenn die gemeine Menschensprache damit überladen wird, so entsteht daraus, wie aus einer Menge zu vielerlei Münzen, Beschwerde und Verwirrung; man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, und wird spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden; ein Mensch versteht den andern nicht mehr; und unsrer jetzigen Sprache wird es wie der ehemaligen scholastischen ergehn, die durch ihre Feinheit verunglückt ist; oder sie wird der gothischen Schnitzelei ähnlich werden, welche den Mangel der Größe ersetzen wollte."

Nicht minder geißelt Merck (im Mercur) den falschen Idealismus: „die wahre Welt, die unsere jungen Dichter umgiebt, erscheint ihnen durch kein gefärbtes Medium genug, daß sie zu ihrer Nachbildung angereizt würden; daher werfen sie sich mit Gewalt in idealische Abgründe, und malen was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat ... Bedächten sie doch einmal, daß Drama nichts Anderes ist als Fragment menschlicher Geschichte, aus Reminiscenz eigner Erfahrung mit Treue und Kunst nachgebildet, so daß jeder glaubt es zu sehen oder gesehen zu haben. Nehmen sie aber ihren Stoff aus dunkeln Träumen poetischer Begierde: wer soll ihre Figuren wieder erkennen und sagen, das ist Fleisch von meinem Fleisch!"

Nicht aus der Lectüre, sondern aus dem Leben soll der Dichter seine Menschenkenntniß schöpfen: das ist der Punkt, auf den auch Lichtenberg immer hindrängt. Um die leere Romanhaftigkeit zu hintertreiben, empfiehlt er einen Orbis pictus aus wirklichen Gestalten und läßt Chodowiecky mit seinem außerordentlichen Talent für Detailwahrheit dafür arbeiten. Leider sieht er „die Gabe, das Capital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern, und eigne Empfindungen mit den verständlichsten individualisirenden Ausdrücken zu Buch zu bringen, immer mehr erlöschen." Denn auch die Dichter, welche gegen die Empfindsamkeit kämpfen, stehn meistens außerhalb der Natur: auch sie betrachten den Roman nur als den gleichgültigen Faden, Ansichten und Meinungen zusammenzubringen, dogmatisch oder satirisch Moral zu predigen. So war es mit Hermes*), Nicolai; so mit Wezel. Der Letztere brachte den „Tobias Knaut" zu Ende, und schrieb „Belphegor, die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", mit dem Motto „Bellum omnium contra omnes!" eine wüste Sammlung scheußlicher Erfindungen nach dem Muster des Candide, aber ohne eine Spur von der Grazie dieses seltsamen Werks; die Anklage einer eitlen und neidischen Seele gegen die Welt und ihr Gesetz. Durch alle möglichen Martern, zwischen Negern, Amazonen, Wunderzwergen, immer von einer bösartigen Geliebten Akante verfolgt, windet sich der empfindsame und misanthropische Held bis zu der Apfelweinkneipe seiner Heimath durch. Der Mensch erscheint nur als der Spielball einer wüsten

*) Ueber „Sophien's Reisen", die jetzt zu Ende gingen, schreibt Merck im Mercur: „Es ist viel, daß ein Geistlicher von so mannigfaltigen Gaben sich den kleinen Bedürfnissen der Gesellschaft aufopfert, und die Moral, die sonst die Herren dieses Standes nur en gros umzusetzen gewohnt sind, durch eine so gefällige und gemeinnützige Schrift en détail in Aller Hände zu bringen sucht. Diese Absicht, sowie der unterhaltende Stil des Verfassers, die Geschwindigkeit seines Geistes . . . lassen auf seine Kanzelberedsamkeit, auf die Popularität und Gemeinnützigkeit seines Vortrags die gegründetsten vortheilhaftesten Schlüsse machen."

Macht. — Nicht minder verwildert sind zwei „Ehestandsgeschichten“: „Peter Merks“ und „die wilde Betty“; der erste begräbt sechs Weiber von verschiedenem Gehalt, die zweite betrügt ebensoviel Männer. — Dieser cynische Pragmatismus ist nur die Kehrseite der überquellenden Empfindsamkeit.

Wieland's überwiegende Neigung für psychologische Betrachtungen mußte in diesem allgemeinen Hange der Zeit willkommene Nahrung finden; auch wird die Geschwätzigkeit des Mercur immer behaglicher. Juni 1776 erschien „Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte, oder kann man ein Heuchler sein ohne es selbst zu wissen? Eine gesellschaftliche Unterhaltung.“ Der Stil erinnert ein wenig an den Sebaldus, aber es ist doch eine sehr feine psychologische Studie; offenbar hat Lavater zu dem Zerrbild gesessen, doch sind absichtlich Umstände eingefügt, die nicht passen. — Gleichzeitig behandelte Wieland die Frage: „was ist Wahrheit?“ „Das Wahrste von Allem, was jemals wahr genannt wurde, ist, daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumbilden, womit wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade soviel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.“ „Es kann von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung etwas als wahr empfunden und erkannt werden, was ein Anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.“ Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist das sicherste „das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist.“ So wird an der Sache herumgetastet, und der Sicherheit wegen allgemeine Toleranz empfohlen.

Ein sehr beliebter Stoff der Untersuchung war Schwärmerei und Enthusiasmus; darüber schreiben u. A. Heinrich Meister, Eberhard, der Lavateraner Stolz (geb. 1753); Wieland, den die Sache sehr beschäftigte, suchte erst die beiden Begriffe zu sondern: das eine sei innere Wärme der Seele, das andere ein Fieber, in dem man sieht, was nicht ist. Dann stellte er Juni 1776 im Mercur die Frage: „wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? und in welchen Schranken müßten sich die Antiplatoniker und Lucianer halten, um nützlich zu sein?“ — Es gingen sofort zwei Antworten ein, die Wieland auch in seiner Zeitschrift abdruckte.

Die eine sprach sich in der neuen Geniesprache auf das heftigste gegen die Lucianischen Geister und für den Enthusiasmus aus: „das heiße Ringen und Drängen nach einem Gegenstand, der groß und hehr dem Geiste vorschwebt, alle Kräfte, alle Sinne gefangen genommen hat — nicht ruhen,

nicht still stehn — immer fortdrängen, fortringen, bis er errungen, umfaßt, in all seiner Herrlichkeit voll Wonnegenuß verschlungen ist: — wehe dem, den keine Nerven dazu schwingen!" — „Räsonnement, das nicht aus Empfindung ausgeht, und in Empfindung zurückkehrt, ist leer, öd' und unfruchtbar." — Ebenso „eine Religion, wo Alles auf Helle des Kopfs und aufgezählten, geradbrechten Pflichten herumtreibt." — Der Witz der kaltblütigen Geister ist „ein Gespenst mit klappernden Zähnen und in der Moderhand die Pritsche." „Am meisten schaden die Herren sich selbst. Ihr Herz engt sich zusammen, ihr Auge verliert Helle und Einsicht, sieht nichts mehr wie es ist; ihre Kraft schrumpft ein, in ihrer Seele herrscht Dürre; sie schließen sich eine Quelle von Süßigkeiten, um in Mistlachen zu baden, und reiten auf Hypothesen, Unsinn, Abstractionen im Abgrund des Meeres." — Wieland machte spöttische Anmerkungen zu diesem Aufsatz; die meisten, auch Kant, Hamann und Jacobi, hielten Herder für den Verfasser; doch war es Häfeli, Schüler und Freund Lavater's.

Ein zweiter Aufsatz erschien in der Form eines Sendschreibens an Lenz, der ermahnt wurde, seinem Genius zu folgen, und sich durch die Regeln der Vernunftmenschen nicht irre machen zu lassen: „Nein ich kann dir's nicht sagen, wie mir wurde, als ich den kalten Unmenschen Aristoteles die Regeln drechseln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, worauf die Unsterblichen zu meiner Seele gedrungen waren." — „Was liegt euch daran, wenn Lavater den Himmel herunterbeten will? Ist es euch nicht lieber, als wenn er euch die Kraft zum Beten nähme?" „Der Spötter sieht nichts rein, der Enthusiast Alles; den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht. Der Spötter kann Menschenkenntniß haben, der Enthusiast hat Engelsgefühl." „Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerei ist ein sanfterer Sitz als die Gleichgültigkeit." — Der Verfasser war Schlosser, Goethe's Schwager, der um diese Zeit mit Lavater, Pfenninger u. s. w. persönlich sehr viel verkehrte: „ein herrlicher Mann," schreibt Lavater an Herder, „bei aller Kälte; soviel Welt und Religion!"

Ein Dritter — der aber seine Arbeit in sein Pult verschloß — wies nach, daß der Fragesteller sich selber nicht verstanden habe; daß Philosophiren nicht anders geschehen könne, als kaltblütig; daß dem kaltblütigen Philosophen keine Menschengattung so fremd sei, als die Lucianischen Spötter; kein Gegenstand so bedeutend und lehrreich als der Enthusiasmus, eigner und fremder, Enthusiasmus der Darstellung und Enthusiasmus der Empfindung; daß die Schwärmerei, d. h. die Neigung, Schwarm zu machen, bei Lucianischen Geistern ebenso vorkomme als bei Enthusiasten, und daß der kaltblütige Philosoph mit ihr nichts Anderes zu thun habe, als sie gelegentlich im natürlichen

Gang seines Denkens zu zertreten. — Es war Lessing, den wir längere Zeit aus den Augen verloren haben.

Es war Lessing endlich gelungen, der drückenden Enge seines Aufenthalts zeitweilig durch eine Reise zu entfliehn. „Ja wohl meine Liebe!" hatte er 10. Jan. 1775 an Eva geschrieben, „würde ich selbst nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie schreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurück erinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geschleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben sehr unangenehme Nachricht von mir geben können, so würde ich gerade während des Fiebers die beste Zeit gehabt haben es zu thun. Aber Ihnen den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten ... Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie; aber wirklich, man muß selbst so gut sein als Sie, wenn das Schlimmste endlich doch nur ein Traum gewesen sein soll ... Sie wollen es selbst nicht, daß ich es Ihnen mit Worten viel betheuern soll, wie sehr ich mich freuen werde, Sie wieder zu sehn. Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesünder als ich leider vermuthen darf Sie zu finden: ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich schon, daß ich sehe, all mein Kummer, all meine Bemühung mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll!" Und an seinen Bruder: „Ich befinde mich seit 14 T. in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß; wenn ich hier nicht im Schlamm ersticken soll." — Er beschloß eine Reise nach Wien.

9. Febr. 1775 reiste Lessing aus Wolfenbüttel ab, zunächst nach Leipzig*). Den alten Freund Weiße fand er ganz in seinen „Kinderfreund" vertieft. „Lessing," schreibt dieser, „ist täglich bei mir gewesen und hat mir viele Beweise seiner alten Freundschaft gegeben, so weit diese bei ihm gehn kann, denn an's Herz geht sie nicht leicht. Im höchsten Vertrauen hat er

*) Crusius starb 18. Oct. 1775, 60 J. alt, als erster Professor der Theologie.

mir gesagt, daß ihn sein unruhiger Geist bald wieder von Wolfenbüttel wegtreiben werde; wohin? das weiß er nicht. Wahrhaftig tauschte ich doch meine Unwissenheit mit meinem Phlegma, das sich ein Bischen Brot in Ruhe lobt, nicht um all' die unruhige Weisheit." Was sie über Literatur geredet, ist schon berichtet. — Neben Weiße besuchte Lessing hauptsächlich Frau Ernestine Reiske, die ihren Mann 14. Aug. 1774 verloren, und seine hinterlassenen orientalischen Manuscripte ihm anvertraut hatte. Reiske hatte ein verkümmertes Schullehrerleben geführt, in Noth und Sorge selbst in Elend. Ernestine hatte ihre Liebe auf Lessing geworfen, und drückte sich noch im Lauf der nächsten Jahre ziemlich lebhaft darüber aus: „Mir machen die Liebesgrillen den Kopf zuweilen schwindlig." „Nur der Eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde. Und der Eine ist entfernt." „Wenn Sie beten, so schicken Sie einen frommen Seufzer auch für mich zu Gott, daß er mein Herz bald zur Ruhe bringen möge; wenn es in dieser Welt nicht möglich ist, doch im Grabe."

Von da ging Lessing nach Berlin, wo er sich 14 T. bei seinem Bruder aufhielt, und mit Ramler, Moses, Nicolai verkehrte. Sulzer war abwesend, auf einer Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich (auf der Rückreise 2. Sept. 1775 besuchte er Goethe); er wurde in seiner Abwesenheit zum Director der philosophischen Abtheilung der Akademie ernannt. — In Dresden klagte Lessing gegen Brandes über die Verwilderung des Theaters durch die Genies, und unterhandelte mit dem Bibliothekar Daßdorf über eine neue Ausgabe Winckelmann's. 28. März reiste er nach Prag ab, und kam drei Tage darauf in Wien an, wo er von Eva mit unbeschreiblichem Entzücken empfangen wurde. Sonnenfels, der eben eifrig für Abschaffung der Folter arbeitete, besuchte er nicht.

6. April kam Prinz Leopold von Braunschweig nach Wien, um nach Italien zu gehn: er forderte Lessing auf, ihn auf dieser Reise zu begleiten, und dieser willigte nach einigem Zaudern ein. Nachdem sie vorher eine Audienz bei der Kaiserin gehabt — der Lessing über die östreichischen Zustände keine Schmeicheleien sagte — reisten sie 25. April ab — eine Kiste mit Büchern und unschätzbaren Manuscripten, die Lessing nach Wolfenbüttel sandte, ging verloren. 7. Mai schrieb er aus Mailand seinem Bruder, sein alter Wunsch, in Italien zu leben und zu sterben, sei wieder rege geworden; doch wurde er bald verdrießlich, weil er dem Prinzen in alle Gesellschaften folgen mußte; außerdem litt er an den Augen, und die Sehnsucht nach Eva regte sich wieder. „Lassen Sie Sich tausendmal von mir in Gedanken umarmen, und erhalten Sie mir Ihr Herz, dessen ganzen Werth ich kenne, und

in dessen Besitz allein ich noch auf den Rest meines Lebens glücklich zu sein hoffen darf.“ Das Grab ihres Mannes besuchte er in Venedig, wo er 23. Mai die Vermählung des Dogen mit dem Meere ansah: der Kaiser mit vielen Erzherzögen war dabei. Ueberall — in Bologna, Florenz — wurden dem Prinzen rauschende Festlichkeiten bereitet, die aber Lessing sehr ermüdeten: „ich habe von der Reise weder Nutzen noch Vergnügen!“ 17. Juli fuhren sie nach Corsica, von da 3. Aug. über Genua nach Turin, wo er viele berühmte Gelehrte kennen lernte; auch der Architectur und dem Schauspiel widmete er seine Aufmerksamkeit. 22. Sept. kamen sie in Rom an; Lessing lernte den Maler Hackert kennen, studirte die Antiken im Fluge, und wurde dem Papst vorgestellt, der ihm sehr imponirt zu haben scheint. In Neapel 17. Oct. erhielt der Prinz den Befehl, schleunig zurückzukommen; Lessing begleitete ihn noch bis München und kam selber 24. Dec. 1775 in Wien an. Hier fand er Eva's Briefe vor, die seiner ungenauen Bestellung wegen ihm nicht zugekommen waren. Eva war 7. Mai aus Wien abgereist, hatte ihn und seine Briefe in Heidelberg lange vergebens erwartet, und war 4. Aug. nach Hamburg zurückgekehrt.

Um sich nicht dem Fürsten Kaunitz vorstellen zu dürfen, reiste Lessing schon 5. Jan. 1776 aus Wien ab, und ging nach Dresden, wo der Kurfürst ihn gnädig empfing, und ihm die Stelle Hagedorn's versprach, wenn derselbe sterben sollte. Einen jungen Verehrer — v. Henning, Schwager von Reimarus, Kestner's Freund, der in Berlin mehrere Jahre in vertrautem Umgang mit Moses gelebt — lernte er kennen: dieser beschwor ihn treuherzig, kein Italiener und kein Katholik zu werden, was man ausgesprengt hatte. Nachdem er noch seine alte Mutter besucht, die er seit elf Jahren nicht gesehn, ging er 24. Jan. nach Berlin, wo er die Gesellschaft seiner alten Freunde beträchtlich vermehrt fand: Engel, der eben, 34 J. alt, als Professor am Joachimsthal nach Berlin berufen war (vorher Dramaturg bei Eckhof in Gotha) und den „Philosophen für die Welt“ herausgab, an dem Moses, Garve, Eberhard u. s. w. eifrig arbeiteten, um das „gebildete“ Publicum spielend in die Geheimnisse der „Weltweisheit“ einzuweihen. Engel's Specialität war die Rettung des Philisters (Tobias Witt, Lorenz Stark) gegen die Empfindsamen und Genialen: er unterhandelte mit Lessing viel über Emilia Galotti, für welche er dramaturgische Studien schrieb. Reichardt, 25 J. alt, hatte die Direction der italienischen Oper übernommen; das Schauspiel hatte (nach Koch's Tod 1775) Döbbelin; Gedike (geb. 15. Jan. 1755 in Boberow in der Mark, Pastorsohn, nach Emile'schen Grundsätzen erzogen) war erst Hauslehrer bei Spalding (der eben, 61 J. alt, eine zweite junge Frau nahm), dann 1776 Lehrer am Werder; Biester (geb.

17. Nov. 1749 zu Lübeck, hatte zu Göttingen die Rechte studirt und daselbst mit Bürger einen Shakespeare-Club gegründet; hatte Aufsätze für die Allg. Dt. Bibl. geliefert und war Privatdocent zu Bützow geworden, aber im Sommer 1775 abgesetzt: „er feierte," erzählt Voß, „Klopstock's Geburtstag auf dem Lande; u. A. mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn im Verdacht des Heidenthums und nahm ihm sein Amt." Er ging nach Berlin.) wurde bald darauf Privatsecretär beim Minister Zedlitz. Alle diese Männer hielten zusammen und wirkten für die Aufklärung; von Paris aus stand Cacault mit ihnen in Verbindung, der sich für die deutsche Literatur noch immer lebhaft interessirte.

23. Febr. war Lessing wieder in Braunschweig. Mit finstern Ahnungen war er zurückgekehrt; und nicht ohne Grund, denn eben hatte der Herzog, um seinen Finanzen aufzuhelfen, 4000 M. in englischen Sold gegeben! — Dazu kam noch eine starke Kränklichkeit; er schreibt an Eva: „wenn ich dann, wenn ich eigentlich weiß, was und wie ich Ihnen schreiben kann, wenn ich dann nachlässig bin: so will ich mir selbst es nie vergeben — so will ich mich selbst verachten — was ich wahrlich jetzt noch nicht kann, weil ich doch am besten wissen muß, wie viel es mich kostet, schlechter zu scheinen als ich bin." Er wollte geradewegs an den Herzog schreiben, wenn man ihm nicht Verbesserung gewähren könne, so müsse er um seinen Abschied einkommen, da das Derangement seiner Affairen ihn dazu nöthige; mit Recht machte ihn Eva aufmerksam, daß er dadurch seiner Ehre zu nahe träte, und bot ihm Geld an. Endlich 5. Juni kam ein Arrangement zu Stande: Lessing erhielt Hofrathstitel, Zulage und Vorschuß und blieb. „Beruhigen Sie Sich meinetwegen!" schreibt er an Eva; „mein Verdruß befällt mich immer am lebhaftesten, wenn ich an Sie schreibe, und da entfahren mir manche Ausdrücke, die die Sache ärger machen als sie ist."

Ein angenehmer Verkehr war ihm Leisewitz, seit Nov. 1775 in Braunschweig als Advocat angesiedelt, wo er Materialien für die Geschichte des 30j. Krieges sammelte. Lessing gab ihm 16. Juni warme Empfehlungen nach Berlin, wo er auch viel Beifall fand: „Julius von Tarent" wurde viermal bei vollem Hause gegeben. — Gleich nach Leisewitz' Rückkehr, 3. Aug., reiste Lessing mit Eschenburg nach Hamburg. Vorher hatte er Jerusalem's kleine Schriften herausgegeben: „größtentheils Goethe zum Trotz," schreibt er an Elise Reimarus, „um Jerusalem's echte Geistesgestalt der Welt vorzulegen." Elise Reimarus war noch immer seine entschiedne Verehrerin: „sein Geistestriebwerk," schreibt sie an ihren Schwager v. Henning's, „steht im Verhältniß mit seinem Pulsschlag. Einst fanden wir, daß sein

Puls bei völliger Gemüths- und körperlicher Gesundheit die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte. Möchten Sie in diesem seltnen Mann doch auch einmal außer dem Philosophen den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach Allem was Witz und Schein heißt, ebenso erbsündenmäßig haßt, als seine ungesuchte Laune die Freude der Geselligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhöhen weiß." Eva nennt sie „eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande, der vermuthlich Alles, was Herz an Lessing ist, gehört." „Daß Lessing sich verheirathet, wird Ihnen vermuthlich ebenso besonders vorkommen, als daß Jerusalem sich erschoß, und doch wird es bald ebenso wahr." „In der Versammlung der Brüder und Schwestern" war Lessing oft, auch mit Klopstock (der eben seinen letzten Absagebrief an Goethe schrieb), Zimmermann, Bode. Voß, der, eben von einem Besuch in Flensburg zurückgekehrt, ihn zum ersten Male sah, schreibt: „Er hat einen Blick, wie ich noch nie gesehn habe, in seinen blauen Augen: einen rechten Geierblick." „Sehe ich denn wirklich so verwünscht freundlich aus?" fragte Lessing, als er sein Portrait von Graf sah. — 30. Aug. war Lessing wieder in Wolfenbüttel. — Zwei Tage darauf erlag der arme Hölty in Hannover der Schwindsucht.

5. Sept. 1776 kam der Buchhändler Schwan aus Mannheim nach Wolfenbüttel, und bot Lessing im Auftrag der pfälzischen Regierung eine Stelle bei der Akademie mit einer Pension von 100 Louis, gegen die Verpflichtung, an den Arbeiten der Akademie Theil zu nehmen und jährlich einmal nach der Pfalz zu kommen. Lessing nahm ohne Bedenken den Antrag an, versprach sich noch in demselben Winter einzufinden, und glaubte nun für seine Zukunft gesichert zu sein, da auch der Herzog von Braunschweig sich günstig aussprach.

Nun trat die Zeit ein, sein Verhältniß zu Eva zum Abschluß zu bringen. Hier zeigt sich die eigenthümliche Heirathscheu, die Lessing früher im Mellefont geschildert. Gegen Mutter, Bruder, Schwester schwieg er; ja er suchte, als man es von anderer Seite erfuhr, zu vertuschen. Jede Zögerung war ihm willkommen, jeder Zeuge verhaßt; Eva mußte ihm Kleider und was sonst nöthig war besorgen. 8. Oct. 1776, ganz in der Stille, auf einem Landhaus bei Hamburg, fand die Hochzeit statt; 27. Nov. entschuldigte er sich gegen seine Schwester wegen der „versäumten Formalität" der vorherigen Anzeige: „meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe; ebenso herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." — Lessing war 47 J. alt. — Wenige Tage darauf heirathete sein Bruder Karl in Berlin die Tochter des Buchhändlers und Zeitungsbesitzers Voß.

Gleich in den ersten Monaten seiner Ehe arbeitete Lessing an jenen Schriften, die in der Kirche ein so großes Aergerniß stiften sollten. „Sonderbar ...ung," schreibt Elise, „daß er noch so wenig das Mißtrauen der Orthodoxen ...regt, daß ich noch neulich Goeze mit großer Achtung von ihm reden hörte."

Weimar war inzwischen um eine große Kraft reicher geworden. Herder ...ar in Bückeburg nach dem Tode seines Vorgängers die Superintendentur ...bertragen, was gleich darauf neue Streitigkeiten mit den ihm untergebenen ...eistlichen veranlaßte. Als er, auf landesherrliche Verordnung, einen Can...daten ohne Examen ordiniren sollte, weigerte er sich in den heftigsten Aus...drücken: „Ewiges Brandmal würde es mir an Stirn und Brust sein, wenn ...h einen zweimal abgewiesenen, einer Infamie bezüchtigten, mir nur durch ...le Gerüchte und persönliche Grobheit bekannten Menschen, dessen Fähigkeiten ...h nicht geprüft, und der nicht zum voraus den Eid der Simonie abgelegt, ...rdinirte. Die Hände lege Niemand bald auf, sagt Paulus, du machst dich sonst ...theilhaftig fremder Sünden." Und weiter: „Ein halb Jahrhundert würde durch ...mich eine Kirche wüst von Gottes Wort, und von hundert Verlornen, Geärgerten, ...Verführten träufle ewiges Blut auf meine Seele!... Wieviel gehört dazu, ...aß ein unwissender, ärgernder, unwürdiger Prediger seines Amtes entsetzt ...werde, wenn er einmal darinnen ist! Die Pest schleicht im Dunkeln und im ...ellen Mittag daher! Der rauchende Höllenbrand steht auf Kanzel und Altar, ...u siehst wohl, daß er raucht und tödtet, aber wie willst du ihn fassen? Bürgerliche Gesetze und die liebe Ehrbarkeit schützen ihn: du kannst nichts, ...ls für ihn und seine arme Dahingegebene beten, Strafe Gottes, die über's Grab hin tödtende Strafe Gottes fühlen, und einen Richter erwarten, der ...des Scheusal und jedes Aergerniß und jedes Blut der Seele auf seine Ur...sache zurückzubringen weiß!" — „Mein Leben," schreibt er an Lavater, „ist ...wahrer Tod, unwirksam und schwach sind alle meine Geisteskräfte. Und Nie...mand beut mir die Hand! Niemand hilft mir!"

Um dieselbe Zeit (Aug. 1775) meldete ihm Hofrath Brandes, er sei ...ur Professur in Göttingen vorgeschlagen worden; allein man mußte erst ...darüber nach London berichten, und der König „hatte zwar von der Geschick...lichkeit Herders die größte Meinung, inzwischen machte man gegen seine Or...thodoxie verschiedene Zweifel und Einwendungen; die Facultät dagegen „accor...dirte ihm zwar die Orthodoxie, tadelte aber seine oft unbestimmten und dun...keln Ausdrücke"*). „Puis on lui impute de ne pas croire S. Jacques et

*) „Also Herder," schreibt Nicolai an Merck, 28. Dec. 1775, „will die Orthodoxie

S. Judas les vrais auteurs des Epitres que nous avons sous leurs noms.“ Die Freunde riethen ihm, sich einem Colloquium zu unterwerfen; mit Indignation wies Herder (5. Jan. 1776) das Ansinnen zurück. „Pro tempore Prediger der Grafschaft Schaumburg-Lippe bin ich auf die Augsburgische Confession berufen, und als Superintendent gar bestellt, über die rechtgläubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen, darüber hab' ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bei Amt und Eid, Landestreue und Gewissen an. Der dunkle Verleumder trete hervor... Die Zeiten sind vorbei, da man mit dem Kopf in der Hand nach Rom wallfahrtete... Mir ist's einerlei, wofür man meine Schriften halte; genug, daß der Zweck von dreien oder vieren ist, Orthodoxie, wahre Theologie herzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unserer unrechtgläubigen Theologen entgegen, und vielleicht kommt die Zeit, die da sagt, daß meine undogmatischen Schriften dies tiefer und wurzelfester gethan als hundert Spinnweben von Dogmatiken und verjährten Kalendern. Es ist neu für mich, daß um orthodox zu sein, man eine Dogmatik müsse geschrieben haben; eben hinter sie haben sich alle Ketzer versteckt, sowie aus ihr alle Ketzereien entstanden. Nicht eigen fabricirte Dogmatiken sind nach Deutschlands Gesetzen das Siegel der Orthodoxie, sondern Confessionen, die Confessionen Deutschlands. Wer auf diese zusagt, muß so lange orthodox gelten, bis man ihn als falsarium bezüchtigt; und dies thue man mir! Ich will zeigen, daß ich mit Herz und Mund auf symbolische Bücher geloben kann, was viele nicht können... Fleuch, unwürdiges Lehramt“ u. s. w. — Indeß ließ er sich doch besänftigen, und schrieb 31. Januar, er sei zu dem sauren Gang nach Göttingen fertig. — Den folgenden Tag erhielt er eine Aufforderung nach Weimar, und schrieb bald darauf in Göttingen ab.

Goethe hatte, um diesen Ruf möglich zu machen, mit äußerster Hartnäckigkeit gegen das Vorurtheil aller landeseingesessenen Geistlichen kämpfen müssen, die Herder für einen Freigeist hielten: er bezeichnet sie in Knüttelversen als Esel, auf denen Herder reiten und die er durch Rippenstöße curiren solle. Aber Goethe hatte sein Stück durchgesetzt: 13. Juni erhielt Herder die förmliche Vocation zum h. weimarischen Generalsuperintendenten; drei Tage

---

in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herrn von der Facultät wollen sie nur in Syllogismen vorgetragen wissen. Wenn ich mir vorstelle, daß Herder mit Walch über Theologie redet, so müssen sie entweder beide als zwei Augure über einander lachen, oder es wird ein Gastmahl des Fuchses und des Storches daraus.“ Inzwischen finden sich doch unter Herder's Papieren jener Zeit der Entwurf eines Grundrisses zu Vorlesungen über die Dogmatik und Aehnliches.

arauf starb seine verehrte Freundin, die Gräfin Maria (der Graf folgte ır 10. Sept. 1777). Abends 2. Oct 1776 kam Herder in Weimar an, ıo Goethe zu seiner Ankunft Alles festlich bereitet hatte, und wurde gleich arauf in's Consistorium eingeführt, nicht ohne kleine Aergernisse.

Wenn Goethe in ihm noch den alten Revolutionär erwartet hatte, so ›nnte die Enttäuschung nicht ausbleiben. Für die Lustbarkeiten des Hofs ihlte sich Herder zu ernst gestimmt, auch paßte sein Amt nicht dazu; er hloß sich der Herzogin Louise und ihrer Partei an — zu der sich allmälig uch Knebel gesellte, der bald sein innigster Freund war. Herder wollte or Allem Geistlicher sein, und wie kirchlich er damals dachte, zeigt ein Vo- ım aus den ersten Jahren des Weimarer Aufenthalts. „Kirchenbuße und :irchencensur im reinen biblisch-apostolischen Sinne genommen, kann meines Bedünkens weder abgeschafft, noch in etwas anders umgewandelt werden, so ıng die Bibel da ist, und wir im dritten Artikel eine Gemeinde der Heili- en, in der Vergebung der Sünden stattfindet, glauben oder zu glauben heinen. Kann kein Institut ohne Disciplin bestehn, wie viel weniger eine Gemeinde, bei der probitas morum das Kennzeichen ihres Glaubens sein ›ll. Abschaffung der Kirchenbuße wäre für den großen Haufen eine Acte er Impunität, und da kein Mensch es je aufbringen wird, wenn es einmal ›eg ist, ein Same zu Aergernissen in die Zukunft hinaus, woran ich keinen Antheil haben will. Soll etwas abgeschafft werden, so schaffe man die Dis- ensationen ab, die mehr als Alles ärgern. Kirchenzucht ist vom Begriff der :irche unabtrennbar; in diesem liegen die Gesetze zu jener; sie kann also auch :inem fremden Gericht überlassen, weder in Staupenschlag noch Geldbuße ver- ›andelt werden, denn sie ist Wort Gottes, praktische Ordnung des Heils in Ansehung öffentlich gefallener Sünder, Wohlthat zur Wiederaufnahme dersel- en in eine Gesellschaft, die rein und heilig sein soll."

Solche Ansichten stimmten nicht zu dem herrschenden Ton. „Es war amals," berichtet später seine Gattin, „bei Vielen Mode, von Allem, was rchliche oder Schul-Einrichtung hieß, äußerst gering zu denken. Der geistliche Stand wurde bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht; Parallelen zwischen dem rmseligen Landgeistlichen und dem kräftigen, in freier Natur lebenden Sol- aten oder Jäger häufig gezogen, wobei dann freilich jener in das jämmer- chste Licht kam. — Im Consistorium galt Herder für einen von den neuen Grundsätzen angesteckten Mann; jede Anregung zur Verbesserung in Schul- der Kirchensachen, wenn sie von ihm herkam, schien verdächtig und wurde ls unausführbar bestritten. Bei seiner feurigen Natur und seinen umfassen- en Entwürfen war ihm das schwer zu tragen, und nicht selten bemächtigte ch seiner Seele der bitterste Unmuth. — Zu seinen Amtsgeschäften gehörte

die Predigt, die Beichte, die Confirmation sämmtlicher Kinder, die Taufen, Trauungen und Leichen der ersten Classe; die Einführungen der Geistlichen, und endlich die Revision einer beträchtlichen Anzahl von Kirchenrechnungen seiner Diöcese. Die letztern waren ihm das peinlichste Geschäft: wöchentlich, bisweilen beinahe täglich, mußte er die Beschwerden der Geistlichen und Schullehrer, schriftlich oder mündlich vernehmen; er mußte sich dabei auch über die Oekonomie des Landes Kenntnisse erwerben, um die mannigfaltigen Klagen beurtheilen zu können."

Mit Claudius, dem „reinsten Menschen, den er je gesehn", stand Herder noch immer in lebhaftem Verkehr; leider konnte sich dieser in die Darmstädter Stellung nicht finden: einem Freund, der ihn über sein Thun und Lassen befragte, erwiederte er, er thue nichts und lasse Alles, und gegen Herder bricht er 10. Aug. in lebhafte Klagen aus*). Erst zu Anfang des folgenden Jahres fand man eine angemessene Beschäftigung für ihn, die Redaction einer Zeitung nach der Art des wandsbecker Boten, in der er unter der Maske des lahmen Invaliden Görgel den Landleuten Zufriedenheit predigte. Er hatte sich, wie auch Merck, eifrig des unglücklichen jungen Flachsland angenommen, Herder's Schwager, der immer tiefer in unheilbaren Trübsinn verfiel. Endlich schickten sie ihn nach Weimar, mit einem wunderlichen Reisegefährten, der in diesem genialen Treiben auch eine Rolle spielen sollte.

Es war Chr. Kaufmann, geb. 1753 zu Winterthur, in dem Lavater Febr. 1776 „einen neuen edlen Jüngling, einen Mann von Gefühl, Willen und That" entdeckt hatte; er hatte sich auch in Darmstadt sehr beliebt gemacht, und kam nun 6. Oct. mit dem jungen Flachsland in Weimar an: — „meines Bruders Engel!" schreibt Caroline Herder gleich darauf an Gleim; „er macht unsere erste Glückseligkeit in diesen Tagen aus, einer der edelsten Menschen, ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschen. Ach man entweiht sein ganzes Wesen, wenn man nur von ihm schwätzt und ihm nicht nachfolgt!" Seine Devise war: „man kann Alles was man will, wenn man will was man kann!" und da er immer auf der Gottesspur zu sein vorgab, erhielt er den Beinamen „Gottesspürhund". Auch in Weimar übte er seine dämonische Kraft nach allen Seiten aus: drei Jahre später, als Goethe in ihm das leibhaftige Urbild zu seinem eignen Satyros erkannt hatte, schrieb er: „Alle, denen der falsche Prophet die Eingeweide bewegt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp

*) „Wie abenteuerlich," schreibt Elise Reimarus, „müßte es in einer Welt von lauter Genies zugehn!"

beschwert worden sind, und bei Tage sich keine Rechenschaft zu geben wissen."

Klinger, der „Löwenblutsäufer", ging, als Kaufmann kam, zuerst nach Leipzig, mit der Absicht, Artillerist zu werden, und in Amerika für die Freiheit zu fechten, etwa wie Lafeu, Wild und Blasius in „Sturm und Drang"; aber er ließ sich von dem Director Seyler (der bald darauf nach Mannheim übersiedelte) bestimmen, als Theaterdichter zu bleiben. (Leop. Wagner war der gelegentliche Recensent.)

26. bis 31. Oct. arbeitete Goethe „die Geschwister" aus; das Stück wurde 21. Nov. aufgeführt (gleich darauf auch „die Mitschuldigen"): der Dichter spielte den Wilhelm, Frl. Amalie Kotzebue, für welche er eine kleine Inclination hatte (das Gedicht „Liebebedürfniß" fällt in diese Tage), die Marianne. Das Stück ist im Stil der Stella, der aber diesmal viel einheitlicher und dem Inhalt angemessener gehalten ist, ein liebliches Fragment bürgerlichen Kleinlebens, von der Sehnsucht nach ehelichem Glück durchhaucht, die Goethe so voll empfinden konnte. Freilich hat Wilhelm eine Vergangenheit, die nicht ganz in diese Atmosphäre paßt, er hat darin etwas von Fernando und den übrigen. Bei einer vermeintlichen Untreue der Geliebten ruft er aus: „du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst du da? und du? just in dem Augenblick! — Verzeiht mir! hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange, ich habe unendlich gelitten! Ich schien euch zu lieben, ich glaubte euch zu lieben, mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend . . .!" — Auch einen wirklichen Brief der Frau v. Stein konnte sich der Dichter nicht enthalten in dieses Drama aufzunehmen: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr." — Hier noch Einiges von Goethe's Briefen.

Juli 1776. „Mein Herz ist noch des alten Schmerzes voll. Leb' ich doch stets um deretwillen, um deretwillen ich nicht leben soll." „Sie fehlen mir an allen Ecken; ich schleiche meinen Tag herum und es ist mir weh bei der Sache." „Dachtest du an mich wie ich an dich denke? Nein ich will's nicht, will mich an der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden wo ich liebe." — Aug. „Ach wenn du da bist, fühl' ich, ich soll dich nicht lieben! Ach wenn du fern bist, fühl' ich, ich lieb' dich so sehr!" „Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich recht fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden und Menschen können's nicht sehen." „Du hast Alles, was ich gethan habe von dir loszukommen, wieder

zu Grunde gerichtet." — Sept. „Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrhaftig noch zu lebendigen Schatten. Ich halt's nicht aus. Soviel Liebe, soviel Theilnehmung, soviel treffliche Menschen und soviel Herzensdruck!" „Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal: man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es auch thut." — Oct. „Sie kommen mir eine Zeit her vor wie die Madonna, die gen Himmel fährt; vergebens daß ein Zurückbleibender seinen Arm nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach dem Stern, der ihr über'm Haupte schwebt." —

Frau v. Stein hatte so lange Lenz bei sich gehabt und gehegt; 14. Nov. kehrte er nach Weimar zurück; 26. Nov. beging er eine „Eselei", in Folge deren ihm der Rath ertheilt wurde, sich zu entfernen, mit Reisegeld; das letztere schlug er aus, und schickte durch Herder, der sich sehr lebhaft, wenn auch umsonst, seiner angenommen hatte, „ein Pasquill" an Goethe. Darauf 30. Nov. die strenge Anweisung, sofort abzureisen; nur mit Mühe erlangte er einen Tag Aufschub. „Traurig genug," schreibt er an Herder, „kaum gesehn und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant . . . Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte, und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren." — 1. Dec. reiste er ab, zu Schlossers, wo er noch Weihnachten war.

Auch die Gutgesinnten in Weimar waren durch Goethe umgestimmt; Wieland schrieb gleich darauf an Merck: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken und weiß nicht was, und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an, ohne Bosheit, blos weil er nichts Anderes zu thun weiß."

Was hatte er verbrochen?*) — Es ist nicht auszumitteln, doch muß es ziemlich arg gewesen sein, denn Goethe war sehr erregt und hat ihm nie

*) Man hat die Conjectur aufgestellt, das strafbare Pasquill sei der bald darauf gedruckte „Matz Höcker", welcher die moderne poetisirende Liebe verspottet, die Leute, die „immer an Licht und Schimmer sich weiden, gar keinen Schatten dazwischen mehr leiden, allzeit leben im süßen Traum, keinem Gefühl lassen Zeit und Raum." „Ist das ein ewiges Reimen und Singen, ein lächerliches Feilschen und Dingen, jeder des andern im Herzen lacht, wenn er ihn treuherzig gemacht. Die Herren wollen nur ihren Stil exerciren" . . . „Der kalte Wohlstand darüber hackt" u. s. w.

vergeben. „Die ganze Sache," schreibt er an Frau v. Stein, „reißt so an meinem Innersten, daß ich erst daran spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann;" und 1. Dec.: „Ich sollte gar nicht schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist, die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein selbst herausreißt. Ich ruhe auf Ihrer Hand." Er reiste nämlich am folgenden Tag mit dem Herzog und Kaufmann nach Wörlitz bei Dessau, wo sie bis zum 21. Dec. schwärmten: auch dort wußte Kaufmann Alles zu bezaubern, der von dort in seinem Apostelgeschäft nach dem Norden abreiste.

Goethe's leichtlebige Natur heilte sich bald. Zwar schreibt er 5. Jan. 1777 an Merck: „es ist ein wunderlich Ding um's Regiment der Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten;" aber schon drei Tage darauf an Lavater: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel. Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem Allen, lieber Bruder, Gott sei Dank! in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe."

Eine Hauptbeschäftigung war noch immer das Liebhabertheater, dessen Mittelpunkt nun Corona Schröter war, und zu welchem sich zuweilen auch Eckhoff aus Gotha einstellte*). Für dasselbe schrieb Goethe zum Geburtstag der Herzogin Louise, 30. Jan. 1777, ein wunderliches Stück, „Lila", die Heilung einer Frau, die gegen ihren Gemahl eine phantastische Abneigung gefaßt. Das immerhin bedenkliche Stück wurde mit großer Pracht aufgeführt; Oeser war aus Leipzig gekommen, um die Decorationen einzurichten. Auch in der gleichzeitigen „Proserpina" klingt der finstre Gesang der Parcen: „Du bist unser! hohe Königin!" unheimlich in die bekannten Verhältnisse hinein. „Warum sind Früchte schön, wenn sie verdammen!" „In ewigem Haß sei ich mit euch verbunden! ich beherrsche euch, und bin darum elender als ihr Alle!" Es ist eine wunderbar edle Sprache in diesem Monodram, ein Vorklang zur Iphigenie; Goethe hatte noch verschiedene Stoffe für diese Kunstform im Auge, z. B. Nero, wie er Rom verbrennt.

Wie groß Goethe's Einfluß auf Wieland war, zeigt (Mercur, Jan.

---

*) Er starb 16. Juni 1778. Er war Redner der Loge.

1777) die Erzählung, „Geron der Adelich“, in reimlosen Jamben: eine Rittergeschichte aus dem Sagenkreis der Tafelrunde, ohne alle Spur von Ironie, so ehrbar und feierlich bearbeitet, daß sich der spätere Fouqué ihrer nicht hätte schämen dürfen. Wieland hatte sie aus einer französischen Quelle, und versichert, sie für eine wahre Geschichte genommen zu haben; er hatte den mittelalterlichen Ton nachgeahmt, und bedauerte, sie nicht noch holzschnittartiger, einfältiger und gothischer vorgetragen zu haben. Die beiden Hauptfiguren — Geron selbst, der sein Weib wegen einer nur im Herzen begangenen Untreue ersticht und dann sich selbst, und namentlich der uralte Ritter Branor mit seiner finstern Tugend, der am Schluß beim Sternenlicht dem Walde zureitet, nachdem er bei Hof seine Geschichte erzählt, ohne daß man erfährt, was weiter geworden, sind romantischer als irgend ein anderes Gedicht dieser Zeit. — Der Gedanke, ob die Menschen im Mittelalter wirklich soviel gewaltiger gewesen, beschäftigte Wieland sehr. „Das ganze Geheimniß,“ sagt er in einer gleichzeitigen Abhandlung, „liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.“ „Unter einem solchen Volk ungeschliffener aber freier, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder müssen freilich die Besten gar herrliche Menschen sein. Ganz natürlich, daß der Großvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlecht zum andern fortgehn, und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von ihrem Heldenalter entfernt. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommt, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem Dasein zu zweifeln anfängt, und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deswegen diese Vorstellungen übertrieben, unwahr und romanhaft werden.“ „Haben wir die Nerven erst einmal weggeschwelgt oder wegphilosophirt oder weggetändelt, dann vernünfteln wir über die Herrlichkeit der Wesen ohne Sinne und Leidenschaften; und weil wir in dem Staat, worin wir zu leben die Ehre haben, keine Nerven nöthig haben, sondern Drahtpuppen sind, schwingen wir uns über die parteiischen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg und schwatzen von allgemeiner Weltbürgerschaft. Kurz, je mehr wir durch die Abschälungen und Abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je spitzfindiger werden wir zu beweisen, daß ein Mensch desto vollkommener sei, je abgestreifter er ist, d. h. je weniger er zu verlieren hat.“ „Unsere alkoholisirte und so oft nur affectirte Empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches Surrogat für die lebendigen, starken, vollströmenden Gefühle der Natur.“ — Wieland will nun freilich die Vorzüge der Civilisation nicht verkennen:

„gleichwohl wird es mir erlaubt sein zu sagen, daß ein Held mehr werth ist als sein Bild, eine große That mehr als ein Schauspiel oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz daß die Zeit des Seins vor der Zeit des Nachahmens, daß die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst den Vorzug hat."

Es war bei Wieland eine vorübergehende Stimmung: denn eigentlich hatte er für das Volksthümliche der Sagen, Mährchen und Romanzen, sowie für ihren Inhalt keinen Sinn, wenn sie nicht durch das Medium des modernen Geschmacks gegangen waren; aber für den Augenblick war er ganz voll. Die „Nachricht von dem Ritterwesen der Mittlern Zeiten", die er schon im Jan. an Merck schickte (darin z. B. die Geschichte von Blondel und Löwenherz) ist ganz im Ton des Geron, ehrbar und feierlich. Er las hauptsächlich provençalische Quellen, während Lessing sich gleichzeitig auf die deutschen warf, namentlich das Heldenbuch. Es war unverkennbar der Einfluß von Goethe und Herder. Persönlich fehlte es an Mißhelligkeiten nicht. „Bei Herder," schreibt Wieland Febr. 1777 an Merck, „ist Alles was Sie mir prophezeit haben, Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Da es nicht anders sein konnte und sollte, so hab ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect, aber der Henker habe solch einen Nachbar über seinem Haupt schweben. Niemand ist bereiter, das Große und Gute an Andern zu erkennen und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, Andere zu necken und zu packen, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben." — Herder's beständige Kränklichkeit trug auch dazu bei. — „Mit Goethe — was für herrliche Stunden lebte ich im ersten Jahr! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er theilt sich nicht mehr mit." — Den meisten Verdruß machte ihm seine Zeitschrift. „Leben und Tod des Mercur," schreibt er an Merck, „hängt nur von euern Recensionen ab! Wenn mich meine Freunde nicht unterstützen, so sehe ich kein ander Mittel als meinen Laden zu schließen, und das wäre nicht viel besser als mich aufzuhängen." — „Um einem solchen Wesen würdig vorzustehn," bemerkt ihm Jacobi, „muß man selber nichts Rechtes hervorzubringen im Stande sein; man muß triviales Zeug mit Enthu-

fiasmus schreiben, oder wenigstens mit allerhand trivialen Leuten von Herzen gut Freund sei können, und überhaupt nicht wissen, wo man eigentlich zu Hause oder wie alt man ist." — Mit Gleim, der ihn 25. Juni in Weimar besuchte, stand er immer gut.

Zuweilen kamen auch Nachrichten von Lenz, der sich bis Anfang Mai bei Schlosser aufgehalten hatte, dann aber zu Lavater ging. In dieser Zeit erschien von ihm eine „dramatische Phantasie", „der Engländer", der wieder den alten Stoff behandelt: Robert liebt die Prinzessin Armida, erregt als Schildwache vor ihrem Fenster Scandal, indem er einen Schuß abfeuert; will sich als Deserteur angeben, wird durch Armidens Vermittlung begnadigt, von wohlmeinenden Verwandten in die Cur genommen, man sucht ihn auch durch eine Buhlerin zu zerstreuen, als er aber Armidens Verlobung erfährt, verfällt er in Tobsucht und ersticht sich mit einer Scheere. Als der Geistliche den Sterbenden auffordert, zu resigniren, um sich mit seinem Schöpfer zu versöhnen, stirbt er mit den Worten: „Armida, Armida! — Behaltet euern Himmel für euch!" Die bezeichnendste Stelle aber für den Dichter ist diese: „Ha unter allen Foltern des Lebens, auf die der Scharfsinn des Menschen gesonnen haben kann, kenne ich keine größere, als zu lieben und ausgelacht zu werden. Und die Marmorherzen machen ihrem Gewissen diese Peinigung so leicht, weil es ihnen so wenig Mühe kostet, weil sie ihrem Stolz und ihrer eingebildeten Weisheit so schmeichelt, weil sie die schlechtesten Erdensöhne mit so geringen Kosten über den würdigsten Göttersohn hinaussetzt." — Lenz besingt sein Schicksal.

Mit tiefer Verehrung hing er an Goethe's Schwester Cornelie, die sich in der Einsamkeit zu Emmendingen immer unglücklicher fühlte. „Wir sind hier allein," hatte sie 10. Dec. 1776 an Gustchen Stolberg geschrieben, „auf 30. M. ist kein Mensch zu finden, meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgend hin als in's Grab taugt. Hier macht die Natur meine einzige Freude aus, und wenn die schläft, schläft Alles." — Sie starb im Wochenbett, 8. Juni 1777. Für Lenz war es eine erschütternde Nachricht, nicht minder für Goethe, der in ihr die treuste Freundin seiner Jugend verlor.

Goethe's Verhältniß zu Lida war in der alten Weise fortgegangen. „Ich kann nichts thun als Sie im Stillen lieben. Ihr Betragen zu den andern Sachen, die mich plagen, macht mir einen so seltsamen Druck auf die Seele, daß ich suchen muß mich loszureißen." — „Ich habe Sie sehr lieb. Das hab' ich schon so oft gesagt, und mich dünkt, das ist eins von den Dingen, die man ohne neue Wendung immer wieder neu zu sagen glaubt." —

„Sie werfen mir immer vor, daß ich ab- und zunehme in Liebe; es ist nicht alle Tage so ganz fühle, wie lieb ich Sie habe." — „Meine übrigen kleinen Leidenschaften und Zeitvertreibe hängen sich doch nur an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetziges Leben durchziehn hilft." — „Ich bin mit meinem Dasein und meinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen." — „Ja lieb Gold, ich glaub wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Absein wächst, denn wenn ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben; wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit. Ich hab' Sie doch allein lieb, das spür' ich an der Wirthschaft mit den übrigen Frauen." — „Ich habe wunderliche Gedanken gehabt, u. a., ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines reinen Glases erfreut, darin sich so gut bespiegeln läßt."

„Dunkler, zerrissener Tag!" schreibt er 16. Juni, als er die Nachricht vom Tode seiner Schwester erhält; und an seine Mutter: „mir ist ihr Tod nur desto schmerzlicher, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit, wir sind nur einmal so beisammen." 17. Juli an Gustchen: „Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz! alle Freuden die unendlichen, alle Schmerzen die unendlichen ganz."

Lenz irrte in den Urkantonen umher, wo er „die Erschaffung der Welt, ein Traum in den Schweizergebirgen" dichtete; im Sept. war er wieder bei Lavater. Vorher hatte Kaufmann eine Art Versöhnung mit seinem Vater zu Stande gebracht. — Kaufmann hatte sich 18. bis 27. April bei Hamann in Königsberg aufgehalten und war von ihm auch bei Kant eingeführt worden; von dort ging er nach Rußland, wo eben auch Cagliostro sein Wesen trieb. — Hamann hatte durch Reichardt's Vermittlung die Verwaltung des Packhofs erhalten, in dem er aber bald große Ungelegenheiten fand und wieder in Noth gerieth.

Auch Claudius war die Stelle in Darmstadt immer unerträglicher geworden; schon 28. Febr. hatte er von Moser einen scharfen Verweis erhalten (später äußerte dieser: er war zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehn) und sofort seine Entlassung eingereicht. Gleich darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die F. H. Jacobi Gelegenheit gab, durch eine herzlich ertheilte Unterstützung mit ihm in Berührung zu kommen. 22. April reiste er nach Wandsbeck zurück, wo Voß, in gutem Verkehr mit Klopstock und in erbitterten Streitigkeiten mit

Heyne*) und andern Gelehrten, sich vergebens um ein Conrectorat in Hamburg beworben, und deshalb Dec. 1776 selbst Goeze den Hof gemacht hatte**). — Schon lange hatte er sich gesehnt, seine Braut heimzuführen; die Mutter hatte sich immer gesträubt, und auch Klopstock's freundliche und dringende Vermittlung hatte nichts gefruchtet. Endlich 1. Mai 1777 machte sich Voß nach Flensburg auf, und es gelang seiner tapfern Ausdauer, den Widerstand der Familie zu besiegen. 15. Juli war die Hochzeit, gleich darauf führte er seine Ernestine nach Wandsbeck heim, wo Claudius bereits angekommen war. Der schnelle Umschwung hatte ihn doch sehr erschüttert: den Freunden fiel die Veränderung auf, die in seiner Stimmung vorgegangen war, und der gezwungen scherzhafte Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte etwas Niederschlagendes. Zwischen den beiden Familien fand nun ein schöner und inniger Verkehr statt; sie feierten zusammen frugale Schmäuse im Freien, wohin Claudius in der Regel sein jüngstes Töchterchen auf dem Rücken mittrug. Auch Klopstock zeigte sich sehr herzlich; Schönborn und Campe — der eine Pension angelegt hatte — kamen öfters herüber, zuweilen ging man zusammen nach Hamburg, um Brockmann als Hamlet zu sehn.

In dieser Zeit arbeitete Voß, von Klopstock angeregt, eifrig an der Uebersetzung der Odyssee (den Pindar hatte er vorher übersetzt); auch entstanden eine Reihe größerer Idyllen; einige darunter, z. B. „de Geldhapers" (die auf Gewinnst in der Lotterie speculiren), in plattdeutschen Hexametern. Stoff und Behandlung waren gleich realistisch, und namentlich die ländlichen Speisen werden so detaillirt, daß man eine Menge Worte daraus lernt: aus lexikographischen Interessen ißt man furchtbar stark. Der Junker wirbt um die Müllerstochter, bringt ihr ein Ständchen, muß draußen frieren und wird zuletzt schmählich begossen; der alte Invalide zieht bettelnd herum, und wird von gutmüthigen Mädchen mit Speise versehn; der Reisende hört an einem Teich — Abend und Nacht sehr ausführlich beschrieben — die Stimme büßender Jungfrauen, die unverheirathet geblieben, und deshalb in Unken verwandelt sind; am Riesenhügel erzählt ein Schäfer dem herumreisenden Krämer die Sage von der Zauberin Hela. Die Einleitung ist gut, die Sage selbst aber schlecht und gar nicht volksmäßig erzählt; man merkt doch, trotz der Anstrengung, wie schwer es dem Gelehrten wird, sich in die Seele, also auch in die

*) Er verlor 10. Oct. 1775 seine erste Frau und heirathete 1777, 48 J. alt, eine zweite, mit der er noch 41 J. glücklich zusammenlebte.

**) „Er empfing mich sehr höflich, und unterhielt mich durch erbauliche Reden über Goethe und Wieland. Der Mensch sieht abscheulich aus. Er lächelt beständig, und wagt's nicht, seine Augen gerade auf meine zu richten."

Sprechweise des Volkes zu versetzen. Uebrigens hörte es Voß sehr ungern, wenn man seine Dichtungen als niederländische bezeichnete. Auch vortreffliche Satiren, z. B. „der zufriedene Sklave", fallen in diese Zeit.

Mit den Stolbergs blieb immer einige Verbindung: eben hatte der ältere Bruder, jetzt Amtmann zu Trembsbüttel bei Oldesloe, Louise Reventlow geheirathet; der jüngere verweilte als eutinischer Gesandter in Kopenhagen, und beide zusammen gaben zum erstenmal ihre Gedichte heraus. Seine Uebersetzung der Ilias hatte F. L. Stolberg Voß zur Aussteuer geschenkt. — Aug. 1777 kam Kaufmann nach Wandsbeck: „ein schöner, sehr kräftiger Mann, der Alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, und doch Alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man den Schluß ziehen, daß er trotz seinem jugendlichen Aussehn schon mit einem Menschenalter vor uns in Berührung gestanden. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien, und trank nur Milch und Wasser. Er hatte einen jungen Mann bei sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte, und den ganzen Tag schreiben mußte, weil sich bei Kaufmann die Gedanken so drängten, daß er nur dictiren konnte. Eine Menge Briefe hatte der Bote jeden Tag nach Hamburg zu bringen und zu holen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stürbe, und wirklich machte er einige Curen, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien erzählte er gern. Merkwürdig war es mit anzuhören, wie Voß und Claudius sich allerlei Zweifel über diesen Wundermann mittheilten, und wie doch jeder beflissen war, ihn gegen den andern in Schutz zu nehmen." — Mit Kaufmann machte Voß 1. Sept. eine Reise nach Gr. Vielen, um seine junge Frau den Eltern und dem alten Freunde Brückner vorzustellen. Dort verweilten sie fast zwei Monate, und es macht Freude, aus Ernestinens Erinnerungen das gemüthliche Bild der mecklenburgischen Heimath sich zu vergegenwärtigen. Ein Nachklang davon ist im 70. Geburtstag. — Kaufmann hatte sich auch verlobt *). — Als Goethe gleich darauf die Selbstbiographie seines alten Freundes Jung herausgab („Heinrich Stillings Jugend"), hielt man in Königsberg allgemein Kaufmann für den Verfasser; in Süddeutschland wurde sie theilweise Goethe zugeschrieben.

12. Sept. ist Goethe auf der Wartburg, in Naturgenüssen schwelgend, und mit einer neuen Farce „die geflickte Braut" beschäftigt, einer Satire gegen

*) „Gestern," schreibt Zimmermann 26. Oct., „hatte ich einen Brief von Lavater, worin er sagt, daß Kaufmann eben von Astrachan in Zürich angekommen sei, von Astrachan bis Zürich seines Gleichen nicht habe, ein herrliches Mädchen heirathen, als Landwirth leben und Großes wirken werde."

die empfindsamen Naturschwärmer aus Werther's Schule, deren Nerven aber die wirkliche Natur zu robust ist, und die sich ihre Natur, Mondschein, Landschaft und Alles, ohne Zugluft, Ungeziefer und Regen in Kisten packen, und deren Geliebte eine mit sentimentalen Büchern ausgestopfte Puppe ist. Die Durchführung dieser vortrefflichen Idee ist etwas zu sehr im Schlafrock; später wurde die Posse „Triumph der Empfindsamkeit" getauft, und zu einem wunderlichen Contrast die „Proserpina" darin aufgenommen. — 21. Sept. kam auch Merck auf die Wartburg, und blieb acht Tage, in denen er das volle Vertrauen des Herzogs gewann. „Mich freut's," schreibt er, „zu sehn, was an Goethe's Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Charakter gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe that. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr soviel Auge haben zu sehn, wie die Bedienten, die hinter'm Stuhl stehn, von ihren Herrn und deren Gespräch urtheilen können." „Der Herzog wird mir immer näher und näher," heißt es in Goethe's Tagebuch; „gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu thun habe." — Dem alten Freund Kestner, der ihn wegen einer Ortsveränderung um Rath fragt, schreibt er: „Der treueste Rath ist: bleibt wo ihr seid! Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, weil ihr's nicht besser findet werdet, wenn ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf euerm Platze. Fest und treu auf Einem Zweck, ihr seid ja der Mann dazu, und ihr werdet vorbringen durch's Bleiben. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch." Und als er nach seiner Rückkehr in Weimar (10. Oct.) sein Häuschen ausgebaut fand: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über mein Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dach; ich bat dich mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupt gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!"

Gleich darauf vernahm er, daß sein Schwager Schlosser, ein halb Jahr nach Cornelien's Tod, sich wieder vermählt habe, mit einer gemeinsamen Freundin, Johanna Fahlmer. „Mir ist's wunderlich auf deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurechtlegen."

Der Herzog war mit seinen wilden Gesellen auf die Jagd in den Harz gezogen; 29. Nov., im schärfsten Winter folgte ihm Goethe. Ein Geier, der über ihm schwebte, als er in das Gebirge ritt, gab dem bekannten schönen Liede die Stimmung. Er hatte vor, einen Selbstquäler aufzusuchen, der sich

in leidenschaftlichen Briefen an den Dichter des Werther gewandt, und voi ihm Mitgefühl für sein Grollen mit Gott gefordert hatte: Plessing (geb 20. Dec. 1752), Sohn des Pastors in Wernigerode. „Abseits wer ist's? In's Gebüsch verliert sich sein Pfad, hinter ihm schlagen die Sträuche zu sammen, das Gras steht wieder auf, die Öde verschlingt ihn." „Ist au deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohre vernehmlich, so er quicke sein Herz! öffne den umwölkten Blick über die tausend Quellen nebei dem Dürstenden in der Wüste!" 3. Dec. war er bei ihm, ohne sich zu erkennei zu geben, als reisender Landschaftsmaler; er schilderte ihm auf seine Klagei in warmen Bildern die Freude am Leben der Natur, in das sich zu vei senken das Herz allein beglücken könne; als aber Plessing solche Gedankei gar nicht verstand, verschloß sich ihm das Mitgefühl des Dichters, der auc da er den Werther schrieb, in seiner Lebensfülle kein Werther war. — Vo einem Wirth aus Goslar, am folgenden Tage, schreibt er an Frau v. Stein „Es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl. Wi sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschei gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchst ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkei gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulder Ausharren. — Wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf!" — „Mir ist's eine sondei bare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehn; es ist mir, als wen ich mein Verhältniß zu den Menschen und Sachen weit wahrer fühlte." — Er hatte die Baumannshöhle besucht, Klausthal; am 10. Dec. erstieg er de Brocken; der Förster hatte sich erst geweigert, ihn den schwierigen Weg hir aufzuführen. „Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Mensche zu wenden, und war still." Und sie wandten das Herz, die Sonne gin auf, und Goethe stand auf dem Gipfel „grenzenlosen Schnee überschauend zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, unter sich ein unbewegliches Wo kenmeer." Endlich war von der Sonne das Ganze in Purpur gekleidet, e glaubte sich in einer Feenwelt. „Den Einsamen hüll' in deine Gold wolken! Umgieb mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuc ten Haare, o Liebe! deines Dichters!" — Nachdem er seine Jagdgenosse aufgesucht, und ihnen seine Abenteuer erzählt, war er 16. Dec. wieder i Weimar.

Wenn er sich gegen Plessing einen Landschaftsmaler genannt, so wa das nicht blos seine alte Neigung und Beschäftigung, es drückte ein Princi aus. Die Zeit hatte eine neue Wendung genommen; Kunst und Wissenscha strebten aus dem Innern heraus, den Dingen zu. Die Naturwissenscha

beginnt aufzublühn*), sie wird mit der Philosophie, mit Spinoza in Verbindung gesetzt; Buffon wird eifrig gelesen; Knochen werden zerlegt, Mineralien gesammelt. In allen diesen Dingen war Merck Helfer und Rather; er handelte als Kenner mit Kunstschätzen, und in der Naturgeschichte galt er als Mann von Fach. Goethe folgte ihm mit Eifer, und wußte auch Fr. v. Stein zu gewinnen. In dem Streben, Geist und Erscheinung zu vermählen, gewann auch die Physiognomik einen neuen Hebel.

Lavater's drittes Fragment war April 1777 herausgekommen, es enthielt wieder allerlei, diesmal auch charakteristische Handschriften. Unter Goethe's Vignette hatte Lavater — sehr zum Verdruß des Dichters — geschrieben: „Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser gedächtnißreichen, gedankenreichen warmen Stirn, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblick durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichende Augenbraue, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offne markige Ohr. Wer ist, der absprechen könne diesem Gesichte Genie? — Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz, ist Unding. Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe ist die Seele des Genies."

In demselben Fragment hatte sich Lavater über die Vorzüge der Griechen ausgesprochen. „Daß die Kunst Höheres noch nichts erfunden hat als die alten griechischen Bildsäulen, kann für's erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben. Nun entsteht die Frage: woher diese hohe, wie man sagt überirdische Schönheit? . . . Ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts; nachahmen ist sein ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst . . . Jeder Maler hat seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt. So jeder Bildhauer, so jeder Schriftsteller, so jeder Patriot. Die eigne Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist blos die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden . . . Der ungenialische Nachahmer ahmt nur den Meister oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinctur seiner Verschwisterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht so, wer Original ist, das Genie. Er ahmt zwar

*) Haller starb 12. Dec. 1777, nachdem ihn 17. Juli Kaiser Joseph besucht, der an Voltaire vorübergegangen war. Blumenbach und Werner, beide eben in vollster Jugend, sind die bedeutendsten Anreger der neuen Studien.

auch nach, aber er zeichnet nicht durch, er setzt seine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zusammen. Er schmilzt sie durch einen Zusatz seiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen, und dies ist von allen Zusammenflickungen seines Zeitalters so verschieden, daß man's neues Geschöpf, Ideal, Erfindung heißt."

„Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind immer zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur, und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden . . Nichts kommt in die Imagination als vermittelst der Sinne . . . Es ist so fern, daß die Kunst ohne und außer der Natur idealisiren konnte, daß ich keck behaupte, sie kann's nicht einmal bei und vor der Natur. Alles Idealisiren ist nichts als Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficirten; Nachahmung dieser Schönheiten, Zusammenschmelzung derselben in eine homogene Form. Der Künstler schafft nur, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. Er kann die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen. Was wir Ideale nennen an den Alten, war ihnen unbefriedigendes Natur-Nachhinken der Kunst. Sie bildeten schöner, weil sie schönere Menschen um sich hatten."

„Aber sie waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen! — Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte! — Das Christenthum wirkt wie sein Meister Christus: es giebt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. — Und dann, guter Gott! ist viel von unsern Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll, zu preisen? — Ja, wenn Schminke verschönert! — Aus inwendigem Leben quillt Veredlung der Menschengestalt . . . Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht, und daß wir's nicht fühlen, uns nicht schämen, ist wohl der Versunkenheit größter Beweis!"

Daß Wieland (Aug. 1777, im Mercur) gegen den letzteren Satz und gegen die vermeintliche höhere Schönheit des griechischen Lebens sich erklärte, ist begreiflich, trotz Branor und Geron; dagegen wird sich mancher darüber wundern, daß er den Satz vertrat: „Der Künstler arbeitet nicht nach einem vor ihm stehenden Original, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden Idee; die höchsten Kunstwerke sind Nachahmungen von Urbildern, die außer der Imagination des Erfinders nirgend in der Natur so dagewesen." „Wir mögen uns winden wie wir wollen, wir werden genöthigt sein zu bekennen, daß Phidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir sagen, sie sei eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir sie ein

Gespenst schelten lassen und gestehn, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler ebenso wenig verstehn, als von dem Gespenst, das dem Brutus zu Philippi erschien. Es ist eitle Mühe, Alles was in dem geheimnißvollen Abgrund unserer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklärt."

Von einer andern Seite erhob sich Lichtenberg gegen die Physiognomik. Dieselbe war von früher Jugend sein Lieblingsstudium gewesen, und wie weit er es darin gebracht, zeigen seine Briefe aus London über Garrick (Oct. bis Dec. 1775) und später seine Commentare über Hogarth. Nicht gegen die Sache selbst, sondern gegen ihren Mißbrauch war seine Polemik gerichtet — zunächst durch einen Aufsatz Zimmermann's (Nov. 1777) veranlaßt. „Unstreitig giebt es eine unwillkürliche Geberdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehn lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem 25. J.; sprechen lehrt sie ihn die Natur, und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler darin zu machen zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so deutlich, daß Elephanten und Hunde den Menschen verstehn lernen; was wäre alle Schauspielkunst ohne sie?" „Weiter! Diese vorübergehenden Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen bleibende Eindrücke zurück: daher entsteht zuweilen das Thorheitsfältchen, das scheinheilige Betrüger fälschen u. s. w. — Allein diese Züge beurtheile man mit der größten Behutsamkeit, sie lügen zum Erstaunen." Doch sind die beweglichen Theile des Gesichts noch immer bezeichnender als die festen, die Knochen, da die Form derselben so wenig von unserm Willen abhängt. — „Fast lächerlich ist der Beweis für die Zuverlässigkeit der Physiognomik, den man aus der täglichen, ja stündlichen Ausübung derselben herleiten will. Sobald wir einen Menschen erblicken, so ist es allerdings dem Gesetz unseres Denkens und Empfindens gemäß, daß uns die nächstähnliche Figur, die wir gekannt haben, sogleich in den Sinn kommt, und gemeiniglich auch unser Urtheil sogleich bestimmt. Wir urtheilen stündlich nach dem Gesicht — ja nach dem Namen! — und irren stündlich. Jeder Mensch ist einmal des Tages ein Prophet. Einbildungskraft und Witz kommen hiebei gefährlich zu statten. Wollten wir die Leute, von denen wir nach dem ersten Anblick urtheilen, durch genauen Anblick prüfen, es würde der Physiognomik ärger ergehn als der Astrologie." „Der Physiognom schließt nicht etwa aus schönen Armen auf schöne Waden, sondern aus gleichen Nasen auf gleiche Anlage des Geistes, oder aus gewissen Abweichungen der äußern Form von der Regel auf analoge Veränderung der Seele: ein Sprung, der

nicht kleiner ist, als der von Kometenschwänzen auf Krieg." „Die besten Physiognomen sind die, welche am wenigsten von den Regeln erwarten." „Die Hand, die einer schreibt, aus der Form der physischen Hand beurtheilen wollen, ist Physiognomik."

Zimmermann antwortete grob, indem er die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend zu erweisen suchte, und die Fehde zog sich über ein Jahr hin, mehr mit Scheltworten als mit Gründen gewürzt. — In dem „Fragment von Schwänzen" verspottete Lichtenberg mit Glück Lavater's überschwengliche Kraftsprache: „Noch zur Zeit nicht ganz entferkelt; mutterschweinische Weichmuth im schlappen Hang, und läppische Milchheit in der Fahnenspitze"; „überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergendes Hinstarren" u. s. w. — Man wird verzweifelt an die Vignette Goethe's erinnert!

Da der Druck des gesammten Werks von Reimarus stets beanstandet war, veröffentlichte Lessing im 4. Beitrag „zur Geschichte und Literatur" (verschickt Jan. 1777) eine neue Reihe von Fragmenten aus demselben. Er gestand zu, der Verfasser habe es auf einen Hauptsturm gegen das Christenthum abgesehen: um so mehr werde sich nun auch ein ebenso würdiger Vertheidiger der Religion finden. Eigentlich könne nur die Theologie, nicht die Religion unter solchen Angriffen leiden: „der Buchstabe ist nicht der Geist, die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothes, daß sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch soviel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich sovieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß Alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt

werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Das erste Fragment handelte „von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln". Jetzt, setzt Lessing hinzu, ist es anders: „die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft räsonnirender Glaube geworden. Die ganze offenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es darin entweder gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet. — Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandnen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft in Harnisch erhielten! Sie brachten Alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte. Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen Alles, was Vernunft haben will und nicht hat." — Um nun aber das Mißverständniß zu vermeiden, als wolle er das Credo quia absurdum vertheidigen, versucht sich Lessing sofort in der rationellen Erklärung verschiedner schwierigen Dogmen, wozu er in gedruckten und ungedruckten Aufsätzen zahlreiche Anläufe nahm.

Ein anderes Fragment wies die Unmöglichkeit einer Offenbarung nach, „die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können". Gleichwohl zeigt Lessing, daß eine partielle Offenbarung von Nutzen sein konnte, und daß sich für diese kein Volk besser eignete als die Juden. „Dies unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Alle andern Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim oder zu neidisch oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehn wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer gefolgt sind, überkamen ihn blos, insofern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren." Zudem schließt die partielle Offenbarung nicht aus, daß der Herr auch diejenigen wissen wird zu erlösen, denen keine Offenbarung zutheil geworden: „denn weh dem menschlichen Geschlecht, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht!" — Ferner hatte Reimarus behauptet, das A. T. könne schon darum nicht den Zweck gehabt haben, eine Religion zu gründen, weil es von Unsterblichkeit der

Seele u. s. w. nichts enthalte. „Die Göttlichkeit solcher Bücher," sagt Lessing, „muß ganz anders als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Die erhabensten, tiefsten Wahrheiten der Art kann jedes andere ebenso alte Buch enthalten: die heiligen Bücher der Brahminen nehmen es an Alter und würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. auf . . . Obschon der menschliche Verstand nur sehr allmälig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Mann so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinaus dachten, dem größern Licht entgegeneilten, und andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen aber doch erzählen konnten. Was sich von dergleichen Männern herschreibt, kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung nicht erweisen, wo er vorhanden ist, so kann es ihn auch nicht widerlegen, wo er mangelt." „Bücher, die nichts von der Unsterblichkeit enthalten, können gar wohl eine seligmachende Religion enthalten, d. h. eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit soweit versichert halten kann als er hinausdenkt. Warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche erweitern? Wenn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirk erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andern Bezirke keine seligmachende Religion haben?"

Zur weitern Ausführung dieses Gedankens theilte Lessing den Anfang einer Handschrift mit, „die in einem gewissen Zirkel von Freunden herumgegangen sei": „die Erziehung des Menschengeschlechts". „Von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt; er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er beim ersten Anblick scheint." „Es ist," schreibt er einige Zeit darauf an Dr. Reimarus, „ein guter Freund, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen;" d. h. unzweifelhaft Lessing selbst. Gleichwohl mochte er sich zu der Schrift nie bekennen, und man hat in neuerer Zeit den berühmten Thaer als Verfasser geltend machen wollen, der, damals ein junger Mann, von Leisewitz bei Lessing eingeführt, demselben ein religionsphilosophisches Manuscript übergeben hatte, welches er später in der „Erziehung des Menschengeschlechts" wieder erkennen wollte. Wie die Schrift jetzt vorliegt, trägt sie augenscheinlich das Gepräge des Lessing'schen Stils; es ist aber wohl möglich, daß Lessing durch einen Thaer'schen Aufsatz angeregt wurde, einen Gedanken

zu verfolgen und auszuführen, der von seinem eigentlichen Gedankenkreise weit ablag. Gott als einen Pädagogen aufzufassen, der mit seinen Lehren stufenweise die menschliche Vernunft entwickelt, das lag in der Zeit der Philanthropine auf der Straße; als Schluß dieser Erziehung ein fertiges, absolutes System in Aussicht zu stellen, würde Lessing jedenfalls nicht als höchstes Resultat seines Nachdenkens ausgegeben haben, ebensowenig die Einschränkung dieser Erziehungsexperimente auf die jüdisch-christliche Bildung. — Der Abschluß der Schrift fällt in eine spätere Zeit; hier kehren wir noch zu den „Beiträgen“ zurück.

Der Fragmentist hatte die Widersprüche der Auferstehungsgeschichte in den verschiedenen Berichten der Evangelisten nachgewiesen; Lessing zeigte, daß man diese gar wohl zugeben, und deshalb die Thatsache an sich doch nicht bestreiten könne, da auch in der Profangeschichte im Einzelnen die Zeugnisse oft von einander abweichen. — Endlich war in den Fragmenten der Durchgang der Israeliten durch's rothe Meer ausgemalt und die Absurditäten hervorgehoben, die sich daraus ergaben: Lessing zeigte, daß so etwas den Rechtgläubigen gar nicht anfechte, der ja der Allmacht Gottes auch die Durchführung des Absurden zutrauen darf. „Wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort soviel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch im gegebnen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handelt, ohne es wahrzunehmen, daß sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.“

Das war augenscheinlich ein Compliment für Goeze, und Lessing schmeichelte sich in der That, die Rechtgläubigen zum Schweigen gebracht zu haben. — Gleich nach Abschluß der „Beiträge“, Jan. 1777, reiste er nach Mannheim ab *), wo er auch bei Gründung des neuen „Nationaltheaters“ verwandt werden sollte; er sah aber bald, daß das ganze Unternehmen ungeschickt sei, daß man gegen ihn selbst sich zweideutig benahm, und reiste schon Anfang März zurück: gleich darauf kam es durch rücksichtsloses Betragen des

*) Zachariä starb 30. Jan. 1777, 51 J. alt: die Fortsetzung seiner Sammlungen übernahm Eschenburg.

kurpfälzischen Ministers v. Hompesch (7. April) zum offnen Bruch. „Mit einem deutschen Nationaltheater," schreibt er seinem Bruder, „ist es lauter Wind, und wenigstens in Mannheim hat man nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein Nationaltheater ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten."

„Und du verdenkst es mir noch," schreibt er an seinen Bruder, „daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt als das Theater! — Es sei! darüber würde ich mich weit weniger beschweren, weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen Neckereien oder Stänkereien mehr um den gesunden Menschenverstand als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grund tolerante) Theologie der neuern (im Grund intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können." — 25. Mai. „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf; und das mit Recht, denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, ebenso gut dazu als neue."

„Die Theologen glauben," schreibt ihm Nicolai 24. Apr., „daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden sind." „Das erinnert mich," erwidert Lessing, „daß ich in gleicher Gestalt im vorigen Krieg zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war und keines von beiden sein mußte — wenigstens um die Minna zu machen. Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut." Diesen Vergleich findet Nicolai höchst richtig: „nur dünkt mich, Sie hätten mir einmal selbst gesagt, wenn Sie oft hintereinander mit dem eifrigen K. in Leipzig disputirt, so wären Sie durch die Hitze des Streits auf eine Zeitlang im Ernst preußisch geworden. Daß es Ihnen mit Ihren theologischen Disputen nur nicht auch so geht!" — Nicht blos die Berliner wurden irre, Elise Reimarus, die Lessing noch vor Kurzem vertheidigt („Ein allmäliges Untergraben des Gebäudes wird gewiß bald den gänzlichen Umsturz desselben nach sich ziehen und keinen Gedanken zum Wiederaufbau übrig lassen; das ist die Ursache, warum Lessing seine Maske aufsteckt!"), schreibt nun, 28. März: „Er schlägt einen höchst wunderlichen Weg

ein; seine Erziehung des Menschengeschlechts verwirrt vollends Denker und Undenker. Mich ägert all das Larventragen." Freilich wurde die Familie Reimarus hauptsächlich dadurch geärgert, daß man ziemlich allgemein auf den richtigen Verfasser die Fragmente vermuthete, und man hatte Eva im Verdacht, geplaudert zu haben.

Als erster Gegner Lessing's und der Fragmente trat Director Schumann in Hannover auf, der, übrigens in sehr höflicher Weise, auf den Beweis der Offenbarung durch die Wunder hinwies. Diesen „Beweis des Geistes und der Kraft" zerlegte Lessing in jenem herrlichen Aufsatz, den wir Alle auswendig wissen. „Ich, der ich im 18. J. lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt: wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es? Daran, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist; daran, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind." „Zufälle, Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden." „Zum Glauben an Christi Lehren verbindet mich nichts als diese Lehren selbst, die vor 1800 Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfang damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam zu machen. Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen. Auf die kam er; auf der ist er;" der Wunder braucht es nicht mehr! — „Möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist apokryphisch, aber darum nicht weniger göttlich." Das Testament: „Kinderchen liebt euch!" — man kennt den reizenden Dialog.

Was den Reiz dieser Schriften so sehr erhöht, ist die große Heiterkeit des Geistes, die sich darin spiegelt. — Lessing war auch im Leben endlich glücklich geworden. Einen unverdächtigen Zeugen haben wir an dem jungen schwäbischen Magister Spittler, geb. Nov. 1752, im Tübinger Stift erzogen, der drei Wochen in Wolfenbüttel zubrachte, auf der Bibliothek und in täglichem Verkehr in Lessing's Haus. Nach der Abreise nach Berlin, 23. Apr., wohin ihn Lessing empfohlen hatte, schrieb er an Meusel: „Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei ihm, so wär's bei seiner Gattin.

Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, die Seelenruhe, die sie Allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehn. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach all ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Auch in den Briefen an seinen Bruder ist jetzt ein ganz anderer Ton: heiter, herzlich, selbst neckisch. Er sorgte für die gute Erziehung seiner Stiefkinder, die er sehr liebte; mit seinen Nachbarn, namentlich dem guten C. A. Schmid, der ihm noch immer gern seltne Manuscripte abschrieb, stand er in freundlichem Verkehr. Die alte Erbsünde, durch Uneigennützigkeit und Mangel an Ordnung zu Extravaganzen verleitet zu werden, trat bei der liebevollen Aufsicht seiner Frau vorläufig mehr in den Hintergrund.

Dem alten Freunde Moses theilte Lessing die meisten seiner Arbeiten mit; so namentlich jetzt seine Studien über die Freimaurer, die, ehe sie gedruckt wurden, noch die Censur verschiedener Autoritäten passiren mußten. Moses hatte im Sept. in Königsberg mit Hamann gute Stunden*), dann war er in Hannover, von wo er, 11. Nov., an Lessing schrieb: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt als jene geistreiche aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt — und was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken — mich dünkt, mein Wunsch sein nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen, die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?" — Auf der Rückreise aus Hannover hielt sich Moses (19. Dec. u. s. w.) einige Tage in Wolfenbüttel auf**).

*) Hamann wußte seine Freundschaft um so mehr zu schätzen, da er sich in seiner ärmlichen Stellung immer unglücklicher fühlte. Er wagte deshalb eine Eingabe in Berlin, erhielt aber (27. Dec.) für seine prétentions ridicules et inconséquentes einen abschlägigen Bescheid. „Noch nichts an seinem rechten Ort" schreibt er an Herder, „weder in mir noch außer mir: ich bin im Gedränge, Freunden und Feinden Genüge zu thun und meinem noch zweideutigen Selbst."

**) 31. Dec. 1777 hatte Sulzer mit dem König eine lange Unterredung, die ihn ganz bezauberte. Gleichzeitig stellte die Berliner Akademie, wie es hieß, auf specielle Anregung des Königs, die Preisfrage: „ob man ein Volk in Irrthum führen, oder in den Irrthümern, womit es schon behaftet ist, lassen soll?" — Sulzer starb 25. Febr. 1779, 59 J. alt.

Das Glück sollte nicht lange währen. — 3. Jan. 1778 schreibt Lessing an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, Ihnen für Ihren Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte soviel Verstand! soviel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehn mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." — 5. Jan. an seinen Bruder. — „Die Mutter lag ganzer neun Tage ohne Verstand, alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bett, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur noch saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Seit drei Tagen habe ich Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." — 7. Jan. an Eschenburg. „Ich schäme mich recht herzlich, wenn mein Brief das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt." — 10. Jan. — „Meine Frau ist todt; diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht." — 14. Jan. — „Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln." — „Ein guter Vorrath vom Laudanum theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehn helfen." — Un an diesem ließen es die Gegner nicht fehlen.

Zunächst antwortete Schumann: voll Hochachtung für Lessing, „der auch, wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit soviel Eleganz als Würde in seinen Ausforderungen verbände"; im Uebrigen so schwach, daß Lessing die Sache fallen ließ. Mit desto größerem Eifer warf er sich auf einen zweiten Gegner, der die Auferstehungsgeschichte gegen den Fragmentisten zu vertheidigen suchte, es war ein „Nachbar", der Superintendent Räß in Wolfenbüttel. Gegen ihn schrieb Lessing, noch im Januar, die „Duplik", vielleicht die glänzendste seiner Streitschriften.

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz — — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." — Das ist der echte Lessing, weit mehr als im problematischen Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts*)."

Nicht gegen die Evangelisten seien die Angriffe der Fragmente gerichtet, sondern gegen die schlechten Versuche, ihre Berichte in Harmonie zu bringen. Der heilige Geist hat die Evangelisten nichts Neues gelehrt, sondern sie nur angetrieben, was sie wußten, aufzuschreiben. Und waren sie ungenau, was liegt uns daran? — „Der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich ersetzt durch etwas, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dies große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grund seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? . . . Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thür, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich

*) Gleichzeitig in einem Manuscript: „Soviel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei; und die Vernunft hat glücklich gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen? — Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag? — Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle offenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz unzweifelhaft unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

dich preisen, lieber Baumeister! preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch auf lauter Seifenblasen ruhte." — „Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus die Religion gepflanzt. Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: — wenn ich jemals so zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen."

Nun folgt jenes kostbare Vademecum für den „Nachbar", das allein ausreichte, Lessing's dramatische Gewalt zu erweisen, wenn er auch nie ein Drama geschrieben. Vor 24 Jahren hatte er die Züchtigung eines Schulknaben für seine Sprachschnitzer so unterhaltend einzurichten gewußt, daß das gesammte Volk Theil nahm: um wieviel besser gelingt es ihm hier in dem neuen Stoff, der doch im Grunde ebenso langweilig ist. Aber wie er die Person des Nachbars selbst in Scene setzt, und mit ihr spielt, wie die Katze mit der Maus — es ist unwiderstehlich. — „Ich fühle wohl," sagt er zum Schluß, „daß mein Blut anders umfließt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm gesagt habe, als ich mich schämen würde in der Sache meines eignen Halses zu sprechen. — Was soll ich thun? — versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle? — Ja! ja! ich verspreche: mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben."

„An Ihrer Stelle," ruft ihm C. A. Schmid, den die Schrift entzückte, zu, „möchte ich nicht sein! . . O mein redlicher Lessing, wie gern sähe ich Sie recht ruhig, und wie gerne trüge ich was dazu bei, aber wie kann ich? Ich kann ja nicht davor! . . . Leben Sie fein vergnügt, d. h. fein unruhig, denn die Unruhe ist ja wohl Ihr Element." „Ich freue mich," schreibt Lessing an seinen Bruder, „daß du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle andern theatralischen Arbeiten so schaal und wässrig macht."

„Doch das Alles (25. Febr.) sind die Scharmützel der leichten Truppen; die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen." — Diese Hypothese eines hebräisch geschriebnen Urevangeliums der Nazarener, aus welchem die Synoptiker geschöpft, hat später in der biblischen Kritik Epoche gemacht. Dem Evangelium Johannes sollten wir es zu danken haben, „wenn die christliche Religion aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, d. h. ewig." — Doch wurde Lessing vorläufig durch die Polemik von diesen positiven Versuchen abgezogen.

Seine Vermuthung, die Orthodoxen würden zu den Angriffen des Fragmentisten schweigen, bestätigte sich nicht. Schon 6. Jan. erhielt er den ersten Angriff Goeze's, der im Ganzen noch höflich war, aber doch schon für Lessing's Seelenheil zitterte; dann aber folgte im Febr. eine sehr scharfe Kritik. Lessing antwortete 16. März auf beides zugleich: zuerst gleichfalls sehr höflich; dann aber mit boshaften Anspielungen auf „den, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte." Offenbar war Lessing nicht blos über des Gegners hämische Art, sondern auch darüber aufgebracht, daß die Berliner in ihrem Urtheil über die Orthodoxen gegen ihn Recht behalten sollten. Er versprach Goeze, ihm keine Antwort schuldig zu bleiben: „nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzt, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht." Aber Gehör wollte er sich schaffen und ein unabhängiges Urtheil. „O daß Er es geben könnte, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther, du! Großer, verkannter Mann! Und von Niemand mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joch der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichen Joch des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest!" „Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores

unsere Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürften: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papst vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften." — In der That beschäftigt sich der größere Theil der weiteren Streitschriften damit, historisch die Bedeutung der Tradition für die Glaubensnorm gegen die ausschließliche Berechtigung der Schrift zu erweisen.

Mit seinen Hamburger Freunden gerieth er in bedenklichen Zwiespalt, da der Name des Fragmentisten doch bekannt wurde, und man argwohnte, er habe geplaudert. Er versicherte 6. April Dr. Reimarus auf Ehre und Gewissen die Falschheit dieses Gerüchts, ließ sich aber doch nicht abhalten, gleichzeitig das schlimmste aller Fragmente, „von dem Zweck Jesu und seiner Jünger" zu veröffentlichen, worin den Gründern des Christenthums der gröbste Betrug vorgeworfen wurde: eine Ansicht, die Lessing für seine Person ausdrücklich perhorrescirte. Aber wie eine erhitzte Meute fielen jetzt Orthodoxen und Rationalisten in bunter Mischung über ihn her.

Auch Goeze fuhr in seinen Angriffen fort. „Ach wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutsche in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten!" Zugleich spöttelt er über seinen dramatischen Stil. „Was kann ich dafür," antwortet Lessing, „daß ich nun einmal keinen andern habe? daß ich ihn nicht erkünstele, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. — Sie wollen doch nicht behaupten, daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? daß den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?" — „Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden worauf man will. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehn: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch nur eine erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. — Darf ein Prediger Komödien machen? — Warum nicht? wenn er kann. — Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? — Warum nicht? wenn er

will." — Zwei Kanzeldialoge, wo er als armer Sünder dem donnernden Goeze gegenübersteht, Meisterstücke der Dialektik, sind aus dieser Zeit.

Gegen einen andern Vorwurf: „Sie können einen ungesitteten Gegner an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen." „Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber ebenso oft Firniß des Lasters als Firniß der Tugend. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll."

„Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?"

„— Auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser: anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkt der Moral und Religion immer und ewig stehn zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los."

Die Insinuationen der Gegner thaten doch nach Oben ihre Wirkung. 6. Juni erging an die Waisenhaushandlung zu Braunschweig der Befehl, nicht das Geringste mehr von Lessing zum Druck anzunehmen, wenn nicht zuvor die Handschrift vom fürstlichen Ministerio gebilligt wäre. 13. Juli Rescript an Lessing, „die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter einzuschicken, und sich aller fernern Bekanntmachung dieser und ähnlicher Schriften bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärfern Einsehns gänzlich zu enthalten." „Ich weiß längst," schreibt Lessing 23. Juli an Ebert, „daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind." An seinen Bruder: „Ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen. Da die mehrsten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdam-

mung, welche die lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion ebensowenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein wollen gegründet wissen als ich*). Uebrigens erklärt er sich entschlossen, die Sache auf's Aeußerste ankommen zu lassen: nur, fügt er 2. Aug. an Elise Reimarus hinzu, „ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte." 3. Aug. erfolgte die Resolution, daß er ohne Vorwissen des Ministeriums auch auswärts nichts drucken lasse; 17. Aug. ein förmlicher Verweis. In Sachsen wurden die Schriften confiscirt.

Die meisten Freunde, auch die liberalsten, wurden über diese Händel sehr bedenklich. Es ist Schade, daß Kant keine Gelegenheit hatte sich auszusprechen. — Eine Art von Anknüpfung zwischen den beiden größten Denkern der Zeit war versucht worden: Marcus Herz, der in Berlin alljährlich Vorlesungen vor einem auserwählten Publicum nach Kantischen Principien hielt, hatte schon Juni 1776 an Lessing ausführliche Briefe über die Subjectivität der Empfindungen geschickt, ihn aber nicht zur Antwort veranlassen können. Kant selbst ließ wenig von sich hören: „Ich empfange," hatte er 24. Nov. 1776 an Herz geschrieben, „von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu sein scheine, und bin doch wirklich niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen. Die Materien, durch deren Ausfertigung ich wohl hoffen könnte, einen vorübergehenden Beifall zu gewinnen, häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehn pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden. Aber sie werden insgesammt durch einen Hauptgegenstand, wie durch einen Damm, zurückgehalten, an welchem ich hoffe ein dauerhaftes Verdienst zu erwerben, in dessen Besitz ich auch wirklich schon zu sein glaube, und wozu nunmehr nicht sowohl nöthig ist, es auszudenken, sondern nur auszufertigen. Es gehört, wenn ich sagen soll, Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu verfolgen. Sie wissen, daß das Feld der von allen empirischen Principien unabhängig urtheilenden, d. h. reinen Vernunft muß übersehn werden können, weil es in uns selbst a priori liegt und keine Eröffnungen von der Erfahrung erwarten darf. Um nun den ganzen Umfang und die Grenzen desselben nach sichern Principien zu verzeichnen, bedarf es einer förmlichen Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind,

*) In der That wurde Goeze Juli 1779 wegen Beleidigung der Katholiken von dem kaiserlichen Residenten angeklagt und ein Widerruf von ihm verlangt, den er indeß nicht geleistet zu haben scheint.

nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigner technischer Ausdrücke bedarf" *).

Es war nun Hoffnung, Kant in den Mittelpunkt der deutschen Bewegung zu ziehn. Der alte Meier in Halle, Baumgarten's Schüler, starb, und der Minister v. Zedlitz, der Kant schon häufig Zeichen ehrender Anerkennung gegeben, der zu Hause seine Collegienhefte studirte und Herz' Vorlesungen regelmäßig besuchte, forderte ihn 28. Mai 1778 dringend auf, die Stelle anzunehmen: „Ein Mann, der so denkt wie Sie, darf sich wohl vorsagen lassen, daß es Pflicht für ihn ist, in einem weitern Zirkel gemeinnützige Kenntnisse und Licht auszubreiten, daß er einen Ort wählen muß, wo er mehr Nutzen stiften kann." Aber Kant lehnte ab: „Eine herrliche und gerade meinem Bedürfniß angemessene Situation," schreibt er an Herz, „abwechselnd mit Arbeit, Speculation und Umgang besetzt, wo mein sehr leicht afficirtes, aber sonst sorgenfreies Gemüth, und mein noch mehr launischer doch niemals kranker Körper ohne Anstrengung in Beschäftigung erhalten werde, ist alles was ich gewünscht und erhalten habe. Alle Veränderung macht mich bange, ob sie gleich den größten Anschein zur Verbesserung meines Zustandes giebt, und ich glaube, auf diesen Instinct meiner Natur Acht haben zu müssen, wenn ich anders den Faden, den mir die Parcen sehr dünn und zart spinnen, noch etwas in die Länge ziehn will." In demselben Brief nennt er als den Hauptzweck seines akademischen Lebens: „gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnungen zu verbreiten, in gut geschaffnen Seelen zu befestigen, um dadurch der Ausbildung der Talente die einzige zweckmäßige Richtung zu geben."

So wurde die Stelle denn an Eberhard gegeben, dessen „allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens" 1776 von der Akademie gekrönt war, obgleich sie seinen Freunden selbst nicht recht für voll galt, und der eben den 2. Bd. seiner „Neuen Apologie des Sokrates oder von der Seligkeit der Heiden" herausgegeben hatte. Er nahm die Stelle an, weil er zu einem Predigtamt doch keine Aussicht hatte (39 J. alt) und hielt nun in Halle die Wolffische Philosophie aufrecht, wenn auch der Beifall, den er fand, nur mäßig war. Auch mit Lessing band er noch zuweilen an.

— Der frische Ton des Anti-Goeze stellt für jeden Unbefangenen das Gerede, diese Sachen hätten Lessing's Leben verkümmert, als Thorheit heraus: unruhig machten sie ihn, aber die Unruhe war sein Element. Etwas

*) In demselben Brief äußert sich Kant über Herz' „von der Verschiedenheit des Geschmacks": „Der mir in Parallele mit Lessing ertheilte Lobspruch beunruhigt mich, denn ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre, und es ist, als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Aussprüche beizumessen."

Anderes lastete auf ihm, seine alte Erbsünde: er verstand seine äußerlichen Verhältnisse nicht zu ordnen, und jetzt hatte er auch Pflichten gegen Andere, er hatte seine Stiefkinder zu erziehn. „Ich bin," schreibt er an Elise Reimarus 9. Aug., „mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich einem Verdacht nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — So ist meine wahre Lage. Haben Sie wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustand auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehn, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" — „Diese Streitigkeit," setzt er hinzu, „ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte." — Der „elende Feind" spielte ihm den schlimmsten Possen: Lessing war zuletzt mit einer so furchtbaren Wucht von Gelehrsamkeit gegen ihn vorgerückt, daß er — verstummte. Er schwieg, und ließ nichts weiter von sich hören, so daß Lessing jetzt wirklich wild wurde.

Den letzten Anti-Goeze schrieb er in Hamburg, wo er 12. Sept. ankam. Elise merkt mit einer gewissen Verwunderung an, daß er allgemein sehr gut aufgenommen wurde; auch war er heiterer als man erwartete, obgleich er die Schwäche hatte, zuweilen mitten im Gespräch einzuschlafen. Klopstock regierte noch als Patriarch fort; im vergangenen Jahr hatten K. F. Cramer („Klopstock, in Briefen von Tellow an Elise") und Sturz begeisterte Werke über ihn geschrieben; er war beschäftigt, eine letzte Ausgabe des Messias zu veranstalten, dichtete zahlreiche, meist religiöse Oden, und erfand mit Campe eine neue Rechtschreibung, die von Hamann, Lichtenberg u. A. heftig angefochten wurde. Campe war glücklich in seiner Erziehungsanstalt und arbeitete am Robinson, der im folgenden Jahre erschien. Basedow war da, und unterhielt die Gesellschaft mit den wunderlichsten Fratzen: u. A. hatte er sich die Fertigkeit angeeignet, alle Lieder nach der Melodie des alten Dessauer zu singen. Schönborn war aus Algier zurück. Bode trieb mit

altem Eifer die Freimaurerei, für die er nun auch Schröder völlig gewonnen hatte: ihnen wurde der erste Theil von „Ernst und Falk" zur Ansicht vorgelegt, welchen Lessing hier zum Druck förderte; die weitere Fortsetzung der Freimaurergespräche hielt er noch zurück, zum Theil aus Rücksicht für den Erbprinzen von Braunschweig. Die hamburger Freimaurer — und fast alle Freunde Lessing's gehörten dazu, schlossen sich der liberalen Richtung an, deren Extrem im Illuminaten-Orden auftauchte, Mai 1776 von Weishaupt und Knigge gegründet. — In Wandsbeck besuchte er Claudius, der sich auf humoristische Weise seiner gegen Goeze angenommen hatte: seine ökonomischen Verhältnisse waren, obgleich seine Familie sich jährlich vermehrte, dadurch etwas verbessert, daß F. H. Jacobi ihm seine Kinder zur Erziehung anvertraute. Voß hatte eben einen Ruf als Lehrer nach Otterndorf im Land Hadeln erhalten, wohin er noch im Oct. abging. In derselben Zeit kehrte auch Lessing nach Wolfenbüttel zurück. Der Aufforderung, sich dem Strom des schlechten Geschmacks entgegenzusetzen, begegnete er mit der Erklärung, man müsse es wie mit einer Schaar Betrunkener machen: sich in einen Winkel stellen und sie vorbeitaumeln lassen. — Seine Geldverlegenheiten verminderten sich nicht, und seine Briefe an Elise sprechen sich wieder sehr bitter aus, wobei allerdings in Anschlag zu bringen ist, daß er körperlich leidend war.

Da die Pfälzer mit Lessing nicht hatten fertig werden können, und doch die Idee eines Nationaltheaters nicht aufgeben wollten, so wandten sie sich an Wieland: es war ihnen hauptsächlich um Singspiele zu thun. Wieland, der sich viel mehr Weltklugheit zutraute als Lessing, ging sofort darauf ein, und verfertigte die Rosamunde (die bekannte Episode aus der Geschichte Heinrichs 2. von England), die von Schweizer componirt wurde, und auf die er sich ihrer tugendhaft erbaulichen Haltung wegen nicht wenig zu Gute that. Zu seinem Erstaunen mußte er von F. H. Jacobi, dem Goethe ganz beistimmte, hören, daß das Stück nichts tauge. Im Anfang wollte er wieder die Feder auf ewig niederlegen, indeß tröstete er sich bald, schickte die Rosamunde mit einigen Aenderungen nach Mannheim ein, und folgte selbst 21. Dec. 1777, nachdem er sich einige Tage in Frankfurt bei Goethe's Eltern aufgehalten. Kurfürst Karl Theodor empfing ihn sehr freundlich, und versprach ihm, die Rosamunde den ganzen Carneval durch spielen zu lassen. Darüber aber starb der Kurfürst von Bayern Max Joseph; Karl Theodor, sein Erbe, brach nach München auf, und nahm sein Theater mit: doch blieb ein Filial in Mannheim zurück. Wieland reiste unverrichteter Sache

aber guten Muths 8. Jan. 1778 von Mannheim ab, jetzt ziemlich überzeugt, daß er für das Dramatische keinen Sinn habe; auf der Rückreise blieb er wieder mit Merck einige Tage in Frankfurt.

In Weimar gab es ein buntes Treiben; vierzehn Tage hindurch „Morgens Schweinhatz, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg, allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redouten," dazwischen Kupferstiche, Mineralien, Spinoza u. s. w. 16. Jan. 1778 stürzte sich ein Frl. v. Laßberg aus Liebesgram in die Ilm; man fand den Werther in ihrer Tasche; Goethe war tief erschüttert. Bald darauf kamen traurige Nachrichten von Lenz.

Ende 1777 hatte er ein Gedicht „an den Geist" gemacht und ihn beschworen, den Körper nicht vorzeitig zu zerstören. 20. Jan. 1778 erschien er, irrsinnig, bei dem Pfarrer Oberlin in Steinthal (Elsaß) mit Empfehlungen von Kaufmann. Dieser kam mit seiner Braut bald darauf an, um ihn zu pflegen; als er mit Oberlin einen Besuch bei Schlosser gemacht, brach 4. Febr. bei Lenz der völlige Wahnsinn aus: man brachte ihn erst nach Straßburg dann nach Emmendingen, wo er mehrere Monate bei Schlosser blieb, dann bei einem Schuster des Orts in Pflege gegeben wurde*). 7. April erhielt man in Weimar die Nachricht davon.

Es war die Zeit der großen Parkanlagen — die Goethe doch in der „geflickten Braut" sehr verspottet hatte: als Muster derartiger Unternehmungen galt der Park in Wörlitz bei Dessau, den Goethe 13. Mai mit dem Herzog besuchte, nachdem er vorher in Erfurt bei Dalberg, in Leipzig bei Oeser gewesen war; auch Basedow wurde nicht umgangen. 15. Mai entführte ihn der Herzog nach Berlin und Potsdam, wo sie 8 Tage blieben.

Es war eine ernste Krisis: der bayerische Erbfolgekrieg sollte ausbrechen; noch heute weiß man nicht recht, ob die Sache nicht bedenklicher war als der Ausgang sie erscheinen ließ. Goethe schreibt an Fr. v. Stein, 17. Mai: „Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden! .. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend

*) Erst im Sommer 1779 brachte ihn sein Bruder nach Riga; der Wahnsinn ging vorüber, er schrieb März 1781 an Goethe, der aber unversöhnlich blieb; auch bewarb er sich um ein Schulamt. Es war aber eine verlorne Existenz. Erst 42 J. alt, starb er 24. Mai 1792 in Moskau, ganz verschollen.

Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt." 19. Mai: „Die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit welkt; die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird . . . Soviel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen zu lassen*)." — Später: „Mit Menschen hab' ich sonst nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht können drucken lassen. In Berlin guckte ich nur, wie das Kind in den Raritätenkasten. Aber du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonniren hören" **).

Die militärische Episode wirkte in mancher Hinsicht nicht schlecht. Der lange Friede drohte den Idealismus zu sehr auf's Innere und das Privatleben zu werfen, jetzt wurde man wieder auf die Politik aufmerksam. „O Vater! Vater!" singt der alte Gleim, der sofort wieder mit Grenadierliedern hervortrat, den König an, „diese Rast füllt unsere Herzen schwer!" „O ging's in dieser kühlen Nacht, ging's deinem Feinde zu! viel besser wär's uns in der Schlacht als hier in dieser Ruh." Freilich hatte schon Amerika und

---

*) Um diese Zeit schreibt Lessing: „Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle jetzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sclaverei." — „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Wer steht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausspruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kannn?"

**) Aus den Tagebuchblättern jener Zeit: „Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien bekümmere, handle ich oft dumm." „Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit nnd verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Mängel nehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen sollte diese zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann." — Nach der Rückkehr des Herzogs mit Goethe schreibt Wieland: „Ich werde je länger je mehr davon überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird." — Klinger trat während des Kriegs in östreichische Dienste.

Rousseau gewirkt. Seit 1776 gab Schlözer den „Briefwechsel“ heraus, vor dessen freimüthigen Mittheilungen und Urtheilen alle Minister ein sehr unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken konnten; Meusel schrieb die „europäische Staatenkunde“, Sturz die „Briefe aus England“; im „deutschen Museum“, seit 1776 von Boie redigirt, veröffentlichte Dohm („Geschichte der Engländer und Franzosen in Ostindien“ 1776) vortreffliche politische Aufsätze, die Herzberg auf ihn aufmerksam machten und ihm eine Anstellung in Preußen verschafften. In einem Artikel hatte er den Satz verfochten, daß jede Gewalt im Staat durch das Volk geschaffen sei; Wieland hatte dagegen Nov. 1777 „das göttliche Recht der Obrigkeit“ vertheidigt: „Das Recht des Stärkern ist jure divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt;“ „es liegt in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns willig von ihm meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen.“ Es war ein Einfall, wie Wieland deren so manche hatte; bedenklich genug, denn kurz vorher war Schubart auf den Hohen-Asperg abgeführt. Jacobi nahm die Sache tragisch, er kündigte dem Verfasser die Freundschaft. Im „Schach Lolo“*) (Mai 1778) versuchte Wieland eine Rechtfertigung, die sehr läppisch ausfiel: weil Zaubrer dem Tyrannen trotzen konnten, sollte die Tyrannei überhaupt unschädlich sein! „Die Sach' ist sonnenklar, so wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.“ „Verkleinert und vergrößert nur nicht was ist in eurer Phantasie, so ist's just recht; und euch erspart's die Müh, dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.“

Auf Jacobi war er ernstlich böse. „Ich habe,“ schreibt er 14. Mai an Merck, „seitdem mich Fritz verlassen und aufgegeben hat, einen so innigen Ekel vor Allem, was einer Verbindung mit einem Genie ähnlich sieht, in den Leib gekriegt, daß ich lieber mit Schneidern, Schustern und Hottentotten umgehn möchte.“ — Herzogin Amalie suchte zu vermitteln, aber Wieland erwiederte: „sein Stolz sei mir unleidlich, und ich wolle ihm keine Ursache geben, sich einzubilden, daß es nur auf ihn ankomme, ob er sein Scepter auf mich neigen wolle; wenn er Jupiter sei, sei ich Neptun! kurz, mein Schluß steht fest, mit Fritz in meinem Leben nichts mehr zu thun zu haben.“ — Der Bruch wurde noch dadurch vergrößert, daß Wieland den Jacobi's ihren Antheil am Mercur kündigte. — Desto enger schloß er sich an Merck. — Auf einen freundschaftlichen Brief desselben schreibt er, 16. Juni

*) Gleichzeitig erschienen die poetischen Erzählungen „Han und Gulpenheh“, „der Vogelsang“ und „Pervonte“, die nicht gerade zu seinen besten gehören.

„Nein du bester, du einziger edler guter Mann! ich kann's nicht zu Worte bringen, wie heilig er mir ist, wie ich dich liebe, was für einen süßen Schauder er durch mein ganzes Wesen ausgegossen, was für neues Leben er mir giebt, wie lieb er mir die Menschheit macht, wie ich dich an mein Herz drücke, mich inniglich freue, daß der Himmel dich mir zum Gefährten, Waffenbruder und Herzensfreund für die andere bessere Hälfte meines Lebens aufgespart habe!.. Alles ist nun, auf Leben und Tod, unter uns gesagt und ausgemacht — aber mehr als jemals sei es ein heiliges Geheimniß zwischen dir und mir, was wir einander sind." — Gleich darauf führte Merck die Herzogin Amalie in Cöln, Düsseldorf u. s. w. herum, und beschrieb die „malerische Reise" im „Mercur"; seine Begleiter, Knebel, Einsiedel, wurden doch von Jacobi und Sophie Laroche sehr eingenommen. — Durch die letztere erhielt Wieland die Nachricht vom Tode seiner Julie Bondeli; sie war 8. Aug. unverheirathet gestorben, und er war fest überzeugt, daß ihr Geist ihn noch in den letzten Augenblicken berührt habe. Er schwelgte in Erinnerungen an den „Engel".

Wenn Goethe um diese Zeit durch seine Parkanlagen und andere Decorationswerke (9. Juli Eröffnung der Einsiedelei; 22. Aug. Beleuchtung der Ilm im Rembrandtschen Geschmack; 20. Oct. großes Jahrmarktsfest in Ettersburg) an größern Arbeiten gehindert wurde, so gewann doch dadurch sein Naturgefühl eine größere Innigkeit, aus der damals „der Erlkönig" und die süßeste aller seiner Romanzen, „der Fischer"*) hervorquollen. Angelehnt an die alte Volksweise, in Form, Ton und Stoff, und doch der eigentliche Gehalt tief aus der Brust geschöpft. Die Romanze wurde das natürliche Gewand des deutschen Liedes.

Eben veranstaltete Bürger die erste Sammlung seiner Gedichte auf Subscription; das Neue bestand hauptsächlich aus Balladen, dem Percy nachgebildet; einige im glücklichen Romanzenton, „Bruder Graurock und die Pilgerin", „St. Stephan" (auch der spätere „Graf Walther" gehört dahin), doch war durchweg der ursprüngliche Text vergröbert, und das Zeitcostüm, das doch

*) „In meinem Thal," schreibt er 5. Aug. an Merck, „wird's immer schöner, d. h. es wird mir immer näher . . . Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustands wegschwimme. Im Innersten aber geht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfang der Athem — muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen." Goethe hatte eben schwimmen gelernt, und trieb es mit ebensoviel Eifer und Lust als früher den Schlittschuhlauf.

manches Bedenkliche erklären mußte, verwischt; zuweilen verfiel er ganz in's Gemeine, z. B. in „Frau Schnipps", die von Lichtenberg sehr gelobt wurde: freilich war dessen „Gibraltar" in derselben Bänkelsängerart. Am deutlichsten zeigt sich die Vergröberung in der „Entführung", von Schlegel erschöpfend charakterisirt. Bürger's Manier hat sich nun völlig festgesetzt: „sie ist derb und zuweilen nicht ohne Roheit; sie hat einen großen Anschein von Kraft, aber es ist nicht die ruhige sichere Kraft, sondern wie mit willkürlicher Spannung herangedrängte Muskeln. Ihr größter Fehler ist wohl die nicht selten überflüssige Häßlichkeit der dargestellten Sitten: wenn man sich darüber hinwegsetzt, so muß sie sich durch Keckheit und Raschheit im Ausdruck, im Versbau und im Gang der Erzählung durch Sauberkeit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen." „Was unstreitig beitrug, Bürger über das Fehlerhafte seiner Manier zu verblenden, oder sie vielleicht ganz seinem Bewußtsein zu entziehn, war die Sicherheit und Meisterschaft, mit der er sie ausübte: denn Alles, was mit einer gewissen Consequenz durchgeführt ist, kann aus sich selbst nicht widerlegt werden. So sind in der Entführung lauter Ungeschicklichkeiten zu einem gewissermaßen schicklichen Ganzen zusammengearbeitet, das Haltung hat und seine Wirkung nicht verfehlt."

Zur Vorrede seiner Gesammtausgabe benutzte Bürger eine Abhandlung, die er zwei Jahre vorher im Dt. Mus. „aus Daniel Wunderlichs Buch" veröffentlicht hatte. „Weil wir so hoch und tief gelehrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten, Gebräuche, alle ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, überall bei ihnen heimisch sind, so bleiben wir auch in unserm Dichten und Trachten fremd und ausländisch . . . Man will keine menschlichen, sondern himmlische Scenen malen; nicht wie seines Gleichen, sondern wie Gott und die heiligen Engel. Wollen unsere Dichter mehr gelesen werden, so müssen sie von den Gipfeln ihrer wolkigen Gelahrtheit herabsteigen; durch Popularität kann die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott geschaffen hat: lebendiger Odem, der über allen Menschen Herzen und Sinnen hinweht . . Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkunde seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen! . . Möchte doch ein deutscher Percy aufstehn, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst aufdecken!"

Diesen Ideen kam mit willkommner Ergänzung Herder's Abhandlung „von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" im Dt. Mus. 1777 entgegen. Wir haben noch keine Geschichte der deutschen Poesie; dazu würde das Studium der gemeinen Volkssagen und Mährchen gehören: „sie

sind gewissermaßen Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen unzertheilten und ungebildeten Seele wirkt." — Mit welcher Begierde haben die Engländer ihre alten Gesänge und Melodien gesammelt! bei uns liegt der Schatz ungenützt. „Aus ältern Zeiten haben wir also durchaus keine lebende Dichterei, auf der unsere neuere Dichtkunst, wie Sproß auf dem Stamm der Nation, gewachsen wäre. Bei uns wächst Alles a priori, unsere Dichtkunst und classische Bildung ist vom Himmel geregnet. — Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Theil von Literatur, der sich auf's Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist classische Luftblase; doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir keine Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Unsre classische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf der deutschen Erde."

Die Jagd auf Volkslieder, seit dem Straßburger Aufenthalt organisirt, war von den Draußenstehenden nicht unbemerkt geblieben, und hatte bei den Verfechtern des Geschmacks und der guten Sitten viel Anstoß erregt. Der gebildete Berliner kennt vom „Volk" nur die Eckensteher und Rehberger, so wie die herumziehenden Bänkelsänger mit ihren Mordgeschichten, und legt auf die Poesie derselben mit Recht kein großes Gewicht. Nicolai beschloß gegen die Neuerer einen Hauptschlag zu führen. Oct. 1776 erschien „Ein feyner kleyner Almanach. Vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen unndt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabr. Wunderlich weyl. Benkelsengerrn zu Dessaw, herausgegeben von Dan. Seuberlich, Schusterrn tzu Ritzmück ann der Elbe', dem im folgenden Jahr noch ein 2. Bd. folgte. „Meine Absicht ist," schreibt er an Möser, „unsern feinwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehn, die wahre Naivetät haben." Utile cum dulci! Und an Lessing: „mein Almanach hat eine sehr ernsthafte Absicht, nämlich einige der Thoren, die jetzt thun, als ob alle Weisheit und Gelehrsamkeit nicht eines bischen Mutterwitzes, (das sie Genie taufen), und alle Poesie nicht der Lieder der Tyroler und Hechelträger werth wäre, wo möglich klug zu machen, oder diesen Herrn, welche wähnen, es dürfe sich Niemand an sie wagen, gerade in die Zähne zu lachen." „Ich habe mir freilich ein heimliches Vergnügen gemacht, einige schöne Stücke zuerst an's Licht zu bringen; aber ich habe wissentlich einige recht plumpe darunter gesetzt, damit man anschauend sehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abschreibens werth sind." — „Bereits in alter Zeit," sagt Dan. Seuberlich in der Vorrede, „sind die Schuster bei deutscher Nation sonder-

barlich beflissen gewesen, liebliche Reime und Gesänge zu machen; die Leinweber aber haben sich von jeher flink gezeigt, die von Schustern gemachten Reien zu singen, darob auch wohl bei Feierabend zu klügeln und weidliche zu erdenken. Nachher jedoch erhoben sich die Leinweber ungebührlich über die Schuster, tauften allerlei artliche Einfälle in der Poeterei den ersten Wurf, als ob etwa ein Leinweber sein Schiff würfe, und einen hohen Sinnenbegriff, der plötzlich den Poeten antrete, den ersten Sprung, gleich als ob dem Weber in Folge zu groben Wurfs ein Faden spränge. Mit solchem alamodischen Genamsel ist's aber eitel Mischmascherei: Dichten und Schustern geschah auf'n ersten Schnitt ... In den letzten betrübten Zeiten ging vollends Alles drunter und drüber, Gelehrsamkeit und Verschönerungssucht würde das ganze menschliche Geschlecht verderbt haben, wäre nicht noch beim gemeinen Haufen, absonderlich bei den ehrbaren Gewerken, ein kleines Fünklein unverderbter Natur liegen geblieben ... Wohlan, ihr Genies! wollt ihr deutscher alter Volkspoeterei aufhelfen, laßt alle Cultur, Ueppigkeit und gelehrtes Wesen, werdet ehrliche Handwerksleut ... Sollt's euch auch nicht gelingen, aus deutschem Vaterlande die leidige Ordnung und eiskalte Vernunft ganz weg zu singen, wird doch deutschem Vaterland eure Handarbeit mehr Frommen bringen als eure putzige, windschiefe, gelehrte Volkslieder, die das Volk nimmer singen möchte."

Wenn Nicolai seine Hanswurstiaden Lessing und Möser empfahl, hatte er sich gerade an die unrechten gewendet. Möser freilich war höflich genug, seinem alten Verleger einige plattdeutsche Beiträge zu schicken und ihn zu versichern, er habe mehr Narren bekehrt als mancher Apostel Heiden; aber er ermahnte ihn doch, nun aufzuhören. „Mich dünkt, das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt." Lessing erklärte (10. Sept. 1777) mit übel verhehlter Verachtung, der ganze Spaß beruhe auf Verwechselung der Begriffe Volk und Pöbel; wie sehr den empfindlichen Herder die ganze Sache verdroß, läßt sich vorstellen. „Sie haben," schreibt er an Lessing, „auch eine Schuld auf sich, daß Sie den Nicolai sich einst die Schuhe bei den Literaturbriefen haben nachtragen lassen."

Gleich nach dem Almanach, 1777, gab Ursinus altenglische und schottische Balladen heraus, hauptsächlich nach Percy, wozu Herder Beiträge und Eschenburg die Vorrede lieferten. Darauf folgte 1778 Herder mit den „Volksliedern" (später: „Stimmen der Völker in Liedern"), die den Freunden der Poesie in Deutschland einen ganz unermeßlichen, wenn auch etwas dämmerhaften Horizont öffneten. Vom alten Griechenland („Myrtenzweige sollen dein Schwert umhüllen!") bis auf unsere Tage, von Lappland bis auf Tahiti hatte jede Zeit, jedes Volk einige Beiträge liefern müssen; eine wunderbare

Mannigfaltigkeit der Farbe, und doch eine gewisse Einheit in der Stimmung. Freilich war die Sammlung da am fruchtbarsten, wo bereits tüchtige Vorarbeiten vorlagen: die schottischen Balladen, die spanischen Romanzen und allenfalls die litthauischen Dainos bildeten den Hauptstamm, und diese haben auch auf die deutschen Dichter am meisten gewirkt. Für unsere Art war hauptsächlich das liederreiche Süddeutschland in Betracht gekommen, und hier gab es in Nicolai's Almanach sehr bedeutende Ergänzung. Eine wissenschaftliche Tendenz hatte die Arbeit noch nicht; auf geschichtliche Genauigkeit war wenig Rücksicht genommen, und die Frage nach der Entstehung solcher Lieder war nur nebenbei behandelt. Wenn sich später die Vorstellung verbreitete, sie seien aus dem Volk im Allgemeinen herangewachsen, so zeigte Herder durch Aufnahme des Erlkönigs (vielleicht auch des Haideröslein s?), daß er ganz gut wisse, auch zur Dichtung von Volksliedern gehöre ein Goethe, wenn auch ein Goethe im Schurzfell. Herder's Hauptzweck war, die Liberalität des Urtheils zu fördern; zu zeigen, daß nur die Kunstpoesie die Völker trennt, die Naturpoesie aber sie vereinigt; dazu hatte er sein vorzüglichstes Augenmerk auf Nachbildung des Tons, der Weise, der Modulation gewandt, und im Zweifelfall lieber die Worttreue geopfert; freilich hatte er zuweilen in's Natürliche idealisirt: die Weglassung der spanischen Assonanzen ist wohl nicht blos aus der Schwierigkeit zu erklären. — Für den Augenblick haben die „Volkslieder" mehr das Urtheil als die Praxis gefördert; noch wirkten Bürger's ausgeführte Erzählungen unmittelbarer als die springenden und dunkeln Combinationen des Volkslieds, die Bildung war im Durchschnitt noch zu realistisch. Ihre eigentliche Wirkung begann eine Generation später.

In derselben Zeit gab Herder eine Bearbeitung des Hohenliedes (deren Handschrift er schon April 1777 Frau v. Stein mitgetheilt), „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes" heraus; ferner „Bilder und Träume: vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele". Er spricht sich darin mit der herrschenden Schule keineswegs einverstanden aus, mit jenen „übertriebnen Witzlingen ohne gesunden Verstand und Herzenstreue, jenen fliegenden Sonnenrossen, die die Erde verbrennen, jenen Speculanten ohne Anschauung und Handlung, jenen Leidenschaftshelden, die der Verrückung nahe sind" u. s. w. Als Zusatz gab er einige Minnelieder. — An Hamann schrieb er 1. April: „Eingeklemmt in einsamen Wirrwarr und geistliches Sisyphushandwerk ermattet man an Allem und nimmt zuletzt an sich selbst nicht mehr Theil. Ich habe den Winter einsamer gelebt als je in meinem Leben."

Bei Herder hatte diese Misanthropie keine äußere Veranlassung; anders bei Bürger. Aus den Balladen lernt man ihn doch nur halb kennen; auch seine dichterische Kraft entwickelt sich fast ebenso stark in Liedern wie „Mädel

schau mir in's Gesicht! Schelmenauge blinzle nicht. —" „Wer nie in schnöder Wollust Schooß die Fülle der Gesundheit goß —"; mehr noch gilt das von den tieferen Bewegungen seiner Seele. Es ist bekannt, daß Bürger, neben seiner Gattin Dorette deren Schwester Molly sittenwidrig liebte, und an den Früchten dieser unglücklichen Leidenschaft lernt man die Bedeutung von „Stella" und „Allwill" tiefer würdigen. Verdient aber die Charakterschwäche des Menschen keine Entschuldigung, so kann man der Kraft, mit welcher der Dichter seinen Schmerz ausströmte, Bewunderung nicht versagen. „Aus Volkers geheimem Liebesarchiv" wurde erst später, 1786, veröffentlicht, stammt aber aus 1776: — „Denn wie soll, wie kann ich's zähmen, dieses hochempörte Herz? Wie den letzten Trost ihm nehmen, auszuschreien seinen Schmerz? Schreien, aus muß ich ihn schreien! Herr mein Gott! du wirst es mir, du auch, Molly, wirst verzeihen, denn zu schrecklich tobt er hier." „Nirgend ist ein Spalt nur offen — für der Hoffnung Labeschein; und auch Wünschen oder Hoffen scheint Verbrechen gar zu sein." „Nichts ach nichts weiß ich zu sagen im Bewußtsein dieser Schuld, nichts zu murren, nichts zu klagen! dennoch mangelt mir Geduld." — Noch tiefer, in „Untreue über Alles", 1778, als er sein Gewissen völlig bezwungen: „Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb: was kann ich, was kann ich dafür? Drum sind mir die Menschengesichter nicht hold; doch spinn' ich ja leider nicht Seide noch Gold, ich spinne ja Herzeleid mir. Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb: was kann es, was kann es für's Herz? Auch ihm sind die Menschengesichter nicht hold, doch spinnt es ja leider nicht Seide noch Gold, es spinnt sich nur Elend und Schmerz. Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach, wir sehnen und seufzen uns krank. Die Menschengesichter verargen uns das; sie reden, sie thun uns bald dies und bald das, und schmieden uns Fessel und Zwang. Wir irren und quälen euch andre ja nicht, wir quälen ja uns nur allein! Drum Menschengesichter, wir bitten euch sehr, drum laßt uns gewähren und quält uns nicht mehr, o laßt uns gewähren allein! Was dränget ihr euch um die Kranken herum und scheltet und schnarchet sie an? Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht. Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht, doch keiner thut mehr als er kann. Es hungert den Hunger, es durstet den Durst, sie sterben von Nahrung entfernt. Naturgang wendet kein Aber und Wenn. — O Menschengesichter, wie zwinget ihr's denn, daß Liebe zu lieben verlernt?"

Vor einer solchen Macht der Leidenschaft sollte die Moral freilich verstummen; und doch läßt sich ein bängliches Gefühl nicht unterdrücken, wenn man hart neben jenem Gedicht die „Muttertändelei, für meine Dorette" liest: „Seht mir doch mein süßes Kind! fetter als ein fettes Schneckchen, süßer als

ein Zuckerweckchen! Leutchen, habt ihr auch so eins?" — Und dann wieder hart daneben: „Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn, umduftet vom blühenden Hagebuttdorn. Wir hatten's so heimlich, so still und bequem und koseten traulich von diesem und dem. Wir hatten's so heimlich, so still und bequem, kein Seelchen vernahm was von diesem und dem; fast achteten unser die Lüftchen nicht mehr, die spielten mit Blumen und Halmen umher... Wir schwankten, berauscht von der Liebe Gefühl und küßten der herrlichen Trauben noch viel. Dann schwuren wir herzlich bei Ja und bei Nein, im Leben und Tode getreu uns zu sein." — Und das Gedicht wurde noch zu Lebzeiten seiner Gattin gedruckt! — Und jenes bängliche Gefühl wird bestätigt, wenn man aus den spätern Briefen erfährt, wie arg der unselige Kampf gegen die Sitte auch die innere Würde angefressen hatte.*)

Die äußern Verhältnisse des Dichters waren ungeordnet. Der Tod seines Schwiegervaters 1777 hatte verdrießliche Erbschaftsangelegenheiten zur Folge gehabt, sein Amt verwaltete er nachlässig und war schon Nov. 1778 geneigt es aufzugeben; eine Pachtung, die er 1780 übernahm, besserte die Sache auch nicht. Rein aus äußern Gründen veranstaltete er einen Concurrenz-Almanach gegen Voß, nachdem sich Göckingk mit dem letztern vereinigt, und versuchte sich in poetischen Uebersetzungen, Virgil, Ossian u. s. w. Am wichtigsten war der Macbeth, den er im Auftrag Schröder's unternahm, und der uns zeigt, wie damals der Geschmack eher auf Vergröberung des britischen Dichters ausging, während 22 Jahre später ihm eine griechisch-moderne Maske aufgesteckt werden mußte.

In solchen Vergröberungen hatte sich Shakespeare nun wirklich auf der deutschen Bühne durchgesetzt, hauptsächlich durch Schröder. Nachdem Brockmann 5. März 1778 aus Hamburg schied, und mit seinem Hamlet erst Berlin, dann Wien in einen Taumel des Entzückens versetzte, gab Schröder — der zum letztenmal als Tänzer auftrat — den Hamlet selbst; ebenso den Shylock, Lear, Falstaff, Jago, den Alcalden von Zalamea (Calderon, 18. Dec. 1778: Amtmann Graumann); auch Maaß für Maaß, Komödie der Irrungen, Barbier von Sevilla u. s. w. wurden aufgeführt. Hamlet blieb das Lieblingsstück der Deutschen, obgleich man noch nicht auf die geistreiche Idee gekommen war, daß es den deutschen Charakter darstelle: schon damals erschienen zahlreiche Abhandlungen, darunter von Kästner über den Aufenthalt Hamlet's in Wittenberg. — Die neuen Stücke waren theils

*) Der Ton dieses süßen Liebesgeflüsters wiederholt sich (1781) in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain", die abgesehen von der etwas rohen Behandlung des an sich schon quälenden Stoffs in einigen Strophen die höchsten Geheimnisse der Poesie anstreift.

verwilderter Shakespeare, theils Vergröberungen der Emilia oder des Götz. Z. B.: von dem alten Weiße „Romeo und Julia“; „Rosamunde“ (1776), „Jean Calas“ (1779); von Bertuch (geb. 1747) „Elfriede“ (1775); von Gotter „Marianne“ (1776); von Blum (geb. 1739) „die Befreiung Rathenaus“ (1775, Episode aus der Geschichte Friedrich des Großen); von v. Babo (geb. 1755) „Arno“ (1776), „die Römer in Deutschland“ (1779); von Jac. Maier aus München (geb. 1739), „der Sturm von Boxberg“ (1777); von Hahn aus Zweibrücken (geb. 1746), „der Aufruhr zu Pisa“ (1776); von Sprickmann „Eulalia“ (1777); von Berger (geb. 1754) „Galora von Venedig“ (1778); von Schink aus Magdeburg (geb. 1755) „Gianetta Montaldi“ und „Marionettentheater“ (1778: eine Satire gegen die Kraftgenies); von v. Goué „Batilde“ (1778). — Der Maler Müller — „ein schöner junger Mann von verführerischer Gestalt und Betragen“ — der Aug. 1778 durch Goethe's Verwendung möglich machte, nach Italien zu gehn, hatte vorher verschiedene Sachen veröffentlicht: „Faust's Leben dramatisirt“, „Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte“, „Niobe“. — Es war eine massenhafte aber wüste Production, die weder aus Kenntniß des Lebens noch aus einem idealen Drang hervorging; von Lichtenberg wurde sie in den „altdeutschen Dramen von Bellinghaus“ 1779 mit Glück verspottet. — Aus diesem finstern und freudelosen Hintergrund heben sich zwei hohe Lichtgestalten hervor: Iphigenie und Nathan.

Goethe arbeitete die „Iphigenie“ in den ersten Monaten des Jahres 1779, im äußersten Drang der verschiedenartigsten Geschäfte; 29. März wurde sie dem Hof vorgelesen, 6. April in griechischem Costüm aufgeführt und mehrfach wiederholt: Goethe selbst spielte den Orest, damals ein herrlich schöner Jüngling, zum Entzücken aller Zuhörer. Corona Schröter war Iphigenie, Prinz Constantin Pylades, Knebel Thoas.

Es liegt eine hohe Symbolik in diesem wunderbaren Werk. Die Griechen verstanden nicht den Fluch zu sühnen, der auf dem Hause des alten Tantalus ruht, und in ihrem Sinne spricht der Dichter des „Prometheus“ und der „Proserpina“: „Götter sollten nicht mit Menschen wandeln; das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach, in dieser Ungleichheit sich gleich zu halten. Unedel war er nicht und kein Verräther; allein zum Knecht zu groß und zum Gesellen des Donnerers nur Mensch. Menschlich war sein Vergehen, streng ihr Gericht.“ In ihrem Sinn klingt dumpf das Lied der Parcen: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! sie haben Macht, und brauchen sie, wie's ihnen gefällt. Der fürchte sie mehr, den sie erheben! Auf schroffen Klippen stehn ihre Stühle um den goldnen Tisch. Erhebt sich ein Zwist, so stürzt der Gast unwiederbringlich in's Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt

er gebunden in der Finsterniß. Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich andern Opfern ein leichter Rauch. Von ganzen Geschlechtern wenden sie weg ihr segnend Aug', und hassen im Enkel die ehemals geliebten und nun verworfnen Züge des Ahnherrn." — Und diese finster heidnische Anschauung bezieht sich nicht blos auf das Geschlecht der Tantaliden: der Drang der Noth treibt den Menschen in Schuld, macht zweifelhaft, was gut ist, und stürzt ihn „in die Wogen, taumelnd sich und die Welt zu verkennen". „So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet und verknüpft, daß Keiner mit ihm selbst noch Andern sich rein und unverworren halten kann." Damit die grüne Erde aufhöre, ein Tummelplatz für Larven zu sein, warnt der Schuldige die unschuldige Schwester, „nicht den Tag zu lieb zu haben und die fröhlichen Sterne, und kinderlos und schuldlos herabzusteigen."

Aber ein reiner Sinn offenbart im Herzen andere Götter. „Ihre Weisheit sieht allein die Zukunft, und jedes Abends gestirnte Hülle verdeckt sie den Menschen. Sie hören gelassen das Flehn, das um Beschleunigung kindisch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte." „Sie haben ihr Menschengeschlecht lieb, sie wollen ihm sein kurzes Leben gern fristen, und gönnen ihm auf eine Weile den Mitgenuß des ewig leuchtenden Himmels, die hohen Unsterblichen." Ein reiner Sinn durchbricht das anscheinend unentwirrbare Netz des Verhängnisses, ein reiner Sinn läßt das ganze Gewebe irdischer Klugheit fallen, das in falschem Streben jenes immer mehr verwirrt. Ein reiner Sinn weiß mit unbesiegbarer Nothwendigkeit, was geschehen muß. Wie oft hat man den kategorischen Imperativ gegen die Lüge verspottet! Iphigenie weiß es besser. „O weh der Lüge! Die Brust wird nicht wie von einem andern wahrgesprochenen Wort getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedrückt, verwundend auf den Schützen zurück." Eine reine Seele bedarf nicht der List, sie schöpft aus ihren Tiefen die Kraft, das Unerhörte zu wagen. „Was nennt man groß? was hebt die Seele schaudernd dem Erzähler? als was mit unwahrscheinlichem Ausgang muthig begonnen ward." Und ihr, der reinen Seele, gelingt die Sühne des alten Fluchs: „Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt."

Was Mendelssohn von Nathan sagte, kann man mit ebensoviel Recht auf die Iphigenie anwenden: sie macht dem Christenthum Ehre. — Wer, durch manches Bedenkliche geirrt, in Goethe wohl den Genius verehrt, ihm aber die sittliche Größe absprechen möchte, muß verstummen vor

dieser heiligen Gestalt. — Man schreibt die Iphigenie nicht mit einem unreinen Herzen. Die Welt sah von Goethe nur die brausende Lust: im Stillen wirkte er — und damals gerade am meisten — hülfreich und wohlthätig, mit edler Zartheit und hingebender Ausdauer, für das Wohl seiner Mitmenschen.

Man darf nicht vergessen, daß diese und andere Leistungen im Kreise der kleinen Gemeinde blieben, daß das Volk nichts von ihnen wußte und sich also über Goethe's Thätigkeit in Weimar leicht ein ungerechtes Urtheil bilden konnte. Selbst Jacobi z. B. erfuhr nichts von der Iphigenie. Dagegen wurde sie, als Merck*) acht Wochen (31. Mai bis 13. Juli) in Ettersburg zum Besuch war, 12. Juli von Neuem aufgeführt: diesmal spielte der Herzog den Pylades. Bei der Aufführung war auch Bode gegenwärtig, der nun von Hamburg nach Weimar übersiedelte und das Interesse für die Maurerei neu belebte. — Für ein so hohes Kunstwerk wie die Iphigenie ist auch in der Form die äußerste Vollendung und Politur wünschenswerth; daher kann man es kaum bedauern, daß es erst zehn Jahre später vollendet wurde, was man bei Faust, Egmont, Meister u. s. w. wohl bedauern darf. Im Inhalt ist nichts Wesentliches hinzugekommen.

„Ich darf nicht träumen," schreibt Goethe um diese Zeit an Lavater, „ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Und als er in den alten Papieren aufräumte und viele alte Schaalen verbrannte, warf er zugleich einen „stillen Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde seiner Jugend, wie sie überall herumschweift, etwas Befriedigendes zu finden; wie er besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden; wie er alles Wissenschaftliche nur halb habe angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles gehe, was er damals schrieb; wie kurzsichtig in menschlichen und göttlichen Dingen er sich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Dichtens und Denkens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig ihm davon zu Nutze gekommen, und wie er nun, da die Hälfte des Lebens vorüber, keinen Weg zurückgelegt habe, sondern dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen."

---

*) Wieland an Merck, 5. Mai 1779: „der Henker weiß, wie du es machst, daß wir Alle in dich vernarrt sind, wiewohl du uns so ziemlich behandelst wie die großen Schönen ihre Liebhaber." — 8. Juni 1781: „Thou art a little piece of Caliban, but thou art, with all, a good monster."

„Gott helfe weiter, und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehn, lasse uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von der Folge der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen, und alle Abend zuviel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen immer lichter in mir werden!"

— Es ist in den wenig Jahren für die freie Bildung sehr viel geschehn: wenigstens in den Führern ist „Sturm und Drang" durch die „Idee des Reinen" überwunden.' — Es ist sehr bezeichnend, daß Lessing's „Nathan" gleichzeitig mit der „Iphigenie" concipirt wurde.

Die erste Ankündigung des „Nathan" erfolgte 8. Aug. 1778. Es war ein alter Versuch, bearbeitet nach einer Geschichte im Decamerone (auch die drei Ringe sind schon darin), den Lessing gleich nach der italienischen Reise hatte vollenden wollen, den er nun wieder aufnahm, um der theologischen Polemik einen würdigen Abschluß zu geben. Sämmtliche Particularreligionen sollten auf das Ideal reiner Menschheit hingewiesen werden. „Die Theologen aller offenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider öffentlich sich zu erklären, das werden sie wohl bleiben lassen." — 15. Nov. 1778 fing Lessing zu versificiren an: er hatte das richtige Maß für das deutsche Drama gefunden; den Ermahnungen Ramler's, ein nach antiker Strenge geformtes anzuwenden, widerstand er mit Recht. — Nachdem er noch „die letzten Lichterchen" aufgesetzt, vollendete er 7. März 1779 das Ganze. — „Es kann wohl sein," schreibt er an seinen Bruder, „daß Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehn wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Und in der projectirten Vorrede: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!"

Schröder dachte ebenso; das Stück, für das er sehr begeistert war, erschien ihm zu hoch, um es der Menge vorzuwerfen; er begnügte sich, es in vertheilten Rollen lesen zu lassen; er selber las den Patriarchen. Gleichwohl erfolgte die Aufführung schon vier Jahre darauf, zuerst in Berlin, und noch heute bewährt das Stück seine unverwüstliche Lebenskraft. — Das Abonnement war über alles Erwarten glänzend ausgefallen, und die Berliner und Hamburger Freunde*) erklärten den Nathan für Lessing's Meisterstück. — Auch

*) Karl Lessing ging Juli 1779 als Münzdirector nach Breslau.

an Jacobi sandte es Lessing in einem freundlichen Schreiben. „In der That, verehrungswürdiger Mann!" erwiederte ihm dieser, „Sie sind mir zu groß, als daß ich mich mit irgend etwas näher an Sie zu wagen recht das Herz hätte. Ein König unter den Geistern!" Er kündigte ihm für den nächsten Frühling seinen Besuch an: „ich sehne mich unaussprechlich danach, auch darum, weil ich die Geister einiger Seher in Ihnen beschwören und zum Sprechen bringen möchte, die mir nicht genug antworten." — In Weimar wurde das Stück mit Begierde verschlungen; Herder nannte es eine Mannesthat, und hob die poetischen Seiten desselben hervor, während die Berliner nur an die moralischen dachten. Lessing schrieb als Antwort, bei jedem was er mache, sei sein erster Gedanke: was wird Herder dazu sagen? — Gleim, der ihn bald darauf auf einer seiner Rundreisen besuchte, war voll Entzücken. — Freilich fehlte es auch nicht an Mißgünstigen. Kant verdroß die Apologie der Juden, und er wollte vom Nathan nichts wissen, sehr zu Hamann's Aerger, der wieder mit ihm verkehrte. Die kursächsischen Juristen hatten schon Lust, das Stück zu verbieten, es kam aber doch nicht dazu. Dr. Tralles, ein alter Arzt in Breslau, schrieb eine christliche Widerlegung.

Es war sehr begreiflich, daß man seine Aufmerksamkeit zunächst auf die religiöse Tendenz richtete; aber auch künstlerisch ist das Stück vom höchsten Werth. Die Sprache hat die vollständigste Freiheit der Bewegung erlangt, sie ist heiter, von einer sprudelnden Dialektik, und von Weisheit wie durchtränkt. Die Charaktere, auch die Nebenfiguren, der Patriarch, Daja, Saladin, der Klosterbruder zeugen von der sichern Hand des vollendeten Meisters. Recha ist der reizendste Backfisch, den je die deutsche Poesie gezeichnet (ihre Liebe muß ganz als Backfischliebe behandelt werden, sonst wäre der Ausgang peinlich, ganz gegen die Absicht des Dichters). Im Nathan selbst ist Mendelssohn's Figur mit Lessing'schem Geiste durchdrungen; er ist in seiner Art ein Ideal wie Iphigenie, d. h. für ein Lustspiel: der kleine Anflug von thätiger und leidender Komik macht ihn noch liebenswürdiger. Aber die Krone des Ganzen ist der Tempelherr, wiederum Tellheim oder Odoardo, aber mit Abstreifung alles Staubes einer schlechten Zeit: der brave, übermüthige, trotzige, verschämte, kurz prächtige Jüngling, wie Lessing selbst es war: in der Anschauung dieses herrlichen Bildes Lessing die ursprüngliche poetische Kraft absprechen kann nur ein Blinder.

Wenn man indeß gegenwärtig dem Stück alle Beziehungen zu den bestimmten Religionen absprechen möchte, so ist das wiederum eine offenbare Verkennung. Die Figuren sich doch nicht blos Individuen, sie machen den Anspruch darauf, Typen zu sein. Der Patriarch, Daja, der Klosterbruder

ad selbst der Tempelherr werden als Repräsentanten des Christenthums be-
rüßt, und sie sind es wirklich, nur erschöpfen sie es nicht, sie enthalten blos
e schwachen Seiten des Christenthums, nicht die starken; während Saladin,
Sittah, der Derwisch und die Mameluken den Anschein erregen, als gewähre
er Islam die völligste Gemüthsfreiheit, was entschieden falsch ist, und während
er einzige Jude auf einer Höhe der Bildung steht, wie sie das Judenthum nie
uch nur als Ideal in's Auge gefaßt hat. Die Frage ist nicht, ob ein solcher
Charakter im Judenthum möglich sei? sondern ob das Verhältniß der drei
Religionen es poetisch rechtfertigt, den vollkommen freien Denker gerade im Juden-
hum zu suchen? — In der „Erziehung des Menschengeschlechts", wo das A. T.
in Elementarbuch für ein kindisches Volk genannt wird, heißt es weiter:
Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm ent-
wachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich.
Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können,
muß man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es fassen
ann; man muß der Anspielungen und Fingerzeige zuviel suchen und machen,
ie Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten,
ie Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen,
pitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Ver-
chtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weise, wie die
Rabbiner ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter,
en sie dem Geist ihres Volks dadurch ertheilten!" — Und aus
iesem Volk soll der poetisch wahrscheinliche Charakter eines Nathan hervor-
ehn? — Wenn Mendelssohn annäherungsweise ein solcher war, so ver-
ankt er das nicht den Rabbinern, sondern der allgemein europäischen Bildung,
ie eine überwiegend christliche war. Mendelssohn fühlte das im Stillen
elbst. „Im Grunde gereicht der Nathan der Christenheit zur wahren Ehre.
Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehn,
n welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen aufschwingen, zu
ieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!
Wenigstens wird die Nachwelt so denken müssen." — Das ist ganz richtig, aber es
echfertigt die Zeichnung des Dichters nicht. — Handgreiflich wird der Irr-
hum an einer sehr berühmten Stelle. — Nathan hat, als er von den Christen
as schändlichste Unrecht erduldete, an einem Christenkind eine edle That ge-
han; der Klosterbruder ruft aus: „bei Gott, ihr seid ein Christ! ein bessrer
Christ war nie!" Darauf antwortet Nathan: „wohl uns! denn was mich
uch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden!" — Sehr fein!
ehr gut berechnet für das empfindsam tolerante Publicum! und gewiß von
Mendelssohn gebilligt. Aber die Sache ist falsch. — Der Klosterbruder wollte

doch nicht sagen: „so handeln die meisten Christen", sondern: „so handelnd, erfüllst du die höchsten Gebote des Christenthums!" Und in der That lehrt das Christenthum: „segnet, die euch fluchen! thut wohl denen, die euch hassen!" — Von einem solchen Gebot enthält das Judenthum kein Wort. — Auch hier müssen wir Lessing den Historiker gegen Lessing den Dichter zu Hülfe rufen. Es heißt in der „Erziehung des Menschengeschlechts": „Obgleich bei manchen Völkern schon vor Christus eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen in jenem Leben bestraft würden, so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten."

Der Vergleich zwischen der Parabel im Nathan und der „Erziehung", die in die gleiche Zeit fallen (vollständig wurde die „Erziehung des Menschengeschlechts" April 1780 veröffentlicht), ist überhaupt von Wichtigkeit. Nur darf man nicht vergessen, daß die Parabel von den drei Ringen im Feuer einer dramatischen Action vorgetragen wird. Nathan bringt dieselbe nicht als fertiges System mit, sie entwickelt sich ihm selbst im Lauf des Vortrags. Erst will er nur der Falle entgehn, die ihm der Sultan stellt; er will die Beantwortung der Frage, welche von den drei Religionen die richtige sei, durch die Ausflucht ablehnen, die Richtigkeit derselben müsse nach historischen Zeugnissen geprüft werden, und ein jeder halte die Zeugnisse seiner Vorfahren für die glaubwürdigsten. — Daß solches Lessing's Meinung nicht war, hat er oft genug ausgesprochen. — Nun kommt das zweite Stadium: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Keine weist die genügenden Früchte auf; vielleicht ist keine die echte; vielleicht wollte Gott die Tyrannei einer absoluten Religion nicht dulden: wie das Licht sich in Strahlen zerlegt, zerlegt sich vielleicht die wahre Religion in die verschiedenen positiven Religionen. Diese werden coordinirt; daß nur von drei Offenbarungen die Rede ist, liegt nur im historischen Costüm. — Anders in der „Erziehung des Menschengeschlechts": hier ist das Christenthum ein Fortschritt, die Erfüllung der im Judenthum enthaltenen Weissagungen; sobald Christus erscheint, ist das Judenthum ein zurückgebliebener, fortan unberechtigter Standpunkt. Darum mochte Mendelssohn das Buch nicht leiden. — Nathan schließt mit einem großen Vielleicht: vielleicht kommt nach tausend Jahren ein Richter, die Sache zu entscheiden. — Diesem Vielleicht giebt die „Erziehung" eine größere Breite.

„Soll das menschliche Geschlecht auf die höchste Stufe der Aufklärung und Reinheit nie kommen? — Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! . . . Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die

Zeit der Vollendung, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute
t, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind . . . sie wird ge-
viß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst
ı den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Vielleicht,
aß selbst gewisse Schwärmer des 13. u. 14. J. einen Strahl dieses neuen
vigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den
lusbruch desselben so nahe verkündigten. Der Schwärmer thut oft sehr richtige
Blicke in die Zukunft, nur er kann diese Zukunft nicht erwarten. Wozu sich
ie Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseins
eifen. — Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich
eswegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen
ollten zurück zu gehn! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer
ie gerade ist." —

Ist das nun Lessing's wahre Meinung? — Er hat so oft gegen die
Idee einer fertigen, absoluten Wahrheit geeifert, daß man zweifeln möchte. —
In der Vorrede führt er den Verfasser, wie Nathan, dramatisch ein: „er hat
ch auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschrie-
enen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber er verlangt
icht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken
nüsse. Und so, dächt' ich, könnte man ihn ja wohl stehn und staunen
ssen*)."

— „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter
ichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Ver-
and jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner ent-
ickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen
nsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts,
nd nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei
llem im Spiel: nur bei unsern Irrthümern nicht?" — So spricht
essing in eigner Person.

Aber deutlicher noch in einem Fragment „über die Entstehung der offen-
arten Religion": „Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von
m zu machen suchen, auf diese Begriffe bei allen unsern Handlungen und
Gedanken Rücksicht nehmen, ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen**)

*) „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Worte. Kein rechter Re-
rmationsgeist, kein Empfängniß. Im Grunde der alte Sauerteig unserer Modephilo-
phen. Mehr Wendung als Kraft." Hamann.

**) „Natürliche Religion ist für mich, was natürliche Sprache, ein wahres Unding,
ı ens rationis. Und was man natürliche Religion nennt, ist ebenso problematisch,
s Offenbarung." Hamann.

Religion. Zu dieser ist ein jeder Mensch, nach dem Maß seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden. Da aber dies Maß bei jedem Menschen verschieden, und sonach eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden sein würde, so hat man, um die Religion gemeinschaftlich zu machen, sich über gewisse Begriffe vereinigt, und diesen conventionellen Begriffen eben die Wichtigkeit beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selbst hatten. Solche positive Religion erhält ihre Sanction durch das Ansehn ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Conventionelle derselben von Gott komme. Alle positiven Religionen sind gleich wahr und gleich falsch; gleich wahr, insofern es überall gleich nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen, gleich falsch, indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion wird die sein, welche die wenigsten Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt." — In demselben Sinne unterschied Lessing in einem andern Fragment die Religion Christi von der christlichen Religion: die letztere sei „so vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, über welche zwei Menschen, so lange die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben." Ganz wie später Kant in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

Gleichwohl versuchte Lessing auch in den conventionellen Bestimmungen des Christenthums die „Vernunft" nachzuweisen — wobei ihm die Rationalisten vielleicht die bekannte Bemerkung über das vernunftgemäße Christenthum wiedergegeben hätten. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Dreieinigkeit, für welche er die Auslegung fand, die später von der Speculation allgemein angenommen wurde: Gott denkt Sich; Denkendes, Gedachtes, Denkproceß, diese drei sind Eins. Die richtigere Auslegung, der liebende und menschliche Gott könne nur als Familie empfunden werden, Gott Vater, Gott Mutter (bei den Katholiken factisch an die Stelle des h. Geistes gesetzt, welcher den Theologen überlassen blieb), Gott Sohn — blieb Feuerbach vorbehalten.

Wichtiger als diese metaphysische Grübelei ist die ethische, über die Erbsünde und die Genugthuung. „Wie wenn uns Alles überführte, daß der Mensch auf der niedrigsten Stufe schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne? Wie, wenn uns Alles nöthigte anzunehmen, daß Gott ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben und ihm alle Uebertretungen (in Rücksicht auf den Sohn, d. h. auf den Umfang aller

seiner Vollkommenheiten, gegen den jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet) lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?" — Man hat soviel über Kant's kategorischen Imperativ gespottet, der absolut gelten und doch nie befolgt werden sollte: Lessing hat die Sache sehr gut verstanden, ohne vom kategorischen Imperativ zu wissen.

Ueber das Werthverhältniß der Religionen werden Lessing's Gedanken erläutert durch das Werthverhältniß der Confessionen. In einem Aufsatz „über die jetzigen Religionsbewegungen" empfiehlt er, statt „Bewegung" „Fermentation" zu setzen: „Weder die Katholiken haben über die Protestanten, noch die Protestanten über die Katholiken das geringste Uebergewicht erhalten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzusetzen darf, zu erhalten gesucht. — Nicht von Bewegung der Religion, sondern von Fermentation sollte man reden. — Aber man soll bedenken, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile findet. Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth, gerathen sie alle in Gährung. So auch mit den Religionen, die eine steckt die andere an. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andere gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehn haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal ebenso weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals vor ihm gewesen." Auch hier werden also die beiden Kirchen, wie im Nathan die drei Religionen, coordinirt, während Hamann für das „Scheblimini" eiferte (so bezeichnete er nach dem Anfangswort von Luther's Lieblingspsalm das strenge Lutherthum). Der einsame Grübler hatte mehr Sinn für das wirkliche Leben der Kirche, als der welterfahrne und lebensvolle Denker: hätte Lessing seine Streitschriften innerhalb der katholischen Kirche veröffentlicht, so hätte er bald die Erfahrung gemacht, daß ein Papst doch unbequemer ist als verschiedne kleine Päpstchen.

Neben diesen Schriften ist noch „Ernst und Falk" in Betracht zu ziehn. Die ersten Gespräche — welche das Große in der Idee des Freimaurerordens hervorheben*) — erschienen 1778, mit einer ziemlich mysteriösen Widmung

*) Moses schreibt ihm: „Ich bin überzeugt: was Menschen verheimlichen, ist

an den Großmeister, Prinz Ferdinand; die folgenden — welche die Ausartung des Instituts schildern — wurden unter fremdem Namen 1780 herausgegeben. Ueber die dramatische Kraft, Anmuth und Frische dieser Dialogen ist nur eine Stimme: in dieser Beziehung gehören sie zu dem Köstlichsten, was Lessing geschrieben. Die historischen Hypothesen des zweiten Theils werden von Kennern nicht acceptirt. Das Wichtigste ist aber der erste Theil, denn er enthüllt uns den eigentlichen Grund des Widerspruchs, der die Weltanschauung des 18. J. von der unsrigen trennt.

Der Freimaurer Falk beginnt seinen Elementarunterricht mit der Frage: „Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? oder daß die Staaten für die Menschen sind?" Die Antwort versteht sich von selbst: „Die Staaten vereinigen die Menschen, damit in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats; außer dieser giebt es keine." — Dasselbe gilt von den Nationen, von den Kirchen, von der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

Aber „die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen." Trennung zwischen Nationen, Staaten, Kirchen, Ständen.

Diesem nothwendigen Uebel entgegenzuarbeiten, ist Aufgabe einer von Nation, Staat, Kirche, Stand unabhängigen Organisation (Wieland's Kosmopoliten-Orden); die freilich leicht ausartet, aber darum nicht minder nothwendig ist. Diese Organisation ist mit der bürgerlichen Gesellschaft gleichzeitig entstanden oder vielleicht ist die letztere erst aus ihr hervorgegangen. — Gegen jeden Versuch dagegen der Freimaurerei, unmittelbar in die bürgerliche und politische Thätigkeit einzugreifen — wie es die Illuminaten seit 1776 vorhatten — erklärt sich Lessing auf das härteste.

Diesem System würde das 19. J. etwa Folgendes entgegenstellen.

Der Einzelne findet im Staat mehr als die bloße Sicherung seines Particularglücks. Der Mensch ist nur als sittliches Wesen glücklich, bedingt

selten des Nachforschens werth. — Wenn Sie sagen, Sie wären ein Freimaurer, wie Sie ein Christ sind, so möchte ich das Gegentheil behaupten. Sie sind ein Freimaurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Christ sein soll; denn im Grund verhalten Sie sich zu einem echten Freimaurer ungefähr wie Eberhard zu Goeze. Recht im Ton der Heterodoxen lösen Sie den Zauber auf, der die Sinne blendet, erklären Alles fein menschlich und irdisch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, sagen, Sokrates sei ein Christ gewesen, ohne es selbst gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Namen: außer dem Christenthum gebe es keinen ehrlichen Mann."

durch seines Gleichen, angewiesen auf eine bestimmte, zweckvolle, dem Ganzen freudig dienende Thätigkeit. Er ist ein sittliches Wesen nur als Bürger; der Staat giebt ihm nicht blos Grenzen, sondern seinen wahren Inhalt.

Die Staaten trennen, aber sie vereinigen auch, denn sie bekämpfen gemeinschaftlich die Willkür, und streuen den Samen des Rechts und der Gesittung aus, aus welchem allein das echte Weltbürgerthum hervorgeht. Nicht in einer Universalsprache, sondern in der höchsten Ausbildung aller Particularsprachen entwickelt sich, wie in gebrochnen Strahlen, der menschliche Geist. So auch die Stände: nicht dadurch, daß der Schuster mit dem Grafen in der Loge „arbeitet", sondern dadurch, daß er als Bürger sich neben ihm im realen Leben fühlen lernt, wird der Unterschied ausgeglichen.

Als Heilmittel der Trennung braucht man nicht nach eitlen Geheimbünden zu suchen: sie sind schon da. Jede höhere Religion durchbricht die Schranken der Völker, der Staaten, der Stände; am kräftigsten das Christenthum, das weit über die Grenzen der christlichen Kirche hinauswirkt. Die Kunst blüht aus der Fülle des bestimmten, endlichen nationalen Lebens auf: in ihrer höchsten Blüthe aber erhebt sie sich selbst und damit die Nationen zum Weltbürgerthum. Noch freier und reiner die Wissenschaft. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt," der ist der echte Freimaurer im Lessing'schen Stil.—

Neben diesen positiven Versuchen ging die alte Polemik fort; die meisten Gegner gingen von der Gefahr aus, mit welcher die Fragmente das religiöse Gefühl bedrohten; Semler fand (Mai 1779) die Art, wie Lessing die Veröffentlichung derselben rechtfertigte, des Tollhauses würdig; Schlosser gab zwar zu, die Geistlichen sollten mehr Apostel und weniger Theologen sein, da das aber nicht der Fall wäre, so thäte ein solches Buch großen Schaden. Nur Walch behandelte in den „kritischen Untersuchungen vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den Christen der ersten vier Jahrhunderte" die Sache wissenschaftlich, was Lessing wieder zu neuen ernsthaften Studien veranlaßte. Am meisten machte den Theologen damals die Apokalypse zu schaffen, die zu den übrigen Büchern so wenig zu stimmen schien. Lessing machte gründliche historische Forschungen, Herder und Lavater suchten dem Gegenstand mystisch beizukommen, Hamann veröffentlichte April 1779 „Fragmente einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien", die bei Goethe großen Beifall fanden, sonst aber wenig gelesen wurden; außer Lessing, Meiners und Eberhard waren darin auch Steinbart's (rationalistische) „Philosophie des Christenthums" und Stark's Kirchengeschichte berücksichtigt und das Durcheinander von orientalischen und occidentalen Mythologien, von denen die letztern Profeß machten, im Sinne des strengen Lutherthums bekämpft. Kleuker hatte eben die Zendavesta übersetzt und ging nun an die Neupla-

toniker; Schimmelmann die Edda; auch Carsten Niebuhr's Reise durch Arabien trug dazu bei, die Nomenclatur der Mythologie mit frischen Farben und Anschauungen auszustatten. — Die alten Kämpfe gegen die modernen Orthographen und ihre Verbindung mit Katholiken und Freigeistern setzte Hamann fort; neben den Kirchenvätern studirte er mit besonderer Vorliebe den Skeptiker Hume, was ihn wieder mit Kant in Berührung brachte, der diesen Philosophen überaus schätzte. „So ein großer Bücherwurm ich auch bin," schreibt Hamann an Lavater, „so hängt doch meine Lesesucht von Umständen ab, und seit langer Zeit genieße ich einen Schriftsteller blos, so lange ich das Buch in der Hand habe. Sobald ich es zumache, fließt Alles in meiner Seele zusammen, als wenn mein Gedächtniß Löschpapier wäre." — In demselben Brief finden sich einige unschätzbare Brocken zum Verständniß seiner Religiosität: „Alle Ihre Zweifelwelten sind ebenso vergängliche Phänomene, wie unser System von Himmel und Erde. Sein Wort währt. Sie haben recht, es für ein festes prophetisches Wort zu bekennen, und thun wohl daran, auf dieses scheinende Licht in der Dunkelheit zu achten, bis der Tag anbreche. Eher ist an keine Gewißheit oder Autopsie zu denken; und Gewißheit hebt den Glauben, wie Gesetz Gnade auf. — Sie wissen, was die Erfahrung, nach der Sie schmachten, hindert. Haben Sie das Herz oder Vertrauen, mir mitzutheilen was Sie wissen. Gesetzt daß diese Hindernisse wirkliche Berge wären, so halte ich diese Berge für den rechten Ort des wunderthätigen Glaubens, den jeder an sich selbst zu erfahren im Stande ist. Was Moses am brennenden Busche sah, das ist für uns das Christenthum. — Ihnen von Grund meiner Seele zu sagen, ist mein ganzes Christenthum ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brods, des Weins. Hier ist Fülle für Durst und Hunger, eine Fülle, die nicht blos, wie das Gesetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern das Ebenbild der Sachen selbst, insofern selbige, durch einen Spiegel im Räthsel dargestellt, gegenwärtig und anschaulich gemacht werden können, denn die Vollendung liegt jenseits. Unsere Ein- und Aussichten hier sind Fragmente, Trümmer, Stück- und Flickwerk." — — „Aus Wollüsten und Bedürfnissen dieser Erde besteht unser ganzer Vorschmack des Himmels."

Nur Brocken waren es, was Hamann geben konnte; über das Ungenügende seiner Compositionen täuschte er sich selber nicht, wenn er zur Besinnung kam. „Es geht mir sehr oft," schreibt er an Häfeli, „daß ich meine eigne Hand nicht lesen kann, und mir wird bei dem, was ich selbst geschrieben, so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrig bleibt. Ich habe mich in eine solche Ma-

ier zu schreiben hineinstudirt, die mir weder selbst gefällt noch natürlich ist."
„Ich würde Hamann," schreibt Lessing in derselben Zeit an Herder, „nicht überall verstehn, wenigstens nicht gewiß sein, ob ich ihn verstehe. Ein Wanderer ist leicht zu finden, aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen." — Hamann hatte damals bereits eine sehr starke Familie und lebte in drückenden Nahrungssorgen, wurde aber doch zuweilen von vornehmen Damen (Gräfin Kaiserlingk Sept. 1779) in seinem ärmlichen und ungeordneten Haushalt aufgesucht und zur Tafel eingeladen.

Wenn Iphigenie, Nathan, Ernst und Falk, die Erziehung des Menschengeschlechts u. s. w. die ideale Seite der Bildung zu beleben suchten, so fehlte es der damaligen Zeit auch nicht an einer stark realistischen Richtung. Mit unverdrossenem Eifer suchte Merck dieselbe zu bestärken. „Zum epischen Wesen," sagt er in einem Mercur-Aufsatz über den Mangel des epischen Geistes in Deutschland, „gehören wackere Sinne. Mit dem bloßen Schwatzen von Liebe zur Natur ist's nicht gethan; bei den meisten ist's garstige Tradition, und sie lieben die schöne Natur, weil sie ist beschrieben und besungen worden. Außerdem trennt sie die Seite der Empfindsamkeit und des Geniewesens von allen ihren Brüdern. Was sollen sie an Menschen sehn können, deren ganzes Spiel von Leidenschaften ihnen zu alltäglich, allzu philisterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Was hilft das Schwatzen von Shakespeare, wenn man's ihm nicht nachthut, und den Menschen überall nachschleicht, sie in allen Masken und Verkleidungen noch immer als menschlich und nicht als phantastisch aufgreift. Wie weit erstreckt sich denn die Reise unserer jungen Herrn, die uns so freigebig mit Dramen und Begebenheiten beschenken, durch's Leben, wie viel haben sie denn aus eigner Anschauung kennen gelernt? Alles ist von Hörensagen und aus Lectüre entnommen. Sie sollen sich nur üben, einen Tag oder eine Woche ihres Lebens als eine Geschichte zu beschreiben, daraus ein Epos, d. h. eine lesenswürdige Begebenheit zu bilden, und zwar so unbefangen und so gut, daß nichts von ihren Reflexionen und Empfindnissen durchflimmert, sondern daß Alles so dasteht, als wenn's so sein müßte. Dann mögen sie Romane schreiben."

Merck selbst gab sich Mühe, in diesem Sinn die Literatur auf reale Zustände hinzuweisen. Eine Reihe von Artikeln (Goethe, sehr damit zufrieden, bedauerte nur, daß er sie in die „Cloake des Sau-Mercur" werfe!) bemüht sich, die verschrobenen Städter auf die naturgemäßen Sitten des Landlebens hinzuweisen: „Geschichte des Herrn Oheim" (1778, 1781), „die Land-

hochzeit" (Nov. 1779), „Brief eines Landedelmanns" (Aug. 1780) u. s. w.; ähnlich wie Claudius früher als Schneider Asmus und Invalide Görgel, aber mit mehr Sachkenntniß. In demselben Sinn schrieb seine Freundin, Albertine v. Grün in Gießen „Dorfgeschichten". Iselin's „Ephemeriden der Menschheit" waren voll von ähnlichen Versuchen: der Deutsche hatte das ehrliche Streben, sich im wirklichen Leben umzusehn. Am tiefsten griff Voß in die naturwüchsigen Zustände des Volks ein: „der siebzigste Geburtstag" (Oct. 1780) ist ein hübsches Stück deutschen Kleinlebens, wenn auch in der Aufzählung des Hausgeräths ein wenig zu viel gethan ist; er ist eingegeben von einem warmen, wackern Gemüth und von innerer und äußerer Erfahrung. Die andern Idyllen dieser Jahre „die Heumad", „die Kirschenpflückerin", „der bezauberte Teufel" sind viel roher; am schlechtesten „Philemon und Baucis", wo das Gastmahl, welches die alten Leutchen dem Götterkönig vorsetzen, bis in's Kleinste ausgemalt ist. Um diese Bilder aus der Wirklichkeit in ein poetisches Gewand zu kleiden, hatte Voß durchweg den Hexameter angewandt (auch bei den plattdeutschen Versuchen, wohin er wohl nicht gehört), und dadurch in der That Reinlichkeit der Zeichnung und feste Gliederung gewonnen. Gegen Geßner's verschwommene Nebelgestalten heben sich diese realistischen Bilder vortheilhaft ab: doch ist nicht zu läugnen, daß die Kraft nicht ganz der Derbheit entspricht, und daß aus der Unbefangenheit nicht selten Rohheit, aus der Naturtreue nicht selten Fratze wird. Mehr noch gilt dies von den Landbildern in Liedform. — Alle diese Idyllen — auch der Geburtstag — waren ursprünglich zu Episoden eines großen Epos „Luise" bestimmt, welches den deutschen Ackerbau historisch, mythologisch und ethisch illustriren sollte. — Wenn wir die Bemerkungen lesen, welche Voß über die sittlichen Zustände in Otterndorf, im Lande Hadeln aufzeichnete, so möchten wir bedauern, daß er nicht diese Richtung mehr verfolgt hat: die Sache selbst ist weit gehaltreicher, und eigentlich bewegt sich Voß doch freier in dieser Form. Freilich war es ihm verhaßt, in Otterndorf von allem literarischen Verkehr abgeschnitten zu sein.

So blieb in der Durchdringung der Gegenwart mit dem Tiefblick historischen Wissens und vergleichender Politik Justus Möser allein, der leider März 1780 mit seiner „Osnabrückischen Geschichte" abbrach. Eine durchgreifende Wirkung hat das Werk erst in späterer Zeit gehabt. Möser betrachtet die Menschen niemals als interessante Individuen für sich, sondern nur als Glieder eines sittlichen Ganzen, in das sie aufgehn müssen, um ihre Wahrheit und Berechtigung zu finden: und das war gar nicht im Geschmack der damaligen Zeit, die nur von gebrochenen und glücklichen Herzen etwas hören wollte.

Für diesen Geschmack mußte sich die Form des psychologischen Romans am besten eignen, und zudem hatte man bei den Engländern die bequemsten Vorbilder. Richardson, Sterne, Fielding und Swift wurden fortwährend neu übersetzt und nachgeahmt, daneben lieh man gern die Form aus Rousseau und Cervantes. Die Grabessehnsucht und die Starkgeisterei hatten freilich ihre Zeit gehabt: man ging nicht mehr darauf aus, das Herz zum Richter des Weltlaufs zu machen, den Schöpfer anzuklagen, weil er Hans von seiner Grete trennt, sondern theils Maximen für ein richtiges Handeln aufzufinden, theils die Abhängigkeit dessen was man Individualität nennt, von den Einflüssen der Außenwelt nachzuweisen: man wurde entweder ökonomisch oder pragmatisch. Campe's „Robinson" 1779, eigentlich nur für Kinder, hat das englische Vorbild ganz zum Lehrhaften zugestutzt: so geschmacklos die Einkleidung ist, so zeigt doch das Fortleben dieses Versuchs bis heute, daß er ein ernstes Bedürfniß richtig getroffen hat: die Aufforderung an das abgeschwächte Geschlecht des Pietismus, sich in schlichten Verhältnissen durch eigne Thätigkeit zu helfen, war ganz zeitgemäß.

Wieland ließ die Fortsetzung der „Abderiten" im Mercur, bis Sept. 1780, immer weiter erscheinen; die besten Sachen, der Proceß um des Esels Schatten und die Frösche der Latona, kamen erst gegen das Ende. Die Anlage dieser Episoden ist vortrefflich, eine höchst gesunde Komik durchdringt alle die einzelnen Einfälle, und man bedauert nur, daß Wieland nicht Tollheit genug hatte, die Stimme seiner Weisheit und Lebenserfahrung zum Schweigen zu bringen und in die volle Burleske überzugehn; man findet sich für den Humor in einer gar zu gebildeten und bedächtigen Gesellschaft. Trotzdem ist das Werk eines der besten Producte unsers Bodens, und that damals unter den Spießbürgern die vortrefflichste Wirkung, wie das köstliche Schreiben eines Bürgermeisters an Wieland beweist, das ihn beschuldigte, den wenigen Ueberrest von altdeutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da erhalten habe, vollends auszureuten, und aus dem seligen Mangel an echter und unechter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmache theils sicher stelle, Ursachen und Gelegenheit zu ziehn, sie dem unverständigen Spott leichtsinniger Weltkinder preiszugeben.

Das Jahr 1779 war besonders fruchtbar an humoristischen Versuchen, dem wahren Inhalt des deutschen Lebens, wenn auch auf dem Umwege der Sonderbarkeit beizukommen. In erster Reihe steht Gottw. Müller's (geb. 17. Mai 1744 zu Hamburg, Buchhändler, giebt 1772 sein Geschäft auf und zieht nach Itzehoe) „Siegfried von Lindenberg", die Geschichte eines pommer-

schen Junkers, der, von gesunder und selbst edler Anlage, theils durch Standesvorurtheile theils durch eine verschrobene Erziehung in allerlei Tollheiten getrieben wird, bis er endlich den Weg zum Glück und zur Vernunft findet. Es ist sehr Schade, daß dieser Roman, der zur Kenntniß pommerscher Zustände vortreffliches Material enthält, theils durch Literaten-Altklugheit und Einmischung höchst untergeordneter literarischer Interessen, theils durch das Vorbild des Don Quixote, dessen höhere Kunstform Müller in keiner Weise zu würdigen im Stande war, auf Abwege gelenkt ist; der Philister in der Weise Nicolai's*) (hier heißt er „der braune Mann") drängt sich sehr unbequem vor. — Bei weitem höher steht Schummel's (vgl. S. 468) „Spitzbart", eine Satire gegen die Basedow'sche Erziehungsmethode, die sich aber zu einem ganz gemüthlichen Seelengemälde verdichtet hat. — Wezel's „Hermann und Ulrike" schildert in der alten grellen Art des Verfassers die mannigfachen Schicksale zweier Liebenden, eines Hofmeisters und eines Edelfräuleins, die auseinandergerissen sich in den allerseltsamsten, zum Theil häßlichsten Situationen wieder antreffen, etwa wie Belphegor und Acanthe, aber ohne die abscheuliche Tendenz dieses wüsten Buchs, und mit gutem Ausgang; die komischen Episoden sind vortrefflich. Gleichzeitig polemisirte Wezel gegen Campe's „Robinson" und Aehnliches. — Jung — der inzwischen, wiederum durch göttliche Eingebung, vom Geschäft eines Augenarztes zu dem eines Nationalökonomen überging, fühlte sich durch den guten Erfolg von „Heinrich Stillings Jugendjahre" zu einem neuen Versuch ermuthigt; er schrieb die „Geschichte des Herrn von Morgenthau", eines christlichen Edelmanns, der alle Welt, Männlein und Fräulein, zum Christenthum bekehrt, und obgleich er eigentlich ein Königssohn ist, und schließlich auf den Thron steigt, eine Pastorstochter heirathet. Die Excurse sind die Hauptsache: Bekämpfung des Deismus und Rationalismus, der falschen Orthodoxie, des Adelstolzes u. s. w.; äußerst schaal, aber Stolberg und Claudius waren doch sehr erbaut. — Unter vielen andern sind noch Meißner's (Professor in Prag) greuliche „Skizzen" zu erwähnen.

All diese Versuche wipfeln in den „Lebensläufen in aufsteigender Linie", Bd. 1. 1778, Bd. 2. 1779, Bd. 3. 1781. — Das Buch erschien anonym.

*) Nicolai war übrigens mit einem zweiten Versuch schlecht weggekommen; er hatte einen englischen Roman, „Buncle", übersetzt, der allerdings an Gemeinheit und Abgeschmacktheit nicht seines Gleichen hat, und gegen die Unsittlichkeit desselben war Wieland Juli 1778 mit furchtbarer Heftigkeit und Ausführlichkeit hergefallen: wenn er einmal in sittliche Entrüstung gerieth, wurde er gefährlich. Die Polemik entschied den vollständigen Bruch Nicolai's mit dem ganzen Weimarer Kreise; nur Merck suchte ihn noch zu halten.

und machte das größte Aufsehn, alle Welt quälte sich ab, den Verfasser zu errathen. Kant fand zu seiner Verwunderung mehrere wichtige Sätze seiner Kritik der reinen Vernunft, die er noch gewissermaßen als Geheimlehre betrachtete, darin veröffentlicht; Lessing vermuthete (17. Juni 1779) auf Leisewitz; Hamann war überzeugt, es müsse vom Stadtrath Hippel in Königsberg sein, obgleich dieser ihm feierlich das Gegentheil versicherte; Herder, der sehr begeistert war, bewies, daß es von Hippel nicht sein könne. In der That stellte sich erst viel später Hippel's Autorschaft als unzweifelhaft heraus.

Wir stehn vor einem der merkwürdigsten Charaktere unserer damaligen Literatur. Geb. 31. Jan. 1741 zu Gerdauen, Sohn eines Rectors, hatte Hippel seit 1756 in Königsberg Theologie studirt, daneben Mathematik und Philosophie; bei Kant hatte er erst gegen das Ende seines Trienniums gehört. Die Freundschaft eines russischen Officiers brachte ihn 1760 nach St. Petersburg, man machte ihm glänzende Anerbietungen, er kehrte aber nach Königsberg zurück, und wurde in der Nähe, in Wesselshöfen, Informator bei einer vornehmen Familie. Die heftige Liebe zu einem Mädchen aus den höhern Ständen trieb ihn 1762, seine Stelle sowie die Theologie aufzugeben, und die Rechte zu studiren: er hatte den festen Vorsatz gefaßt, sich eine ansehnliche Stellung zu erwerben, um der Geliebten als ebenbürtig seine Hand zu reichen. Er führte diesen Vorsatz, bei der drückendsten Armuth, mit eiserner Festigkeit durch. Sein nächstes Ziel wurde erreicht: er wurde 1765 Advocat, 1772 Criminalrath, 1779 Stadtrath, 1780 Oberbürgermeister, ein in jeder Beziehung sehr angesehener, sehr reicher Mann; er ließ auch den alten Adel seiner Familie erneuern. — Aber geheirathet hat er nicht. — Mit den bedeutendsten Köpfen der Provinz stand er in naher, mit einigen in sehr zärtlicher Berührung: aber diese erkannten nach seinem Tode, daß er vor ihnen nicht blos eine Maske getragen, sondern sie in wichtigen Herzensangelegenheiten geradezu getäuscht habe.

Als Schriftsteller war er schon früh aufgetreten, immer anonym; zuerst mit Lustspielen (eines derselben, „der Mann nach der Uhr" 1765 hatte Lessing angezeigt); mit geistlichen Liedern, mit politischen Broschüren; das erste Buch, was durchschlug, war „über die Ehe" 1774: es erlebte vier Auflagen, und wurde in jeder nicht blos formel sondern materiell sehr wesentlich verändert, zuletzt sprach er sich ziemlich entschieden für das Mitregieren der Frauen aus.

Die „Lebensläufe" würden einer unserer gelesensten Romane sein, wenn sie nur einigermaßen componirt wären. Aber es ist ein wüstes Durcheinander, nur durch einen dünnen Faden mit einander verbunden. Zum Theil

ist es wohl Mangel an künstlerischer Kraft, zum Theil Sterne's Vorbild: nicht zum kleinsten Theil aber Folge seiner skeptischen Gemüthsart, die auch die tiefsten Eindrücke mit bitterm Humor zersetzte. — Die ersten Theile, die Kindheit des Helden und seine Liebesgeschichte, sind ausgezeichnet: durchaus starke Striche, grelle Farben, eine große Fülle des Gemüths, und neben allem Humor eine Farbe von tiefer Wehmuth, die etwas Fascinirendes hat. „Vieles darin," sagt er selber, „muß der unausstehlich finden, der nicht die Stimme der menschenfeindlichen Eiche verstanden: aus mir wird einst dein Sarg geschnitten!" Es ist etwas Ahnungsvolles in diesen Anfängen, das auf eine spätere Erfüllung hindeutet: aber diese bleibt aus. Schon der Anfang wird durch Episoden und Excurse gestört, zuletzt wird alles Episode. Die größte Breite nimmt ein Graf ein, der fast nur mit Sterbenden und Todten verkehrt, und über die Philosophie des Sterbens wunderliche Reden hält. Hippel selbst beschäftigte sich gern mit diesen Vorstellungen, obgleich er den Tod fürchtete, wie er das Leben abgeschmackt fand.

Einen begeisterten Verehrer fand das Werk an F. H. Jacobi, der an Hippel einen förmlichen Liebesbrief richtete. Jacobi hatte seine Lebensanschauungen zu einem neuen Roman „Woldemar" verarbeitet; von diesem hatte Wieland April 1777 für den Mercur das erste Fragment erhalten; als Buch erschien der 1. Bd. „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" Juni 1779. Wieland war ganz enthusiastisch: „was für ein Naturmaler, was für ein Seelenmaler du bist! wie scharf deine Umrisse und wie warm die Ausführung! wie unter deinem Zauberpinsel Alles lebendig, Alles neu wird, Alles, als ob man's zum erstenmal fühle! nicht Kunst, nicht Stückwerk, sondern Werk einer großen Natur." — Man kann diesem Urtheil nicht wohl beipflichten. Woldemar in Briefen würde viel interessanter sein; erzählen kann Jacobi so wenig als charakterisiren; der Roman ist ein Gewirr unzusammenhängender, peinlicher, zum Theil sinnloser Expectorationen, meist in einer gezierten Form, freilich durch sehr bedeutende Bemerkungen unterbrochen. — In den Gesprächen des Romans handelt es sich um einen Gegensatz, über den Jacobi damals selbst noch nicht im Reinen war: auf der einen Seite der Buchstabenglaube und der gemeine Menschenverstand, auf der andern das souveräne Gefühl. — In dem Hauptdialog (1777) bemerkt Propst Alkam, man fange allgemein an einzusehn, daß es eine schlechte Vorbereitung sei für ein thätiges Leben und für die Bedürfnisse unsrer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit phantastischen Ideen vom Guten und Schönen, die sie aus den Alten schöpften, sich anfüllen lasse, statt ihnen gleich anfangs von Tugend und Religion lauter deutliche Begriffe beizubringen, die unabhängig von Gefühl und Phantasie überall Stich hielten, und die unzuverlässige Bei-

hülfe des Herzens verachten lehre, als des Menschen unwürdig, der sich durch Vernunft allein bestimmen solle und könne. Woldemar dagegen sucht gerade in der Freiheit des Entschlusses den Sinn der Tugend. „Mir ist der ein verächtlicher Mensch und das ein verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen Gutes thun will. Ich sehe vor mir ein scheußliches todtes Meer, und keinen Geist, der es bewegen, wärmen, neu beleben könnte; darum wünsche ich eine Fluth, irgend eine, sei es die Barbaren, die den häßlichen Pfuhl wegschwemme und uns rohes frisches Erdreich wiedergebe." — Jener hält die Offenbarung für die Hauptsache, dieser: „wen sein eignes Herz nicht bekehrt, den kann weder göttlicher noch menschlicher Unterricht bessern;" „daß Welt und Menschen im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Mensch nicht der Arge selbst ist. Das müßte er sein, wenn Sie recht hätten; müßte wenigstens Satans Bild angenommen haben und ihn allein anbeten. Lieber keinen Gott, als mit ihm einen Teufel, der ihm so den Vortheil abgewonnen hätte!" — Hier steht Jacobi entschieden auf Woldemar's Seite; zweifelhafter ist es an einer andern Stelle: „Für Licenzen hoher Poesie habe die Grammatik der Tugend keine beständige Regeln, und erwähne ihrer darum nicht; keine Grammatik, am wenigsten eine philosophisch allgemeine, könne Alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in sich fassen. Die größte Weisheit, wozu ein Mensch gelangen könne, bestände darin, daß er alle seine Handlungen und Gedanken mit seinem moralischen Gefühl in Uebereinstimmung brächte, ohne sich um menschliche Einrichtungen und fremde Meinungen zu kümmern." Dazu bemerkt Henriette (nach Jacobi's Absicht die ideale Figur des Romans), ihr graue vor den Folgen solcher Lehren. — Als dagegen Henriette einmal folgenden Satz im Plutarch anzeichnet: „Fremdling! die Gesetze und Gebräuche der Menschen sind verschieden; einigen heißt dieses schön und gut, andern jenes; aber dies gilt allgemein, ist schön und gut für alle: daß jeder was unter seinen Mitbürgern gemeine Sitte ist, verehre und diese Ehrfucht in all seinen Handlungen beweise!" So tadelt sie Biederthal, Woldemar's Bruder, sehr lebhaft wegen dieser Anhänglichkeit an die „sklavische Maxime eines Barbaren", und Henriette selbst scheint sich zu schämen.

Zu den Zusätzen von 1779 gehört das Waldgespräch, das doch zeigt, welche Gedanken damals — zehn Jahre vor der Revolution! — die Seelen der Menschen beschäftigten. „Es ist nur zu wahr, daß unser Leben in einen der trübsten Zeitpunkte gefallen ist. Die edelsten Formen der Menschheit sehn wir zertrümmern, und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weisen rathen, so sind wir aus Mangel an Körperkräften auch das nicht im Stande. Wir müssen dennoch Muth behalten, und statt unter schönen Schwär-

mereien zu erliegen, uns emporschwingen zur Wirklichkeit . . . müssen die große Weltmasse voranwälzen helfen; denn zurückwälzen werden wir sie nie. — Die Zeit ist vielleicht nahe, wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zusammenfließen wird, eine reinere und bessere. Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerk aufhalten? Der unsichtbare Geist, der einmal entwichen ist, wird in die verlassene Hülle nie zurückkehren; er hatte sie ausgebraucht, im Gebrauch sie zerstört." Woldemar macht auf die schreckliche Bedeutung des Helvetius aufmerksam: er habe den leeren Dunst völlig zerstreut, und tröste sich über den Ekel an der Wissenschaft des Ekels. — Er selbst sieht kein Ende. „Alle Veränderungen in der Menschheit verändern nur ihr äußerliches Ansehn, nicht ihre Art. Der große Haufe bleibt in demselben Grade eigensüchtig, gewaltthätig, von Herzen lasterhaft; zu einem äußern sittlichen Verhalten bequemt er sich nur aus Noth; Gerechtigkeit rechnet er zu den Mühsalen des Lebens. Kurz, die Menschen im Durchschnitt sehn es für ihren Vortheil an, ihrem bessern allen möglichen Abbruch zu thun und ihre Brutalität in Freiheit zu setzen." — So sei es immer gewesen; erfolge jetzt nicht eine wunderbare Veränderung, so stehe der jüngste Tag vor der Thür. Vergangenheit und Zukunft seien ihm räthselhaft, aber er verlasse sich darauf, daß Gott die Welt im Verborgenen regiere.

Indeß üben diese Reflexionen, sowie die weitern über Subjectivität und Objectivität der Moral auf den Gang der Handlung wenig oder gar keinen Einfluß. Die Hauptsache ist, daß sie den Kaufmann Hornich, den Vater Henriettens, gegen Woldemar einnehmen, so daß man glaubt, er werde zu einer etwaigen Heirath dieser Personen, die in der äußersten Intimität der Empfindungen und Gedanken leben, seine Einwilligung versagen. Als er nun im Sterben liegt, macht man Woldemar darauf aufmerksam, er könne jetzt seine Freundin heirathen; er stutzt, lacht und erklärt, er habe nie daran gedacht, und es ginge auch nicht, da sie sich geistig zu nahe ständen, da sie gewissermaßen Geschwister wären. Henriette, der man diese Erklärung hinterbringt, geht als philosophische Dame darauf ein und veranlaßt ihren Freund nach einigem Sträuben, eine andere zu heirathen, eine Alwina. „Haben Sie nicht hundertmal versichert, daß Sie nie aus Leidenschaft heirathen, nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen würden?" — Woldemar macht die Einwendung, sein einziges Gefühl, wenn auch nur ein freundschaftliches, sei doch für Henriette. Wie können Sie so einseitig sein? wird ihm geantwortet. Kurz, er heirathet Alwina. Nun stirbt Henriettens Vater und läßt sich vorher von seiner Tochter das Gelübde ablegen, daß sie Woldemar nie heirathen wolle. Sie thut es, obgleich mit Gewissensbissen. Woldemar wird davon unterrichtet und nun folgt eine Reihe der unerhörtesten Scenen. Er

hält es für einen Verrath an der Freundschaft, daß sie ein Geheimniß vor ihm hat, und spricht eine gelinde Verachtung gegen sie aus, die er durch sehr complicirte Beobachtungen zu rechtfertigen sucht. Dann findet er wieder, daß es eigentlich engelhaft von ihr gehandelt sei, und betet sie an. Von ihrer Seite findet gleichfalls ein großer Wechsel in den Stimmungen statt. Bald liegt er vor ihr auf den Knien und küßt ihr die Hände, bald sie vor ihm; bald behandeln sie sich schwesterlich, bald zärtlich, bald kalt. Von beiden Seiten wird mit einer erstaunlichen Ausdauer geweint. Wehklagend steht der Chor der übrigen Freunde daneben und ist überzeugt, daß die beiden eine unglückliche Liebe zu einander hegen. Der Leser hofft es auch, damit nur einmal diese unverständigen Gemüthskrämpfe eine bestimmte Richtung nehmen; aber es erfolgt nichts dergleichen. Zwar wird einmal etwas zweifelhaft über den Mangel an sinnlicher Begierlichkeit gesprochen, aber im Ganzen scheint es doch nur ein sophistisches Freundschaftsraffinement zu sein. Er geräth in tiefere Zerrüttung und sie findet mit Entsetzen, daß sie einmal seinen Tod gewünscht habe. Er findet, daß sein inneres Selbst satanisch geworden sei, dazwischen wirft sie sich wieder in unaussprechlichem Wonnegefühl vor ihm nieder er will sich auch einmal umbringen, unterläßt es jedoch. Alle Geschichten müssen ein Ende nehmen, und so tritt denn zuletzt die gute Alwina auf, und Freundschaft und Liebe erhalten jedes seinen geeigneten Platz. Doch entdeckt Woldemar zu seinem Schmerz, daß er in manchen Beziehungen noch immer mehr Vertrauen zu seiner Freundin als zu seiner Frau habe. Auf eine zwecklosere Weise ist wol selten mit Empfindungen gespielt worden.

Goethe, der eben auf den Wilhelm Meister dachte, las diesen Versuch mit äußerstem Verdruß. In einem Augenblick übermüthiger Laune, 5. Septbr.*) — eben hatte er seine Ernennung zum Geheimerath erhalten — nagelte er den Woldemar vor den lustigen Gesellen an einen Baum und hielt ihm eine höhnische Standrede. Jacobi, dem die Sache sofort hinterbracht wurde, schrieb 15. Sept. dem alten Freunde einen Scheidebrief, der so larmoyant war, daß Goethe nicht wohl etwas darauf erwiedern konnte. Man erfährt beiläufig daraus, daß die Spannung und das Mißtrauen schon lange

*) Kurz vorher hatte ihn Plessing aus Wernigerode besucht, und in dem Dichter des Werther den Landschaftsmaler von der Harzreise erkannt. Im Oct. ist er in Königsberg, wo auch Hamann aus seiner „singulären Hypochondrie" nicht klug werden kann. — Dort blieb er ein Jahr, später wurde er Professor in Duisburg. — Uebrigens entging auch Lessing den herumziehenden wunderlichen Heiligen nicht ganz. Ein liefländischer „Philosoph" Könnemann fand sich um diese Zeit in Wolfenbüttel ein, eine höchst närrische Figur, die aber von Lessing mit ungewöhnlicher Nachsicht behandelt wurde. Ein schlimmerer Geselle war Davison, der später in Berlin unter dem Namen Lange eine sehr schlechte Rolle spielte.

dauerten, und es wird nicht zu gewagt sein, dieselben auf den „Allwill" zu beziehn; auch scheint Merck geschürt zu haben. — Jacobi war zu Anfang des Jahres als Geheimerath nach München berufen, mit der Aussicht auf eine sehr ansehnliche Stellung: aber mit seinen ehrlichen und sehr entschiedenen politischen Ueberzeugungen paßte er nicht in die Gesellschaft, und kehrte — obgleich er vorläufig Titel und Gehalt behielt — schon im Juni nach Düsseldorf zurück, wo er seinen Landsitz Pempelfort immer glänzender einrichtete.

Die Kreuzigung des „Woldemar" machte in der kleinen Gemeinde großes Aufsehn. Sophie Laroche, die im Frühling in Hamburg mit Klopstock, Claudius, Stolberg, Voß*) bekannt geworden war und für sie schwärmte, erkundigte sich sehr eifrig bei Wieland. „Was mir leid thut," schreibt dieser an Merck, „ist, daß jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehn läßt, Gott weiß durch welche Kanäle in die weite Welt eventirt. In kurzem wird auch die ganze Welt von der Ehre instruirt sein, die mir am 3. September zu Ettersburg erzeigt worden, daß in einer Farce eine Arie aus meiner Alceste parodirt und dem Hohnlachen einer zahlreichen Versammlung preisgegeben worden. So sind wir nun hier! Der unsaubre Geist der Polissonerie und der Fratze, die in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham. Ich gestehe Dir, Bruder, daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davonzufliegen."

Goethe, der schon lange eine Schweizerreise vorhatte, war mit dem Herzog bereits unterwegs. 15. Sept. waren sie in Kassel, wo sie außer Mauvillon und Dohm zwei interessante Menschen kennen lernten, den Physiker Sömmering und Georg Forster, geb. 26. Nov. 1754 in der Nähe von Danzig, der bereits im 11. J. mit seinem Vater eine Reise nach St. Petersburg und nach der Wolga gemacht und sich 13. Juli 1772 bis 30. Juli 1775 Cooks Weltumsegelung angeschlossen hatte. Als er Nov. 1778 nach Deutschland kam (Wieland veröffentlichte Auszüge aus seiner Reisebeschreibung im Mercur), wurde er als Kenner von Otahiti und andern glückseligen Inseln allgemein angestaunt. Er war eifriger Freimaurer, und damals sehr empfindsam, dabei von einer seltenen Liebenswürdigkeit. Mit besonderer Herzlichkeit

*) Er war wegen eines Verlagsgeschäfts aus Otterndorf zum Besuch dort. Seine pädagogische Thätigkeit, fern von allem literarischen Verkehr, mißfiel ihm auf's äußerste. Stolberg fand er „von seiner Geniehaftigkeit ziemlich geheilt" und bundestreu. — Hahn starb im Mai, „bis an sein Ende ein Menschenhasser".

nahm sich Jacobi seiner an, dem er 21. Nov. 1778 vorgestellt wurde, und der seitdem in stetigem Briefwechsel mit ihm blieb; ebenso Heyne und Lichtenberg in Göttingen. Auch Lessing hatte er Anfang 1779 besucht, nachdem er bereits eine Professur in Kassel erhalten; in Berlin, wo er gleich darauf war, scheint er kein besonderes Glück gemacht zu haben. Sömmering, den er schon in London kennen gelernt, war ihm Juni 1779 gefolgt.

Die Gespräche der Reisenden mit Forster drehten sich hauptsächlich um Reisen und Naturwissenschaft — Blumenbach's „Handbuch der Naturgeschichte" war eben erschienen — doch wurde auch Jacobi erwähnt, von Goethe mit einiger Zurückhaltung. — 20. Sept. kam man in Frankfurt an: „Frau Aja" machte die Wirthin, und wurde vom Herzog sehr geehrt; desto weniger Geschmack fand er an dem Herrn Rath. — Von Straßburg aus ritt Goethe, 25. Sept. Abends, allein nach Sesenheim. „Ich fand die Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft nnd Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, und betrug sich mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Ich erkundigte mich nach Allem, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." — Die Dichtung der Iphigenie trug ihre heilige Frucht.

In Straßburg, 26. Sept., besuchte er Lili, seit 25. Aug. 1778 Frau von Türkheim. „Ich fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, wurde mit Verwunderung und Freude empfangen, sah in alle Ecken und fand sie in recht glücklichen Verhältnissen." „So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine reine ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten

nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in das man von einem hohen Berge sieht."

Am folgenden Tag sah er in Emmendingen Cornelien's Grab; Schlosser's zweite Frau wies ihn wegen Jacobi zurecht; er suchte die ganze Sache als unverfänglich darzustellen. „Goethe kann gut und brav, auch groß sein," schrieb sie an Jacobi, „nur in der Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug; er hat zu viele Mischungen in sich, die irren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Er ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden."

„Sie wissen," schreibt Jacobi an G. Forster, „ich bin ein herzlicher Mensch, der gern sich mittheilt; aber eben daher ist ein gewisser Unmuth in mich gekommen, daß ich mich kaum selber mehr anhören mag, und das Zutrauen, mich Andern zu offenbaren, fast ganz verloren habe. In Kurzem werde ich der verschlossenste, stillste, duldsamste unter den Menschen sein." — Er hatte nicht Adel genug, fortan die Sache in sich zu verschließen; er fuhr fort, sich zu beklagen und sich über Goethe bitter, zuweilen unschön zu äußern. — Der Letztere äußerte später auf Befragen gegen Lavater: „eigentlich ist's eine verjährte Geschichte, die du am besten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnte ich dir wohl das Nähere sagen; es ist aber nicht der Mühe werth. Da du mich kennst, solltest du dies in Ahnung erklären können. Der leichtsinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir in mir wohlbekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch."

Die Fortsetzung der Schweizerreise gelang unerhört — man kennt Goethe's reizende Beschreibung. 7. Oct. Murten, 8. Oct. Bern, dann über den Thuner See, Lauterbrunn, Grindelwald, Meyringen, Interlaken — „kein Gedanke," schreibt Goethe 14. Oct. an Fr. v. Stein, „keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen lichten Tageszeiten und Standpunkten." Zwar ärgerte ihn der Herzog zuweilen durch seine tolle Waghalsigkeit, aber „er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier, und beschämt mich oft, wenn er da anhaltend und dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wo ich oft am Fleck vergessen oder gleichgültig bin" — Der „Gesang der Geister über den Wassern" wurde hier gedichtet. — In Lausanne, 22. Oct., wartete man der Maitresse des Herzogs von Braunschweig auf, der Marquise Branconi: „sie kommt mir so schön vor, daß ich mich in ihrer Gegenwart etliche Male still fragte, ob's denn auch wahr sein möchte, daß sie

so schön sei. Ein Geist! ein Leben! ein Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!... Unverletzt die Flügel, streicht kein Vogel an ihr vorbei" (Vgl. S. 505.)

Dann herrliche Winterpartien; 26. Oct. Ersteigung des Jura-Gipfels; 4. Nov. Chamouni, in's Wallis, 12. Nov. Furka, 13. Nov. St. Gotthard. Zuletzt, worauf sich Goethe am meisten gefreut, 20. Nov. Besuch in Zürich bei Lavater.

Lavater hatte seine alte apostolisch polemische Thätigkeit unermüdet fortgesetzt. Von der Physiognomik waren neue Fragmente erschienen, Musäus in Weimar hatte dagegen die sehr plumpen „physiognomischen Reisen" geschrieben. Dann veröffentlichte Lavater Predigten „über die Existenz des Teufels und seine Wirkungen", und besuchte Gaßner (Sommer 1778) persönlich. Freilich mußte er ihm schreiben: „ich verberge nicht, daß ich an Ihnen, obgleich ich Sie für fromm und aufrichtig halte, nicht den hohen Grad von Pietät und hohem Christussinn fand, den ich vermuthete von einem Manne Ihrer Kraft;" aber das irrte ihn nicht: „obgleich ich nichts dergleichen sah," heißt es im Tagebuch, „wie ich soviel von ihm las und hörte, was unmöglich erdichtet sein kann, so bin ich doch gerade jetzt in der einfältigsten Disposition, die Möglichkeit dieser Wirkungskraft der Menschen auf Menschen so praktisch zu glauben, wie wenn ich all das mitangesehn hätte, und ich habe Ursache vorauszuahnen, daß diese Kraft die allen Menschen als Ebenbildern Gottes anwohnende magische Kraft ihres Geistes über den Körper und die Kräfte der Körperwelt sei, die sich immer weiter vervollkommnen und durch den Glauben an die Menschheit Christi zur höchsten Vollkraft gedeihen und reifen kann." — Sehr schlimm war ein Handel, den sich Lavater 1779 wegen seiner Behauptung zuzog, das h. Abendmahl sei in Zürich vergiftet worden. Nicht wenig Ungelegenheiten bereitete ihm Kaufmann, der sich in Zürich angesiedelt hatte und wegen Beleidigung der Obrigkeit 1779 in Haft kam, aus der er nur mit einiger Mühe im August entlassen wurde. „Wenn nur kein Hauch des Fanatismus ihn anhaucht!" schreibt Lavater an Herder; „o Gott, was er wäre, wenn der Satansengel in Lichtengelsgestalt ihn nicht berührte. Ich leid' im Stillen sehr darüber, und möchte doch den Gott anbeten." Etwas später: „sonst drückt er alle durch seine lieblose, stolze, richtende Härte, die er unsrer Weichlichkeit kraft eines höhern Berufs, den wir bei seiner unleidlichen Stolzzornmüthigkeit nicht anerkennen können, entgegensetzt."

Goethe hatte den Freund schon von Fern auf seine Art vorbereitet. „Dich wiederzusehn," schreibt er ihm 8. Oct., „ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her . . . Wir wollen wechselsweis Rechnung von

unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken ... Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen, denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehn noch hören ... Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann göttlicher als die lieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher! ... Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsere Zusammenkunft sein. Für ein Paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich dich im voraus um Geduld ... Ich liebe dich, wie ich lieben kann." — Und etwas später aus Genf, wo sich Tobler, ein Anhänger Lavater's, ihm vorgestellt: „Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir, aber leider fühl' ich meine dreißig Jahre und Weltwehen! schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden; ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ihm fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reich, und so komm' ich nicht als nur geborgt nieder in's Thal des Thaus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben."

Der Erfolg der Zusammenkunft übertraf alle Erwartungen. „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man auf's neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne. Es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber es ist im Moralischen wie mit einer Brunnencur: alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das

in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt' ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen."

Nur Kaufmann machte auf Goethe einen sehr schlechten Eindruck: er bezeichnet ihn in der Folge nur als Lump und Lügenpropheten. — 5. Dec. verließen sie Zürich, am Rheinfall bei Schaffhausen 7. Dec. überraschte sie Lavater noch einmal. „Wir haben einen starken Discurs über das Erhabene geführt. Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall: man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehn, wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüthe der Menschheit."

Darauf fiel es dem Herzog ein, die Höfe aufzusuchen; das Reisecostüm wurde abgelegt, es ging nach Karlsruhe, Darmstadt, Homburg; in Stuttgart 8. Dec. stellte ihnen der Tyrann von Schwaben seine Militär-Akademie vor: einer der Eleven, der einen Preis erhielt, war der zwanzigjährige Schiller. — 13. Jan. 1780 waren die Reisenden wieder in Weimar.

„Ihr könnt euch leicht vorstellen," schreibt Wieland 17. Jan. an Merck, „daß der glückliche Ausgang dieser Reise, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen bei männiglich Effect gemacht und Goethe in ein sehr günstiges Licht gestellt hat, und dies um so mehr, da auch er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Ton zu musiciren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden einzustimmen nicht ermangeln werden ... Diese Schweizerreise gehört unter Goethes meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehn, daß er das wahre enfant gâté der Natur und des Schicksals ist, denn am Ende hätt' er doch mit all seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall war hinlänglich, das ganze Drama zu verderben."

Der Herzog schreibt 31. Jan. an Merck: „Es hat mich bei meiner Rückkunft gefreut, daß der erste Eindruck, auf welchen ich erstaunlich sehr halte, die Leute, mit denen ich leben muß, betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern gut gewesen ist. Es hat mich eine gewisse Honnêteté angerochen, welche mir wirklich nicht einmal so in Darmstadt vorgekommen ist. Freilich fällt durch den langen Genuß der Vorzug der Neuheit weg, und das Gewöhnliche macht es ein wenig unleidlich; aber genug, die Erinnerung eines guten Eindrucks auf uns verbessert doch vieles auf lange Zeit. — Meine Frau habe ich ziemlich wohl angetroffen, nur ist ihre ohnedies nicht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel von Abwechselung etwas niedergeschlagen, und

da, wie bekannt, ein den Princessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Unmögliches."

Der gute Eindruck dauerte fort. „Ich kann dir nicht sagen," schreibt Wieland 16. April, „wie gänzlich ich mit Goethe's ganzer Art zu sein zufrieden bin. Auch in seinem öffentlichen Betragen nehme ich eine σωφροσύνην wahr, welche die Gemüther nach und nach beruhigt." — Einige Tage vorher hatte er Goethe seinen „Oberon" vorgelesen, den er nach einjähriger Arbeit 13. März glücklich beendigt, und Goethe, sehr erfreut, hatte ihm einen Lorbeerkranz geschenkt. — Der „Oberon" war Wieland's Schmerzenskind. „Von der Müh und Arbeit, die ich auf dies opus wende, hat schwerlich jetzt ein Dichter noch Dichterling im h. R. Reich einen Begriff ... Die Schwierigkeiten, die blos im Mechanismus meiner Strophen liegen; die Schwierigkeit, aus einem so spröden Leim gerade das Bild, das ich haben will, herauszufingern, und ihm die Rundung und das Fini zu geben, ohne welches ich keine Freude daran haben kann, ist oft unsäglich. Ich kann dir zuschwören, daß ich in dieser Woche drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grund die ganze Sache auf einem einzigen Wort, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte. Ich drehte und wandte das Ding und mein Gehirn mit auf allen Seiten; weil ich, wo es um ein Gemälde zu thun ist, gern die nämliche bestimmte Vision, die vor meiner Stirn schwebt, auch vor die Stirn meiner Leser bringen möchte und dazu oft von einem einzigen Zug oder Drucker oder Reflex Alles abhängt" ... u. s. w.

Bei dem größern Publicum schlug der Oberon nicht augenblicklich durch. Wieland hatte ihn in den ersten Mercurheften des Jahres abdrucken lassen, und der Mercur verlor an Abonnenten. Aber bald drangen die Stimmen der Kenner durch, die einstimmig im Lobe waren, der Oberon wurde eines der Lieblingsbücher der Nation, und wenn der Dichter unter die deutschen Classiker aufgenommen wurde, so hat er es hauptsächlich diesem Werk zu danken. Jetzt wird es weniger gelesen, aber die Decorations-Oper, an der wir uns noch immer erfreuen, beruht doch ganz auf ihm, und wie vornehm die spätern Romantiker auf Wieland herabsahen, sein „Ritt in's alte romantische Land" ist doch immer der ausgiebigste gewesen, und hat auch auf sie nicht wenig eingewirkt. Freilich das romantische Land, wie es Franzosen und Provençalen kannten; wenn Wieland sich schmeichelte, die Elfengeister des Sommernachtstraums wieder lebendig gemacht zu haben, so war das eine starke Täuschung. Daß diese luftige Spukgestalt zu einem Moralisten gemacht ist, der seine Schützlinge Prüfungen unterzieht und mit blutendem Herzen zu ihrem Besten quält, ist ein ebenso arger Mißgriff, als der spätere Schiller's mit den Macbeth'schen Hexen. Durch dies Moralische verliert der Oberon

jene einheitliche Stimmung, die frühere Erzählungen Wieland's, z. B. der liederliche Idris, wirklich besitzen; aber vielleicht ist gerade daraus sein bleibender Erfolg zu erklären, denn für französische Galanterie ist der Geschmack des deutschen Publicums einmal nicht eingerichtet. — Abstrahirt man aber von dieser Schwäche in dem „rothen Faden" des Stücks, so wird man allen einzelnen Episoden das höchste Lob nicht absprechen können; sie sind von einer merkwürdigen Lebhaftigkeit und Frische, und auch die Schönheit der Sprache ist das Höchste, wozu sich Wieland aufgeschwungen hat. — Für seine Stellung im Kreise der literarischen Aristokratie war das Werk entscheidend.

Juni 1780 traten erst Goethe, dann der Herzog in den Freimaurerorden, dem sie nun mit großem Eifer angehörten. Bode, der in der Loge eine große Rolle spielte, besuchte um dieselbe Zeit Lessing in Wolfenbüttel, der ein neues Gespräch zwischen Ernst und Falk, auch den Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts" herausgegeben hatte. Das letztere wurde zu seinem Aerger von verschiedenen Seiten für ein Widerruf angesehn. Die alten Streitigkeiten wegen der Fragmente dauerten fort und machten ihm mitunter viel Verdruß; wie wenig er aber im Innern davon erschüttert wurde, zeigt, was er damals niederschrieb: „Ich muß nur vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstand bleibe. Verdruß hat mir freilich jener Streit weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von Außen kam, daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte, und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht Alles voraussehn mögen, was sie gar wohl voraussehn könnten. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Ursache haben; ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist, und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat."

Nicht sein Geist, aber seine Gesundheit war tief erschüttert. „Ich falle," schreibt er 25. Febr. an seinen Bruder, „aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letzte war nun zwar gefährlich genug, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja, so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!" Und gegen Elise Reimarus äußerte er, seine Nerven seien so abgespannt, daß ihn Alles anekle und er nur noch par raisonnement lebe.

26. März war der Herzog gestorben, und Ferdinand, jetzt 45 Jahre alt, der Held des siebenjährigen Krieges, Schüler Jerusalems und Chef aller Logen von der stricten Observanz, ihm gefolgt.

Gleich nach Bode, 5. Juli, empfing Lessing einen neuen Besuch: F. H. Jacobi, der, von den alten Freunden in Weimar verlassen, sich nach neuen umsah. Er hatte sich dem Studium Spinoza's ergeben, und glaubte mit tiefem Schmerz die Entdeckung gemacht zu haben, daß jede demonstrative Philosophie die Freiheit aufhebe und das Gesetz der Causalität auch über die sittliche Welt ausdehne. Er fand aber das menschliche Bedürfniß der Freiheit so stark, daß er aus diesem heraus „durch einen Salto mortale" sich aus der Nothwendigkeit retten und die Logik durch das Gefühl widerlegen zu können glaubte. Diesen Gedanken Lessing auseinanderzusetzen war sein Hauptbestreben. — Zu seinem Erstaunen fand er, daß Lessing seine Consequenzen bereits vollständig gezogen habe; zu noch größerem Erstaunen, daß er vor denselben gar nicht erschrecke. Hätte er die Vorrede zu Jerusalem's „Kleinen Schriften" (1776) gelesen, so würde er von dieser Entdeckung nicht soviel Aufhebens gemacht haben. „Was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst soviel Fehltritte thue, was würde geschehn, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich drum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat?" — In der That hat noch kein wirklicher Philosoph Anstand genommen, das Gesetz der Causalität über die gesammte Erscheinungswelt auszudehnen: es kommt nur darauf an, ob man meint, daß der transcendentale Begriff der Freiheit dadurch beeinträchtigt wird.

Jacobi's Erstaunen sollte noch immer wachsen. Um Lessing ein recht abschreckendes Beispiel zu geben, wohin der Spinozismus führe, zeigte er ihm Goethe's „Prometheus": Lessing fand das Gedicht sehr gut, und fügte hinzu, er brauche dergleichen nicht erst im Gedicht zu suchen, er kenne die Sache aus erster Hand. — Jacobi war wie in einer neuen Welt, er hatte an diesem einen Gespräch sein ganzes Leben zu zehren. Lessing seinerseits scheint sich über Jacobi's Furcht vor dem Causalgesetz auf's

äußerste amusirt, und ihn mit einer rechten Fluth von Paradoxien überschüttet zu haben, z. B. ein regelmäßig gebautes Zimmer sei ihm wichtiger als eine schöne Landschaft, er wollte, daß die Bäume einmal roth ausschlügen u. s. w. — übrigens mit hoher Achtung vor dem Scharfsinn des Mannes und aufrichtigem Antheil an seiner Liebenswürdigkeit.

10. Juli nahm Jacobi von Lessing Abschied, und reiste nach Hamburg, zunächst um seine Kinder von Claudius abzuholen. Mit der Familie Reimarus schloß er eine sehr intime Freundschaft, mit Klopstock — über den K. F. Cramer, jetzt Professor in Kiel, eine neue großartige Schrift herausgegeben hatte: „Er und über Ihn!" und der wieder sehr zahlreiche Oden schrieb, hauptsächlich über Metrik und ästhetische Theorie — erneuerte er den alten freundschaftlichen Verkehr. Schröder hatte im März seine Direction niedergelegt und sie einer Actiengesellschaft übergeben. — Auch Voß mit seiner Familie fand er dort *).

Schon in Wandsbeck hatte Voß die Uebersetzung der Odyssee begonnen; Proben waren 1779 im Mercur erschienen; in Otterndorf hatte er sie nun vollendet und durch eine sehr feierliche und salbungsvolle „Weihe" an Stolberg das Werk gekrönt. Jacobi, Wieland und Gleim — der Letztere war beiläufig unermüdlich in Geldunterstützungen — bemühten sich um Subscribenten, und das Werk konnte im folgenden Jahr erscheinen. Es machte in der deutschen Literatur Epoche, denn nun konnte auch das Volk sich eine Vorstellung von der homerischen Welt machen. Es ist vielleicht der beste Versuch von Voß, Ton und Farbe sind noch frisch, und die Sache ist noch nicht der metrischen Genauigkeit geopfert. Bodmer's Homer-Uebersetzung von 1778 war in jeder Beziehung verfehlt.

Neben diesen bürgerlichen Freunden besuchte Jacobi auch noch eine Reihe von zartbeseelten Gräfinnen, in deren Gegenwart sich zu seiner Verwunderung Claudius ebenso ungenirt benahm, wie Asmus am Hof zu Japan. Nachdem er noch einen Abstecher zu Gerstenbergs nach Lübeck gemacht, kam er, mit seinem Bruder Georg, wieder zu Lessing, wo die Gespräche über Freiheit und Nothwendigkeit fortgesetzt wurden. Lessing war in einer so übermüthigen Laune, daß er sich Jacobi als einen geheimen Cabbalisten darstellte; er versicherte ihn, mit der Idee höchster Vollkommenheit verknüpfe sich für ihn eine solche Vorstellung von Langeweile, daß ihm angst und bange würde. In dieser Stimmung fuhren sie nach Halberstadt zu Gleim, wo sie vier Tage blieben, und den guten Alten durch die greulich-

---

*) Miller, der Sigwart-Dichter, hatte sich verheirathet und war Pfarrer zu Jungingen bei Ulm.

sten Paradoxien in Verwirrung setzten, denn auch Jacobi war angesteckt worden.

Zu Lessing's angenehmstem Verkehr gehörte Leisewitz, der nun als Hofrath und Erzieher des Erbprinzen in Braunschweig lebte, und zuweilen auch seinen Freund Thär mitbrachte, damals Arzt in Celle. Ein Blatt aus Leisewitz' Tagebuch verdient angemerkt zu werden: — „Wir waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden diese beiden letzten Dinge in einen Discurs von der Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus. Lessing war anderer Meinung." — Auf einer Thüringerfahrt im Sommer (Leisewitz suchte in Gotha eine Anstellung) mußte Leisewitz der Herzogin Amalie in Ettersburg viel von Lessing erzählen. „14. Aug. zu Goethe, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte Gelegenheit, seine Physiognomie genau zu betrachten: schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge . . . Von Lessing sprach Goethe mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen." In Gotha erzählte ihm Gotter, bei Hofe goutire man Lessing's Stücke nicht, weil in der Emilia die Fürsten übel behandelt wären.

Vielleicht aufgemuntert durch den Erfolg des Nathan, dachte Lessing damals ganz ernstlich daran, seine theatralischen Arbeiten wieder aufzunehmen. 9. Aug. schloß er mit der hamburgischen Theaterdirection einen Vertrag, ihr von zwei neuen Schauspielen, die er jährlich zu verfertigen versprach, den alleinigen Gebrauch auf sechs Monate zu lassen, jedes Schauspiel für 50 Louisdor. Er hatte verschiedene Entwürfe; bei dem einen wußte er noch nicht recht, ob es eine Tragödie oder Komödie werden solle; doch entschied er nach einem Monat, „daß der Kerl das Mensch haben solle".

In dem Gespräch mit Jacobi hatte er auch an Politik gestreift; Jacobi berichtet darüber an Elise Reimarus: „ob er gleich in Staatsverfassungen kein Arg hatte, so waren doch hier wie überall seine Grundbegriffe gesund und tief, denn er sah das Lächerliche und Unseligmachende aller moralischen Maschinerien auf das lebhafteste ein. Einmal kam er so in Eifer, daß er behauptete, die bürgerliche Gesellschaft müsse noch ganz aufgehoben werden; und so toll dies klingt, so nah ist es dennoch der Wahrheit."

Es ist doch schade, daß sich nicht irgend ein politischer Klopffechter fand, der Lessing auch in dies Gebiet drängte: denn nur daran lag es. — Der hochgelahrte Pütter in Göttingen, in dessen Auditorium sich immer mehr Grafen und Barone drängten — er vergaß keinen ihrer Namen aufzuzeichnen — hielt vornehmen Ausländern auch Privatvorträge über die deutsche Reichsver-

fassung. Am Schluß eines solchen Vortrags sagte ihm sein aufmerksamer Zuhörer, ein Graf Chatenay, er sehe doch, daß er sich von der „deutschen Freiheit“, die man ihm so gerühmt, unrichtige Begriffe gemacht habe; er finde jetzt, daß es mehr Freiheit der Fürsten und Reichsstände als der Unterthanen sei. — Pütter wurde betroffen, der Gedanke schien ihm noch nicht eingefallen zu sein. „Ganz konnte ich ihm diese Scrupel nicht benehmen,“ setzt er hinzu.

Schlözer hatte im „Briefwechsel“ einen Artikel veröffentlicht, in welchem der Magistrat zu Zürich Verrath von Amtsgeheimnissen witterte. Als Verfasser wurde Pfarrer Waser ermittelt (nicht der Satiriker; geb. 1742, wegen Streitigkeiten mit seiner Gemeinde abgesetzt 1774); er wurde 18. März in's Verhör genommen, da er einen Fluchtversuch machte, an Ketten gelegt, bei Wasser und Brod gehalten, mit der Folter bedroht; an Schlözer schrieb man, wenn er noch etwas veröffentlichte, werde man Waser noch härter behandeln, und obgleich Ersterer sich erbot, über Zürich gar nichts ohne Censur zu drucken, wenn er Waser damit retten könne, wurde doch über jenen das Todesurtheil gesprochen (auch Sal. Geßner stimmte dafür!) und 27. Mai vollzogen! Vorher hatte ihn Lavater besucht, und sich bemüht, zu erforschen, ob er nicht vor einigen Jahren das h. Abendmahl vergiftet habe; er stand dem Revolutionär als vollendeter Pharisäer gegenüber*). Zu seiner Charakteristik gehört das doch auch. — Gleichzeitig verbrannte man in Glarus eine Hexe!

Damit man aber die Schuld nicht ausschließlich auf die Republiken schieben sollte, erfolgte gleichzeitig (Juni 1780) eine Palastrevolution in Darmstadt: Moser wurde gestürzt. Der tyrannische und zugleich liberale Minister war dem Landgrafen zuletzt doch unbequem geworden, und die lange gedrückte Bureaukratie jubelte auf. „Es ist schon lange,“ schreibt Wieland an Merck, „daß die Welt mit einem minimo sapientiae regiert wird, und so albern die Dinge dabei gehn, so ist's doch für uns andere Leute, qui aiment leurs aises, besser, als wenn sie vom Stock regiert wird. Daher ist mir König Friedrich zwar ein großer Mann, aber unter seinem Stock sive Scepter zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!“ — Es beginnen nun eine Reihe der schändlichsten Verfolgungen gegen Moser, vielleicht ebenso schändlich als gegen seinen Vater, und es ist leider zu constatiren, daß Merck sich zum beredten

*) Und gleichzeitig beklagte er sich gegen Goethe über die Beschränktheit seiner Landsleute, worauf dieser ihm erwiderte: „Unter dem republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen wird jeder vernünftige Mensch auf der Stelle toll: nur die Einbildung, Beschränktheit und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich.“

Anwalt dieser Verfolgungen hergab. Uebrigens stand Merck auf der Höhe seines Wirkens, abgesehn von seinen kritischen Arbeiten und seinen Staatsgeschäften wurde in Weimar ohne seinen Rath nichts unternommen; in allen industriellen Unternehmungen mußte er den Plan angeben; die Leidenschaft für mineralogische und Kupferstich-Sammlungen wurde hauptsächlich durch ihn genährt, er war den Mäcen aller Künstler und Naturforscher in diesem Theil Deutschlands.

Auch Oeser aus Leipzig (Hagedorn in Dresden war eben gestorben) fand sich häufig ein, hauptsächlich bei der Herzogin Mutter beliebt; neben ihm waren Juli 1780 Schröder, Gotter, die Marquise Branconi, der Herzog von Gotha (dem Goethe 16. Juli seinen Faust vorlas), zum Besuch. Goethe arbeitete die „Vögel“ des Aristophanes für das Liebhabertheater aus, die auch in Ettersburg aufgeführt wurden. Der Herzog bildete eine Passion für die Gräfin Werther aus — das Urbild der „Gräfin“ im W. Meister.

Die Schweizerreise hatte soviel Beifall gefunden, daß auch Andere angelockt wurden. Der Herzog ertheilte Knebel, mit dem er sehr zärtlich stand — sie duzten sich sogar in Briefen — ausführliche Anweisungen, und zu Anfang Juli war er in Zürich bei Lavater, der den Herzog die größte Seele nannte, die er kenne. Sie schlossen sich enge an einander. 16. Juli ging er in die Urcantone, 26. Juli war er auf dem Gipfel des St. Gotthard, und kehrte von da über Basel nach Zürich zurück. Er hatte in der Schweiz doch alles viel spießbürgerlicher als in Deutschland gefunden. In Basel traf er Heinse und Klinger.

Heinse hatte endlich soviel erspart, die lange ersehnte Reise nach Italien wirklich zu unternehmen; Juni 1780 war er aus Düsseldorf abgereist. Seine vertrauten Berichte an Jacobi sind nicht ohne Interesse. „Lavater,“ erzählt er, „hat ein sehr zartes Gefühl, und eine Gemsensprünge machende Einbildungskraft; an eigentlichem Verstand, an Lessingschem, sitzt ihm kaum der erste Flaum am Kinn. Er hat einen heimlichen Brand von Ruhmbegierde im Leibe, und möchte gern von Troß und Mann bewundert sein. Er findet viel Vortreffliches in der christlichen Religion in der That und Wahrheit, übertreibt dies aber, wenn einen seine Sinne nicht täuschen und man von 2 × 2 auf 4 schließen darf — mit Fleiß ohne weitere Ueberzeugung, außer etwa einer poetischen während der Ausarbeitung, wie wir andern ordentlichen Menschen auch haben. In der Verstellung hat er es sehr weit gebracht, wovon ich die klarsten Proben gesehn habe; begeht aber darin doch Fehler, die nach einer kurzen Ueberlegung sein Spiel verrathen. Ueberhaupt ist er zart und schwach und gut, im Umgang äußerst liebenswürdig, und in seinem

System noch lange nicht gewiß. — **Bodmer** ist ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augenbrauen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken... Von Klopstock sagte er: er delirire mit seiner neuen Schreibart, und er sollte einmal etwas anders vorstellen als seine Leute da oben, die Niemand kenne... Vom Ossian glaubt auch er, er sei Macphersons Arbeit. — Bodmer ist die lebendige Chronik unserer Literatur; zwar Kind, und eitel wie ein Kind, doch äußerst unterhaltend, und noch voll lichter Blitze von Witz und Verstand und feiner Bosheit. — Die Gelehrten in Zürich sind alle hinter einander her, und keiner ist dem andern recht gut und traut ihm. Es sind ihrer wirklich zu viel da, und die Leute wissen nicht, wo mit ihrem Wissen hinaus. Man zählt an die 80 am Leben, die etwas haben drucken lassen. Die meisten haben keinen rechten Zweck, daher alle ihre gelehrten Gesellschaften und Zusammenkünfte, die alle auf nichts hinauslaufen und folglich wieder in sich selbst vergehn. Sie wollen zwar gewissermaßen die Seele damit in ihrem Staatskörper vorstellen und dadurch die Oberhand über die Bürgerschaft gewinnen; es sind aber Kindereien." — Den 1. Sept. überschritt er den Gotthard nach Italien.

Klinger — der übrigens in seinen dramatischen Arbeiten unerschöpflich war*) jetzt zum Theil schon ironisch gegen den eignen „Sturm und Drang", hatte nach dem Frieden zu Teschen den östreichischen Dienst wieder verlassen, und sich erst bei **Schlosser** in Emmendingen, dann bei Sarrasin in der Schweiz aufgehalten; eben erhielt er die Aufforderung, Reisebegleiter des russischen Großfürsten Paul zu werden, der er auch folgte: **Lavater** hatte im persönlichen Verkehr doch großes Interesse für ihn gewonnen.

„Wenn du," schreibt der Herzog an **Knebel**, „Bedürfniß spürst, zurückzukehren, so folge nicht gleich deiner Neigung, sondern streiche noch etwas wider Willen herum, so daß das Bedürfniß äußerst werde. Ferner hüte dich, dir etwas vorzusetzen, was du treiben wolltest; überlaß dich dem Schicksal und mache dir keinen Plan vom Leben noch Verhalten. Das Schicksal ist bei großen Veränderungen Feind von Planen und macht sie mit unsern Schmerzen eitel."

Gleichzeitig schreibt **Goethe** an **Lavater**: „das Tagewerk, das mir

*) 1778: „Orpheus, tragikomische Geschichte" (daraus ein Fragment: „Prinz Seidenwurm"); 1779: „Der Derwisch"; 1780: „Prinz Formoso Fidelbogen und der Princessin Sanaclara Geige, oder des großen Königs Geschichte", „Plimplamplasco der hohe Geist, eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings, von einen Dilettanten der Wahrheit", und „die falschen Spieler".

aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Anderem." „Etwas weh thut es mir," schreibt Knebel — der doch sofort zurückkehrte, 1. Sept. an Lavater, „daß Sie Goethe verkennen. Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte... Verkannt muß er werden, und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als einer von uns, aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehn läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre."

1. Nov. 1780 kam Lavater's großes religiöses Epos „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn" in Weimar an; es war eine Paraphrase der Apokalypse in 24 Ges., die durch ihre Häufung von Episoden, auch durch die Hexameter, sehr an Bodmer erinnerte, obgleich auch Klopstock'sche Einflüsse unverkennbar waren. „Ich habe nicht umsonst gelebt," sagt er am Schluß, „wenn zehn meiner Leser so süße und selige Momente dabei hatten, wie Gottes Erbarmen mir dabei gönnte." — Ein Jahr vorher hatte ihm Herder (der auch mit Mendelssohn bei der Gelegenheit freundlich angeknüpft) eine wissenschaftliche Behandlung desselben Gegenstandes zugeschickt: „Maranatha oder die Zukunft des Herrn, nach des N. T. Siegel", die aber Lavater nicht recht befriedigte, weil Herder bei aller Mystik in der Form, in der Sache doch historisch zu Werke ging: er hatte die Apokalypse auf die Zerstörung Jerusalems durch die Römer bezogen. (Dagegen hatte es Hamann für des Freundes bestes Werk und sich ganz einverstanden erklärt.) — Nun sandte er ihm die „Briefe das Studium der Theologie betreffend", eine Erweiterung der „Provincialblätter". Vieles gefiel Lavater ganz wohl, namentlich daß Herder gesagt: „Glauben an den historischen Christus allein ist Glaube, alles andere ist Unglaube", auch daß er Bileams Esel gerettet; aber der lebhafte Kampf gegen alle Paraphrasen der Bibel und gegen das religiöse Epos war ihm schmerzlich, und in der Erklärung der Propheten und der Apokalypse vermißte er Klarheit und Energie. Herder war über diese Ausstellungen so verdrießlich, daß er ihm 3. Nov. geradezu den Verkehr kündigte. Gleichzeitig sprach er sich über die Gegner, z. B. Semler, mit äußerster Verachtung aus und äußerte gegen Hamann: das Geschreibe über Religion

oird so ekel, daß man den Namen nicht hören möchte." Auch gegen Goethe :igte er fortwährend starke Empfindlichkeit.

— „Sag' ich's euch, geliebte Bäume, die ich ahndevoll gepflanzt, als ie wunderbarsten Träume morgenröthlich mich umtanzt; ach ihr wißt es, wie h liebe, die so schön mich wiederliebt, die die reinsten meiner Triebe mir och reiner wiedergiebt. Wachset wie in meinem Herzen, treibet in die Luft inein, denn ich grub viel Freud' und Schmerzen unter eure Wurzeln ein. Bringet Schatten, traget Früchte, neue Freude jeden Tag, nur daß ich sie ichte, dichte, dicht bei Ihr genießen mag!"

Goethe dichtete das Lied am 16. Dec. — Es ist in dem Verhältniß zu rau v. Stein viel Ungehöriges, aber wer wollte ungeschehn wünschen, was lche Früchte trug? Hatte er ihr doch auch die Iphigenie zu danken: ob : wirklich Iphigenie war — gleichviel! ihm war sie es. Er hatte nun, für :, für Lavater, die Augen, die das Göttliche sehn.

Gleich darauf, zu Weihnachten, führte er das „Neueste von Plunders-eiler" auf, ein allerliebstes Bild, in welchem, mit Ausnahme des sehr rherrlichten Oberon, die ganze deutsche Literatur auf das anmuthigste ver-ottet wird: die Barden, die Propheten, die Anakreonten, die Stürmer, die :itterdichter; sich selbst schont er am wenigsten. „Unter dem Leichnam auf :nem Rücken seht ihr einen jungen Herrn sich drücken, ein Schießgewehr in :ner Hand: so trug er seinen Freund durch's Land, erzählt' den traurigen benslauf und fordert jeden zum Mitleid auf. Kaum hält er sich auf seinen ißen, die Thränen ihm von den Wangen fließen, beschreibt gar rührend des rmen Noth, Verzweiflung und erbärmlichen Tod; wie er ihn endlich aufge-fft: das Alles ein wenig studentenhaft. Da fing's entsetzlich an zu rumoren iter Klugen, Weisen und Thoren; drum wünscht' er weit davon zu sein. enn seht, es kommen hinterdrein ein Chor schwermüthiger Junggesellen, die h gar ungebärdig stellen ... Die Herzen lärmen und pochen so sehr, man rt sein eigen Wort nicht mehr ..." u. s. w.

„Mir ist eingefallen," schreibt um dieselbe Zeit der Herzog an Kne-l, „daß der neu entstehenden, rein adligen Gesellschaft ein großes Unglück oorsteht, ich sehe sie noch in ihrem Wesen so ätherisch werden, daß ihnen dlich auch das Athemholen entgehn wird. Dagegen wendest du aber ver-ıthlich ein, daß sie glücklicher organisirt sind als wir, und gleich den Men-enkindern, die unter dem Wasser oder in dem Fluidum der Matrix leben ınen, im Fall die Lunge ihren Dienst versagt, Luft durch die besondre Oeff-.ng im Herzen haben können. Ich widerspreche diesem nicht, sondern bitte ott vielmehr, mich lieber ersticken und wie einen Frosch unter der Luftpumpe

die Intestina herausgeben zu machen, als mich gleich jenen amphibisch und durchlöcherten Herzens werden zu lassen."

Er trug sich viel mit dem Gedanken, von Reichswegen der Kunst, Wissenschaft und Literatur eine bessere Organisation zu geben; die alte Klopstock'sche Idee. Einen von Merck ausgearbeiteten sehr ausführlichen Entwurf legte er dem Kaiser und dem Reichstag vor. „Man hat die besten Hoffnungen, und selbst der größere Theil der kleineren Fürsten, welche zu spät der Ratification des Teschner Friedens beigetreten sind (unter welche auch ich mit gehöre) und also quasi vergessen werden, machen sich ein rechtes Fest, Deutschland so fruchtbar zu nützen, und zwar ohne Preußens Zuthuung. Denn es soll ganz in der Stille geschehen, ohne daß der deutsch-französische Friedrich, wolle er es gleich, nur die mindeste Ehre davon haben soll. Es soll dieserwegen auch eine fein gesalzene, stichelnde Zueignungsschrift an den Kaiser und an Klopstocken vorangedruckt und das Werk wieder neu aufgelegt werden. In dieser Schrift wird nun der französische exotische Geschmack recht heruntergerissen, und zumal das Französischschreiben in Staatsgeschäften lächerlich gemacht werden."

In einem neuen „Beitrag zur Geschichte und Literatur" — der aber erst nach seinem Tode herauskam, äußerte sich Lessing über das Ungehörige, das Zeitalter der Minnesänger nach den schwäbischen Kaisern zu benennen. „Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrich des Großen zu nennen für gut findet!" —

Ein solcher kam in der That, und kein geringerer als — Goethe, der behauptete, und mit Recht behauptete: der erste wahrhaft nationale Gehalt kam durch Friedrich den Großen in die deutsche Literatur! — Fürsten machen sich mehr durch ihre Thaten um das Aufblühen der Poesie verdient, als durch directe Unterstützung. — Freilich hat Friedrich persönlich für die Entwickelung der deutschen Literatur nichts gethan. In der Zeit, wo sich die Neigungen des Menschen bestimmen, konnte ihm die Barbarei der deutschen Sprache nichts bieten. Im Trotz gegen die Roheit seines Vaters hatte der feurige Jüngling der französischen Muse gehuldigt, die ja damals die Muse aller Welt war, und im Schlachtenstaub des siebenjährigen Krieges konnte er wohl fortfahren in der alten Manier seiner Jugend zu dichten, aber er konnte nicht daran denken, eine neue Sprache zu erlernen. Freilich stand es ihm besser, wenn er märkisch fluchte, als wenn er französisch reimte, aber er empfand doch sehr

richtig, daß aus dem Märkischen, wie er es kannte, sich eine poetische Sprache nicht entwickeln ließ, und daß sie sich im übrigen Deutschland mittlerweile wirklich entwickelt hatte, war ihm unbemerkt geblieben. — Durch Herzberg veranlaßt, veröffentlichte er daher mit der größten Unbefangenheit Nov. 1780 die vielberufene Schrift De la literature Allemande, in der er gegen die Uebersetzung der abominables pièces Shakespeares eiferte, farces ridicules et dignes des sauvages du Canada, und gegen den Götz, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises; Gleim erfuhr mit Schmerz aus dieser Schrift, daß der König von seinen Grenadierliedern nichts gehört habe! — Indeß hatte sich Friedrich bemüht, den Weg anzugeben, auf dem nach seiner Meinung etwas Besseres erzielt werden könne. Er forderte die deutschen Schriftsteller auf, die Sprache durch geschmackvolle Uebersetzungen aus dem Griechischen zu heben. — „Während in Italien, England und Frankreich die vorzüglichsten Autoren in ihrer eigenen Sprache schrieben, haben die deutschen Gelehrten sich des Lateinischen bedient. Daher behielt die deutsche Sprache ihren alten Rost, das Volk seine grobe Unwissenheit. Erst seit kurzer Zeit haben deutsche Schriftsteller den Muth gefaßt, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, und erröthen nicht mehr, Deutsche zu sein. Auch das gehört zu den Hemmungen unserer Fortschritte, daß man an den deutschen Höfen nicht deutsch spricht. Aber auch in Frankreich kam die Nationalsprache erst in Aufnahme, nachdem eine Menge classischer Schriften sie mit malerischen Ausdrücken geschmückt und ihre Grammatik festgestellt hatte. Auch wir werden unsere classischen Autoren haben, jeder wird sie lesen wollen, an den Höfen wird man mit Lust deutsch sprechen, unsere Nachbarn werden es lernen, und es könnte kommen, daß unsere Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet." — Man soll den König mehr bedauern als ihn tadeln, daß die Sprache und Sitte wie die Religion seiner Väter ihm fremd blieb; die Erbärmlichkeit der in Worten aufgehenden Orthodoxie und ihren geringen Einfluß auf die Veredelung des Herzens kannte er aus dem Grunde, die Lächerlichkeit des Pietismus konnte seinem Scharfsinn nicht entgehen; wo sollte er nun die Religion finden, die seinem Geist genügte, da sie damals noch nicht vorhanden war? Wie Julian zur heidnischen Symbolik, so floh Friedrich aus den Betstuben seines väterlichen Hauses zur französischen Philosophie, die einzige, die ihm doch eine Art von Ideal darstellte.

Wenn Jerusalem in einer weitschweifigen und ziemlich nüchternen Abhandlung den König zu widerlegen suchte, so nahm dieser ebensowenig Notiz davon, als von Engel's schwülstiger Lobrede (24. Jan.), in der er als abstractes Ideal eines Fürsten gefeiert wurde. Andere Entgegnungen, z. B.

von Wezel im Mercur, waren noch unbedeutender. Auch hätte ihn Klopstock's „Rache“ wenig angefochten: „Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands Muse schützen, durch den schöneren Lorbeer decken des anderen Blut... Sich nicht zu rächen war der Deutsche schonend genug ... Doch du selber hast ihn gerächt! ... Du erniedertest dich, Ausländertöne nachzustammeln, dafür Hohn zu hören ... Und dein Blatt von Deutschlands Sprache! Die Rache ist selbst dem Widerruf nicht vertilgbar!“ —

Wichtiger war J. Möser's Entgegnung. — Wenn Friedrich's Programm des classischen Idealismus in der Folge wirklich durchgeführt wurde, so war man damals noch auf einem andern Wege: man suchte in die Tiefen des deutschen Lebens einzudringen, und der Dichtung zu erhalten, was von angestammten Sitten sich aus der deutschen Vorzeit noch erhalten hatte. — Möser erkannte in des Königs Schrift ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und helfen wollte. Gleich ihm findet er in der Herrschaft der lateinisch gebildeten Gelehrten den Hauptgrund für den Verfall der deutschen Sprache; er tadelt sie, daß sie lieber italienische oder französische Früchte von mittelmäßiger Größe ziehen gewollt, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen. „Der Weg, welchen die Franzosen und Italiener erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht und nun Alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt und die Mannigfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen. Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun wohl der beste sein? Der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke der letztere, obgleich er zur Verwilderung führen kann.“ Nicht als sollten wir nun Shakespeare und den Engländern nachäffen; der eigene Boden wird uns die beste Nahrung liefern, die Kunst der Nachbarn darf nur zur Verbesserung unserer eigenen Güter und ihrer Cultur dienen. „Große Empfindungen können nur von großen Begebenheiten entstehen. Dergleichen findet sich bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wucht stehender Heere seinen maschinenmäßigen Gang. Wir suchen die Ehre fast nur im Dienst und in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden. Unser historischer Stil hat sich in dem Verhältniß gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte werther und wichtiger gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten,

werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Geschichte höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre und ihre Sprache erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet aber nicht begeistert; insofern wir nicht auch, nachdem wir, wie die Franzosen, alle Arten von Romanen erschöpft haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerin unserer Ueppigkeit erniedrigen wollen. — Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, das wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichs stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund. So dürfen wir denn schwerlich darauf rechnen, es den Italienern an Feinheit, den Spaniern in Schilderung glühender Liebe, den Engländern in Darstellung der Freiheitsbegeisterung gleichzuthun. Und doch hat auch unser Klima seine guten einheimischen Pflanzen, die wir pflegen und erziehen können." (Vgl. S. 563.) „Der beste Gesang für unsere Bühne ist unstreitig ein Bardiet, der sie zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Schlacht singt, der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, das ihr einen hohen Muth giebt; nicht aber, was dem schwachen Ausschuß des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmachten macht."

„Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen," schreibt Goethe an dessen Tochter, „daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennt: denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! — Was er von meinen Versuchen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden. Ich unterschreibe besonders das sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehn haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen. — Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß

die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein: vielmehr dünkt mich, das Ausschließende ziemt sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht."

Es ist interessant, im Vergleich mit dem Urtheil des Königs noch die Stimme eines gelehrten Spießbürgers zu hören. — In der Vorrede zur „deutschen Sprachlehre" 1781, der noch einige Abhandlungen ähnlichen Inhalts folgten, giebt Adelung, geb. bei Anclam 1734, studirte zu Halle Theologie, seit 1763 Privatgelehrter in Leipzig, wo er 1774 sein berühmtes „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" begann — seine Ansichten über die Geschichte der deutschen Literatur. Er nennt das Gothische roh und ungeschlacht; er warnt vor Ueberschätzung der schwäbischen Dichter: sie seien in einem so rohen und unwissenden Jahrhundert allerdings eine angenehme Erscheinung, aber sie zum Nachtheil unserer heutigen Sprache empfehlen, hieße zu den Trebern zurückkehren. Als echter Nachfolger Gottsched's findet er es „mehr als sonderbar", wenn Schriftsteller aus den „Provinzen" den hochdeutschen Sprachgebrauch bestimmen wollten, da man über das, was Hochdeutsch sei, nur in Meißen urtheilen könne. Auf den verderblichen siebenjährigen Krieg wird die Schuld geschoben, daß die „unstreitig schönste Zeit der schönen Literatur Deutschlands und des deutschen Geschmacks überhaupt" nur zwanzig Jahre gedauert habe. „Die Provinzen, welche sich nach Obersachsen gebildet hatten, waren mit dem empfangenen Grade der Cultur zufrieden, und glaubten nun, ohne fremde Beihülfe weiter gehn zu können. Sehr bald artete der Geschmack in den Provinzen aus. Daher die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provincial-Wörter; daher der Hang, in den Werken des Witzes blos das Neue für schön zu halten; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Silbenmaße und was dergleichen Verirrungen mehr sind." „Der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen folgt, sind Abwege und Verirrungen."

---

6. Oct. 1780 kam Lessing wieder nach Hamburg. „Alle Welt," schreibt Elise Reimarus, „sagt er sei sehr verändert, und so graut mir ihn zu sehn. Ich wüßte nichts, was mich so traurig macht als die Ruinen

eines großen Mannes zu sehn.“ 14. Oct.: „Er ist nicht völlig so gut als ich's wünsche, aber auch bei weitem nicht so als er uns vorher beschrieben worden, ungeachtet er selbst all seinen Freunden weißmachen wollte, daß sein Kopf ihm diesen Winter vertauscht sei. Jeden Tag, daß er hier ist, hat er gewonnen, theils durch den Umgang, theils durch körperliche Bewegung. Doch steh ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, sobald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkommt. Es ist nicht wahr, daß sein Kopf nicht ganz der alte ist, sobald er will, aber sein Wille ist schläfrig, und die Sphäre der Dinge, die ihm interessant sind, verengt sich nach Maßgabe, daß sein Geist sich an Kenntnissen ausgebreitet, weil diese blos speculativ waren.“ 30. Oct. (gleich nach seiner Abreise): „Jammer ist es ihn zu sehn, soviel Geist und dabei soviel Zerbrechlichkeit; immer sitzt er da als ob er einschlafen wollte, und mir kommt vor, daß er niemals wacht.“

„So sehr ich nach Hause geeilt,“ schreibt er gleich nach seiner Rückkehr, „so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste, was ich fand, war ich selbst. — Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen, gesund zu sein und zu arbeiten? — Freilich! höre ich meine Freunde mir nachrufen, denn ein Mann wie Sie kann Alles was er will. Aber, lieben Freunde! wenn das nur etwas Anderes hieße als: kann Alles was er kann!“

26. Nov. erhielt der Herzog aus Regensburg die Anzeige, man werde gegen den Verbreiter der schändlichen Fragmente ein Excitatorium erlassen; der Herzog versicherte Lessing seines Schutzes, dieser aber erwiderte trotzig, daß er auf ihn gar keine Rücksicht nehmen, sondern verfahren möge, wie er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. — „Ich weiß selbst nicht,“ schreibt er an Elise, „warum ich seit einiger Zeit gegen unsern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er ist doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an sich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der sich von keinem vorschreiben läßt.“ Gleich darauf: „Ich glaubte recht lustig geschrieben zu haben, und Sie erschrecken! Mein gutes Kind, das war meine Absicht nicht. Ebensowenig als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir soviel Paradoxie zutrauen, als wohl schwerlich natürlich zu sein pflege. Sie könnten ja wohl recht haben, und was wäre dann? Ich könnte ja ebenso gut Paradoxie als andere Orthodoxie affectiren. Ich verstehe darüber so gut Spaß, daß es fast keine Lust ist, mit mir darüber zu spaßen.“

19. Dec. empfahl er einen jüdischen Abenteurer, der sich ihm angeschlossen, dem alten Freunde Moses: „er will von Ihnen nichts, als daß

Sie ihm den kürzesten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt. Die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt; daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben: höchstens hat Sie die Rückerinnerung an unsre bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Ach ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach lieber Freund, diese Scene ist aus!"

Jacobi — der jetzt sein Gehalt in Bayern verloren, (auch Laroche, Sophien's Mann, hatte seine Stelle aufgeben müssen; die Familie zog nach Speyer) lud Lessing fortwährend auf's dringendste ein, ihn in Pempelfort zu besuchen. Als Lessing ihn aufforderte, den Woldemar zu vollenden, antwortete er 22. Dec.: „In Wahrheit, unser Publicum ist mir zu kraus und zu bunt, seine Gewaltigen sind mir zu herzhaft; ich fühle, daß ich dem Dinge nicht gewachsen bin, und mit Schande zu bestehn, ist überall nicht angenehm. Besser, ich hätte mich nie in diese Welt gemengt."

Lessing's Ende nahte heran, doch war er unermüdlich thätig; einen neuen „Beitrag" voll tief gelehrter Untersuchungen hatte er druckreif, eine Menge angefangener Untersuchungen ließ er zurück.

15. Febr. 1781 starb Lessing. „Am Sterbetage außerordentlich heiter, ungeachtet er seinem Lohndiener, der den Tag eine Leiche auszurichten hatte, zweimal sagen lassen, er solle machen, daß er fertig würde, um die seine auch zu besorgen. Kurz vor seinem Tode läßt er sich aus Schlözer's Briefwechsel vorlesen, springt auf einmal aus dem Bett, geht in ein anderes Zimmer, kommt zurück, den Todesschweiß an jedem Haar, legt sich selbst wieder in's Bett, sagt zu seiner bestürzten Tochter, sei ruhig Malchen! reicht dem Wundarzt seinen Arm und entschlummert mit lächelndem Blick." Er war 52 J. alt. Die Section ergab Brustwassersucht*).

20. Febr. wurde er begraben. In Braunschweig ging das Gerede, er sei vom Teufel geholt. Als im braunschweiger Consistorium vom „seligen" Lessing gesprochen wurde, brach ein Geistlicher los: „Sie wollten doch wohl nur sagen, der verstorbene?" —

*) Die Stelle bei der Bibliothek erhielt nicht Leisewitz, der sich darum bewarb (er hatte sich mit Seyler's Tochter verlobt), sondern Langer. — Auch Ernesti starb in diesem Jahr, 11. Sept., 74 J. alt.

Goethe schrieb 20. Febr. an Fr. v. Stein: „Mir hätte nicht leicht twas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertel:unde vorher, ehe die Nachricht kam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Bir verlieren viel, viel an ihm; mehr als wir glauben."

Herder, 21. Febr., an Moses: „ich kann nicht umhin, da ich gegen liemand mein Herz darüber recht ausschütten und losmachen kann, an 5ie zu schreiben. Die Vorsehung hat auch hiebei ihre guten Zwecke: er t bald und früher des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in dem ›ir uns hier schleppen, um nur die ersten Blicke der Wahrheit thun ı können; Ihnen brauche ich's nicht zu sagen, was Deutschland an ihm erloren hat. Mir ist's noch immer, so entfernt wir von einander areiteten und dachten, so leer zu Muth, als ob Wüste, weite Wüste um ıich wäre."

Elise an v. Hennings, 2. März: „Es soll Finsterniß bleiben! das hreckliche Wort sollten wir uns täglich wiederholen, damit wir uns an den Gedanken gewöhnen und nicht über jede bitter getäuschte Hoffnung rasend weren. Ich hab' es, so oft ich konnte, Lessing selbst zugerufen, nicht um ihn ıuthlos zu machen, denn das war unmöglich gegen den Widerstand aller Syoden in der Welt, aber wohl muthlos gegen das Einwirken der Vorsicht, da:nit er sich nicht fruchtlos abzehrte. Umsonst!"

Das Berliner Theater feierte 24. Febr. Lessing's Tod, den Prolog hatte Engel gedichtet; das Hamburger folgte 9. März: Schröder selbst hielt die Rede. Mit einem ehrenden Nachruf kam zuerst Wieland; bald wurden iese Stimmen laut und allgemein. „Es muß auffallen," schreibt Elise 3. April, „daß man dem Manne, den man bei Leben nur verbrennen wollte, ach seinem Tode so einstimmig nachrühmt, daß er Wahrheit ausgebreitet, und aß kein Goeze etwas dawider einwendet. Freilich ist der Gedanke traurig: ›arum haben ihm das so Wenige bei seinem Leben gesagt?" „Sein Tod," hreibt Mendelssohn 8. Mai, „macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig; ber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe ıit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf, und danke der Vorsehung, aß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen. — Wenn irgend ein Rensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war s Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer 5tunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm nie eine eflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte sogar die Bizarrerie, ein abgesagter Feind der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnehmung, in der äußeren Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, und in der milden Bereit-

willigkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, seine Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der die Wahrheit allein gefunden zu haben sich einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrath zu dienen."

„So lange deutsch geschrieben ist," sagt Herder, „hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendung, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären! Seit Luther hat Niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will." Er tritt auch in Bezug auf die religiösen Streitigkeiten ganz auf Lessing's Seite. „Ich hasse die feige Heuchelei oder Altweiberklugheit unter dem Gewand meines Standes, denn sie schadet entsetzlich, und macht zuletzt alles Heilige in der Welt unzuverlässig und verächtlich." — Er ist es endlich, der zuerst jenes Wort auf ihn angewendet hat, das als das angemessenste wohl bleiben wird: „Er war ein Mann! sagt Alles mit einem Wort! — Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn."

Mitunter möchte man Lessing's Schicksal tragisch nennen. Seine Briefe überströmen von Klagen und Unzufriedenheit, die kurze Zeit, in welcher er wahres Glück hoffte, wurde durch das Schicksal gewaltsam gebrochen. Daß nicht blos in äußern Umständen der Grund seines Verdrusses liegt, ändert an dem tragischen Eindruck nichts. Die Kraft, welche in der allgemeinen Bildung eine so gewaltsame Bewegung hervorrief, wendete sich auch gegen ihn selbst. Auch im Denken fand er nicht, was mancher glücklichere Phlegmatiker findet: es machte ihn nur unruhiger, und seine Gedanken sind selten als geprägte Münze zu verwerthen. Er hätte gern mit den Worten eines Andern sagen können: „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich gethan! . . . Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen, es sei die Zeit für mich vorbei!" —

Weil Lessing mit seinem Mißbehagen nicht zurückhielt; weil er mit der Bescheidenheit echter Größe sich auf Jedermanns Niveau stellte, auch wo seine Blicke einen Horizont umfaßten, der allen übrigen verschlossen blieb: — gab er den unbedeutendsten Menschen leicht Gelegenheit, ihn als Ihresgleichen zu betrachten, ja wohl auf ihn herabzusehn. Dafür hat ihn die Nachwelt entschädigt. Für uns treten die Berühmtheiten jener Zeit mehr und mehr in den Schatten, und nur drei große Gestalten heben

sich immer kenntlicher, immer edler aus dem Hintergrund ab: Goethe, Lessing und Kant.

Man pflegt die Jugend als das glücklichste Lebensalter zu bezeichnen. Ihre Erinnerungen haften am längsten und bleiben dem Herzen am nächsten: nicht blos die erste Liebe und die erste eigne Philosophie, sondern jeder Narrenstreich. Es war die Zeit des Werdens, in welcher Empfindung und Gedanke noch durch keine Bedingtheit geirrt war; auch der Tüchtigste muß, wenn er aus ihr heraustritt und im Endlichen zu wirken beginnt, mit Schmerz irgend etwas aufgeben.

In diesem Sinne verdienen die zehn Jahre, die wir jetzt durchlaufen, unsre Liebe und Ehrfurcht. Es war die wirkliche, schöne Jugendzeit des neuen Deutschland, und an Hoffnungen und ehrlichem Streben ist keine spätere mit ihr zu vergleichen. Man darf sie nicht blos nach den wirklichen Leistungen abschätzen, obgleich sie auch darin erstaunlich ist. Man erinnere sich: Götz, Werther, Clavigo, Faust, Prometheus, Iphigenie; Goethe's schönste und größte Lieder: der Wandrer, der Fischer, Harzreise im Winter u. s. w. — Emilia Galotti, Nathan; Lessing's vollendetste Prosa, von Berengarius bis zu Ernst und Falk. — Wieland's anmuthigste Gedichte: Wintermährchen, Geron, Oberon — Bürger's Balladen von der Leonore bis zur Pfarrerstochter; Stolberg's, Hölty's Gedichte. — Aus Sturm und Drang wird nicht viel übrig bleiben, doch sind Julius von Tarent, Hippels Lebensläufe, Allwill und Woldemar, Stilling's Jugend, die Abderiten, Spitzbart u. s. w. immer ansehnliche Versuche. — Shakespeare bürgert sich auf dem Theater ein, Homer wird durch Voß dem Volk zugänglich gemacht. — Die großen Anregungen von Möser, Herder, Jacobi, Hamann, Lavater, Claudius, Merck, Mauvillon u. s. w. gehören dieser Periode an. — Es sind wahrhaftig sehr respectable Werke, mit denen schwerlich ein anderes Jahrzehnd wetteifern kann, aber nicht in ihnen liegt der Hauptreiz dieses Jünglingstreibens.

Wohl Niemand wird den Bericht vom Hainbund, von den verschiedenen empfindsamen Reisen, den Liebesbriefen und Freundschaftstempeln ohne ein Lächeln gelesen haben; närrisch genug sehn sie mitunter aus. Aber sie haben auch eine ernsthafte, ja rührende Seite.

Es ist der Drang nach wirklichem, starkem Leben, der überall freudig aufschießt. Es sind fast ausschließlich junge Leute, die den Gesang anstimmen: unreif, oft verworren, nicht recht im Stande, erträumte Empfindungen von wirklichen Empfindungen zu unterscheiden. Aber sie streben eifrig nach Wahrheit: es liegt ihnen nicht daran, Romane zu schreiben oder zu erleben; es ist

ein tüchtiger Trieb des Herzens, der aus den Banden des Spießbürgerthums und des Pietismus ungeberdig sich losringt. Die Glieder sind der freien Bewegung noch so entwöhnt, daß jeder neue und große Gedanke noch wie ein Schmerz empfunden, jeder Schritt in's Weite als ein unendlicher Sprung mit Entzücken gerühmt wird. Man mag heute darüber lächeln, wenn Jacobi oder Lavater über metaphysische Probleme, die heute mit äußerster Gelassenheit abgemacht werden, sich ereifern und ängstigen: diese Angst war nur ein Zeichen der Aufrichtigkeit, mit der man in der allgemeinen Weltverwirrung einen sichern Halt suchte.

Noch hatten sich Dichter und Denker nicht vom Volke getrennt. Die Zahl derer, welche an jedem neuen Lied und jedem neuen Glaubenssatz lebendigen Theil nahmen, gewissermaßen dazu mitwirkten, war verhältnißmäßig sehr groß: darum sind die Briefe jener Zeit von so großer Bedeutung. Jeder Schriftsteller gab seine Individualität preis, und er dachte sich sein Publicum als eine Reihe von Individualitäten: daher die frische und warme, wenn auch nicht selten übertriebene und incorrecte Rede.

Wie in der Jugend noch Alles Totalität ist, so finden wir in dieser kurzen Periode alle spätern großen Bestrebungen im Keim. Wissenschaft und Kunst sind noch nicht von einander getrennt: die Nachtheile, die sich daraus ergeben, sind allgemein bekannt, aber für das individuelle Dasein ist es ein Segen. Man macht von den vereinzelten Selbstmorden ein zu großes Wesen; im Ganzen genossen die damaligen Jünglinge viel, auch ihr Leid wußten sie durch Beredsamkeit und Poesie zum Genuß zu erheben. Und im Ganzen — starke Ausnahmen finden freilich statt — ging die Richtung der Zeit auf's Gute und Edle: was sich Ungehöriges regte, trat wenigstens noch nicht in der Anmaßung einer Doctrin auf.

Die Jugend darf nicht zu lange währen; die Jugendzeit der deutschen Dichtung hätte auch aus innern Gründen aufhören müssen. Aber für den augenscheinlichen Rückgang von 1781 wirkten auch äußere Gründe mit: hauptsächlich Lessing's Tod und Goethe's amtliche Stellung. Beide wurden in der stärksten und blühendsten Schöpfungsperiode unterbrochen, ihren Jüngern fehlten die Führer, und die von ihnen geweckte Literatur verkümmerte in unschöner Verwirrung.

Daher traten andere Kräfte ein. Mit unvergleichlicher Kraft rief Schiller noch einmal den Sturm und Drang in's Leben; die Bewegungen in Frankreich zogen die Aufmerksamkeit von Liebe und Freundschaft zur Politik ab, und zwangen die Einzelnen, sich in Parteien zu gliedern; die Naturwissenschaft wurde Angelegenheit der Nation; Kant nahm das Denken in Schule und Zucht, und die angenehme Beschäftigung, nach eignem Belieben sich Ge-

danken zu machen, wurde gewaltsam unterbrochen. Endlich wich der Trieb, vieles Neue, Große, Eigne zu ersinnen und zu empfinden, dem Bedürfniß, in diesem Vielen eine Auswahl zu treffen, das Individuum harmonisch zu bilden. Werther war der Typus der abgeschlossenen, Wilhelm Meister ist der Typus der neuen Periode, zu welcher Iphigenie und Nathan bereits den Weg gebahnt. Unserm Herzen steht Werther näher, aber leicht werden wir begreifen, daß der Fortschritt nothwendig war.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Druckfehler.

Seite	Zeile		lies	statt
Seite 5	Zeile 8	v. oben	lies Ablehnung	statt Ablohnung.
„ 14	„ 17	v. „	„ Christ	„ Geist.
„ 15	„ 4	v. „	„ ist Abb.	„ Abb.
„ 16	„ 6	v. „	„ traurig	„ traulich.
„ 120	„ 17	v. unten	„ als gefühlt	„ und gefühlt.
„ 124	„ 11	v. „	„ schlief	„ schrieb
„ 136	„ 11	v. „	„ schützen	„ schätzen.
„ 136	„ 6	v. „	„ Krieg	„ König.
„ 157	„ 11	v. „	„ Paches	„ Perses.
„ 193	„ 7	v. oben	„ Zunge	„ Zeuge.
„ 250	„ 15	v. „	„ scharfen	„ schwachen.
„ 264	„ 18	v. „	„ Briefs	„ Buchs.
„ 608	„ 5	v. unten	„ konnte	„ könnte.





